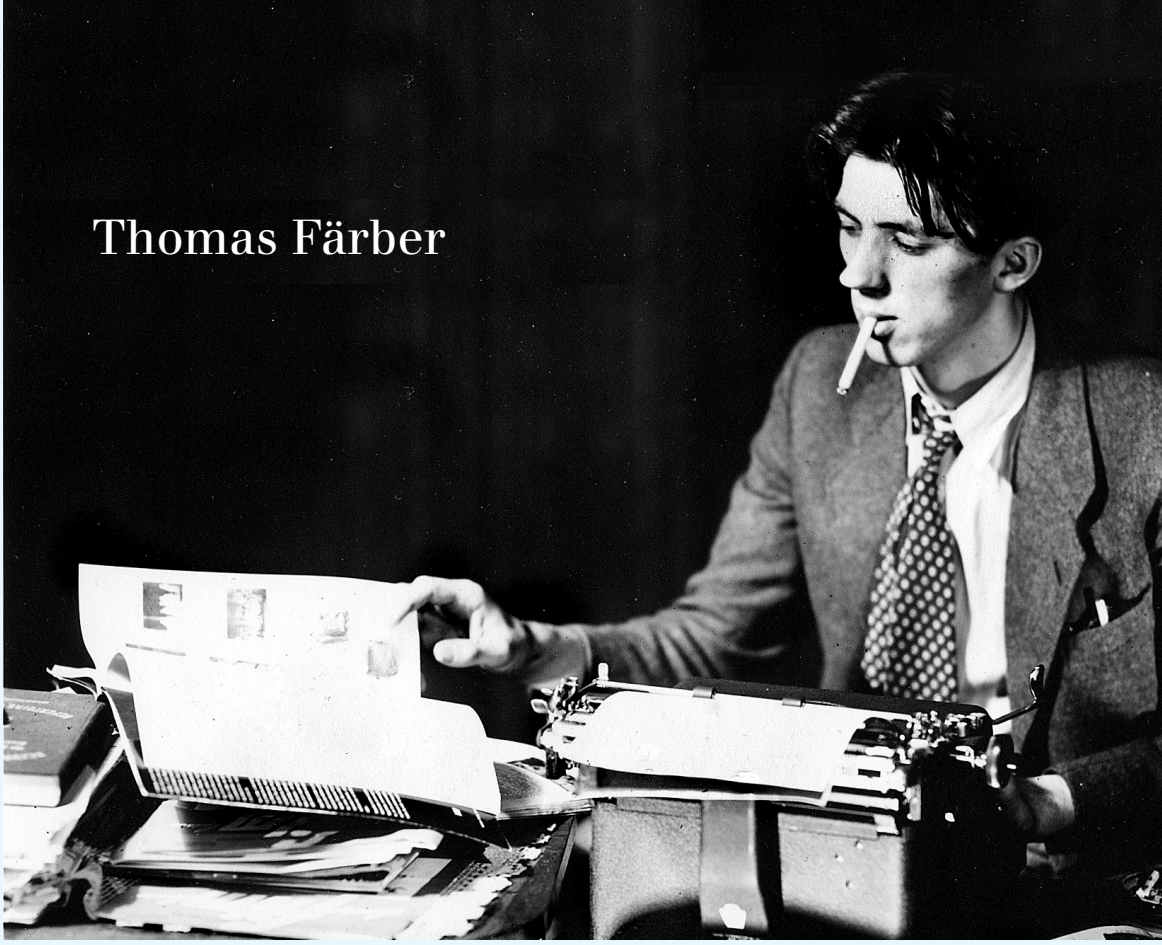


Thomas Färber

Protest mit der Schreibmaschine

Walter Matthias Diggelmann in den öffentlichen Debatten der 1960er- und 1970er-Jahre

CHRONOS

Thomas Färber

Protest mit der Schreibmaschine

«Splitter der Erinnerung» zu Walter Matthias Diggelmann

CHRONOS

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

Diese Forschungsarbeit wurde an der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern am 1. Dezember 2016 als Dissertation eingereicht. Am 12. Juni 2017 erfolgte die Disputation und am 15. September 2017 die Promotion. Erstgutachter war Prof. Dr. Aram Mattioli, Zweitgutachter Prof. Dr. Daniel Speich Chassé.



Weitere Informationen zum Verlagsprogramm:
www.chronos-verlag.ch

Umschlagbild: An der Schreibmaschine, mit Zigarette im Mundwinkel: Walter Matthias Diggelmann, als er noch kein schweizweit bekannter Schriftsteller war. Aufnahme vom 25. September 1951.
Druck: Bürli AG, Döttingen

© 2021 Chronos Verlag, Zürich
Print: ISBN 978-3-0340-1564-6
E-Book (PDF): DOI 10.33057/chronos.1564

Gewidmet meiner Frau Eva und unseren Kindern
Max, Robin, Cyrill und Nick

In Erinnerung an meinen Grossvater Hansjörg Abt

zurück

Inhalt

1	**Vorwort**	9
2	**Der Weg zum Schriftsteller und streitbaren Intellektuellen**	15
2.1	Kinder- und Schuljahre	17
2.2	Die immer wieder erzählte Geschichte	23
2.3	Auf der Suche nach dem eigenen Standpunkt	35
3	**«Splitter der Erinnerung» – 25 Episoden aus zwei Jahrzehnten**	53
3.1	Der engagierte Schriftsteller	54
3.1.1	Von der «Zertrümmerer»-Debatte zum Literaturstreit	56
3.1.2	Die Abspaltung der Gruppe Olten	80
3.1.3	Der Erlenbacher Buchstreit	98
3.2	Der kritische Patriot	124
3.2.1	Die Schweiz als Thema	125
3.2.2	Viel Wirbel um «Zivilverteidigung»	155
3.2.3	«Die Hinterlassenschaft» und die unbewältigte Vergangenheit	170
3.3	Der anwaltschaftliche Intellektuelle	222
3.3.1	Im Dienst der Dienstverweigerer	223
3.3.2	Engagiert für Homosexuelle und Jugendstraftäter	248
3.3.3	Solidarität mit den italienischen Gastarbeitern	279
3.3.4	Im Dialog mit der protestierenden Jugend	290
3.4	Der nonkonforme Nonkonformist	326
3.4.1	Die Rede von «Faschismus» und den «Linken» und «Rechten»	327
3.4.2	Nonkonformistentreffen am Bielersee	347
3.4.3	Von einer DDR-Reise zur Gesellschaft Schweiz – DDR	363
3.4.4	Das Abenteuer Gemeinderat	388
3.4.5	Das Verhältnis zur NZZ und die andere Seite der Medaille	403
3.5	Der multimediale Intellektuelle	435
3.5.1	Neue Wege im Fernsehen: die «Telearena»	438
3.5.2	Das engagierte Hörspiel	463
4	**Wissenschaftliche Einbettung**	475
4.1	Theorie und Methode	475
4.1.1	Der Intellektuelle als theoretische Kategorie	475
4.1.2	Geschichte der Schweizer Intellektuellen	484
4.1.3	«Splitter der Erinnerung» – die andere Form der Biografie	488
4.1.4	Leitbegriffe: «Öffentlichkeit» und «Identität»	494
4.1.5	Aufbau, Quellen- und Literaturlage	498
4.1.6	Ausblick: Unbeleuchtete Felder, mögliche Forschungsgebiete	504

4.2	Analyse	507
4.2.1	Die Debatte um die «littérature engagée»	507
4.2.2	Die Dekonstruktion der Schweizbilder	521
4.2.3	Die Stimme der Minderheiten	535
4.2.4	Ein Linksintellektueller ohne Standort?	551
5	**Walter Matthias Diggelmann in der Schweizer Öffentlichkeit: Eine Bilanz**	561
6	**Daten zu Leben und Werk**	573
7	**Dank**	581
8	**Abbildungsnachweise**	583
9	**Bibliografie Walter Matthias Diggelmann**	585
9.1	Bücher, Theater, Rundfunkbeiträge	585
9.2	Zeitungsartikel	588
9.3	Briefe von Walter Matthias Diggelmann (Auswahl)	599
9.4	Briefe an Walter Matthias Diggelmann (Auswahl)	604
9.5	Interviews mit Walter Matthias Diggelmann	605
10	**Quellen und Literatur**	607
10.1	Archive, Nachlässe	607
10.2	Zeitungsartikel vor 1980	610
10.3	Zeitungsartikel nach 1980	623
10.4	Forschungsliteratur und Texte zu Walter Matthias Diggelmann	623
10.5	Forschungsliteratur und Texte vor 1980	625
10.6	Forschungsliteratur und Texte nach 1980	630

zurück

1 Vorwort

> «Vom Beginn der sechziger Jahre an war Diggelmann einer der meistgelesenen und meistdiskutierten Schriftsteller des Landes. Mit seinen beiden Romanen «Das Verhör des Harry Wind» (1962) und «Die Hinterlassenschaft» (1965) setzte er sich auch in Deutschland durch und sorgte mit schöner Regelmässigkeit für Debatten im In- und Ausland. Dabei wurde er vor allem durch seine Zeitungskolumnen sowie zahlreiche Hör- und Fernsehspiele auch einem Publikum bekannt, das an kritischer Literatur im engeren Sinne des Wortes nicht sonderlich interessiert war. Von Dienstverweigerung bis Osthandel, von Atomenergie bis Überfremdung, von Antikommunismus bis Flüchtlingspolitik gibt es kaum ein gesellschaftlich brisantes Thema, zu dem Diggelmann nicht pointiert Stellung bezogen und das in seiner Korrespondenz nicht seinen Niederschlag gefunden hätte. Diggelmann gehörte zu den sogenannten Nonkonformisten, wie die linken Intellektuellen in den sechziger Jahren genannt wurden. Er polemisierte und wurde angefeindet. Er trug seine Haut zu Markte und bezog nicht selten dafür Prügel. An ihm schieden sich schon früh die Geister; an ihm vorbei kam niemand, der sich in den sechziger und siebziger Jahren mit Schweizer Literatur befasste.»[1]

Das Zitat von Klara Obermüller[2] verweist bereits auf eine Vielzahl der Themen, die in diesem Buch ausgeleuchtet werden. Die Studie versteht sich als «intellektuelle Problemgeschichte»[3] der Schweiz zwischen 1960 und 1980. Wenn Walter Matthias Diggelmann in seinen regelmässig geführten Debatten Teil eines «intellektuellen Dramas»[4] war, dann soll diesem Drama in der folgenden Arbeit auf den Grund gegangen werden. Wenn von Dienstverweigerung, von «böser» Literatur, von Jugendunruhen und von Kommunismus und Antikommunismus die Rede ist, dann soll Walter Matthias Diggelmann vor dem jeweiligen gesellschaftlichen und kulturellen Hintergrund «gelesen» werden. Es soll aber auch gefragt werden, wo sich Entwicklungen und Tendenzen ablesen lassen, die über Diggelmann hinausgehen und etwas zur allgemeinen Schweizer Geschichte zur Zeit des Kalten Krieges aussagen. So wird unter anderem den Debatten der sogenannten Nonkonformisten nachgespürt und ihre Bedeutung für das schweizerische Selbstverständnis untersucht.

Wieso aber, mag man sich fragen, wird ausgerechnet Walter Matthias Diggelmann herangezogen, um die 1960er- und 1970er-Jahre in der Schweiz besser zu verstehen? Eine berechtigte Frage. Ausgangspunkt dieser Untersuchung war eine Lizenziatsarbeit, die im Winterhalbjahr 2005/06 unter dem Titel «Die Schweizer

1 Obermüller, Klara 2006: Vorwort der Herausgeberin, S. 8.
2 Klara Obermüller, eine bekannte Schweizer Journalistin, Fernsehmoderatorin und Schriftstellerin, war Diggelmanns dritte Ehefrau.
3 Raulff, Ulrich 1995: Ein Historiker im 20. Jahrhundert, S. 12.
4 Ebd.

Nonkonformisten der 1960er-Jahre»[5] verfasst wurde. Die Arbeit wandte sich einem intellektuellen Milieu oder, wie Jean-François Sirinelli es möglicherweise nennen würde, einem «intellektuellen Mikrokosmos»[6] der Schweiz der 1960er-Jahre zu; einem Mikrokosmos, der bis dahin in der Geschichtsschreibung zur Schweiz nach 1945 wenig Aufmerksamkeit erhalten hatte. In den Geschichtsbüchern zur Schweizer Geschichte werden die sogenannten Nonkonformisten, wenn überhaupt, dann meist nur beiläufig und mit wenigen Sätzen erwähnt.[7] Dies erstaunt, vor allem, wenn man bedenkt, dass die Schweizer Nonkonformisten aus heutiger Perspektive durchaus als Geburtshelfer einer Entwicklung bezeichnet werden können, die in der Folge in der Schweiz unter der Chiffre «1968» in die Geschichtsbücher einging.[8]

Den Begriff Nonkonformist wandte zuerst vor allem ein Teil der damals bürgerlich-konservativen Schweiz auf eine Gruppe von Intellektuellen an – Intellektuelle, «die sich frevelnd über helvetisches Selbstverständnis hinwegzusetzen pflegen»,[9] wie Frank A. Meyer 1968 formulierte. Der heutige Starkolumnist des «Sonntags-Blicks» war damals selbst Teil dieses nonkonformistischen Mikrokosmos. Historiker Roger Sidler hielt 2006 fest, dass der in diffamierender Absicht verwendete Begriff Nonkonformist in den 1960er-Jahren einer Reihe von Journalisten, Publizisten und Schriftstellern in der Deutschschweiz unterstellte, «sie würden ihre masslose Kritik in erster Linie um der eigenen Profilierung willen öffentlich vortragen und gefielen sich in der Pose junger zorniger Männer […]. In den Augen vieler rechtsbürgerlicher wie sozialdemokratischer Wortführer handelte es sich im Fall der Nonkonformisten um nützliche Trottel Moskaus.»[10]

Fredi Lerch, Autor eines Buches zum Nonkonformismus in Bern,[11] fasste zusammen, dass mit «Nonkonformist» jemand gemeint war, der quer zur bestehenden Ordnung dachte und öffentlich dazu stand. Der Nonkonformist war ein Intellektueller, der den damals verbreiteten Antikommunismus kritisch hinterfragte und unbequeme Fragen zum politischen Zustand der Schweiz, zum Umgang mit der schweizerischen Weltkriegsvergangenheit, zur Landesausstellung Expo 64, zur Jugend und zur richtigen Reaktion auf die Jugendunruhen formulierte. Ein Intellektueller, der den Tell-Mythos und die Schlacht zu Sempach thematisierte, vor-

5 Färber, Thomas 2006: Die Schweizer Nonkonformisten.
6 Sirinelli, Jean-François 1986: Le hasard ou la nécessité, S. 105.
7 Die Ausnahme, die die Regel bestätigt, ist die Dissertation von Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli.
8 Färber, Thomas; Schär, Bernhard 2008: Zwischen bürgerlicher Reform und jugendlicher Revolte, S. 15–27.
9 Meyer, Frank A. 1968: Vorwort zu einer Bestandesaufnahme, S. 1.
10 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 215. Neu erfunden wurde der Begriff «Nonkonformist» in den 1960er-Jahren allerdings nicht. Bereits im 17. Jahrhundert, im revolutionären England, waren jene, die von der Königskirche auf die puritanisch-sektiererische Seite oder zum Katholizismus abwichen, als «nonconformists» respektive «dissenters» bezeichnet worden. Dejung, Christoph 1984: Schweizer Geschichte seit 1945, S. 144.
11 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies.

zurück

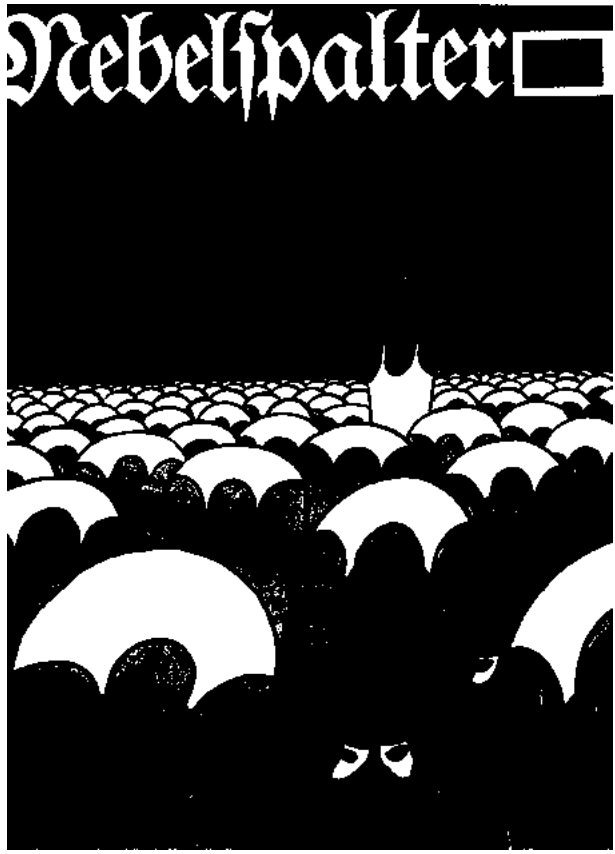


Abb. 1: Eine Karikatur zum Schweizer Nonkonformisten der 1960er-Jahre, erschienen im «Nebelspalter» vom 14. Juni 1967.

nehmlich am Nationalfeiertag, der sich mit der «schweizerischen Enge»[12] auseinandersetzte, den schweizerischen Strafvollzug, die Rolle der katholischen Kirche in einer zunehmend säkularisierten Welt und die sogenannte geistige Landesverteidigung zur Sprache brachte und mitunter auch direkte Kritik an Vertretern des bürgerlich-konservativen Establishments übte.[13]

Der Nonkonformist war üblicherweise ein Deutschschweizer Mann, positionierte sich tendenziell linksliberal, aber gewöhnlich nicht extrem links. Ausserdem war er selten in einer Partei zu finden, da er ausgesprochener Einzelkämpfer war.[14]

Auf den ersten Blick scheinen die mit dem Label Nonkonformist abgestempelten Intellektuellen viel gemeinsam gehabt zu haben, erscheinen möglicherweise sogar als eine geschlossen agierende Gruppierung. Bei genauerer Betrachtung wird aber deutlich, dass der erste Eindruck täuscht. Darum ist auch mit Vorsicht zu geniessen, was in der Schweizer Geschichtsschreibung bisher zu den Nonkonfor-

12 Nizon, Paul 1970: Diskurs in der Enge, S. 5.
13 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 347.
14 Ebd., S. 347 f. / Fleig, Hans 1968: Über den schweizerischen Nonkonformismus, S. 661–672.

misten geschrieben wurde. Der Begriff war zuerst eine allgemein benutzte Fremd- und später gar eine gern genutzte Selbstzuweisung, der zusammenfassende Begriff täuscht aber über den Umstand hinweg, dass die unter dem Namen Nonkonformisten zusammengefasste Gruppe im Kern sehr heterogen war. Nicht zuletzt aufgrund dieser Unterschiede und der zahlreichen Uneinigkeiten haben Versuche zur Gruppenformierung an den damals geheimen «Nonkonformistentreffen»[15] in Biel nicht gefruchtet. Gemeinsam war den Nonkonformisten die Forderung nach Wandel, nach Abkehr vom Status quo, nach kritischer Auseinandersetzung mit der Gegenwart, der Literatur und der Gesellschaft und nach einer zukunftsgerichteten Schweiz. Einig waren sie sich vor allem in ihrem Nonkonformsein. Sie wünschten sich eine liberalere Gesellschaft mit freien, befreiten Menschen. Die sozialliberale Demokratie und die Forderung nach sozialer Gerechtigkeit verkörperten für viele Nonkonformisten, wenn auch manchmal unausgesprochen, eines der grossen Ziele der Gesellschaft.[16]

Im Laufe der Recherchen zur Lizenziatsarbeit zeigte sich, dass Walter Matthias Diggelmann häufiger und vehementer als andere aus dem Mikrokosmos der Nonkonformisten ausscherte, einen eigenen Weg beschritt und sich stellenweise sogar bewusst von den Nonkonformisten distanzierte. Diese Beobachtung wird durch einzelne zeitgenössische Publikationen gestützt. Martin Dahinden hielt 1988, neun Jahre nach Diggelmanns Tod, fest: «Obwohl die meisten schweizerischen Schriftsteller der sechziger Jahre mit ihren Reden und journalistischen Texten ein ausgesprochen gesellschaftskritisches und politisches Interesse zeigten, war ihre Literatur – vielleicht mit der Ausnahme Diggelmanns – keine politische Programmliteratur.»[17] Diggelmann als Autor politischer Programmliteratur? Sicher scheint, Diggelmann setzte sich über das für einen Nonkonformisten übliche Mass hinaus für die sogenannten Langhaarigen, die «littérature engagée» und «den realen Sozialismus» ein, um nur drei Beispiele zu nennen. Er hatte, im Gegensatz zur Mehrheit der Intellektuellen des nonkonformistischen Mikrokosmos, letztlich auch kein Problem damit, das Image des «Kommunisten» zu tragen, und war in seinem Urteil zum Zeitgeschehen meist nicht zimperlich. Das bestätigte direkt nach Diggelmanns Tod im Winter 1979 auch Peter Höltschi, ein Wegbegleiter Diggelmanns: «Ich glaube, Walter M. Diggelmann hat in seinem Leben fast nichts gemacht, was nicht extrem war. So wurde ihm schnell einmal das Klischee eines ‹Linksextremen› angehängt – denn er war ein extremer Kritiker dieses Landes. In seinen Romanen, Hörspielen und Fernsehstücken hat er die Schweiz oder die Verhältnisse in der Schweiz scharf angegriffen – oft schärfer als nötig. Aber gerade diese Schärfe machte die Qualität seiner Produkte aus: da war einer, der wild um sich schlagend seine private Wahrheit verbreitete, ohne Rücksicht auf Verluste und

15 Färber, Thomas 2006: Die Schweizer Nonkonformisten, S. 55–57. / Siehe dazu auch Kapitel 3.4.2.

16 Färber, Thomas; Schär, Bernhard 2008: Zwischen bürgerlicher Reform und jugendlicher Revolte, S. 15–27.

17 Dahinden, Martin 1988: Nachwort, S. 368.

zurück

wohl wissend, dass es die ganze Wahrheit doch nicht gibt. Er war unbequem und er stritt mit allen über alles, er wollte nicht unbedingt Recht haben, aber er fand immer wieder Wände, an denen er sich den Kopf einrennen konnte. […] Tatsächlich betrieb Diggelmann so etwas wie ‹Selbstzerstörung›, nicht nur literarisch, auch physisch. Er lebte, wie er schrieb: voll aus dem Gefühl heraus, ‹aus dem Bauch›, wie er sagte. […] Einer, der sein Leben lang den wilden Mann nicht nur gespielt hat, sondern sich wild gebärdete in seinem Engagement für jene, die ‹einen Platz an der Sonne› brauchen, einer, der sich nirgendwo einordnen lassen wollte, nicht einmal links […]. Er war ein literarischer Rabauke, kein ziselierender Schönschreiber, einer, der direkt und ehrlich und unerbittlich blieb, auch gegen sich selbst. Und er hasste jegliche Art von Lobhudelei.»[18]

Wodurch auch immer sich Walter Matthias Diggelmanns Lebenslauf letztlich von den Lebensläufen anderer Intellektueller unterscheidet, der kritische Autor war und ist mit den vorhandenen Schablonen, trotz seiner zum Teil sehr klaren, scheinbar eindeutigen Stellungnahmen, nicht leicht einzuordnen als Intellektueller seiner Zeit. Für die Forschung zur Intellektuellengeschichte, der diese Dissertation zuzuordnen ist – siehe Kapitel 4 –, verspricht das neue und spannende Einsichten. Er deutet auf einen Mikrokosmos hin, zugleich aber auch wieder davon weg. Darum lohnt es sich, diesen atypischen Schriftsteller und Journalisten, welcher sich nicht ohne Weiteres unter die «Mainstream»-Intellektuellen der 1960er- und 1970er-Jahre einordnen lässt, genauer zu betrachten. Besonders lohnenswert ist dieses Unterfangen auch, weil die historische Forschung, so knapp sie bislang auch ausfällt, bereits erstaunliche Thesen zu Diggelmann aufgestellt hat. Der Literaturexperte Klaus Pezold hält beispielsweise fest, dass Walter Matthias Diggelmann von den Autoren seiner Generation die Gesellschaftskritik Max Frischs am konsequentesten aufgenommen und am radikalsten weitergeführt habe.[19] Der Germanist Gieri Cavelty geht noch einen Schritt weiter. Er kommt in seiner Analyse zum Roman «Die Hinterlassenschaft» zum Schluss, dass zwar Max Frisch in «Stiller» als erster Schweizer Autor der Nachkriegszeit die Fehler der Vergangenheit als Ursache seines gegenwärtigen Missfallens an der Schweiz ins Feld geführt habe, allerdings komme diese Argumentation in «Stiller» bei weitem nicht so zugespitzt und zwingend daher wie elf Jahre später in der «Hinterlassenschaft».[20] «Erst Diggelmann kreierte eine eigentliche Umkehrdoktrin zur Geistigen Landesverteidigung: Indem er aufzeigte, dass die Schweiz während des Zweiten Weltkrieges nicht einfach keine rühmliche, sondern sogar eine höchst unrühmliche Rolle gespielt hatte und dass die Geistige Landesverteidigung mit dem Antikommunismus als ihrem wichtigsten Pfeiler nichts anderes sei als eine faschistoide Ideologie, sprach er den Verfechtern eben dieser Geistigen Landesverteidigung apriorisch jegliche Glaubwürdigkeit ab.»[21] Diggelmann als Konstrukteur einer neuen Um-

18 Schweizer Illustrierte: 10. 12. 1979.
19 Pezold, Klaus 1991: Die Jahrzehnte des Aufschwungs, S. 194.
20 Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion, S. 109.
21 Ebd.

kehrdoktrin? Das ist ein überraschendes Fazit zu einem Intellektuellen, der heute, im Gegensatz zu Max Frisch, praktisch vergessen ist.[22]

Die aufgestellten Thesen und forschungsleitenden Fragen zur Intellektuellengeschichte und zur Schweiz der 1960er- und 1970er-Jahre – siehe dazu Kapitel 4 – wurden im Rahmen der Dissertation anhand von 25 Episoden aus zwei Jahrzehnten (1964–1979) genauer untersucht. Den roten Faden bilden die Person Walter Matthias Diggelmann und seine öffentlich geführten Debatten und intellektuellen Interventionen. Allerdings wurde diese «öffentliche Biografie» im vorliegenden Fall nicht als abschliessendes, teleologisches Projekt verstanden. Stattdessen wurde auf eine noch wenig verbreitete, aber faszinierende Variante der biografischen Methode zurückgegriffen: das Konzept des Biographems. Die Arbeit folgt dem in der Wissenschaft bisher ein Mauerblümchendasein fristenden Weg von Sigrid Weigel, eine Biografie nicht mehr hauptsächlich chronologisch zu schreiben, sondern thematisch anzuordnen.

«Wäre ich Schriftsteller und tot, wie sehr würde ich mich freuen, wenn mein Leben sich dank eines freundlichen und unbekümmerten Biographen auf ein paar Details, einige Vorlieben und Neigungen, sagen wir auf ‹Biographeme›, reduzieren würde, deren Besonderheit und Mobilität ausserhalb jeden Schicksals stünden.»[23] Weigel zieht dieses Zitat von Roland Barthes heran, um zu zeigen, welche zwei Arten der Erinnerung existieren: jene, die eine Einheit der Person kreiert – «eingeschlossen in den Schicksalsbehälter der Urne»[24] –, und jene, die den Spuren einer Person, den «zerstreuten Splittern der Erinnerung»[25] folgt. Die zweite Herangehensweise, diejenige der Biographeme, wird in dieser Arbeit verfolgt. Ergebnis ist ein «Patchwork»,[26] wie es Raulff nennt, ein Patchwork aus Biographemen und «Splittern der Erinnerung» zu Walter Matthias Diggelmann und seinen Debatten als Intellektueller in der Schweizer Öffentlichkeit der 1960er- und 1970er-Jahre.

Allerdings, so die Annahme, kann die «Splitter der Erinnerung» nur vollständig nachvollziehen, wer auch die Herkunft Walter Matthias Diggelmanns zumindest in den Grundzügen kennt. Darum wurde den 25 Episoden eine biografische Einführung vorangestellt, sie skizziert die «biographische Schlüsselerfahrung»[27] Diggelmanns.

22 Daran hat auch die von Klara Obermüller herausgegebene Ausgabe der Werke Diggelmanns nur marginal etwas geändert. Diggelmann, Walter Matthias 2000: Geschichten um Abel und ausgewählte frühe Erzählungen. / Diggelmann, Walter Matthias 2000: Der falsche Zug. / Diggelmann, Walter Matthias 2002: Das Verhör des Harry Wind. / Diggelmann, Walter Matthias 2003: Die Hinterlassenschaft. / Diggelmann, Walter Matthias 2004: Filippinis Garten. / Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich.

23 Weigel, Sigrid 2002: Korrespondenzen und Konstellationen, S. 41. Dort zitiert nach Barthes, Roland 1974: Sade Fourier Loyola, S. 13.

24 Weigel, Sigrid 2002: Korrespondenzen und Konstellationen, S. 42.

25 Ebd.

26 Raulff, Ulrich 2002: Das Leben – buchstäblich, S. 65.

27 Mattioli, Aram 1994: Zwischen Demokratie und totalitärer Diktatur, S. 7.

zurück

2 Der Weg zum Schriftsteller und streitbaren Intellektuellen

> «Bisherige Tätigkeit: Versucht, ohne Unterlass, beinahe, so ungeschoren als möglich durchs Leben zu kommen, das Abenteuer dieser Welt, wie andere sagen, zu bestehen, versucht, Geschichten zu erfinden, gute, unterhaltende, schreiende, böse Briefe geschrieben, Rinderherden gehütet, in einem kleinen Bündner Dorf zur Schule gegangen, versucht, Australien zu erreichen, aus dem geschlagenen Deutschland zu entweichen, einmal, sinnlos, aus der Zelle auszubrechen, später den Psychiater zu beschwichtigen, den Vormund zum Schweigen zu bringen, vor dem Gerichtsvorsitzenden versucht zu bereuen (was nicht gelang), auf dem Schlossgut zwei Pferde betreut, des Bäckers und des Metzgers Produkte den Hausfrauen in die Küche getragen, versucht, herauszufinden, wann und wo meine Herkunft begann und warum und wenn ja, wieso, Kurzgeschichten geschrieben und Romane und Stücke und meistens sehr böse Briefe an Häuserbesitzer, Schriftsteller, Regierungs- und Bundesräte, an Redakteure und Verleger, für das Radio Features und verlogene Plaudereien verfasst für fürchterlich wenig Geld, Schulden gemacht, Schulden bezahlt, die Völlerei betrieben und Liebesgeständnisse abgelegt und oft zähneknirschend geheult, Hesse gelesen und Hamsun und Frisch und von Hemingway gehört, ebenso von Balzac, Public Relations gemacht und Abstimmungen gemanagt, versucht, Journalist zu werden, Dramatikerpreise gewonnen, Stücke zurückgezogen, den Verleger angeschrien und staatliche Aufmunterungsgaben dem staatlichen Steueramt überwiesen, geheiratet, Kinder gezeugt, gekocht, grosse Wäsche gemacht und Wohnung geputzt, versucht, eigene Kinder zu erziehen, mit Entsetzen zur Kenntnis genommen, dass auch die Alliierten ohne Gerichtsverfahren Überläufer und Gefangene mittels Genickschuss liquidierten, und dass die Schweiz werweiss aus was für Gründen Zehntausende von Juden nach Deutschland zurückschob, diese kleine Schweiz, diese liebe und von allen geliebte …»[1]

Ein langer Satz, dieses oben gesetzte Zitat, geschrieben hat ihn Walter Matthias Diggelmann für die Zeitschrift «Du» im November 1962. Wenn auch allgemein und zusammenfassend formuliert, sind in diesem Satz viele der wesentlichen Stationen und Erfahrungen des jungen Diggelmann angesprochen. Erfahrungen, die Walter Matthias Diggelmann zum Teil stark geprägt und ein Leben lang begleitet haben. Auf den folgenden Seiten werden diese durch Diggelmann in den Raum geworfenen Informationshäppchen zu den ersten dreissig Lebensjahren präzisiert, ausgebaut und durch weitere Erlebnisse ergänzt. So erhält der Leser eine Vorstellung vom «Rucksack», mit dem Diggelmann Anfang der 1960er-Jahre in die schweizerische Öffentlichkeit trat.

1 Du: 11. 1962.

zurück

Die Rekonstruktion dieses «Rucksacks» ist im Kern eine ausführliche, so nah als möglich an der Realität stehende Variante jener Geschichte, die Walter Matthias Diggelmann als Schriftsteller später schriftlich und mündlich immer und immer wieder erzählt hat – in permanent abgewandelter Form, versteht sich. Es ist die Geschichte seiner Kindheit, seiner Jugend und seiner Suche nach dem leiblichen Vater, den er nie gekannt hat. Irgendwann hatte er diese Geschichte so oft erzählt, dass er sich angewöhnte, einen Text jeweils mit den Worten einzuleiten: «Ich weiss, Sie können die Geschichte längst nicht mehr hören, aber …», nur um dann ebendiese Geschichte, zum Teil kaschiert auf neue Art, dennoch noch einmal zu erzählen. Diggelmann und diese biografische Erfahrung waren untrennbar und bis ans Lebensende miteinander verbunden. Umso mehr erstaunt, dass Diggelmann noch 1970, im Alter von 43 Jahren, betonte, dass ihm an seiner Biografie nichts liege.[2] Ob dieses Negieren der eigenen Biografie zur Zeit des Kalten Kriegs zum politischen Programm gehörte? Diggelmann stand mit seiner Feststellung damals jedenfalls nicht allein da. So schrieb im Herbst 1961 der Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel an seinen Kollegen Peter Lehner: «Erst wenn ich es schreiben soll, merke ich, wie unwichtig es mir ist, wo und wann ich geboren bin. […] Ich habe keine Biographie und werde wohl kaum je eine haben.»[3]

Aller Beteuerung zum Trotz, ganz so unwichtig kann für Diggelmann die eigene Biografie letztlich doch nicht gewesen sein. Zwar war er, was die Frage nach der Biografie betraf, oft sehr widersprüchlich, wer aber seine Bücher liest, erkennt, wie stark sich seine Biografie fast in seinem gesamten Werk niedergeschlagen hat. Erst die eigene Biografie schuf für Diggelmann das für seine Romane notwendige Spannungsfeld. Das bestätigt auch Malcolm Pender. Er hält fest, dass vielleicht bei keinem anderen Schriftsteller aus Diggelmanns Generation die Stossrichtung und die Form des Werkes so stark von persönlichen Schwierigkeiten in der Gesellschaft geprägt wurden wie bei Diggelmann.[4]

Dem Roman «Die Vergnügungsfahrt» stellte er trotzdem voran, dass die Handlung und die Personen des Buches frei erfunden und etwaige Übereinstimmungen mit lebenden Personen rein zufällig und nicht beabsichtigt seien.[5] In «Ich und das Dorf» hiess es gar: «Alle in meinen Aufzeichnungen vorkommenden Personen sind erfunden, Ähnlichkeiten mit lebenden sind zum Teil beabsichtigt. Wichtig ist zu wissen, dass jede Person sich aus mindestens neun verschiedenen, möglicherweise lebenden Personen zusammensetzt.»[6]

Willi Schweizer hat bereits 1979, gerade noch zu Lebzeiten Diggelmanns, in einer Proseminararbeit den Versuch unternommen, zu untersuchen, wie konkret persönliche Erlebnisse in Diggelmanns Werk Niederschlag gefunden haben. Er

2 Diggelmann, Walter Matthias 1970: «Um sich innerhalb der Gesellschaft zu äussern.», S. 53.
3 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 28 f. Dort zitiert nach einem undatierten Brief (vermutlich Oktober 1961) von Peter Bichsel an Peter Lehner.
4 Pender, Malcolm 2020: Geschichte als Tabubrüche, S. 126.
5 Diggelmann, Walter Matthias 1969: Die Vergnügungsfahrt.
6 Diggelmann, Walter Matthias 1972: Ich und das Dorf.

zurück

kam zum nicht überraschenden Schluss, dass Diggelmanns Figuren gewissermassen Mosaike seien, die aus Charakteren, Vorstellungsinhalten und Handlungsweisen von meist wirklich lebenden Personen zusammengesetzt seien und die wichtigste dieser real existierenden Personen sei Walter Matthias Diggelmann selbst.[7] Auch der Zeitgenosse Herbert Morgan Waidson hat in seiner Untersuchung zu Diggelmanns Werk herausgearbeitet, dass Kindheits- und Jugenderfahrungen, vor allem aber auch autobiografische Züge, in Diggelmanns Büchern in immer neuen Variationen zu finden waren.[8]

Was im Detail dann tatsächlich autobiografisch war und was nicht, ist allerdings nicht immer ganz leicht zu entziffern. Diggelmann hat zeit seines Lebens «verschlüsselt» kommuniziert und beispielsweise mit jeweils anderen Zahlen zu Leben und Werk hantiert. Vor allem zu den ersten Jahren Diggelmanns existieren kaum authentische Quellen. Das muss im Hinterkopf behalten, wer die folgende biografische Einleitung zu Diggelmanns Leben vor 1960 liest. Sie ist eine Collage respektive Montage aus behördlichen Quellen, aus Briefen, aus Passagen des Werks des Autors und aus persönlichen Notizen und Kommentaren Diggelmanns.

2.1 Kinder- und Schuljahre

Diggelmanns Jugendzeit fällt in einen Zeitabschnitt der Schweizer Geschichte, den Volker Reinhardt nicht zufällig mit «Zwischen Faschismus, Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg»[9] umschrieben hat. Es war eine Zeitspanne der inneren Spannung und äusseren Bedrohung.[10] Noch frisch in Erinnerung war die Erfahrung des Landesstreiks. Auch wenn mit der Einführung der 48-Stunden-Woche und des Proporzwahlrechtes des Nationalrates im Jahr 1919 bereits zwei Hauptforderungen des Landesstreiks erfüllt waren,[11] wirkten die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs und des «landesweiten Zusammenpralls»[12] noch lange nach. Die Krise von 1918 – hinzu kamen die Auswirkungen der spanischen Grippe mit 21 000 Toten[13] – erwies sich als polarisierendes Schlüsselereignis einer ganzen Generation und das Ergebnis des Landesstreiks war ein tief gespaltenes Land mit Bürgerlichen und Bauern auf der einen und Sozialdemokraten und Arbeiterschaft auf der anderen Seite.[14] Die Theorie, dass der Landesstreik ein von ausländischen, sprich bolschewistischen Drahtziehern gesteuerter Umsturzversuch der Arbeiterorganisa-

7 Schweizer, Willi 1979: Biographisches aus der Jugendzeit, S. 25.
8 Waidson, Herbert Morgan 1974: Childhood, S. 222, 225.
9 Reinhardt, Volker 2006: Geschichte der Schweiz, S. 108.
10 König, Mario 1998: Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert, S. 45.
11 Reinhardt, Volker 2006: Geschichte der Schweiz, S. 108.
12 König, Mario 1998: Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert, S. 37.
13 3000 davon waren am Generalstreik beteiligte Soldaten, die in der klirrenden Kälte Ordnungsdienst zu leisten hatten. Maissen, Thomas 2012: Geschichte der Schweiz, S. 245.
14 König, Mario 1998: Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert, S. 39, 44. / Maissen, Thomas 2012: Geschichte der Schweiz, S. 245.

tion war, der nur mit Mühe hatte verhindert werden können, hielt sich während Jahrzehnten hartnäckig.[15] Die SP galt ihren Gegnern als fünfte Kolonne der Weltrevolution.[16] Tatsächlich waren die treibenden Kräfte hinter der Unrast aber wohl eher junge, radikale und antiparlamentarisch (und sozialistisch) eingestellte Aktivisten aus den grösseren Schweizer Städten. Sie halfen dann nur knapp drei Jahre später, die Kommunistische Partei der Schweiz mitzugründen.[17]

In diese 1920er-Jahre wurde Walter Matthias Diggelmann «hineingeworfen». Er kam am 5. Juli 1927 um neun Uhr in seinem Heimatort Mönchaltorf im Kanton Zürich auf die Welt.[18] Seine Mutter, Maria Diggelmann, hatte im Alter von fünf oder sechs Jahren beide Eltern durch Schwindsucht verloren und wuchs als Verdingkind auf einem Bauernhof auf.[19] Gegen Kost und Logis verrichtete sie dort bis zu ihrem sechzehnten Lebensjahr Stall- und Ackerarbeiten. Mit sechzehn sollte sie dann eine Lehre zur Schneiderin absolvieren, welche aber vorzeitig abgebrochen wurde; worauf sie als Kellnerin zu arbeiten begann. In dieser Zeit muss sie ihr erstes Kind, die älteste Schwester von Walter Matthias Diggelmann, zur Welt gebracht haben. Von der Existenz seiner ältesten Schwester, die wie er ein ausserehelliches Kind war, erfuhr Diggelmann nach eigenen Angaben erst im Alter von 25 Jahren. Vorher hatte seine Mutter offenbar nie von ihrer ältesten Tochter gesprochen.[20]

Auch von Diggelmanns biologischem Vater hat seine Mutter Maria nach Aussage Diggelmanns von sich aus nie gesprochen. Dabei hat exakt diese Frage nach dem Vater und dessen Herkunft Diggelmann durch sein ganzes Leben begleitet.[21] Roland Links bezeichnet die Ungewissheit bezüglich Diggelmanns Vater als das «Trauma seines Lebens»[22] und Diggelmanns letzte Ehefrau, Klara Obermüller, bestätigt, dass es kaum ein Buch von Diggelmann gebe, in dem die unklare Herkunft des Erzählers und der Versuch, sie zu klären, nicht eine ganz zentrale Rolle spielen würden. Mit unstillbarer Sehnsucht habe Diggelmann nach Vätern und nach Orten gesucht, aus denen er seine Herkunft hätte ableiten und sich der Unverwechselbarkeit seiner Identität hätte vergewissern können.[23]

Eine Antwort auf die Frage, wer sein Vater war, hat Diggelmann nicht erhalten. In einem selbstverfassten Lebenslauf gab er dem Vater einmal eine österreichische Herkunft,[24] im Gespräch mit Jean Villain meinte Diggelmann, Sohn eines Sai-

15 König, Mario 1998: Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert, S. 39.
16 Maissen, Thomas 2012: Geschichte der Schweiz, S. 245.
17 König, Mario 1998: Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert, S. 41 f.
18 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-1-ARTE-1. / Huber, Walter 1986: Verlorene und wiedergewonnene «Heimat», S. 25.
19 Die Aussagen zum Alter der Mutter beim Tod ihrer Eltern sind widersprüchlich. Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 120. / Diggelmann, Walter Matthias 1970: «Um sich innerhalb der Gesellschaft zu äussern.», S. 13.
20 Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 13.
21 Obermüller, Klara 1993: Walter Matthias Diggelmann, S. 364.
22 Links, Roland 1986: Ein Leben in Geschichten, S. 261.
23 Obermüller, Klara 1993: Walter Matthias Diggelmann, S. 365.
24 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-1-ARTE-1.



Abb. 2: Walter Matthias Diggelmann als Vierjähriger, vermutlich in Walenstadt.

sonknechts aus der Steiermark zu sein,[25] und wieder an anderer Stelle, im Film «Die Selbstzerstörung des Walter Matthias Diggelmann», erklärte er, mit vierzig Jahren erfahren zu haben, dass der Vater ein Fremdarbeiter aus Polen gewesen sei.[26]

Sowenig gesichert ist, woher Diggelmanns Vater kam, so klar scheint, dass Diggelmann mit seiner Mutter die ersten eineinhalb Jahre seines Lebens, also die Zeit zwischen 1927 und 1929, in Basel in einem «Heim für gefallene Mädchen»[27] verbrachte. Es handelte sich um eine damals übliche Unterkunft für ledige Mütter;

25 Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 14.
26 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-D-1-d.
27 Das ideale Heim: 1. 1972.

Maria Diggelmann war dort in der Waschküche «angestellt».[28] Das änderte sich spätestens 1931, vielleicht schon vorher. Während Maria Diggelmann anschliessend bis 1933 im Lungensanatorium Walenstadterberg arbeitete, lebte Sohn Walter nicht mehr bei ihr. Gegen etliches Geld der Mutter, wie er einmal sagte, war er zu dieser Zeit in Walenstadt bei einem kinderlosen Ehepaar untergebracht. Von ihnen sprach Diggelmann später als Pflegeeltern. Der Pflegevater arbeitete in den Offizierskasernen von Walenstadt und nahm ihn regelmässig mit zur Arbeit.[29] «Ich hätte gerne einen von diesen Offizieren zum Vater gehabt, und darum hörte ich aufmerksam zu, wenn sie redeten.»[30] Seine Mutter sah er in dieser Zeit nur jede dritte oder vierte Woche.[31]

1933, als Diggelmann knapp sechs Jahre alt war, heiratete seine Mutter den auf dem Bauerngut des Lungensanatoriums arbeitenden Knecht Alfred Haltiner.[32] Diggelmann akzeptierte ihn nach eigener Aussage sofort als Vater, er habe von ihm gar nichts Negatives auf den Weg mitbekommen. Im Gegenteil, er habe durch seinen Stiefvater gelernt, zu arbeiten, unabhängig zu sein, zuzuhören, sich einzuordnen und doch nicht unterzuordnen.[33] Die ganze Familie zog noch im selben Jahr zusammen nach Rhäzüns im Kanton Graubünden. «Wir wohnten jetzt in einem kleinen Dorf im Bündnerland. Es war ein katholisches Dorf mit nur fünfhundert Einwohnern. Hier gab es weder Nazis noch Rote. Es gab nur Bauern. […] Wir waren die ersten und einzigen Protestanten in diesem Dorf.»[34] In Rhäzüns trat Diggelmanns Stiefvater eine Stelle als Meisterknecht bei einem Viehhändler an und Maria Haltiner konnte als Magd mitarbeiten.[35] Zusammen kamen sie auf Einkünfte von zweihundert Franken, und «da uns der Viehhändler einen Kartoffelacker und einen grossen Gemüsegarten überliess, da wir noch mit Holz feuerten, war es ebenso selbstverständlich, dass wir täglich nach der Schule Holz sägten und spalteten, den Garten jäteten, Kartoffeln steckten oder ernteten, und es war ebenso selbstverständlich, dass wir in der Küche das Geschirr spülten, der Mutter halfen, die Fussböden zu schrubben, auch lernten wir früh schon einfache (andere gab es gar nicht bei uns) Mahlzeiten zuzubereiten».[36]

1934 nahm Diggelmann die erste Primarschulklasse in Rhäzüns in Angriff,[37] das Leben schien erstmals in geregelten Bahnen zu verlaufen. Doch just zu diesem Zeitpunkt wurde Diggelmanns Mutter zum dritten Mal schwanger. Diggelmann wurde daraufhin, weil das Geld nicht für alle reichte, zum ältesten Bruder seines

28 Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 14.
29 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 121. / Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 14 f.
30 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 121.
31 Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 16.
32 Ebd., S. 15.
33 Das ideale Heim: 1. 1972.
34 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 122.
35 Ebd., S. 120. / Diggelmann, Walter Matthias 1970: «Um sich innerhalb der Gesellschaft zu äussern.», S. 15.
36 Das ideale Heim: 1. 1972.
37 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-1-ARTE-1.

zurück

Stiefvaters Alfred gebracht, wo er zwei lange Jahre blieb. Dann wurde er nach Rhäzüns zurückgeholt.[38]

1936 durfte er mit der Einwilligung der kantonalen Erziehungsdirektion die dritte Klasse überspringen und von der zweiten direkt in die vierte Primarschulklasse wechseln.[39] Noch im selben Jahr wurde die Mutter erneut schwanger, diesmal mit Alfred «Fred» Haltiner, zu welchem Diggelmann später ein enges Verhältnis haben sollte und der am 15. Dezember 1936 das Licht der Welt erblickte.[40] Schon kurz nach dessen Geburt wurde Diggelmann wieder fortgebracht.[41] Wenig überraschend, dass Diggelmann darum viele Jahre später in einem Interview zu diesem Lebensabschnitt ausführte: «Da war ich immer das fünfte Rad am Wagen. […] Ich musste mich immer wieder neu anpassen. Mich unterordnen. So ging das während meiner ganzen Jugend.»[42]

Schon zum zweiten Mal kam Diggelmann zum zweitältesten Bruder des Stiefvaters, der auf einem kleinen Bauernhof im sankt-gallischen Rheintal lebte. Diggelmanns Tagesablauf war geprägt von bäuerlicher Arbeit, obschon er daneben nach wie vor regelmässig zur Schule ging. Zu einem nicht bekannten Zeitpunkt kehrte er dann wieder nach Rhäzüns zurück, wo er allerdings nur im Winter zur Schule ging, denn im Sommer wurde die Arbeitskraft des Jungen auf der Alp gebraucht. Ihn verschlug es, wie er einmal selbst sagte, mehrere Sommer hintereinander ins Averstal, damals das höchste ganzjährig bewohnte Tal Europas. Ein Alpsommer dauerte in der Regel bis Ende August.[43]

Nach einem solchen Alpsommer erlebte Diggelmann im September 1939 als Zwölfjähriger die Generalmobilmachung in Rhäzüns und hielt rückblickend fest: «In der Nacht vom 1. auf den 2. September läuten in unserem Dorf die Glocken Sturm. Jemand bläst das Feuerhorn. In allen Häusern gehen die Lichter an: Generalmobilmachung. Hitler hat Polen überfallen. England und Frankreich haben bereits mobilisiert. Am Abend des 2. September scheint das Dorf wie ausgestorben. Nun sind wir allein, wir Jungen, noch nicht Wehrpflichtigen, und die Alten, nicht mehr Wehrpflichtigen, dazu die Frauen. Aber die Stille dauert nicht lange. Kaum haben wir uns zum Schlafen gelegt, weckt schweres Motorengebrumm uns wieder auf. Auf der Landstrasse, die mitten durchs Dorf führt, bewegen sich motorisierte Artillerieeinheiten Richtung Julier-Pass und Engadin. Im Morgengrauen erreichen die ersten Infanteriekompanien unser Dorf. Die Soldaten sind müde. Sie nehmen unser Winken kaum wahr.»[44]

38 Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 17.
39 Das ideale Heim: 1. 1972.
40 Blubacher, Thomas 2005: Fred Haltiner, S. 789 f. / Das ideale Heim: 1. 1972. Dort der Hinweis: «Mein Bruder ist neun Jahre nach mir geboren worden.»
41 Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 17.
42 Elle: 15. 2. 1976.
43 Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 17–20. Zum Ablauf eines Hirtensommers mit all seinen Episoden sind vor allem die Seiten 19 und 20 interessant. Es handelt sich wahrscheinlich um die Sommer 1939, 1940 und 1941.
44 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 124.

zurück

Der Alltag zur Zeit des Zweiten Weltkriegs war für die Familie von Walter Matthias Diggelmann nicht leicht. Sie waren mittlerweile zu sechst und im Herbst 1939 hatte seine Mutter wieder eine Arbeit bei einem Bauern aufgenommen.[45] Drei Jahre später, im Sommer 1942, bestand Diggelmann mit Auszeichnung die Aufnahmeprüfung ins kantonale Gymnasium beziehungsweise in die Oberrealschule in Chur, wie die Schule an anderer Stelle genannt wird.[46]

Er durfte also an die Kantonsschule. Einen kurzen Moment lang schienen ein Studium an der Universität und die Ausbildung zum Pfarrer in Reichweite für Diggelmann.[47] «Doch daraus wurde nichts; denn es fehlte an Geld, und meine Eltern besassen nicht genug Selbstvertrauen.»[48] Das Schulmaterial, wenn auch auf dem Basar für Lehrmittel aus zweiter Hand gekauft, war schlicht zu teuer. Die täglichen zwei Reisen zwischen Rhäzüns und Chur kosteten auch ein paar Franken. Da half es schliesslich auch nichts, dass die Heimatgemeinde allmonatlich zwanzig Franken in die Ausbildung Diggelmanns investierte und er dazu noch freien Mittagstisch hatte in der Schule.[49] Diggelmanns Worten in «Die Selbstzerstörung des Walter Matthias Diggelmann» zufolge musste er 1942, parallel zur Schule, ausserdem den militärischen Vorunterricht, der damals obligatorisch war, besuchen.[50] Er wird an anderer Stelle auch «turnerischer Vorkurs»[51] genannt. Uniformtragen war Pflicht. Die aus dem Kurs entstehenden Kosten waren dem Plan eines Übertritts an die Kantonschule ebenfalls wenig förderlich – im Gegenteil.

Entscheidend war aber schliesslich – diesen Eindruck erhält man jedenfalls –, dass Diggelmanns Eltern einem Übertritt in die Kantonsschule generell skeptisch gegenüberstanden und den Sinn eines späteren Studiums nicht sehen konnten oder wollten. Eine Lehre wäre, so ihre Meinung, doch besser, um durchs Leben zu kommen. Sie glaubten laut Diggelmann nicht an die Veränderbarkeit der Welt und an die Überwindbarkeit der Klassenbarrieren.[52] So musste der mehrfach Ausgestossene, wie Klara Obermüller Diggelmann später einmal nannte, nach vier Monaten Kantonsschule wieder zurück nach Rhäzüns. 1943 begann er dort als Heizer in einem Sägewerk auszuhelfen.[53]

45 Ebd., S. 125.

46 Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 20. Dort heisst es: «Der Junge ging als Erster von allen Bewerbern durch die Aufnahmeprüfung. Sein Bild erschien sogar in der Zeitung. Mit Lorbeer wurde also nicht gespart.» / Das ideale Heim: 1. 1972. Dort hält Diggelmann Rückschau: «Ich bestand noch während der Kriegsjahre die Aufnahmeprüfung für die Kantonsschule Chur, und zwar nicht wie üblich für die zweite Klasse, sondern gleich für die dritte Klasse, und dazu noch mit Auszeichnung.» / Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 129. / Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-1-ARTE-1.

47 Obermüller, Klara 1993: Walter Matthias Diggelmann, S. 363.

48 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 129.

49 Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 20 f.

50 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-D-1-d.

51 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 131.

52 Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 22 f.

53 Ebd., S. 23. Es muss angefügt werden, dass es sich beim eben Geschilderten um die diggelmannsche Version des Kantonsschulabschnitts handelt. Die Version der Behörden und seiner Eltern

zurück

2.2 Die immer wieder erzählte Geschichte

Mehr zufällig als geplant kam Walter Matthias Diggelmann im März 1944 nach Zürich. Emil Reich, Amtsvormund aus Uster und Diggelmanns ehemaliger Vormund aus einer Zeit, als die Mutter sich nicht um Diggelmann hatte kümmern können, schaute Anfang der 1940er-Jahre wiederholt in Rhäzüns vorbei.[54] Er betreute inzwischen einen anderen Jungen im Nachbardorf. Kurze Zeit nach Diggelmanns misslungenem Kantonsschulversuch schaute Reich im Rahmen eines Zwischenhalts offenbar wieder einmal bei der Familie Haltiner vorbei. Die Mutter, so Diggelmann rückblickend, sei dann mit dem Vormund ins Gespräch gekommen. Sie hätte noch eine Schwester, deren Mann sei Uhrmacher und der würde, so die Mutter, ihren Walter zu sich in die Lehre nehmen. Allerdings hätte sie dazu das Werkzeug zu kaufen und Kost und Logis zu bezahlen. Es fehle ihnen aber überall an Geld. Darauf soll der Vormund Reich geantwortet haben, dass wenn der Junge noch unter Vormundschaft stünde, dann natürlich alles viel einfacher wäre, aber Walter stehe ja nicht mehr unter Vormundschaft. Worauf die Mutter entgegnet haben soll: Was, wenn man ihn wieder in die Vormundschaft aufnähme? Ein überraschter Blick des Amtsmannes. Freiwillig den Sohn unter Vormundschaft stellen? Da müssten schon schwerwiegende Gründe vorliegen. Probleme mit dem Stiefvater zum Beispiel. Noch an Ort und Stelle, mithilfe des Amtsvormundes, soll Maria Haltiner dann den für Diggelmann verhängnisvollen Brief verfasst haben.[55]

Kurz darauf begann Diggelmann bei seinem reichen Onkel Gottfried Leutert eine Uhrmacherlehre in Zürich.[56] Zuerst noch begeistert – denn die Stadt war für ihn damals die grosse, aufregende Welt.[57] Kaum drei Monate später, im Sommer 1944 und im Alter von bald 17 Jahren, leistete Diggelmann im Rhonetal einen Einführungskurs beim Fliegerbeobachtungs- und Meldedienst, also den Luftüberwachungstruppen. Er hatte sich dabei gegen den für einen Jugendlichen in seinem Alter ebenfalls möglichen Landdienst entschieden.[58] Ob es sich bei diesem Einführungskurs tatsächlich um «21 Aktivdiensttage als sogenannter JuHD»[59] handelte, wie es Diggelmann einmal selbst nannte, konnte nicht geklärt werden. Kurz

klang etwas anders und wird in den Akten der Kantonalen Heil- und Pflegeanstalt Rheinau, in der Diggelmann zwischen März und Juni 1946 untergebracht war, an einer Stelle angedeutet. Diggelmann habe zwar keine Erziehungsschwierigkeiten bereitet, aber einen gewissen Stolz an den Tag gelegt, der sich darin gezeigt habe, dass er tüchtiger und gescheiter als die Eltern sein wollte. Die Kantonsschule musste in dieser Version vor allem darum abgebrochen werden, weil es wegen ungenügender Aufsicht und schlechter Kameradschaft nicht mehr gegangen sei. Die Reibungen mit anderen Kindern habe es gegeben, weil Diggelmann sich ihnen gegenüber geistig überlegen gefühlt habe und weil er als Einziger protestantisch gewesen sei. Siehe dazu Schweizerisches Literaturarchiv: WMD-Nachlass: E-4-C-1-a.

54 Bundesarchiv: E 4320 B 1973/17, Bd. 56.

55 Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 23 f.

56 Bundesarchiv: E 4320 B 1973/17, Bd. 56.

57 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 130.

58 Ebd., S. 131.

59 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-6-09.

vor Einrücken zum Einführungskurs jedenfalls hatte Diggelmann seinem Onkel zwanzig Franken aus der Ladenkasse gestohlen, nachdem ihm dieser ein Taschengeld für den «Wehrdienst» verweigert hatte.[60] Der Diebstahl blieb vorerst unbemerkt und es folgten weitere Diebstähle. Im Einführungskurs «wurden wir durch richtige Offiziere und Unteroffiziere in die Kunst der Flugzeugerkennung, der Erkennung der Positionen fliegender Maschinen und ihrer Flugrichtung eingeführt.»[61] Der Kurs dauerte zehn Tage und Diggelmann bekam noch einen Tag Urlaub, bevor er zum eigentlichen Aktivdienst in die Glarner Alpen einrücken musste. Er tätigte einen weiteren Diebstahl von zwanzig Franken und rückte ein. Als er wiederum einige Zeit später Urlaub bekam, waren die Diebstähle entdeckt worden und Diggelmann wurde von der Polizei vernommen. Gesamthaft hatte er an die 200 Franken gestohlen. Sein Onkel sah zwar von einer Anzeige ab, drohte aber mit der Erziehungsanstalt und meldete den Diebstahl dem Vormund.[62] Daraufhin entschied sich Diggelmann zur Flucht, nach Aussage Diggelmanns auch, weil er sich vor dem Onkel schämte.[63] «Ich wartete eine günstige Gelegenheit ab, stahl meinem Onkel, diesmal aus dem Kassenschrank, fünfzig Franken und zwei neue Markenuhren. Am Abend jenes Tages ging ich zum Hauptbahnhof, löste eine Fahrkarte und fuhr zur schweizerisch-italienischen Grenze.»[64]

Diese Flucht unternahm Diggelmann zusammen mit seinem damals besten Freund Arthur Schindler. Er hatte Schindler, der Lehrling in der Sondina-Radio-Firma war, nach eigener Aussage im Vorunterricht des Christlichen Vereins junger Männer kennengelernt. Mit Schindler hatte Diggelmann jeweils das gestohlene Geld aus der Kasse des Onkels geteilt. Es ist unklar, wer von den beiden letztlich den definitiven Anstoss zur Flucht gab. Sicher ist, dass die beiden Zürich am Abend des 26. September 1944 gegen 23.20 Uhr nach einem Kinobesuch in Richtung Chiasso verliessen. Sie hatten Fahrkarten für die dritte Klasse gelöst, konnten dann aber, weil sie genügend Geld hatten, den Zuschlag für die Fahrt in der zweiten Klasse bezahlen. Chiasso erreichten sie um vier Uhr morgens.[65]

«[…] D. reiste am 27. 9. 44 in Begleitung des Schindler Arthur, 17, bei Chiasso illegal nach Italien aus, wurde dann von den Besatzungsbehörden zum Arbeitseinsatz nach Dld. verfrachtet, wurde wegen Flucht vor der Arbeit u. a. ins Gefängnis gesteckt, und dann nach der Schweiz abgeschoben. D. entwendete vor seiner Ausreise beim Onkel Geld. D. wurde aus der Haft entl.»[66] Dies eine Kurzfassung

60 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 131.
61 Ebd.
62 Obermüller, Klara 1993: Walter Matthias Diggelmann, S. 365. / Bundesarchiv: E 4320 B 1973/17, Bd. 56. / Diggelmann, Walter Matthias 1970: «Um sich innerhalb der Gesellschaft zu äussern.», S. 57.
63 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 132. / Bundesarchiv: E 4320 B 1973/17, Bd. 56.
64 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 132.
65 Bundesarchiv: E 4320 B 1973/17, Bd. 56.
66 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-1-1-d. Eintrag vom 27. 2. 1945. Es finden sich in den Akten neben diesem Eintrag fünf weitere Ficheneinträge für den Zeitraum von 1945 bis 1947. Sie enthalten jedoch keine «brisanten» Informationen zu Diggelmann. Der nächste,

zurück

von dem, was nach der Ankunft in Chiasso geschehen war, eingetragen in Diggelmanns Fiche.[67]

Gemäss dem Bericht des Nachrichtendienstes der Kantonspolizei Zürich vom 26. Februar 1945, der sowohl das Protokoll des Verhörs von Arthur Schindler als auch dasjenige des Verhörs von Walter Matthias Diggelmann enthält, haben Diggelmann und Schindler die Grenze nach Italien unweit von Chiasso am 27. September 1944 morgens um sieben Uhr überschritten.[68] Von Como aus, wo sie gegen Mittag eintrafen, wollten sie einen Pendlerzug besteigen und nach Mailand fahren.[69] Dort wollten sie sich niederlassen und einer Arbeit nachgehen, und wenn das nicht klappen sollte, wollten sie versuchen, zur amerikanischen Armee zu gelangen und mit deren Hilfe nach Südamerika auszureisen. Diggelmann hatte in Bolivien noch einen entfernt verwandten Onkel, Oskar Brunner, der als Maschinentechniker die Firmen Sulzer Winterthur und BBC Baden in La Paz vertrat.[70] So zumindest lautete der Plan der beiden 17-jährigen Burschen, tatsächlich kam alles ganz anders.

Bereits in Como nämlich wurden Arthur Schindler und Walter Matthias Diggelmann von deutschen Besatzungstruppen aufgegriffen, wobei «aufgegriffen» vielleicht nicht ganz der richtige Ausdruck ist. Die beiden hatten sich bereits in Ponte-Chiasso bei einem älteren Italiener erkundigt, wo das Arbeitsamt zu finden sei, und waren daraufhin auf das deutsche Militärbüro in Como verwiesen worden. Dort wurde ihnen allerdings erklärt, dass sie sich in Italien nicht frei um eine Arbeitsstelle bewerben könnten. Sie wurden nach Personalien befragt und vom Arzt untersucht, bald war den Burschen klar: Sie befanden sich bei einer Stelle der Organisation Todt (OT).[71] Die Organisation Todt, nach ihrem Begründer Fritz Todt benannt, war in einer ersten Phase für den Bau der deutschen Westbefestigung, des sogenannten Westwalls, zuständig. Danach diente die Organisation der Wehrmacht als technische Spezialeinheit zur Ausführung von militärischen Bauvorhaben. Die OT baute ausserdem den Atlantikwall und beschäftigte im Spätherbst 1944 gesamthaft rund eineinhalb Millionen Arbeitskräfte.[72]

---

wichtige Eintrag in der Fiche erfolgte erst wieder im November 1962, im Anschluss an die Veröffentlichung von Diggelmanns Roman «Das Verhör des Harry Wind».

67 Die Geschichte der Flucht aus der Schweiz, des Transports nach Deutschland und des Aufenthalts in den Arbeitslagern ist nachzulesen in der im Bundesarchiv liegenden Staatsschutzakte Diggelmanns. Sie enthält neben anderem die Einvernahmeprotokolle, welche nach der Festnahme Diggelmanns und Schindlers erstellt wurden, nachdem die beiden im Februar 1945 über St. Margrethen wieder in die Schweiz eingereist waren. Sie wurden in Polizeihaft genommen wegen der Ausreise im September des vorigen Jahres, die einer Zuwiderhandlung gegen den Bundesratsbeschluss betreffend die teilweise Schliessung der Grenzen vom 13. Dezember 1940 gleichkam. Bundesarchiv: E 4320 B 1973/17, Bd. 56.

68 Bundesarchiv: E 4320 B 1973/17, Bd. 56. / Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-1-ARTE-1.

69 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 133.

70 Bundesarchiv: E 4320 B 1973/17, Bd. 56.

71 Ebd.

72 Krebs, Gerhild 2002: Organisation Todt. Publiziert als CD-ROM sowie im Internet unter www.memotransfront.uni-saarland.de. / Seidler, Franz W. 1987: Die Organisation Todt.

Auf diesem deutschen Militärbüro haben Diggelmann und Schindler schliesslich eine Anwerbebescheinigung für eine Arbeitsstelle bei den Aradowerken in Dresden unterschrieben, Arbeitskleider und Schuhe erhalten und 5000 Lire ausgehändigt bekommen.[73] Ausserdem einen Ausweis, auf dem, wie sich Diggelmann in den 1960er-Jahren erinnerte, etwas stand von «Volksdeutscher».[74] Tags darauf, am 28. September 1944, reisten die beiden mit einem SS-Gefangenentransport nach Mailand und wurden dort in ein Lager gesteckt. Beim Lager könnte es sich um eine Kaserne der italienischen Faschisten gehandelt haben. Bis zum 5. Oktober gewährte man den beiden Burschen offenbar freien Aufenthalt in Mailand, mit der Pflicht, sich jeden Tag einmal auf der Lagerzentrale zu melden.[75]

Im Dunkeln bleibt, was Schindler und Diggelmann in diesen Tagen in Mailand konkret trieben. Wahrscheinlich nur einmal in seinem Leben, für die Sendung «Carte blanche» des Radio Basel, hat Diggelmann eine Anspielung gemacht, die im Rückblick irritiert. «Ich habe 1944 in der Nähe eines Grotto in der Lombardei, wo sich italienische Widerstandskämpfer trafen, auf Anregung und Ordre eines Widerstandskämpfers eine Maschinenpistole bedient, zielend auf einen deutschen Wehrmachtsoldaten. Er fiel um, seine beiden Begleiter verschwanden in der Nacht. Wir gingen zum Toten. Was fanden wir in seinen Taschen? Ein sog. Dienstbuch, Fotos seiner Frau und zweier kleiner Kinder. Wir betrachteten ihn, trotz aller Gefahr, im Schein einer Taschenlampe. Er sah aus wie ‹Du und Ich›.»[76] Klara Obermüller führte ihrerseits einmal aus, dass Diggelmann nie direkt, sondern wenn, dann nur indirekt und verschlüsselt, von einem weit in der Vergangenheit zurückliegenden Verbrechen gesprochen habe.[77]

Anfang Oktober dann traten die inzwischen von der Krätze befallenen jungen Schweizer die mehrtägige Zugreise nach Dresden an. Diggelmann erinnert sich: «[…] mit einem Sammeltransport wurden wir zirka am 5. 10. 44 von Mailand wegtransportiert. Der Transport erfolgte vorerst in Personenwagen und zwar waren wir mit freiwilligen italienischen Arbeitern zusammen bis Wörgl im Tirol. Der Transport wurde begleitet von der SS, und in Wörgl war die erste Verpflegung, worauf hernach der Transport getrennt wurde, indem Frauen und Kinder sowie einige Italiener in den Personenwagen verbleiben konnten und wir wurden den Zwangsdeportierten in den Viehwagen zugeteilt. Der Transport gelangte direkt nach Dresden, und die Fahrt von Mailand nach Dresden dauerte zirka 8 Tage.»[78]

Einmal in Dresden kamen die jungen Männer ins Sammellager Bremerstrasse, wo sie fotografiert wurden und von wo aus sie vier Tage später, also um den 20. Oktober 1944 herum, in den unter dem Decknamen «Aradowerke» laufenden Werken der Freya GmbH in Freiberg Sachsen bei Dresden ihre Arbeit in Angriff nehmen

73 Bundesarchiv: E 4320 B 1973/17, Bd. 56.
74 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 134 f.
75 Bundesarchiv: E 4320 B 1973/17, Bd. 56.
76 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-6-09.
77 Obermüller, Klara 2010: Gespräch mit Thomas Färber am 6. Oktober 2010.
78 Bundesarchiv: E 4320 B 1973/17, Bd. 56.

zurück

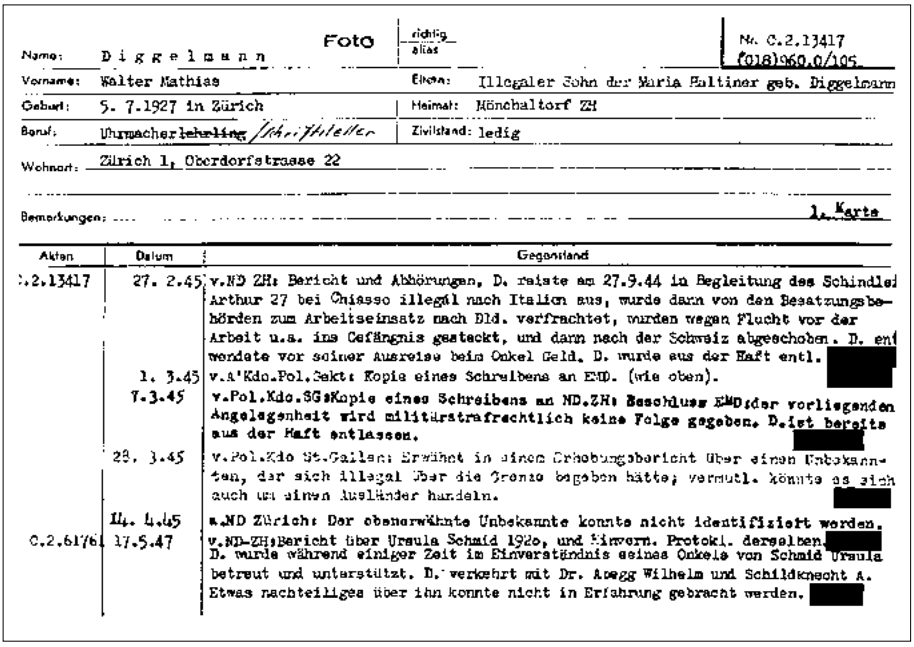


Foto | richtig / alias | Nr. C.2.13417 (018)960.0/105

Name: Diggelmann

Vorname: Walter Mathias | Eltern: Illegaler Sohn der Maria Haltiner geb. Diggelmann

Geburt: 5. 7.1927 in Zürich | Heimat: Mönchaltorf ZH

Beruf: Uhrmacher~~lehrling~~ /Schriftsteller | Zivilstand: ledig

Wohnort: Zürich 1, Oberdorfstrasse 22

Bemerkungen: 1. Karte

Akten	Datum	Gegenstand
C.2.13417	27. 2.45	v.ND ZH: Bericht und Abhörungen. D. reiste am 27.9.44 in Begleitung des Schindler Arthur 27 bei Chiasso illegal nach Italien aus, wurde dann von den Besatzungsbehörden zum Arbeitseinsatz nach Dld. verfrachtet, wurden wegen Flucht vor der Arbeit u.a. ins Gefängnis gesteckt, und dann nach der Schweiz abgeschoben. D. entwendete vor seiner Ausreise beim Onkel Geld. D. wurde aus der Haft entl. [redacted]
	1. 3.45	v.A'Kdo.Pol.Sekt: Kopie eines Schreibens an EMD. (wie oben).
	7.3.45	v.Pol.Kdo.SG:Kopie eines Schreibens an ND.ZH: Beschluss EMD:der vorliegenden Angelegenheit wird militärstrafrechtlich keine Folge gegeben. D.ist bereits aus der Haft entlassen. [redacted]
	28. 3.45	v.Pol.Kdo St.Gallen: Erwähnt in einem Erhebungsbericht über einen Unbekannten, der sich illegal über die Grenze begeben hätte; vermutl. könnte es sich auch um einen Ausländer handeln. [redacted]
	14. 4.45	a.ND Zürich: Der obenerwähnte Unbekannte konnte nicht identifiziert werden.
C.2.61761	17.5.47	v.ND-ZH:Bericht über Ursula Schmid 1926, und Einvern. Protokl. derselben. [redacted] D. wurde während einiger Zeit im Einverständnis seines Onkels von Schmid Ursula betreut und unterstützt. D. verkehrt mit Dr. Abegg Wilhelm und Schildknecht A. Etwas nachteiliges über ihn konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. [redacted]

Abb. 3: Auszug aus der Staatsschutzakte (Fiche) von Walter Matthias Diggelmann. Sie enthält unter anderem die Aussagen von Diggelmann und Schindler zu ihrer Flucht.

sollten. So weit kam es aber nicht, denn sie wurden kurzfristig umgeteilt zu einer Firma Hildebrand – ebenfalls in Freiberg beheimatet und auf optische Instrumente spezialisiert.[79]

Dort blieben Diggelmann und Schindler aber nur zehn Tage. «Ich wollte nicht mehr länger in Deutschland verbleiben, weil ich bereits von Italien, und dem Transport nach Deutschland eine grosse Ernüchterung erfahren hatte, und da ich noch mit einer Hautkrankheit befallen worden war, entschloss ich mich, wieder zu fliehen. Am 30. 10. 44 habe ich die Arbeit eine Stunde früher verlassen und wiederum mit meinem Kollegen Schindler floh ich von Freiberg weg.»[80]

Die Flucht führte via Zwickau, Plauen und Leipzig nach Plauen-Hof und danach nach Nürnberg. In Nürnberg bestiegen die beiden den Zug nach Stuttgart und kamen schliesslich vor Ansbach in eine Zugskontrolle. Weder Diggelmann noch Schindler besassen eine Bewilligung zur Fahrt im D-Zug.[81] Nach mehreren Stunden Verhör und Schlägen wurden sie des «Volksverrats», also des Verlassens des Domizils ohne behördliche Genehmigung, beschuldigt.[82] Sie kamen bei Ansbach zuerst während vier Wochen ins Gefängnis und danach als Arbeitskräfte in

79 Ebd.
80 Ebd.
81 Ebd.
82 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 136 f.

der mechanischen Werkstätte der Firma Korbacher in Colmberg zum Einsatz. Von hier sind sie kurz darauf erneut geflohen, kamen aber nicht weit und wurden in Crailsheim auf der Linie in Richtung Stuttgart festgenommen. Diesmal ging es im Gefängnis des Amtsgerichtes in Crailsheim für drei Monate hinter Gitter,[83] wo die beiden in Gesellschaft von Schwarzhändlern, gewöhnlichen Dieben und Fremdarbeitern den Zusammenbruch der deutschen Armee abwarteten.[84] Diggelmann nahm zum Aufenthalt in Crailsheim später folgendermassen Stellung: «Ich musste mich darauf verlassen, dass mir der Wärter täglich zweimal den Blechnapf durch die eigens hierfür geschaffene Öffnung in der Zellentüre schob. Und wenn er das nicht getan hätte, nicht hätte tun wollen aus irgendeinem Grund, dann wäre ich eben verhungert. […] Und wenn er kam, der Wärter, um seine Wut an mir auszulassen und etwa sagte, auch ich gehörte zu jenen, die den Juden das Nest hüten und sie ernähren, dann musste ich mich auf ihn verlassen, dass er mich nicht totschlug. Er haute mir die oberen Schneidezähne heraus und ich musste mich auf ihn verlassen, dass er mir nicht auch die Augen herausschlug.»[85] Und weiter: «Ich habe grundsätzlich erklärt, dass ich nach der Schweiz zurück wolle, denn ich würde an einer neuen Stelle wiederum entweichen. Am 2. 12. 44 erfolgte die Einweisung in dieses Gefängnis und am 21. 2. 45 konnte ich dieses verlassen, indem ich eine Fahrkarte und eine Reisebescheinigung bis nach Bregenz erhalten habe. In Bregenz musste ich mich auf dem Grenzpolizeikommissariat stellen, und wurde dort der SS-Kaserne zugewiesen. Hier wurde ich von einem angeblichen Schweizer nochmals eingehend befragt über die Umstände meiner Ausreise aus der Schweiz und meine Erlebnisse in Deutschland. Der Mann wollte mich dann auffordern in die SS einzutreten, denn ich würde bei meiner Rückkehr in die Schweiz doch für die illegale Ausreise mit zirka zwei Jahren bestraft. […] Diesem Manne habe ich erklärt, dass ich mir die Sache nochmals überlegen wolle, denn ich konnte ihm keine direkte Absage geben, weil ich fürchtete, dann zurückbehalten zu werden. Ich wurde auch bei ihm wieder entlassen und bekam vom deutschen Grenzpolizeikommissariat Bregenz die Bewilligung zur Fahrt nach Lustenau und von dort ging ich mit einem anderen Transport am 21. 2. 45 14.00 Uhr nach St. Margrethen.»[86] In St. Margrethen wurde er anscheinend neu eingekleidet, in St. Gallen noch einmal und schliesslich «als Drecknazi zusammengehauen».[87] Erstaunlich ist, dass Diggelmann offenbar bis zum Schluss an der Seite seines Kumpanen Arthur Schindler unterwegs war, denn sie wurden im Februar 1945 gemeinsam aufgegriffen.

Wie einer Mitteilung des Chefs der Polizeisektion des Armeekommandos an die Kantonspolizei Zürich zu entnehmen ist, hatte die Flucht aus strafrechtlicher Sicht für Diggelmann keine Konsequenzen.[88] Dafür kam der Diebstahl vor der

83 Bundesarchiv: E 4320 B 1973/17, Bd. 56.
84 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 136 f.
85 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD-Nachlass: A-1-1953/01.
86 Bundesarchiv: E 4320 B 1973/17, Bd. 56.
87 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg, S. 137.
88 Bundesarchiv: E 4320 B 1973/17, Bd. 56.

zurück

Flucht im Jahre 1944 nochmals zur Sprache: Diggelmann wurde nun doch noch mit einer Strafanzeige seitens seines Onkels konfrontiert. Sie betraf den Diebstahl von 50 Schweizer Franken, drei verchromten Armbanduhren sowie mehreren (noch unbenutzten) echten Eheringen in Gold.[89] Man steckte Diggelmann fürs Erste erneut ins Gefängnis.[90] Aber der Vormund und der Onkel verhandelten und Diggelmann bekam eine zweite Chance zur Fortsetzung der Uhrmacherlehre. Vier Wochen dauerte der Versuch, bevor Diggelmann im Sommer abermals flüchtete.[91] Diesmal auf einen Bauernhof, wo er die Arbeit als Karrer auf einem Schlossgut in der Nähe von Zürich aufnahm.[92] Aber auch dort wurde er entdeckt und durch den Vormund aufgegriffen. Die Rückzahlungen an die Vormundschaftsbehörde waren fällig. Der grösste Teil des Lohnes als Karrer musste sofort an die Vormundschaftsbehörde abgegeben werden. Nach zwei Monaten tauchte Diggelmann abermals unter.[93] Eine schier ausweglose Situation, in die sich Diggelmann da hineinmanövriert hatte.

Exakt zu diesem Zeitpunkt, im Herbst 1945, kam es zum nächsten dramatischen Wendepunkt in Diggelmanns Leben, zu einem weiteren Erlebnis, das Diggelmann noch unzählige Male in ständig veränderter Form, im Kern aber gleichbleibend erzählen und in seinen späteren Büchern verarbeiten würde. Ein junger Mann, anscheinend früher Untermieter bei seinem Onkel und jetzt, also 1945, Student der Chemie, nebenbei auch noch Kunstmaler und Komponist, habe ihm, nachdem Diggelmann ihm bei einem zufälligen Treffen in Zürich von der Geschichte der Flucht erzählt hatte, den Vorschlag gemacht, Dichter zu werden.[94] So zumindest erzählte es Diggelmann. Die ganze Nacht und bis in den nächsten Morgen soll das Gespräch anschliessend gedauert haben. «Als ich mich verabschiedete – ich war damals Ausläufer in einer Bäckerei und musste dafür sorgen, dass die diversen Cafés zu ihren frischen Weggli kamen –, drückte mir dieser neugewonnene Freund ein Buch von Walter Scott in die Hand und sagte, ich sei ein Dichter und sollte alles, was ich ihm erzählt habe, aufschreiben.»[95] Kurz darauf ging Diggelmann auf das zuständige Kreisbüro und liess sich in den Schriftempfangsschein den Beruf «Schriftsteller» eintragen. So war er, nach eigener Aussage und ohne ganz zu begreifen, wieso ihm der Freund gesagt hatte, er sei Schriftsteller, Schriftsteller geworden.[96] Der erwähnte Freund habe ihn dann sogar noch mitgenommen zu seinen Freunden, ihnen von Diggelmanns Talent erzählt und so habe er, Diggelmann, Grafiker, Musikstudenten, Schauspieler, Fotografen, Lyriker

89 Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 31.
90 Diggelmann, Walter Matthias 1970: «Um sich innerhalb der Gesellschaft zu äussern.», S. 57. / Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 31.
91 Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 31.
92 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-1-ARTE-1.
93 Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 32.
94 Weltwoche: 31. 12. 1965.
95 Ebd.: 18. 9. 1959. / Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-1-ARTE-1.
96 Weltwoche: 18. 9. 1959.

zurück

und Marionettenspieler kennengelernt.[97] «Was ‹man› über mich erzählte und was ich selbst über mich berichtete, waren längst keine Lebensgeschichten mehr, keine Tatsachenberichte. Die Geschichten gaben eine veränderte Wirklichkeit wieder. […] Gegeben ist damit aber auch das Entscheidende: dass meine Form zu existieren das Geschichtenerfinden ist. Oder so: indem ich schreibe, existiere ich, lebe ich, kämpfe ich, verteidige ich mich, ernähre ich mich, greife ich an. Oder so: Schreiben ist Inhalt und Form meines Daseins.»[98]

Einmal abgesehen von dieser Zwischenepisode, während deren Diggelmann anscheinend zu seiner Berufung fand, ging das Katz- und Mausspiel zwischen Diggelmann, der untertauchte, und den Behörden (insbesondere der Vormundsstelle), die ihn wieder ausfindig machten, weiter. Erst Anfang 1946 fand das Ganze ein definitives Ende. Diggelmann wurde vom Onkel der begangenen Vergehen angeklagt, eine Verurteilung durch den Richter stand an.[99] Zur genaueren Persönlichkeitsprüfung wurde Diggelmann in die Heil- und Pflegeanstalt Rheinau eingewiesen und dort am 27. März 1946 offiziell aufgenommen und untersucht.[100] Was man in den entsprechenden Akten dazu liest, mutet heute bizarr und kurios an. Das damals mit allem Ernst Niedergeschriebene sagt im heutigen Rückblick vermutlich mehr über die damalige Heil- und Pflegeanstalt aus als über Diggelmann selbst, niederschmetternd müssen die Berichte für den 19-Jährigen trotz allem gewesen sein.

Ausgelöst worden war die Einweisung in die Heil- und Pflegeanstalt Rheinau von der Bezirksanwaltschaft Uster, nachdem diese Diggelmann für seine wiederholten Diebstähle im Frühjahr 1946 – insgesamt drei an der Zahl – in Strafuntersuchung genommen hatte. Jetzt wollte sie Diggelmann einer psychiatrischen Begutachtung unterziehen.[101] «Auf Grund unserer Wahrnehmungen hegen wir über den Geisteszustand Diggelmanns und die inneren Ursachen seiner deliktischen Handlungen Zweifel, weshalb wir Sie ersuchen, uns raschmöglich ein Gutachten über folgende Fragen abzugeben. 1. Ist Diggelmann geisteskrank, blödsinnig, oder leidet er an schwerer Störung des Bewusstseins? 2. War er zur Zeit der Verübung seiner Diebstähle nicht fähig, das Unrecht seiner Taten einzusehen oder gemäss seiner Einsicht in das Unrecht der Taten zu handeln? 3. Lag eventuell bei Diggelmann verminderte Zurechnungsfähigkeit vor? 4. Sind vorsorgliche Massnahmen für Diggelmann geboten und wenn ja, welche?»[102]

Aus dem Bezirksgefängnis Uster kam er also zur «Analyse» in die Heil- und Pflegeanstalt Rheinau. Der Aufenthalt dort galt immer noch als Untersuchungshaft. Einmal dort, bekam Diggelmann kurzerhand eine Nummer: 9634.[103] Zur An-

97 Ebd.: 31. 12. 1965.
98 Ebd.
99 Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 32.
100 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD-Nachlass: E-4-C-1-a.
101 Ebd.
102 Ebd.
103 Ebd.

zurück

kunft um 9 Uhr morgens heisst es in der Akte: «Junger Bursche mit recht undifferenziertem Gesichtsausdruck, steht verlegen da, wurde durch Polizisten in Zivil gebracht. Er wisse nicht, warum er hierher gebracht wurde, vielleicht damit man schaut, ob er verrückt sei. Nach dem Gesetze habe er einen Diebstahl begangen, rein menschlich oder moralisch nicht. Er habe genommen nur das, wozu er berechtigt war.»[104]

Die bestimmte Selbstsicherheit war, was den Gutachtern in der Heil- und Pflegeanstalt zuerst ins Auge stach. Diggelmann habe so getan, als ob er in die Anstalt eingewiesen worden sei, um interessante Lebenserfahrungen zu sammeln. Er sei sehr geschmeichelt und sichtlich stolz gewesen, wenn man seinen Ausführungen genügend Gehör schenkte. Mit grosser Wichtigkeit habe er davon gesprochen, dass er sich mit Literatur und mit philosophischen Problemen beschäftigt habe; beim näheren Eingehen auf seine Fragen habe sich aber gezeigt, dass sein Wissen auf diesen Gebieten ausserordentlich gering gewesen sei und dass die ihn umtreibenden Probleme durchaus oberflächlich und banal gewesen seien. Bei der Intelligenzprüfung habe Diggelmann durchschnittliche Resultate erzielt, bei der Assoziationsprüfung seien sogar Antworten auffällig gewesen, die sonst bei wenig intelligenten und primitiven Persönlichkeiten häufig seien. Im Rohrschach'schen Formdeuteversuch schliesslich sei Diggelmann wenig überzeugend gewesen und habe Einfälle gehabt, wie sie recht häufig bei psychopatischen Persönlichkeiten anzutreffen seien. Trotz allem konnten die Gutachter im Gedankenablauf und in den Erinnerungsfunktionen keine Störungen konstatieren.[105] Nur so viel: «Bei seinen Erzählungen neigte Expl. [Diggelmann] zu offensichtlichen Verfälschungen, Aufbauschungen und Beschönigungen, die ganz auf Wirkung beim Zuhörer berechnet waren, so z. B. dass seine Geliebte in Italien, die ihm vis-a-vis im Zuge sass, von einer Bombe getroffen wurde, während er und sein Freund unversehrt blieben. Darauf aufmerksam gemacht, dass es sich niemals so habe zutragen können, entschuldigte sich Expl. ganz unverfroren, dass es sich bei ihm um eine Art ‹literarische Gewohnheit› handle und nannte diese Unwahrheiten einfach ‹Ausschmückungen›. Im Zuge seiner Selbstbekenntnisse meinte Expl., er sei kein normaler Mensch; in seinem Innern ‹brenne es›, eine Leidenschaft und unerfüllte Sehnsucht. Er selber leide darunter und doch sei sein Schmerz schön. Er sei dankbar, dass er Verbrecher und Vagabund gewesen sei; das sei eine Erfahrung, um die ihn alle beneiden würden. Sein Leben sei ein Kampf um sein Selbst und um sein eigenes Ich gewesen. […] Er sei als Idealist geboren und ein solcher geblieben.»[106]

Insgesamt attestierten ihm die Gutachter Dr. B. A. Finkelstein und Prof. Dr. H. Binder ein übertriebenes Geltungsbedürfnis, eine Tendenz zum sozialen Entgleisen und eine oppositionelle persönliche Einstellung. Der triebhafte Bursche sei zudem voller kindlich-realitätsfremder Fantasien, alles in allem sei er ein abnorm

104 Ebd.
105 Ebd.
106 Ebd.

zurück

gearteter Mensch.[107] Mit Blick auf die Diebstähle stand für die Gutachter fest: «Es ist klar, dass bei allen Delikten die rein intellektuelle Einsicht in die Strafbarkeit der Taten vorhanden war, nur standen seine Taten mit seinem ganzen veränderten Trieb- und Affektleben in Zusammenhang, welche seine psychopatische, phantastische Persönlichkeit charakterisieren.»[108]

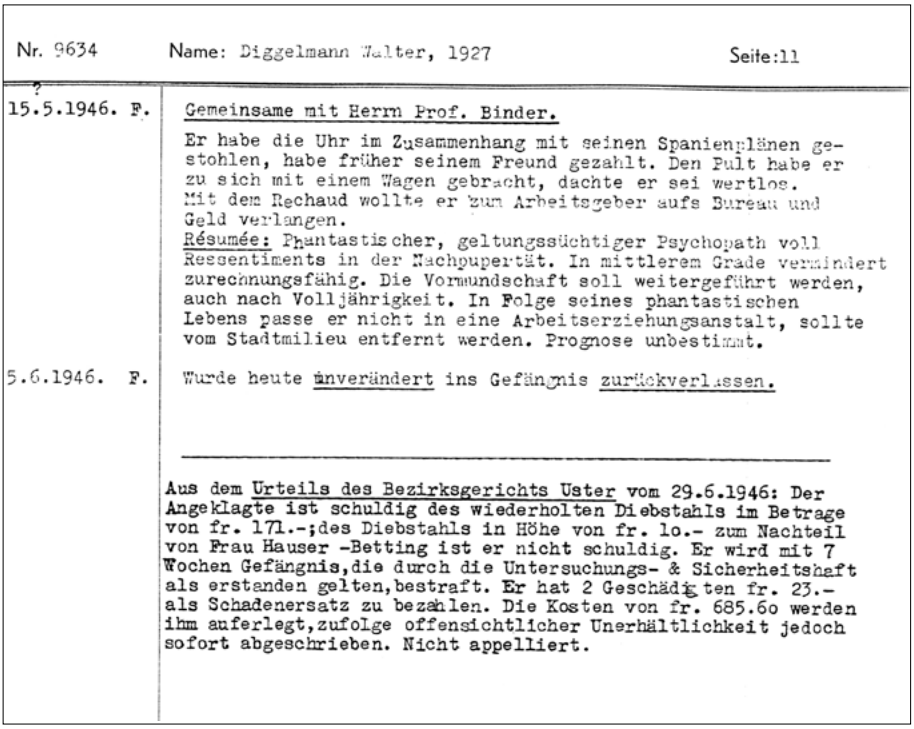
Diggelmann war nach Urteil der Spezialisten in Rheinau demnach nicht völlig unzurechnungsfähig, aber in leichterem Grade vermindert zurechnungsfähig. In der Hoffnung, dass die «pubertätsbedingten Gleichgewichtsstörungen» abklingen würden, rieten die Gutachter davon ab, Diggelmann längerfristig in einer Heil- oder Pflegeanstalt zu verwahren. Eine in dieser Richtung ausgelegte ärztliche Behandlung sei ebenfalls wenig geeignet. Das Milieu einer Irrenanstalt würde sich mit der Zeit eher ungünstig auf Diggelmann auswirken, so das Fazit der Ärzte. Auch in einer Arbeitserziehungsanstalt sahen ihn die Gutachter falsch platziert. Man sollte es, nach Absitzen der Strafe, noch einmal mit einer Arbeitsstelle versuchen, diesmal in geeignetem Umfeld. Offenbar stünden die Entgleisungen in Zusammenhang mit dem städtischen Milieu.[109] «Sollte Expl. freilich in schwerwiegender Weise rückfällig werden, dann liesse sich die Einweisung in eine Arbeitserziehungsanstalt trotz eventueller Widerstände des Expl. nicht mehr umgehen.»[110]

In der Heil- und Pflegeanstalt Rheinau hat Diggelmann, wie er selbst wiederholt sagte, erstmals angefangen, Geschichten zu schreiben. Geschichten über sich selbst, erzählt in der dritten Person, mit der Absicht, Distanz zu sich und zu seinen Erfahrungen zu gewinnen. Seitenlange Briefe, Geschichten und Anklageschriften habe er verfasst, gerichtet an seine Richter, seinen Amtsvormund und seine Mutter. Die Empfängerseite habe damit nach Aussage Diggelmanns aber nichts anzufangen gewusst – die Geschichten seien nicht «angekommen». Keiner, so Diggelmann, habe sie verstanden, habe sie entschlüsseln können und schliesslich habe man ihn Lügner genannt, denn die Geschichten hätten sich seit der letzten Aussage vor Gericht verändert.[111]

Auf zwei der Briefe aus der Heil- und Pflegeanstalt sei an dieser Stelle kurz eingegangen.[112] An Hans Ritter[113] schrieb Diggelmann am 30. März 1946, also kurz nach seiner Ankunft in der Heil- und Pflegeanstalt Rheinau: «Am Tag, nach dem ich Sie besucht hatte, wurde ich verhaftet und zehn Tage später hier eingeliefert zur Begutachtung. Es ist nicht allzu schwer, sich mit dem Schicksal abzufinden,

107 Ebd.
108 Ebd.
109 Ebd.
110 Ebd.
111 Weltwoche: 31. 12. 1965. / Diggelmann, Walter Matthias 1970: «Um sich innerhalb der Gesellschaft zu äussern.», S. 57.
112 Sie gingen an Bekannte von Diggelmann und liegen in einer Mappe im Archiv des Psychiatrischen Zentrums (früher Heil- und Pflegeanstalt) Rheinau. Klara Obermüller verfügt über Kopien der Briefe und hat sie im sechsten Band der Werkausgabe Diggelmanns abgedruckt.
113 Hans Ritter war laut Klara Obermüller Schaufensterdekorateur und Freund Diggelmanns und einer der Ersten, die Diggelmann zum Schreiben ermunterten. Kommentar zum Brief siehe unter Diggelmann, Walter Matthias an Ritter, Hans: 30. 3. 1946.

zurück



Nr. 9634 Name: Diggelmann Walter, 1927 Seite:11

15.5.1946. F. Gemeinsame mit Herrn Prof. Binder.

Er habe die Uhr im Zusammenhang mit seinen Spanienplänen gestohlen, habe früher seinem Freund gezahlt. Den Pult habe er zu sich mit einem Wagen gebracht, dachte er sei wertlos. Mit dem Rechaud wollte er zum Arbeitsgeber aufs Bureau und Geld verlangen.
Résumée: Phantastischer, geltungssüchtiger Psychopath voll Ressentiments in der Nachpupertät. In mittlerem Grade vermindert zurechnungsfähig. Die Vormundschaft soll weitergeführt werden, auch nach Volljährigkeit. In Folge seines phantastischen Lebens passe er nicht in eine Arbeitserziehungsanstalt, sollte vom Stadtmilieu entfernt werden. Prognose unbestimmt.

5.6.1946. F. Wurde heute unverändert ins Gefängnis zurückverlassen.

Aus dem Urteils des Bezirksgerichts Uster vom 29.6.1946: Der Angeklagte ist schuldig des wiederholten Diebstahls im Betrage von fr. 171.-;des Diebstahls in Höhe von fr. 10.- zum Nachteil von Frau Hauser -Betting ist er nicht schuldig. Er wird mit 7 Wochen Gefängnis,die durch die Untersuchungs- & Sicherheitshaft als erstanden gelten,bestraft. Er hat 2 Geschädigten fr. 23.- als Schadenersatz zu bezahlen. Die Kosten von fr. 685.60 werden ihm auferlegt,zufolge offensichtlicher Unerhältlichkeit jedoch sofort abgeschrieben. Nicht appelliert.

Abb. 4: Auszug aus dem Patientendossier der Heil- und Pflegeanstalt Rheinau.

zumal man weiss, dass alles, was dem Menschen begegnet, zu seinem Wissen beiträgt. […] ‹Santa Cruz› werde ich verpassen. Hoffentlich ist Max Frisch unsterblich, bis ich ihn ablöse. Eine Bitte, Herr Ritter, könnten Sie auf der Redaktion ‹Freie Stunden› (Conzett & Huber) nach meinen Manuskripten sehen (‹Arm und Reich›, ‹Der König von Crestalt›). Beides Kitsch, aber vielleicht tragen sie etwas ein. Wenn Sie auch noch auf dem ‹Volksrecht› ein Exemplar vom 4. Januar 1946 bekommen könnten.»[114]

Zu den erwähnten Manuskripten konnten keine weiteren Hinweise gefunden werden; ob es sich bei «Arm und Reich» um eine frühe Fassung des 1974 aufgeführten Theaters «Menschen glücklich machen oder Das Spiel von Arm und Reich» handelte, ist unklar, scheint aber eher unwahrscheinlich.[115] Hingegen scheint klar, warum Diggelmann jene Ausgabe des «Volksrechts» erwähnte. Dort war nämlich unter dem Titel «Matzagitzis erhielt eine Lektion» erstmals ein Text von Walter Matthias Diggelmann in der sozialdemokratischen Tageszeitung «Volksrecht» erschienen. Es ist vermutlich überhaupt die erste Veröffentlichung. Es handelt sich

114 Diggelmann, Walter Matthias an Ritter, Hans: 30. 3. 1946.
115 Diggelmann, Walter Matthias 1974: Menschen glücklich machen oder Das Spiel von Arm und Reich.

dabei um eine Kurzgeschichte, die sich in einem kleinen Dorf des Bündnerlandes abspielt. In dieser Geschichte überzeugen junge Kinder einen sturen Junggesellen, der bis dahin auf seinem Geld sass, dies doch für Gutes zu verwenden. Woraufhin der Junggeselle sein Leben völlig umkrempelt, den Armen hilft und im Alter von 92 Jahren ohne Geld stirbt.[116]

Zu dieser frühen Publikation von Diggelmann – es scheint für lange Zeit die einzige Zeitungspublikation gewesen zu sein – kann dreierlei festgehalten werden: Es sticht ins Auge, dass selbst dieser frühe Text schon autobiografische Züge trägt – ein Muster, das sich in Diggelmanns Literatur noch häufig wiederholen sollte. Wie nah sich die Geschichte der Kinder tatsächlich an einer wahren Begebenheit orientierte, ist allerdings kaum zu beurteilen. Zum zweiten ist dem Text bereits ein Motiv zu entnehmen, das Diggelmann sein ganzes Leben begleiten sollte – die Ungerechtigkeit der ungleichen Verteilung. Indem Diggelmann im Januar 1946 die Wandlung Matzagitzis zuliess, ermöglichte er, zumindest in Text und Theorie, Gerechtigkeit. Drittens und letztens: Hier hatte Diggelmann noch vor seinem Eintritt in die Heil- und Pflegeanstalt einen ersten Artikel veröffentlicht. Das ist bemerkenswert, insbesondere wenn man bedenkt, dass er kurz darauf rechtskräftig verurteilt wurde. Wie es zur Publikation des Artikels kam, war nicht mehr zu eruieren.

Den zweiten Brief aus der «Rheinau» schrieb Diggelmann ebenfalls am 30. März 1946, an Josef Lendi, einen Jugendfreund aus der Schulzeit in Rhäzüns: «Ich kann dir sagen, wenn ich nicht wüsste, dass ich hier meinen Wissensdurst um vieles mehr stillen kann, ich möchte verzweifeln. Alles alte Leute um mich herum. Der eine tanzt, der andere singt, jener macht sonst Lärm, und der andere lacht. Wirklich interessant. […] Nein, vom eingeschlagenen Weg werde ich nicht ablassen. Selbstverständlich muss ich einsehen, dass es daneben auch Pflichten gibt, die für jeden Menschen unumgänglich sind. […] Lieber Seppli, Du bist mein einziger persönlicher Freund, dem ich alles anvertraue. Viel Schweres musst Du selber mit Deinen Angehörigen durchmachen, und ich schütte auch noch allen Kummer auf Dich. Verzeih mir und, bitte, warte, bis die Stunde schlägt, wo ich mich revanchieren kann.»[117]

Am 5. Juni 1946 wurde Diggelmann aus der Heil- und Pflegeanstalt Rheinau wieder entlassen, mit der für einen bald 19-Jährigen nicht gerade vielversprechenden Diagnose: «phantastischer, übertrieben geltungssüchtiger und trotziger Psychopath».[118] Mit dieser Nachricht und einem Urteil des Bezirksgerichts Uster vom 29. Juni 1946, in dem er des zweifachen Diebstahls schuldig befunden und zu sie-

116 Volksrecht: 4. 1. 1946. Der Hinweis zu dieser allerersten Publikation, die lediglich mit W. D. gezeichnet ist, stammt aus der gleichen Zeitung. Volksrecht: 24. 12. 1965: / Zürcher AZ: 1./2. 6. 1973.
117 Diggelmann, Walter Matthias an Lendi, Josef: 30. 3. 1946.
118 Heil- und Pflegeanstalt Rheinau 1946: Definitive Diagnose, S. 14.

zurück

ben Wochen Gefängnis verurteilt wurde,[119] hat der seit 1945 offiziell als Schriftsteller eingetragene Diggelmann im Juni 1946 das grosse Pflaster Zürich betreten.

2.3 Auf der Suche nach dem eigenen Standpunkt

Die Jahre 1945 und 1946 markierten in Walter Matthias Diggelmanns Leben eine entscheidende Wende. In dieser Zeit wurde er offiziell zum Schriftsteller, in dieser Zeit fing er offiziell mit dem Schreiben an. Vor allem auch mit dem Briefeschreiben hat er angefangen – und bis wenige Wochen vor seinem Tod am 29. November 1979 damit nicht mehr aufgehört. Diggelmann war ein leidenschaftlicher Briefeschreiber. Briefe waren sein Mittel, sich seinen Frust von der Seele zu schreiben respektive seinem Unmut Luft zu verschaffen. Das verdeutlicht ein Tauchgang in seinen Nachlass im Schweizerischen Literaturarchiv auf eindrückliche Weise. Für die Zeit zwischen 1946 und 1962 sind die Briefe Diggelmanns neben einigen wenigen Egodokumenten und ein paar journalistischen Fragmenten die einzige vorhandene Quelle. Diggelmann war damals noch nicht bekannt genug, um in den Zeitungsspalten als Kolumnenschreiber regelmässig aufzutauchen, und auch sein literarischer Durchbruch stand erst bevor. Die Briefe aber bringen immerhin ein wenig Licht ins Dunkel eines bisher weitgehend unbekannten – und von der Diggelmann-Forschung nicht weiter beachteten – Jahrzehnts in Diggelmanns Leben. Sie bilden das Kernstück einer kurzen «Biographie in Briefen»,[120] mit der hier an die 1960er-Jahre herangeführt werden soll.

Was Diggelmann nach der Entlassung aus der Heil- und Pflegeanstalt Rheinau in der Zeit zwischen Sommer 1946 und Sommer 1949 genau getan hat, wie er sein Leben gemeistert hat, ist weitgehend unbekannt. 1947 hat er gemäss selbstverfasstem Lebenslauf eine Zeit lang als Hotelportier gearbeitet,[121] und im Frühjahr desselben Jahres hat er im Alter von neunzehn Jahren in Kloten ziemlich sicher die Rekrutenschule absolviert.[122] Gegen Ende der Rekrutenschule sollte man sich zur Weiterbildung als Unteroffizier melden. Das tat auch Diggelmann. Im Grunde wenig überraschend, wenn man sich Diggelmanns Kindheit vergegenwärtigt und sich erinnert, wie er als kleiner Junge seinen Pflegevater jeweils zur Arbeit in die Offizierskaserne begleiten durfte und dabei Neugier und eine grosse Sympathie für die Offiziere empfand. Dennoch wurde aus seinem Wunsch, die Unteroffiziersschule zu besuchen, nichts. Diggelmann erinnert sich: «Als wir einige Zeit später einzeln zum Schulkommandanten gerufen wurden, erklärte mir dieser, ich könnte gar

119 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD-Nachlass: E-4-C-1-a.

120 Diese Variante der Biografie orientiert sich methodisch an einem Aufsatz zu Adolf Muschg von Thomas Feitknecht. Feitknecht bringt selektiv Skizzen aus Muschgs Leben, indem er auf zentrale oder spannende Briefwechsel eingeht. Trotz seiner Kürze schneidet der Text einen beachtlichen Teil der relevanten Informationen zu Muschgs Leben an. Feitknecht, Thomas 2008: Eine Biographie in Briefen, S. 24–28.

121 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-1-ARTE-1.

122 National-Zeitung: 30. 6. 1973.

nicht Uof werden und schon gar nicht Of. […] Die Zivilbehörden hätten darauf aufmerksam gemacht, dass ich bevormundet sei und zudem wahrscheinlich Kind eines ausländischen Arbeiters. Auch hätte ich keinen richtigen Beruf, Journalist und Schriftsteller sei kein anerkannter Beruf, und somit hätte ich keinen gesicherten bürgerlichen Hintergrund. Ich erwiderte, in der Schweiz habe praktisch jedes ausserehelichе Kind einen Vormund, und abgesehen davon würde ich ja bei Erreichung meines 20. Geburtstages aus der Vormundschaft entlassen … Aber es half nicht, ich konnte unter diesen Umständen nicht Uof werden.»[123]

Wie ein Brief an den bekannten Filmemacher Alexander Seiler zeigt, hat sich Diggelmann in der Zeit zwischen 1947 und 1949 neben dem Militär weiterhin mit dem Schreiben von Geschichten beschäftigt. Im Juli 1948 schrieb er an Seiler: «‹Hassan oder das Bildnis des Menschen› habe ich auf die Seite gelegt, weil ich nun endlich die grosse Erzählung in Angriff genommen habe. Natürlich dreht es sich bei dieser Erzählung nur um mein liebes Ich. Als Gegenleistung für diesen Egoismus bin ich in meiner Erzählung verdammt ehrlich. Fast noch nie hat mir eine Arbeit so viel Freude gemacht, obwohl sie manchmal geradezu blutig ist. […] So bin ich in letzter Zeit mit einigen Leuten bekannt gemacht worden, die ihrerseits behaupten, sie hätten sehr viel Gutes von meinem Können gehört. Wie und wo weiss ich nicht. Es verbreiten sich auch hier diese Gerüchte, ohne dass nur ein Einziger von allen etwas von mir gelesen hätte. Aber sie setzen ihre Hoffnung auf uns Junge, sie sind quasi bereit, das Feld unserer Bearbeitung zu überlassen.»[124]

An verschiedenen Stellen wird erwähnt, dass Walter Matthias Diggelmann in den späten 1940er-Jahren als Regieassistent unter Kurt Horwitz am Schauspielhaus Zürich, welches dannzumal von Kurt Hirschfeld geleitet wurde, tätig gewesen sein soll. Allerdings werden immer wieder andere Zeitpunkte genannt. Im Film «Die Selbstzerstörung von Walter Matthias Diggelmann» spricht Diggelmann von 1946,[125] in einem 1955 selbst verfassten Lebenslauf nennt Diggelmann 1950[126] und in der Werkausgabe ist von 1949 die Rede.[127] Die Zeit um Ende 1948 und Anfang 1949 scheint plausibel. Jedes Mal nämlich ist davon die Rede, dass Max Frisch zur selben Zeit ebenfalls am Schauspielhaus Zürich zugegen war und Diggelmann ihn dort mehrmals gesehen oder getroffen hat. Frisch, so liest man, habe damals zusammen mit Kurt Horwitz anlässlich der Uraufführung seines Stücks «Als der Krieg zu Ende war» im Schauspielhaus gearbeitet.[128] Dazu Diggelmann: «[…] Max Frisch war damals völlig unbekannt, er war für uns ein Geheimtipp, ich habe ihn sehr verehrt damals, was nicht heissen will, dass ich ihn nicht mehr verehre, nur,

123 Ebd.
124 Diggelmann, Walter Matthias an Seiler, Alexander: 18. 7. 1948.
125 Diggelmann, Walter Matthias 1973: Die Selbstzerstörung des Walter Matthias Diggelmann. / Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-D-1-d.
126 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-1-ARTE-1.
127 Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich, S. 280.
128 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-D-1-d. / Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-1-ARTE-1. / Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich, S. 280.

zurück



Abb. 5: Diggelmann (Mitte) mit Militärfreunden, Ort und Jahr unbekannt.

mit dem Alter lässt das allmählich nach.»[129] Die Uraufführung von Max Frischs Stück war am 8. Januar 1949.[130]

Auf diese Zeit am Schauspielhaus Zürich geht auch eine Anekdote zurück, die Diggelmann später mehrfach erzählt hat. 1949 ist Diggelmann damals in Zürich nämlich nicht nur Max Frisch, sondern auch Friedrich Dürrenmatt begegnet. Letzterer schrieb ungefähr zu jener Zeit, bis Ende 1948, für das Cabaret Cornichon in Zürich Sketche und war danach intensiv mit der Komödie «Romulus der Grosse» beschäftigt, die am 25. April 1949 im Stadttheater Basel uraufgeführt wurde.[131] Gelebt haben Friedrich Dürrenmatt und seine Frau Lotti mit Sohn Peter damals in Schernelz am Bielersee – in zwei Zimmern im Haus von Lotti Dürrenmatts Mutter Cécile Falb.[132] Dort hat Diggelmann die Dürrenmatts offenbar einmal besucht und vermutlich einen seiner Texte dagelassen. Eine eher einseitige Angelegenheit muss die Beziehung gewesen sein. An Max Frisch hat Friedrich Dürrenmatt Ende März 1949 nämlich geschrieben: «Lassen Sie mich nun aber auch nicht mehr lang mit ihrem Stück im Stich. Jeder, den ich sprach – sogar ein Mensch mit Namen Diggelmann, ein armer Kerl, der mich hier besuchte – hatte es schon gele-

129 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-D-1-d.
130 Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die NZZ, S. 136.
131 Von Planta, Anna; Weber, Ulrich et al. (Hg.) 2011: Friedrich Dürrenmatt, S. 87, 108–112.
132 Ebd., S. 86.

zurück

sen oder gesehen und ich kenne keine Zeile davon, trotzdem ich mich schon zweimal an den Autor selbst gewandt habe.»[133]

Wenn er in Zürich war, dann hat Dürrenmatt häufig bei Max Frisch an der Zollikerstrasse gewohnt.[134] Und Diggelmann selbst hat wiederum ganz in der Nähe der Zollikerstrasse gehaust. Einmal, im Tram, da habe er, Diggelmann, Dürrenmatt dann gefragt, ob er seinen Text gelesen habe. Ja, habe dieser geantwortet. Und wie er ihn gefunden habe, wollte Diggelmann daraufhin wissen. «Hör mal zu mein Lieber, du bist der mieseste Dramatiker, den ich je gesehen habe, du kannst das nicht. Also lass mich Theaterstücke schreiben, und du, du schreibst Romane, weil da bist du gut.»[135]

Diggelmann hat nach dieser Episode vom Theaterstückeschreiben tatsächlich abgesehen und sich erst in den 1970er-Jahren wieder daran versucht. Mit dem Stück «Menschen glücklich machen oder Das Spiel von Arm und Reich. Eine triviale Kriminalkomödie» hat er im Frühjahr 1974 am Stadttheater Bern sein Debüt gefeiert.[136]

Durch seine Tätigkeit als Regieassistent am Schauspielhaus Zürich hat Diggelmann 1949/50 einige damals bekannte Personen kennengelernt. Darunter die Schauspielerinnen Maria Fein und Maria Becker, den Regisseur Lukas Ammann und die späteren Theaterdirektoren Walter Oberer und Kurt Hirschfeld. Wie ein Brief an Lukas Ammann, geschrieben am 1. Februar 1950, belegt, hat Diggelmann versucht diese Kontakte zu nutzen: «Nun bitte ich Sie, das zu lesen, und wenn Sie es für eine Tournée für die Fein oder Becker unter Ihrer Regie geeignet finden, es an Maria Fein oder dann Becker weiterzugeben.»[137] Gefruchtet zu haben scheinen diese fast etwas naiven Anfragen damals aber nicht.

Neben der Arbeit als Regieassistent am Schauspielhaus Zürich hat Diggelmann zwischen dem 2. Januar 1949 und dem 15. August 1950 bei der Elite Film AG auf der Reklameabteilung und der Redaktion des «Elite Magazins» mitgeholfen.[138] Dieses «Magazin» wurde in einer Ausgabe der «Neuen Bündner Zeitung» als «Zeitschrift für Film, Theater und Musik»[139] beschrieben, und in dieses Magazin flossen auch Diggelmanns Erfahrungen am Zürcher Schauspielhaus mit ein. Dazu das «Zofinger Tagblatt»: «Redakteur W. M. Diggelmann mischt den Inhalt seiner Hefte – April und Mai 1949 – aus nationalen und internationalen Belangen, aus reinem Informationsstoff und aufklärender Reportage, aus Ernstem und Hei-

133 Rüedi, Peter (Hg.) 2001: Max Frisch – Friedrich Dürrenmatt, S. 105–107.
134 Die beiden verband seit 1947 eine «zerbrechliche Arbeitskameradschaft». Von Planta, Anna; Weber, Ulrich et al. (Hg.) 2011: Friedrich Dürrenmatt, S. 98.
135 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-D-1-d. Diggelmann und Dürrenmatt standen zu diesem Zeitpunkt in Kontakt. Dürrenmatt, Friedrich an Diggelmann, Walter Matthias: 23. 2. 1948. / Dürrenmatt, Friedrich an Diggelmann, Walter Matthias: 23. 12. 1948.
136 Diggelmann, Walter Matthias 1974: Menschen glücklich machen oder Das Spiel von Arm und Reich.
137 Diggelmann, Walter Matthias an Ammann, Lukas: 1. 2. 1950.
138 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-2-c-5/01.
139 Neue Bündner Zeitung: 30. 5. 1949.

zurück

terem, aus Witz und Ironie, aus Zustimmung und Ablehnung: ein frischer Zug weht durch diese Revue, die doch keine Revue ist, da sie nicht einem seichten Unterhaltungsstil verpflichtet ist. Es gibt auch Belangloses auf den 48 Seiten, vielfach sehr rasch Hingeworfenes, doch erfährt man bei der Lektüre manch Interessantes vor allem aus der Film-Welt, der die Zeitschrift vorwiegend verpflichtet ist. […] Besonderes Interesse beanspruchen die Beiträge über Pinkas Braun und Maria Becker, die von zwei Künstlerlaufbahnen berichten, die jeden Theaterfreund fesseln.»[140] In der Zeitung «Freisinnige» wird zweimal auf das «Elite-Magazin» und ausserdem einmal speziell auf eine Erzählung mit dem Titel «Werner» hingewiesen, geschrieben von Igor Thomas, erschienen im «Elite-Magazin» im Juni 1949.[141] Dieselbe Erzählung findet sich in Diggelmanns Nachlass mit dem Vermerk «Von Diggelmann geschrieben».[142] Er scheint damals, für kurze Zeit, unter einem Pseudonym geschrieben zu haben.

Die an diese Tätigkeit anschliessende Zeit zwischen Sommer 1950 und Herbst 1951 verbrachte Diggelmann in Bern. Dank einer Anstellung beim Aare- und Alphaverlag konnte er sich in dieser Zeit knapp über Wasser halten. Beim Verlag hatte er eine Stelle als Lektor übernommen, war nach eigener Aussage Mädchen für alles und sprang auch mal als stellvertretender Verlagsleiter ein.[143] Diggelmann wohnte an der Gerechtigkeitsgasse und beschrieb in einem kurzen Aufsatz zu seinem Berner Jahr das subkulturelle Intellektuellen- und Künstlermilieu, in dem er sich offenbar bewegt hat. Mittelpunkt war das Restaurant «Commerce».[144] «Ins ‹Commerce› verirrten sich zu jener Zeit alle, die schon Rang und Namen hatten, und alle, die nach Rang und Namen lechzten. […] Das ‹Commerce› von damals war ein Familien-Treffpunkt. Da versammelte sich die Familie ausserhalb der Familie. […] Das ‹Commerce› war damals unsere Zuflucht, unsere gute Stube.»[145]

Das Geld aber blieb knapp. Am 5. Dezember 1950 reichte Diggelmann beim Schweizerischen Schriftsteller-Verein ein Gesuch um einen Werkvorschuss ein.[146] Der Sekretär, Franz Beidler, mit dem Diggelmann im Laufe seiner Karriere noch viele Briefe austauschen sollte, antwortete ihm am 5. April 1951, dass der Entscheid aus finanziellen Gründen habe herausgezögert werden müssen und sein Gesuch bald vom Prüfungsausschuss beurteilt würde. Er müsse allerdings noch eine kleine biografische Skizze nachreichen.[147] Was Diggelmann am 6. April tat. «[…] Nach überaus harten und bitteren Jahren, denn nun war ich vollständig aus der Familie ausgestossen worden, schrieb ich erstmals Texte für das ‹Radio Studio Zürich›. Beinahe gleichzeitig übernahm ich die Redaktion eines Filmmagazins (Elite

140 Zofinger Tagblatt: 14. 5. 1949.
141 Freisinnige: 13. 5. 1949. / Freisinnige: 17. 6. 1949.
142 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-A-4-g/01.
143 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-1-ARTE-1.
144 Diggelmann, Walter Matthias 1976: Mein Berner Jahr, S. 37 f.
145 Ebd.
146 Dies ist einem Brief Diggelmanns an Erwin Heimann, Schriftsteller und Leiter des Francke-Verlags in Bern, zu entnehmen. Diggelmann, Walter Matthias an Heimann, Erwin: 5. 12. 1950.
147 Schweizerischer Schriftsteller-Verein an Diggelmann, Walter Matthias: 5. 4. 1951.

zurück

Magazin) und wurde Pressechef der Elite Film S. A. in Zürich. Nachdem dieses Magazin nicht mehr erscheinen konnte, wurde ich als Dramaturg und Drehbuchautor verpflichtet. Ich schrieb Filmszenarios und bearbeitete vorhandene Drehbücher. Für Wolfgang Liebeneiner, bezw. für die Elite Film, welche sich mit deutschen Produktionen zusammengeschlossen hatte, schrieb ich den ‹Weibsteufel› von Schönherr zu einem Filmmanuskript um. Im Jahre 1950 bot mir der Aare Verlag einen Vertrag für mein erstes Buch und versprach mir eine Auflage von 30000 Exemplaren. […] Das Buch hätte für den Weihnachtsmarkt 1950 erscheinen sollen. […] Ich überliess dem Besitzer meine kleinen Ersparnisse und verlor beim Konkurs ca. 3000.– Fr.»[148]

Der biografischen Skizze ist allerlei Spannendes zu entnehmen, vieles davon wird aber nur in dieser einen Skizze erwähnt. Von den Beiträgen ans Radio-Studio Zürich sind, soweit bekannt, keine erhalten oder sonst nachgewiesen. Klar scheint, dass sie zwischen 1949 und 1951 entstanden waren und dass Diggelmann ab Frühjahr 1951 wieder arbeitssuchend war.

Am 20. April 1951 bekam Diggelmann vom Schweizerischen Schriftsteller-Verein einen Vorschuss von 500 Franken «auf eine im Bereich des Möglichen liegende Beleihung»[149] eines seiner Werke. Präsident des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins (SSV) war zu jenem Zeitpunkt Jakob Bührer – ihn würde Diggelmann dann viele Jahre später als grosses Vorbild nennen.[150] Gut drei Monate später wurden Diggelmann mit derselben Begründung nochmals 200 Franken Vorschuss gewährt, wobei 150 Franken der gesamthaft verliehenen Summe als Geschenk von einer Rückzahlungspflicht im Falle einer Beleihung ausgenommen wurden.[151]

Drei Monate später, im Juli 1951, hatte Diggelmann, wie seinem Brief an Franz Beidler zu entnehmen ist, nach wie vor keine Arbeit gefunden, war aber an die Schwarztorstrasse umgezogen.[152] Er verbrachte dort die letzten Wochen in Bern, zum Teil als Hilfsarbeiter, bevor er Anfang Oktober 1951 nach Zürich umsiedelte, wo er sogleich eine Arbeit auf einer Baustelle fand. Gleichzeitig erhoffte er sich, wieder einzelne Beiträge fürs Radio-Studio Zürich machen zu können.[153] An Albert Rösler, den damaligen Abteilungsleiter «Hörspiel» im Radio-Studio Zürich, hatte er noch im September 1951 aus Bern geschrieben: «Jetzt muss ich das zweite Stück ganz beenden. Lukas Ammann, der ja auch am ‹Kleinen Theater› inszeniert, möchte es dort versuchen. Er ist ja überzeugt vom Stück. Auch Dir werde ich ein Exemplar senden, wie ich es Dir versprochen habe, damit Du sehen kannst, dass ich gelernt habe, anständiger zu arbeiten. Bitte, mach' es mir nicht zu hart. Gib mir doch wenigstens eine Gelegenheit, mich bewähren zu können. Du weisst

148 Diggelmann, Walter Matthias an Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 6. 4. 1951.
149 Schweizerischer Schriftsteller-Verein an Diggelmann, Walter Matthias: 20. 4. 1951.
150 Dies am 8. November 1972 an der Feier zum 90. Geburtstag von Jakob Bührer in der Komödie in Basel.
151 Schweizerischer Schriftsteller-Verein an Diggelmann, Walter Matthias: 18. 7. 1951.
152 Diggelmann, Walter Matthias an Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 30. 7. 1951.
153 Diggelmann, Walter Matthias an Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 6. 10. 1951.

ja, wie verdammt nötig ich es habe. Wirst Du mich beim Verteilen Deiner nächsten Aufträge nicht vergessen?»[154] Um welchen Text es sich bei dem Stück handelt, ist nicht bekannt. Vielleicht war es «Und jetzt blinken die Sterne»? Für dieses Werk jedenfalls erhielt Diggelmann abermals eine Beleihung vom SSV von 2000 Franken. Erhalten ist das Stück allerdings nicht.[155]

Diggelmann war zu Beginn der 1950er-Jahre offenbar regelmässig geplagt von finanziellen Engpässen. Immer wieder gingen Auftragsarbeiten verloren, die er mit viel Aufwand für Verlage fertigstellte, weil die Verlage selbst in finanzielle Nöte kamen. So blieb er mehr als einmal von Freundinnen und Freunden abhängig.[156] In einem Brief an seinen 14-jährigen Halbbruder Fred Haltiner, also den leiblichen Sohn von Diggelmanns Mutter Maria und Diggelmanns Stiefvater Alfred, kam dies im Sommer 1951 deutlich zum Ausdruck: «Wovon soll man leben? Wie bewältigt man die alltäglichen Sorgen? Ich hatte es eine Zeit lang nicht allzu schwer, da ich ja eine eigene Redaktion führte und später Drehbuchautor bei deutschen Filmproduktionen war. Aber seit der Aare-Verlag in Bern Konkurs gegangen ist, lässt sich nichts mehr finden. Der Schweizerische Schriftstellerverein unterstützt mich mit Stipendien, damit ich nicht verhungere. Eine gute Frau aus dem Tessin hilft mir ziemlich, damit ich die schwere Zeit überwinden kann, aber glaube mir, dass solche Unterstützungen oft alles noch schwerer machen, als es schon ist. Ich verliere meinen Mut, ich zweifle an mir selber, und damit übersehe ich vielleicht Möglichkeiten, die ich ausnützen sollte. Jetzt habe ich mich entschlossen, eine Stelle in irgendeinem Betrieb anzunehmen, gleich welche Arbeit mir zugesprochen wird. So hoffe ich, in zwei bis drei Wochen wieder selber verdienen zu können.»[157]

Ob aufgrund dieser, beruflich gesehen, aussichtslosen Lebenssituation der Alkohol seinen Platz in Diggelmanns Leben fand oder ob er schon vorher gerne viel Wein trank, ist heute unklar. Sicher ist, der Alkohol sollte Diggelmann sein gesamtes Erwachsenenleben lang begleiten. Über seine Vorliebe für Rotwein hat er später relativ offen gesprochen, sich aber gleichzeitig dagegen gewehrt, als Alkoholkranker bezeichnet zu werden. Im autobiografischen Film «Die Selbstzerstörung des Walter Matthias Diggelmann» meinte er dazu gut 20 Jahre später, im Jahr 1973: «Ja, ich habe hier meine Flasche Wein mitgenommen, denn ich bin ein Alkoholsüchtiger. Kein Alkoholkranker, aber ich habe in den letzten Wochen immerhin das Szenarium geschrieben für einen Film gegen den Alkoholmissbrauch, und ich fühle mich sehr legitimiert, weil ich weiss, was es heisst, Alkohol zu trinken […].»[158]

Zu den Jahren 1952 und 1953 sind erneut praktisch keine Quellen erhalten. An einer Stelle ist davon die Rede, dass Diggelmann in dieser Zeit in René Sim-

154 Diggelmann, Walter Matthias an Rösler, Albert: 13. 9. 1951.
155 Schweizerischer Schriftsteller-Verein an Diggelmann, Walter Matthias: Datum unbekannt. / Diggelmann, Walter Matthias an Altorfer, Max: 28. 12. 1951.
156 Bestätigt wird dies beispielsweise in einem Brief an seine im Tessin lebende Freundin Rina. Diggelmann, Walter Matthias an Rina: 6. 8. 1950.
157 Diggelmann, Walter Matthias an Haltiner, Fred: 19. 7. 1951.
158 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-D-1-d.

mens Berner Kunstkabinett verkehrte, dort auch Sergius Golowin kennenlernte und ab 1952 Zirkusmitarbeiter bei René Simmens neu gegründetem Zirkus Intar wurde.[159] Grundsätzlich kann es Diggelmann zu dieser Zeit aber nicht so gut gegangen sein. Aus einem Wiederholungskurs der Armee schrieb ein offensichtlich in der Krise stehender Diggelmann im März 1952 an Franz Beidler einen irritierenden Brief, der inhaltlich sehr gut zur anderswo notierten «allgemeinen Krise»[160] im damaligen Leben von Diggelmann passte. «Dieser Brief aber ist ein schüchterner Versuch, mich auf einer anderen Ebene, die mir bekannter ist als x eine, dem Menschen zu nähern. Ich glaube, ich werde dem Menschen näher kommen. Und sollte ich in nächster Zeit Schritte tun, die vielen unverständlich sein werden, dann aus einer wirklichen Einsicht heraus, die heisst: Nur der Vollzug, die Entscheidung macht den Mann zum Manne. Man wird mich fragen können, warum ich es tue, und ich werde sagen, weil die Gemeinschaft, die Altar sein muss, an dem der Dichter seine Hohe Messe zelebriert, für mich nicht erreichbar ist, obwohl mein Herz geöffnet ist für alles, was lebt und leben will. Ich bin diesem Altar zu weit entfernt, und dass mir diese Entfernung weh tut, müssen Sie mir glauben.»[161]

Diggelmann hatte in dieser Zeit Pläne, einen Roman über die Polizei zu schreiben und dort seine eigenen Erfahrungen mit der Polizei, aber auch die Erlebnisse anderer Personen mit der Polizei niederzuschreiben.[162] Daneben arbeitet er an (möglicherweise nicht gesendeten) Beiträgen fürs Radio-Studio Zürich und für den Schweizerischen Feuilletondienst,[163] und ab März 1953 sechs Monate auf der Schreibstube für Stellenlose.[164] «Seit vier Wochen schreibe ich auf der Adressenzentrale. Für den miesen Lohn von 2.20 die Stunde. Es ist sehr deprimierend.»[165]

Wie einem weiteren Brief an den Sekretär des SSV zu entnehmen ist, war Diggelmann wohl immer noch sehr von Geldsorgen geplagt. Er war mit der Miete im Rückstand und wurde mit dem Pfändungsamt konfrontiert. Seine Texte und Stücke waren zwar an einigen wenigen Stellen platziert worden, zum Beispiel im

159 Als Trägerin des Zirkus trat offenbar eine «Genossenschaft zur Verwirklichung des Kunstaustausches im In- und Ausland» auf. Das erste Programm des Zirkus hiess «Eisparade 1952». Obwohl der Zirkus in Luzern erfolgreich war, endete die Tournee in einem finanziellen Fiasko. René Simmen wurde später Verleger in Zürich. Schweizerisches Literaturarchiv: Nonkonformismusarchiv: 1-03.

160 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-1-ARTE-1.

161 Diggelmann, Walter Matthias an Beidler, Franz: 9. 3. 1952.

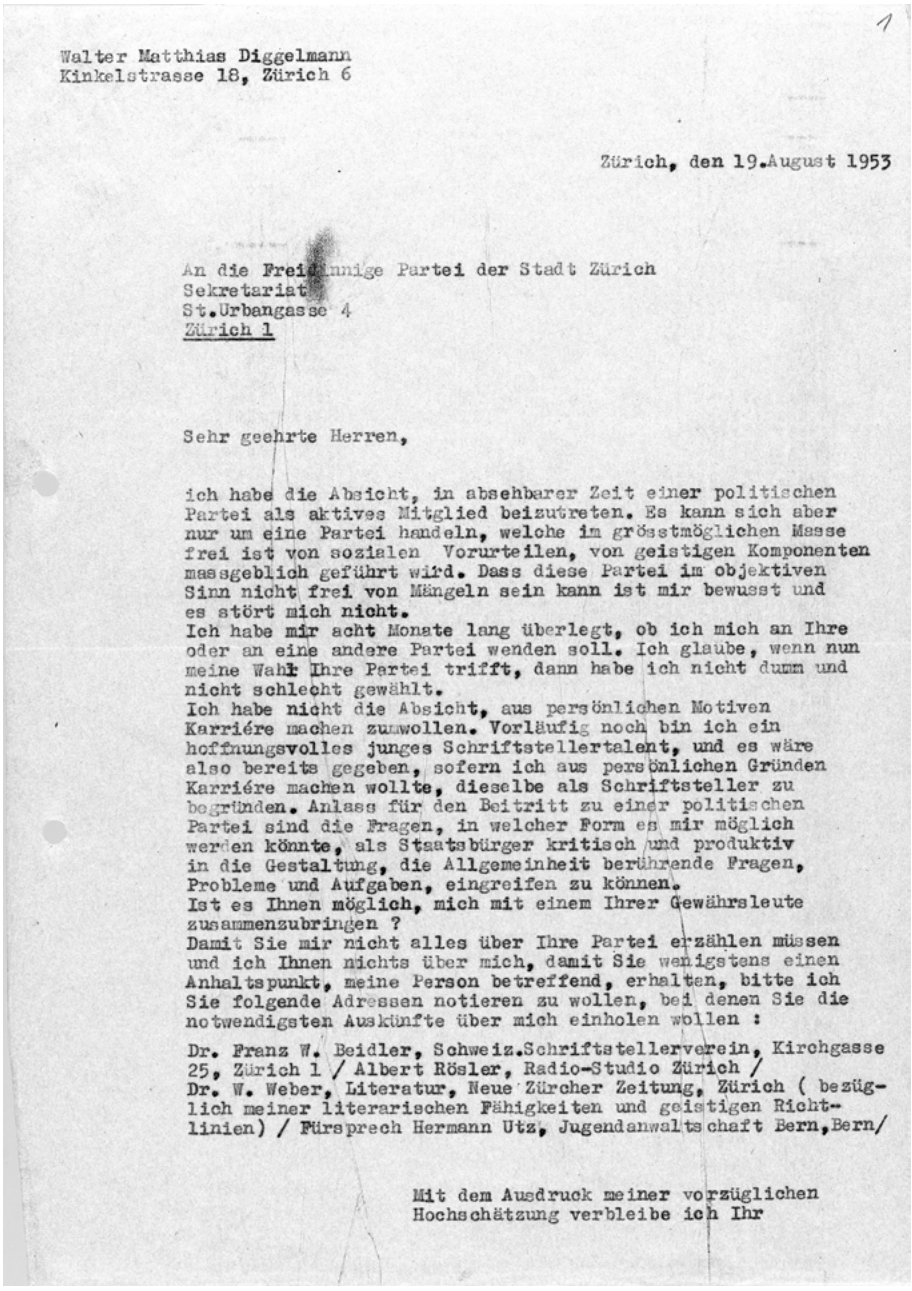
162 Diggelmann, Walter Matthias an Früh, Walter: 8. 3. 1953. / Diggelmann, Walter Matthias an Ammann, Lukas: 20. 3. 1953.

163 Zu den Beiträgen im Radio-Studio Zürich siehe Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-2-c-2/03. / Zu den Beiträgen für den Schweizerischen Feuilletondienst siehe Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-A-4-g/06. / Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-A-4-g/08. / Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-A-4-g/09.

164 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-1-ARTE-1. / Diggelmann, Walter Matthias an Aeschbacher, Hans: 20. 3. 1953. / Diggelmann, Walter Matthias an Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 7. 7. 1953.

165 Diggelmann, Walter Mattias an Aeschbacher, Hans: 20. 3. 1953.

zurück



1

Walter Matthias Diggelmann
Kinkelstrasse 18, Zürich 6

Zürich, den 19.August 1953

An die Freisinnige Partei der Stadt Zürich
Sekretariat
St.Urbangasse 4
Zürich 1

Sehr geehrte Herren,

ich habe die Absicht, in absehbarer Zeit einer politischen Partei als aktives Mitglied beizutreten. Es kann sich aber nur um eine Partei handeln, welche im grösstmöglichen Masse frei ist von sozialen Vorurteilen, von geistigen Komponenten massgeblich geführt wird. Dass diese Partei im objektiven Sinn nicht frei von Mängeln sein kann ist mir bewusst und es stört mich nicht.
Ich habe mir acht Monate lang überlegt, ob ich mich an Ihre oder an eine andere Partei wenden soll. Ich glaube, wenn nun meine Wahl Ihre Partei trifft, dann habe ich nicht dumm und nicht schlecht gewählt.
Ich habe nicht die Absicht, aus persönlichen Motiven Karriére machen zuwollen. Vorläufig noch bin ich ein hoffnungsvolles junges Schriftstellertalent, und es wäre also bereits gegeben, sofern ich aus persönlichen Gründen Karriére machen wollte, dieselbe als Schriftsteller zu begründen. Anlass für den Beitritt zu einer politischen Partei sind die Fragen, in welcher Form es mir möglich werden könnte, als Staatsbürger kritisch und produktiv in die Gestaltung, die Allgemeinheit berührende Fragen, Probleme und Aufgaben, eingreifen zu können.
Ist es Ihnen möglich, mich mit einem Ihrer Gewährsleute zusammenzubringen ?
Damit Sie mir nicht alles über Ihre Partei erzählen müssen und ich Ihnen nichts über mich, damit Sie wenigstens einen Anhaltspunkt, meine Person betreffend, erhalten, bitte ich Sie folgende Adressen notieren zu wollen, bei denen Sie die notwendigsten Auskünfte über mich einholen wollen :

Dr. Franz W. Beidler, Schweiz.Schriftstellerverein, Kirchgasse 25, Zürich 1 / Albert Rösler, Radio-Studio Zürich / Dr. W. Weber, Literatur, Neue Zürcher Zeitung, Zürich (bezüglich meiner literarischen Fähigkeiten und geistigen Richtlinien) / Fürsprech Hermann Utz, Jugendanwaltschaft Bern,Bern/

Mit dem Ausdruck meiner vorzüglichen Hochschätzung verbleibe ich Ihr

Abb. 6: 19. August 1953: Diggelmann möchte Mitglied werden bei der FDP.

«Volksrecht»,[166] und die Aussicht auf einen baldigen Druck war ebenfalls vorhanden; nur verschaffte ihm dies nach eigener Aussage keine Liquidität, es blieben Einzelfälle.[167]

Trotz Geldsorgen verfasste Diggelmann im August 1953 ein Schreiben an die Freisinnige Partei der Stadt Zürich: «[…] ich habe die Absicht, in absehbarer Zeit einer politischen Partei als aktives Mitglied beizutreten. […] Ich habe mir acht Monate lang überlegt, ob ich mich an Ihre oder eine andere Partei wenden soll. Ich glaube, wenn nun meine Wahl Ihre Partei trifft, dann habe ich nicht dumm und nicht schlecht gewählt. […] Anlass für den Beitritt zu einer politischen Partei sind die Fragen, in welcher Form es mir möglich werden könnte, als Staatsbürger kritisch und produktiv in die Gestaltung, die Allgemeinheit berührende Fragen, Probleme und Aufgaben eingreifen zu können.»[168] Aus dem Antwortschreiben der FDP Kreispartei Zürich 7 ging hervor, dass Diggelmann Ende Oktober in die FDP aufgenommen wurde.[169]

Fast zum selben Zeitpunkt trat Diggelmann am 16. September 1953 eine neue Stelle am Militärflughafen Dübendorf an. Vermittelt worden war die Stelle, für die er 3.10 Franken auf die Stunde kassierte, durch die Schreibstube für Stellenlose.[170] Im November 1953 äussert er sich in einem Brief an den Schriftsteller Albert Ehrismann sehr positiv über Oberst Fritz Gerber, seinen neuen Chef bei der Direktion des Militärflugplatzes Dübendorf. Dieser sei ein «sehr wissender Mensch, vertraut auch mit der Literatur, und der sich verbunden weiss mit etlichen Koryphäen aus unserem Fach».[171] An diesen Oberst Fritz Gerber, der ihm mit der Zeit, so macht es im Rückblick den Eindruck, zu einer Art Vaterfigur wurde, wandte sich Diggelmann auch Anfang Sommer 1954. Offensichtlich in Erwartung des ersten gemeinsamen Kindes mit Nelly Gysin, die jetzt, nachdem Walter Matthias Diggelmann und sie im Herbst 1953 geheiratet hatten, offiziell Diggelmann-Gysin hiess.[172] Die Stelle auf dem Militärflughafen Dübendorf hatte er zu diesem Zeitpunkt nicht mehr und seine neue Stelle auf dem Passbüro der Staatskanzlei des Kantons Zürich konnte er nach einer zweiwöchigen Versuchszeit wider Erwarten nicht antreten.[173] Darum schrieb er an Oberst Gerber: «[…] für heute möchte ich mich mit der Frage begnügen, ob Sie mich für einige Zeit wieder in die DMP nehmen können. Ich habe leider noch immer einen recht schweren Stand, obwohl ich, was meine Schriftstellerei betrifft, von wirklich grossen Fortschritten erzählen kann. Stellen Sie sich vor, mein erstes Buch wird nächsten Frühling im Holle Verlag, Darmstadt-Genf,

166 Volksrecht: 4. 1. 1946.
167 Diggelmann, Walter Matthias an Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 7. 7. 1953.
168 Diggelmann, Walter Matthias an Freisinnig-Demokratische Partei der Stadt Zürich: 19. 8. 1953.
169 Freisinnig-Demokratische Partei der Stadt Zürich an Diggelmann, Walter Matthias: 27. 10. 1953.
170 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-2-c-5/01. / Links, Roland 1986: Ein Leben in Geschichten, S. 265.
171 Diggelmann, Walter Matthias an Ehrismann, Albert: 24. 11. 1953.
172 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-1-ARTE-1.
173 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-2-c-5/01.

zurück

erscheinen, und das zweite, das ebenfalls angenommen wurde, innert Jahresfrist. Und für das Radio habe ich einen Hörspielauftrag, und Dr. Weber von der ‹NZZ› hat mich ebenfalls eingeladen, für seine Redaktion zu arbeiten. Das sind wirklich erhebliche Fortschritte.»[174]

Obschon die Pläne und Absichten vielversprechend klangen, gemäss zur Verfügung stehenden Quellen hat, von der erneuten Anstellung auf der Direktion des Militärflugplatzes Dübendorf einmal abgesehen,[175] kaum eines der erwähnten Projekte zum gewünschten Erfolg geführt. Ein Roman Diggelmanns im Holle-Verlag ist nicht bekannt und obschon der Verlag auch an anderer Stelle, noch im November 1954, in einem Brief an Walter Früh erwähnt wurde,[176] deutet eine spätere Passage darauf hin, dass die Verbindung zum Holle-Verlag damals kurzfristig Schiffbruch erlitt.[177]

Trotz dieser für Diggelmann wenig erfreulichen Entwicklung sollte der Dezember 1954 für den jungen Autor in mehrfacher Hinsicht zu einem erfreulichen Monat werden. Am 2. Dezember 1954 kam erstens Diggelmanns Sohn Daniel Oliver Diggelmann, von seinem Vater in vielen späteren Briefen nur «D.O.D.» genannt, in Zürich zur Welt. Zweitens erhielt Diggelmann im Dezember 1954, zu seiner eigenen Überraschung, einen ersten kleinen «Literaturpreis». Wahrscheinlich handelte es sich bei der Auszeichnung um den jährlich verliehenen Hörspielpreis des Radio-Studios Zürich, der 1943 eingeführt worden war.[178] Für welchen Text Diggelmann den Preis im Dezember 54 erhielt, war nicht herauszufinden. An Jakob Job, den Radioprogrammleiter des seit 1931 von der Schweizerischen Rundspruchgesellschaft betriebenen Landessenders Beromünster, schrieb Diggelmann am 19. Dezember 1954: «Die Auszeichnung überraschte mich in der Tat dermassen, dass ich das betreffende Schreiben erst einmal alle Tage lesen musste, um sicher zu gehen, dass es Wirklichkeit war. […] Nachdem nun aber selbst das Geld schon eingetroffen ist, habe ich keinen Grund mehr, an der Wirklichkeit dieser Auszeichnung zu zweifeln.»[179]

Mit dem Preis aber noch nicht genug. Kurz darauf folgte das nächste, dritte Erfolgserlebnis im selben Monat: Mit der Hilfe des NZZ-Literaturkritikers Werner Weber wurde am 8. Dezember 1954 Diggelmanns Erzählung «Valse Musette» im Feuilleton der «Neuen Zürcher Zeitung» abgedruckt. Dass hier Weber als ei-

174 Diggelmann, Walter Matthias an Gerber, Fritz: 17. 6. 1954.

175 Der Arbeitsvertrag bestätigt eine Anstellung zu 3.39 Franken die Stunde zwischen 16. August 1954 und 23. Dezember 1955. Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-2-c-5/01. Ein Brief an den Halbbruder Fred Haltiner bestätigt, dass Diggelmann am 23. Dezember 1955 seinen letzten Arbeitstag auf der Direktion des Militärflugplatzes Dübendorf hatte. Diggelmann, Walter Matthias an Haltiner, Fred: 1. 12. 1965.

176 Diggelmann, Walter Matthias an Früh, Walter: 21. 11. 1954.

177 Diggelmann, Walter Matthias an Früh, Walter: 16. 2. 1955. Dort heisst es: «Ich, mit Namen W.M.D., hatte Ihnen dereinst von einem Holle Verlag geschrieben. Auf dreckige Art musste diese lange Jahre hindurch gepflegte Beziehung umkommen.»

178 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 108.

179 Diggelmann, Walter Matthias an Job, Jakob: 19. 12. 1954. / Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-1-ARTE-1.

ner der ersten Förderer Diggelmanns auftrat, hat ihm dieser ein Leben lang nicht vergessen.[180]

Der Wind schien zu drehen für Diggelmann. Noch im selben Dezember wandte sich Diggelmann mit einem Brief an Friedrich Witz, den damaligen Leiter des Artemis-Verlags in Zürich. Er bewarb sich dort mit mehreren Kriminalromanen.[181] Einer davon, der aber schliesslich als Jugendroman vermarktet wurde, fand mit dem Artemis-Verlag tatsächlich einen Abnehmer. Nach etlichen erfolglosen Versuchen – «Ich habe, ehe mein erstes Buch erscheinen konnte, genau 18 Romane geschrieben und anschliessend verbrannt, 12 Theaterstücke, das 13. und 14. erhielten Auszeichnungen, wurden dennoch nicht aufgeführt»[182] – erschien im Herbst 1955 in der Schweiz unter dem Titel «… mit F 51 überfällig»[183] erstmals ein Roman von Walter Matthias Diggelmann. Ein Roman, der sicher auch in Zusammenhang stand mit seiner damals täglichen Arbeit auf dem Militärflugplatz Dübendorf. Zur Entstehungsgeschichte und Methodik meinte Diggelmann vier Jahre später: «Ich habe, um meinen Fliegerroman schreiben zu können, sehr viele technische Bücher über unsere Militärfliegerei gelesen, und ich habe nicht darauf verzichtet, mir auf dem Kontrollturm in Dübendorf die von mir erdachte Situation des im Nebel verirrten ‹Mustangs› rekonstruieren zu lassen.»[184]

Wie aus einem Brief an Walter Früh hervorgeht, hatte Diggelmann für diesen Erstlingsroman auf ein Gesuch hin von der Literaturkommission der Stadt Zürich eine Ehrengabe von 800 Franken erhalten. Aus genanntem Brief geht ausserdem hervor, dass Diggelmann mit dem Artemis-Verlag unter dem Reihentitel «Frischer Wind» offenbar eine ganze Reihe von Kriminalromanen plante. Der Arbeitstitel des zweiten Buches hiess «Zwielicht Zwillich».[185] Publiziert wurden die Reihe oder ein zweites Buch im Artemis-Verlag jedoch nicht. Angeblich weil Diggelmann unter dem Niveau seines Erstlings blieb.[186]

Nach einem erfolglosen «Zwischenjahr» als «Redakteur eines miesen Filmmagazins, das unter meinen Händen ein Jahr später sanft entschläft … im 7. Jahrgang.»[187] konnte Diggelmann 1957 die nächste Veröffentlichung einer seiner Geschichten feiern. Es handelte sich um eine Erzählung, die schon Jahre zuvor entstanden war. Im Frühjahr 1957 hatte er Max Wehrli, einem Mitglied der Städtischen Literaturkommission, «in einem Zustand tiefster Depression […] mit dem heiseren Schrei: Da, das bin ich, und wenn ihr nicht wollt, dann eben nicht»[188] zwei Arbeiten geschickt. Sein Anklopfen wurde belohnt. Im November 1957 erschien,

180 Siehe dazu Kapitel 3.4.5.
181 Diggelmann, Walter Matthias an Witz, Friedrich: 12. 12. 1954.
182 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-9-02/4.
183 Diggelmann, Walter Matthias 1955: … mit F 51 überfällig.
184 Weltwoche: 18. 9. 1959.
185 Diggelmann, Walter Matthias an Früh, Walter: 31. 12. 1955. / Diggelmann, Walter Matthias an Literaturkommission der Stadt Zürich: 1. 11. 1955.
186 Diggelmann, Walter Matthias an Wehrli, Max: 15. 4. 1957.
187 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-1-ARTE-1.
188 Diggelmann, Walter Matthias an Wehrli, Max: 15. 4. 1957.

zurück

wieder im Artemis-Verlag, ein Sammelband mit dem Titel «Zürcher Windrose». Die Jury, im Sinne einer Subkommission bestehend aus Max Wehrli, Carl Seelig und Elisabeth Brock-Sulzer, wollte mit dieser Edition dem jungen, noch fast unbekannten literarischen Zürich eine Stimme geben. Platz finden sollten vorwiegend Autorinnen und Autoren, die noch nichts oder nur wenig veröffentlicht hatten.[189] «Erzählungen sollten es sein, von zürcherischen Autoren: Aber ja nicht etwa bloss berühmte und bekannte Namen, keine städtischen Kunstpreisträger, wenn möglich Neulinge, mit Talent natürlich und vielversprechend für die Zukunft.»[190] Von Diggelmann wurde «Der Major» gedruckt.[191]

Nur wenige Wochen später, am 1. Mai 1957, begann Diggelmann bei der Schweizerischen Rundspruchgesellschaft seine feste Mitarbeit im Ressort «Hörfolge» und im Feuilleton für das Radio-Studio Zürich und den Landessender Beromünster.[192] Bei der Schweizerischen Rundspruchgesellschaft blieb er bis im Oktober 1958, dann kam es zum Eklat. An Elisabeth Brock-Sulzer, die damals schon bekannte Theaterkritikerin der Tageszeitung «Die Tat» schreibt er dazu Ende Oktober 1958: «Meine Laufbahn als redaktioneller Mitarbeiter bei Radio Zürich hat scheusslich geendet. Zwischen mir und Herrn Dr. Bächli entstand ein kurzer, aber sehr schlimmer Wortwechsel. Meine Schuld, muss ich zugeben, denn ich habe mich reizen lassen, mehr noch, habe mich hinreissen lassen. […] Ich bin also seit dem ersten Oktober unfreiwilliger freier Schriftsteller, und ich habe, so glaube ich wenigstens, alles getan, um sofort wieder ein neues Wirkungsfeld zu finden.»[193]

Aber keines seiner Gespräche mit dem Schweizer Fernsehen, mit dem Otto-Walter-Verlag, mit der Zeitschrift «Du» und dem Ex-Libris-Verlag führte zum Erfolg. Allerdings, so scheint es, war seine Anfrage wegen Unterstützungsmöglichkeiten bei Elisabeth Brock-Sulzer erfolgreich. In einem Brief an Franz Beidler, den bereits genannten Sekretär des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins, schrieb Diggelmann im Januar 1959, dass er nach dem Ende bei Radio-Studio Zürich den Posten des Radiokritikers bei der «Tat» angenommen habe.[194] Diggelmannsche «Tat»-Kritiken konnten für diesen Zeitpunkt, abgesehen von einer einzigen, aber keine ausgemacht werden.[195]

189 Wehrli, Max; Seelig, Carl; Brock-Sulzer, Elisabeth 1957: Nachwort der Jury, S. 350–353.
190 Landolt, Emil 1957: Vorwort des Stadtpräsidenten, S. 5 f.
191 Diggelmann, Walter Matthias 1957: Der Major, S. 81–120.
192 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 95. / Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-4-08-f. Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-2-c-5/01.
Für die Zeit zwischen 1956 und 1958 hält Paul Weber fest, dass Diggelmann als Dramaturg und Hörfolgenautor für den Landessender Radio Beromünster gearbeitet habe und sich auch, zunächst ohne Erfolg, im Hörspielmetier versucht habe. Ob Diggelmann dies in den Räumen des Radio-Studios Zürich im Auftrag respektive im Dienst des Landessenders tat und eine Zeit lang zum festen Mitarbeiter wurde, bleibt unklar. Dokumente aus dem Nachlass legen jedoch nahe, dass er nicht 1956, sondern erst im Mai 1957 zum festen Mitarbeiter im Radio-Studio Zürich wurde. Im Oktober 1958 kam es zum abrupten Ende der Zusammenarbeit.
193 Diggelmann, Walter Matthias an Brock-Sulzer, Elisabeth: 30. 10. 1958.
194 Diggelmann, Walter Matthias an Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 28. 1. 1959.
195 Tat: 8. 1. 1959.

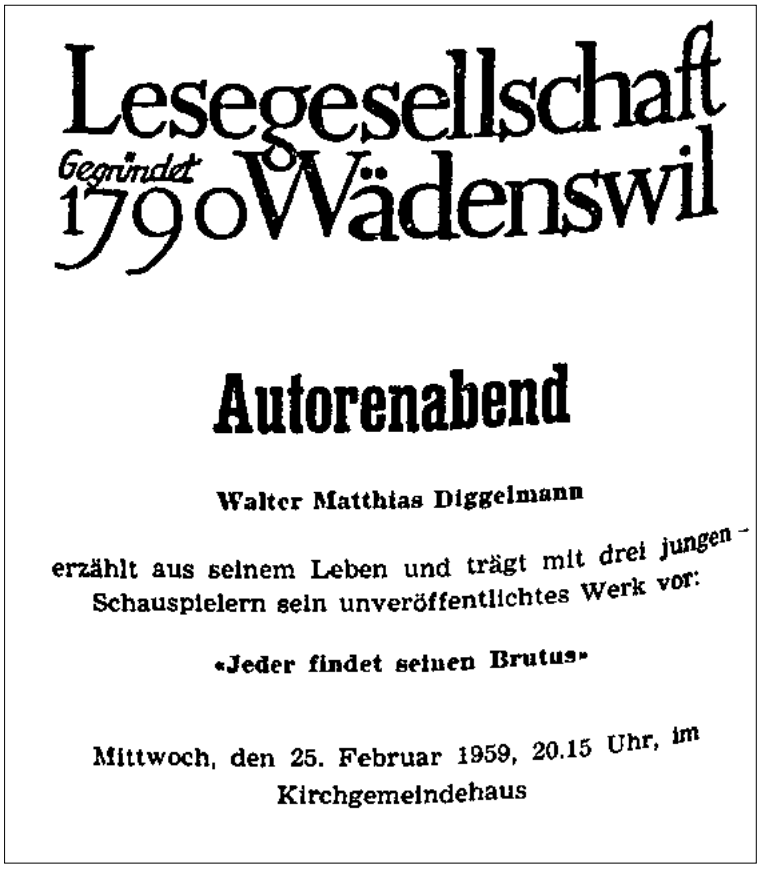
Dafür beschreibt Diggelmann etwa zur selben Zeit in einem Brief an Hermann Utz, einen alten Freund aus Berner Zeiten, relativ minutiös, wie Anfang 1959 ein typischer Diggelmann-Tag aussah: «Nicht dass es mir an der Zeit mangelte, ich bin ja seit November Schriftsteller und Hausfrau, verbringe fast den ganzen Tag und fast alle Nächte im Haus. Vor acht stehe ich nie auf, meistens wird es neun, dann gibt es Tee und Ovo für Dani. Anschliessend bin ich bis 12 oder 13 Uhr an der Maschine, dann gibt es ein Süpple, und Dani geht liegen, während ich die Zeitungen lese. Am Nachmittag wird von Fall zu Fall irgend ein Stück Wohnung gereinigt oder auch nicht, und ab 15 Uhr zerbreche ich mir den Kopf punkto Nachtessen. Ich koche ja sehr gerne und sogar gut (sic!), aber so Tag für Tag ein Menu auf den Tisch stellen zu müssen ist ekelhaft. Tag für Tag mit der Einkaufstasche in die Metzg und in den Konsum! Nach dem Nachtessen geht Dani zu Bett, und meistens wasche ich auch noch Geschirr. Dann lümmle ich mich in unseren einzigen Fauteuil, saufe ein bis eineinhalb Liter «Montagner» und höre Radio, lese, und wenn ich dann zu Bett gehe, ärgere ich mich, weil ich wieder ein Glas zuviel gesoffen habe. Tiger verbringt ihre Abende in ihrem Zimmer. So alle vier Wochen explodiere ich meiner havarierten Ehe wegen, kriege einen Eifersuchtsanfall und mache Tiger ziemlich massive Vorwürfe. Und am nächsten Tag schäme ich mich natürlich, weil ich doch immer noch glaube, geben sei seliger denn nehmen und wenn man auf die linke Backe geschlagen werde, tue man gut daran, auch gleich die rechte hinzuhalten.»[196]

Eine Premiere der anderen Art erlebte Diggelmann im Februar 1959. Wie einer Zeitungsnotiz zu entnehmen ist, nahm er am 25. Februar 1959 – wahrscheinlich das erste Mal überhaupt – an einer Autorenlesung teil. Vor der Lesegesellschaft Wädenswil stellte er sein neustes Stück «Jeder findet seinen Brutus» vor. In der Kritik des Abends hiess es: «Der zirka 33jährige Autor besitzt zweifellos eine bemerkenswerte Begabung, die über dem Durchschnitt liegt.»[197] Die Lesung markierte, wenn man von seinen ersten zwei Publikationen absieht, gewissermassen den offiziellen Eintritt Diggelmanns in die Öffentlichkeit – wenn auch noch nicht als Intellektueller im eigentlichen Sinn und wenn auch noch nicht als politischer Autor.

Nun aber ging es Schlag auf Schlag – 1959 wurde für Walter Matthias Diggelmann zum Erfolgsjahr. So schrieb er an seinen Berliner Freund Werner Oehlschläger im September 1959: «Für meine eher bescheidenen Verhältnisse prasselte es nur so von Erfolgen. Im Dramenwettbewerb des Schauspielhauses gewann ich einen 2. Preis. […] Sodann erhielt ich überraschend einen sehr interessanten und gut dotierten Posten in einem Public-Relations-Büro und die Arbeit macht mir enormen Spass. In diesen Tagen erschien mein Jugendroman, von dem ich Ihnen nächstens

196 Diggelmann, Walter Matthias an Utz, Hermann: 10. 2. 1959. Obwohl hier der Eindruck entstehen könnte, dass Diggelmanns Ehe zu jener Zeit angeschlagen war, blieb er noch bis Frühling 1968 mit Nelly Diggelmann-Gysin zusammen. Dann trennte sie sich von ihm.

197 Anzeiger vom Zürichsee: 27. 2. 1959.


Lesegesellschaft
Gegründet 1790 Wädenswil

Autorenabend

Walter Matthias Diggelmann

erzählt aus seinem Leben und trägt mit drei jungen Schauspielern sein unveröffentlichtes Werk vor:

«Jeder findet seinen Brutus»

Mittwoch, den 25. Februar 1959, 20.15 Uhr, im Kirchgemeindehaus

Abb. 7: Der Schriftsteller Walter Matthias Diggelmann tritt zum ersten Mal öffentlich auf; er liest aus seinem Buch «Jeder findet seinen Brutus» vor.

ein Exemplar zustellen werde. Und der gleiche Verlag hat meinen zweiten Roman angenommen und bringt ihn auf Herbst 60 heraus.»[198]

Beim Jugendroman handelt es sich um «Die Jungen von Grande Dixence», der im Benziger-Verlag 1959 herauskam,[199] die Stelle als Werbetexter und Public-Relations-Redakteur bei der PR-Agentur von Rudolf Farner trat Diggelmann am 1. Juli 1959 an.[200] Zur Anstellung in diesem Büro meinte Diggelmann in einem Gespräch mit Werner Bucher 1970, er sei da zufällig hineingeraten. Auf ein In-

198 Diggelmann, Walter Matthias an Oehlschläger, Werner: 6. 9. 1959.

199 Diggelmann, Walter Matthias 1959: Die Jungen von Grande Dixence.

200 Diggelmann, Walter Matthias an Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 29. 6. 1959. Siehe dazu auch Obermüller, Klara 2006: Daten zu Leben und Werk, S. 281. / Diggelmann, Walter Matthias 1970: «Um sich innerhalb der Gesellschaft zu äussern.», S. 82.

serat hin – «Gesucht Redakteur» – habe er sich beworben; und als Antwort habe er dann einen Brief aus dem Büro Farner erhalten. Und durch diesen Zufall sei er dann, ohne dass es geplant gewesen sei, zum Thema des Buchs «Das Verhör des Harry Wind»[201] gekommen.[202]

Noch bevor 1962 aber Diggelmanns erster Grosserfolg «Das Verhör des Harry Wind» bei Benziger herauskam, brachte er, ebenfalls bei Benziger, den Roman «Geschichten um Abel» heraus. Die «Weltwoche» hielt sich mit Lob für «Geschichten um Abel» nicht zurück. Sie bezeichnete das Buch aufgrund seines vortrefflichen Aufbaus und der menschlichen Substanz als kleines Meisterwerk. Diggelmann habe viel zu erzählen, hielt der Rezensent fest und rühmte dessen trockenen, leicht clownesken Humor.[203] «Diggelmann ist ein gläubiger, ein optimistischer Autor. Sein Abel, der allen als ein Zyniker erscheint, als ein kühler Abschiednehmer, ist ein naiv gebliebener Mensch, der im tiefsten Grund an Gott und der Welt nicht verzweifelt. […] Dem Gefühl des ‹Verlorenseins› gibt Abel oft bewegend Ausdruck.»[204] Und die «Welt»-Kritik dazu muss bei Diggelmann wie Balsam gewirkt haben für seine angeschlagene Seele: «Der junge Schweizer […] legt mit diesem beachtlichen Buch seinen ersten Roman vor. Sein Lebenslauf hat was vom Hemingwayschen Salz männlicher Existenz.»[205]

201 Diggelmann, Walter Matthias 1962: Das Verhör des Harry Wind.
202 Bucher, Werner; Ammann Georges 1970: Schweizer Schriftsteller im Gespräch. Bd. 2, S. 54 f. Ab 1. Januar 1960 hat Diggelmann laut Unterlagen für 20000 Franken im Jahr im PR-Büro Farner gearbeitet. Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-2-c-6/04.
203 Weltwoche: 5. 5. 1961.
204 Ebd.
205 Welt: 8. 11. 1961.

zurück

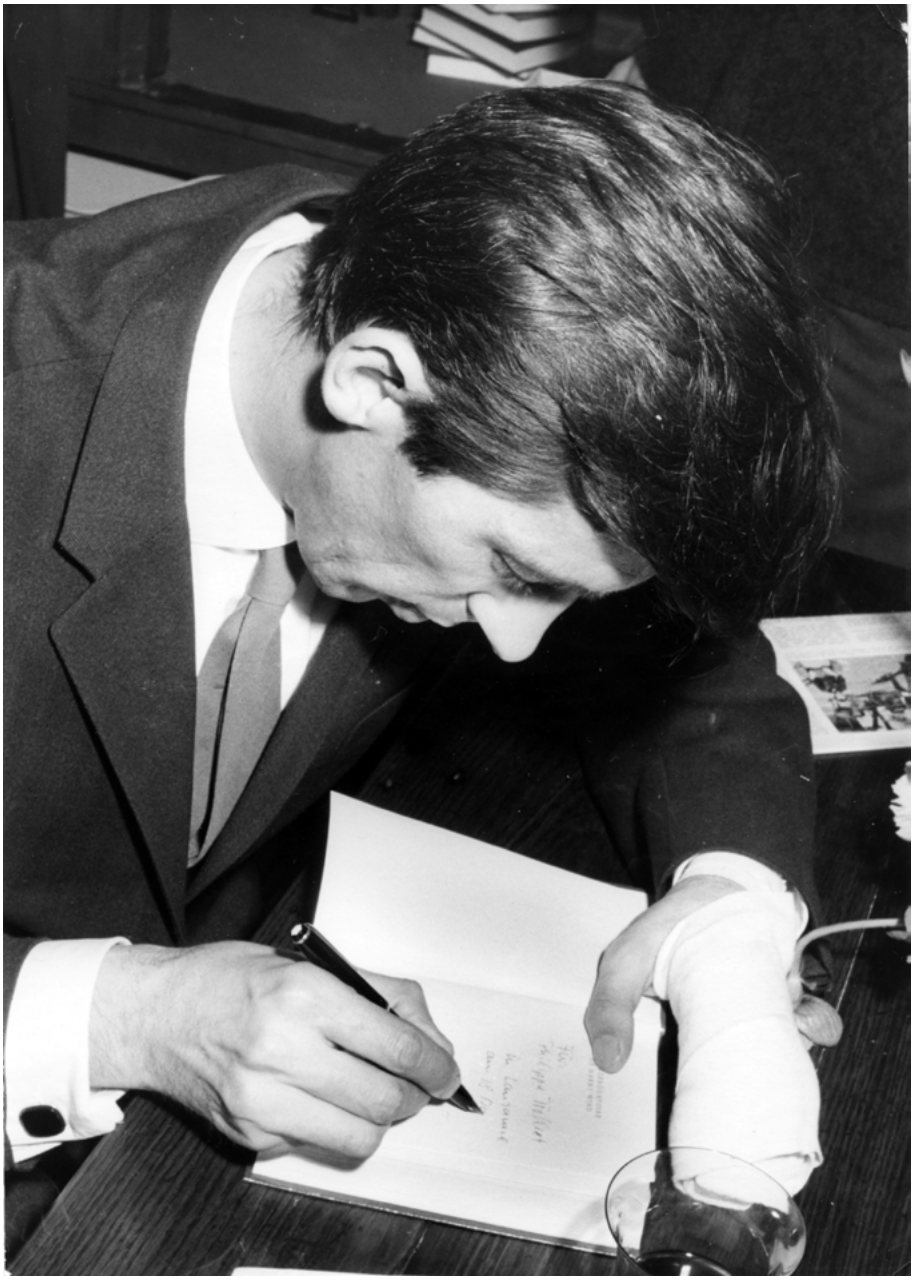


Abb. 8: Diggelmann signiert 1962 nach einer Lesung zum «Verhör des Harry Wind».

zurück

3 «Splitter der Erinnerung» – 25 Episoden aus zwei Jahrzehnten

«Wer in den Zeitungen und Zeitschriften der fünfziger und sechziger Jahre blättert, stösst auf eine unüberschaubare Zahl von Texten schweizerischer Schriftsteller, die sich mit der damaligen Gesellschaft kritisch auseinandersetzen. Die Mehrheit dieser Texte stand quer zu den vorherrschenden Meinungen und versuchte, die Leser wachzurütteln und zum Durchdenken der damaligen Zustände zu bewegen. […] Es gelang den schweizerischen Schriftstellern besonders während der sechziger Jahre, neue Themen in öffentliche Diskussionen zu bringen oder Auseinandersetzungen zu entfachen.»[1] Das schrieb Martin Dahinden 1988 im Nachwort zu seinem Buch «Zeitspuren», welches Essays und Reden der 1960er-Jahre zusammentrug und Dahindens Fazit traf auf keinen so sehr zu wie auf Walter Matthias Diggelmann. Wer dem öffentlichen Wirken Diggelmanns nicht primär chronologisch, sondern thematisch nachspürt, entdeckt eine Fülle von Themen, mit denen er sich im Laufe seines kurzen öffentlichen Wirkens auseinandergesetzt hat.

Die folgenden Biographeme setzen sich als «Splitter der Erinnerung» mit der gesamten Bandbreite der Themenfelder auseinander, zu denen sich Walter Matthias Diggelmann als Intellektueller eingebracht hat. Kapitel 3.1 beschäftigt sich mit dem Feld der Literatur. Kapitel 3.2 hat die Selbst-, Fremd- und Leitbilder der Schweiz zum Thema. Es beleuchtet, wo und wie sich Diggelmann mit der Schweiz auseinandergesetzt hat, und spürt insbesondere der Beschäftigung mit der unbewältigten Vergangenheit der Schweiz nach. Kapitel 3.3 zeichnet das Engagement Diggelmanns für die Sache der Minderheiten nach und beschreibt, wie er versucht hat, sicherzustellen, dass jene, die keine Stimme hatten, dennoch gehört wurden in der Schweizer Öffentlichkeit der 1960er- und 1970er-Jahre. Insbesondere wird sein Engagement im Rahmen der Jugendbewegung und der Zürcher Jugendunruhen beleuchtet. Kapitel 3.4 setzt sich mit dem politischen und gesellschaftlichen Standpunkt Diggelmanns auseinander und untersucht, wie er sich zu den verschiedenen politischen Ideen stellte und ob er sich tatsächlich ein System à la DDR wünschte. Kapitel 3.5 schliesslich befasst sich mit Diggelmanns Produktionen fürs Radio und fürs Fernsehen. Umschrieben wird auch sein kurzer Ausflug auf die Bühne der Politik.

1 Dahinden, Martin 1988: Nachwort, S. 351.

zurück

3.1 Der engagierte Schriftsteller

> «Bin ich engagiert? Was heisst eigentlich, es sei ein Schreibender engagiert und ein anderer Schreibender sei nicht engagiert? Ist Werner Weber, Kulturchef der NZZ, weniger engagiert als ich? Ich kenne Wb. einigermassen. Wb. war einer der ersten, vielleicht sogar der erste, der Kurzgeschichten von mir in der NZZ publizierte und eigentlich fürstlich honorierte. Natürlich ist Wb. auch engagiert. Was Wb. von mir unterscheidet (und eine Unterscheidung muss nicht unbedingt auch Trennung bedeuten) ist, dass er einer anderen Ecke unserer Gesellschaft entstammt, folglich andere Erfahrungen gemacht hat und darum auch eine andere Seite dieser Gesellschaft vertritt und für sie einsteht. Sind Adolf Muschg und Hugo Loetscher und Herbert Meier vielleicht nicht engagiert? Natürlich sind sie genauso engagiert wie ich. Ist vielleicht Professor Staiger, der vor Jahren den ‹Zürcher Literaturskandal› ins Leben gerufen hat, nicht engagiert? Heisst denn engagiert sein zum vorneherein, Kind eines Proleten und folglich (oder trotzdem?) links zu stehen?»[2]

«Warum so negativ? Warum niederreissen in einer an Trümmern ohnehin reichen Zeit? Wo bleibt das Schöne? Wo das Positive? Wo bleibt die Antwort der Dichter? – Jeder, der sich mit moderner Literatur beschäftigt, kennt diese Fragen. Sie pflegen aufzutreten aus ehrlicher Sorge und jeweils begleitet von Feststellungen wie: Diese Literatur ist nihilistisch, zynisch, krank, schizophren, intellektuell, aufklärerisch, revolutionär, sie ist linksstehend, ist Asphaltliteratur, gibt Unsinn statt Sinn, gibt Diagnose ohne Therapie, gibt Trümmer statt Form, gibt Unruhe statt Ruhe, gibt Unmoral statt Moral.»[3] Diese Beobachtung zur Bewertung der «modernen» Literatur, 1962 von Otto F. Walter zu Papier gebracht, nimmt in prophetischer Art vorweg, was thematisch in den Jahren zwischen 1964 und 1972 in Bezug auf Literatur in der Schweiz und zum Teil auch in ihren Nachbarländern diskutiert werden sollte. Der Literaturgeschichte in Erinnerung geblieben ist aus jener Zeit vor allem der sogenannte Zürcher Literaturstreit um die Jahreswende 1966/67, auf den in diesem Kapitel noch genauer eingegangen wird. Einen ersten (bisher wenig bekannten und in der Literaturgeschichte wenig beachteten) literarischen Aufruhr gab es in der Schweizer Öffentlichkeit aber schon rund zwei Jahre zuvor im Anschluss an den Tag der Schriftsteller an der Expo 64 in Lausanne. Walter Matthias Diggelmann, der überhaupt erst seit Juni 1964 Mitglied des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins war,[4] aber schon im April 1962 festhielt, dass er schreibe, weil man den Leuten zeigen müsse, dass alles gar nicht so einfach sei,[5] sollte in dieser Auseinandersetzung zur Schlüsselfigur werden. Die von ihm ausgelöste «Zertrüm-

2 Diggelmann, Walter Matthias 1978: Feststellungen, S. 40 f.
3 Walter, Otto F. 1962: Das Positive und die zeitgenössische Literatur, S. 16.
4 Schweizerischer Schriftsteller-Verein an Diggelmann, Walter Matthias: 20. 6. 1964.
5 Zürcher Woche: 18. 4. 1962.

zurück



Abb. 9a–d: Walter Matthias Diggelmann, vierteilige Bildserie, entstanden um 1960.

merer»-Debatte, andernorts auch als «Expo-Skandal»[6] bezeichnet, beschäftigte die Schweizer und insbesondere die Berner Öffentlichkeit ab September 1964 mehrere Wochen lang und ist in der Rückschau, mit Blick auf die Frage nach der gesellschaftlichen Rolle und Funktion von Literatur, ein Ereignis mit «Signalfunktion».[7]

6 Gigerl, Margit 2020: Das Land beim Namen nennen, S. 294.
7 Hickethier, Knut 2003: Protestkultur und alternative Lebensformen, S. 17.

In der «Zertrümmerer»-Debatte wurde bereits intensiv andiskutiert, was zwei Jahre später einen grossen Literaturstreit auslösen würde und noch einmal fast drei Jahre später letztlich zur Abspaltung der Gruppe Olten führen sollte.

3.1.1 Von der «Zertrümmerer»-Debatte zum Literaturstreit

Obwohl der Vorstand des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins das Traktandum «Expo» ein erstes Mal bereits im Juli und ein zweites Mal im Oktober 1959 verhältnismässig früh auf die vereinsinterne Traktandenliste setzte, selbst umfangreiches Material zusammentrug und verschiedene Zusammenarbeiten plante, nahm der Verein in den entscheidenden Phasen dann dennoch praktisch keinen Einfluss auf die Darstellung der schweizerischen Literatur an der Expo 64. Offenbar konnten sich die Verantwortlichen mit ihren Vorstellungen nicht gegen die schon präzisen, aber anderslautenden Pläne des für den Bereich «Kunst und Leben» zuständigen Expo-Architekten durchsetzen. Ende 1963 überliess der SSV die Verantwortung für die Abteilung «Literatur» darum enttäuscht den Verantwortlichen der Expo, konkret dem Architekten Max Bill und der Direktion der Expo.[8] Die Ausgangslage war damit 1964 eine ganz andere als noch an der Landi im Jahr 1939, als der SSV den Bereich «Literatur» absolut selbstständig gestalten und daneben, durch Einsitz in der Ausstellungsleitung, in vielen anderen Abteilungen ebenfalls Einfluss ausüben konnte.[9]

Aber nicht nur die Ausgangslage war eine andere. Wie sich herausstellen sollte, stand es im Herbst 1964 auch um den inneren Zusammenhalt des SSV gänzlich anders. Schon die Generalversammlung des SSV von Mitte Juni 1964 in Sils-Maria war von einer zwiespältigen Stimmung geprägt. Der eben erst in den SSV eingetretene Walter Matthias Diggelmann hatte an dieser Jahresversammlung, zusammen mit anderen, hauptsächlich jüngeren Schriftstellern, unter anderem gefordert, dass der SSV den Kontakt zu ausländischen, konkret auch osteuropäischen und mittel- und südamerikanischen Schriftstellerverbänden suchen und pflegen solle. Damit war die Frage nach der Politik in der Literatur indirekt bereits ein erstes Mal gestellt und die Generalversammlung schaffte es prompt prominent in eine «Antenne»-Sendung des Schweizer Fernsehens. In den Interviews (unter anderem auch mit Diggelmann) werden die unterschiedlichen Haltungen der Schriftsteller offensichtlich.[10] Diese unterschiedlichen Auffassungen im SSV sollten nach dem Tag der Schriftsteller an der Expo 64 im Zuge der «Zertrümmerer»-Debatte im September desselben Jahres öffentlich und laut aufeinanderprallen.

8 Niederer, Ulrich 1994: Geschichte des Schweizerischen Schriftstellerverbandes, S. 213. An anderer Stelle benennt Niederer den Bereich des zuständigen Architekten Max Bill mit «Bilden und Gestalten». Niederer, Ulrich 1987: 75 Jahre Schweizerischer Schriftsteller-Verband, S. 88.

9 Niederer, Ulrich 1987: 75 Jahre Schweizerischer Schriftsteller-Verband, S. 87.

10 Bundesarchiv: J2.225#2000/22#9416*, Bd. 671.

zurück

An der Expo 64 präsentierte sich die Literatur der Schweiz nach vielem Hin und Her über zwei Kanäle: Zum einen mit einer Serie von Einaktern von verschiedenen Schweizer Schriftstellern, zum anderen mit einem Schriftstellertag. Allerdings seien, so Ulrich Niederers Fazit in seiner Geschichte des SSV, der Tag der Schriftsteller und die Aufführungen, abgesehen von den Einaktern Walter Matthias Diggelmanns und Max Schmids, gründliche Misserfolge gewesen. Sie stünden, so Niederer rückblickend, symptomatisch für eine im Grunde kraftlose Vereinsstruktur, der zwar viel Geld, aber wenig Geist und Unternehmungslust zur Seite gestanden hätten.[11] Eine kraftlose Vereinsstruktur, viel Geld, aber wenig Geist? Ein hartes Urteil des Historikers. Trifft es aber zu, dann könnte die Uneinigkeit innerhalb des SSV mit ein Grund dafür gewesen sein, dass an der Expo 64 am 12. September 1964 die Grundfrage nach der Rolle der Literatur in der Schweiz überraschend deutlich auf den Tisch kam.

Franz Beidler, der damalige Sekretär des SSV, fasste einige Tage danach in der NZZ zusammen, wie der genannte Tag der Schriftsteller in den Grundzügen (und aus seiner Sicht) über die Bühne ging.[12] Offenbar war die zeitgenössische Literatur der Schweiz an der Expo symbolisch durch fünfundzwanzig Schriftsteller vertreten. Zehn Autoren vertraten dabei die deutschsprachige, sieben die französischsprachige und je vier die italienisch- und rätoromanischsprachige Schweiz. Bücher aller fünfundzwanzig Autoren sowie weitere Nachschlagewerke und Anthologien waren im «Raum der Literatur», in einer «Zwergenecke»,[13] zu finden. Am Tag der Schriftsteller organisierte der SSV zu dieser permanent vorhandenen Schau hinzu noch einen «acte de présence», der zwar nicht die ganze Expo in seinen Bann zog, mit drei Veranstaltungen im Expo-Theater laut Franz Beidler aber doch recht ansehnlichen Zuspruch erhielt. Die erste Veranstaltung beinhaltete eine fast zweistündige Vorlesung von neun Schriftstellern aus allen vier Sprachregionen, die gemäss Beidler von hoher Lyrik bis zu künstlerisch und sprachlich anspruchsloser, aber unterhaltsamer Literatur alles boten. Darauf folgte der Höhepunkt des Tages, das Gespräch über die Zukunft des Landes – mit zehn Schriftstellern aus drei Sprachregionen. Den Abschluss des Tages markierten die vor vollbesetzten Rängen aufgeführten Einakter «Der Pilot» von Walter Matthias Diggelmann und «Der Paradiesvogel» von Max Schmid. Beide ernteten viel Beifall.[14] Mit dem «Pilot» von Diggelmann war darunter ein Stück, das sich mit den Atombombenabwürfen über Hiroshima und Nagasaki befasste und sich rund zwei Jahrzehnte nach dem tatsächlichen Abwurf mit der Frage der Verantwortung der Piloten einerseits, der Schuldfrage andererseits auseinandersetzte.[15]

Aber nicht der «Pilot» und auch kein anderes der vorgetragenen Stücke waren Initialzündung für die Debatte, die sich in der Folge über Wochen hinwegziehen

11 Niederer, Ulrich 1987: 75 Jahre Schweizerischer Schriftsteller-Verband, S. 88.
12 Neue Zürcher Zeitung: 22. 9. 1964.
13 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 249.
14 Neue Zürcher Zeitung: 22. 9. 1964.
15 Diggelmann, Walter Matthias 1964: Der Pilot, S. 21–31.

zurück

und in der Schweizer, aber vor allem in der Berner Presse öffentlich und intensiv ausgetragen werden sollte. Auslöser war das bereits genannte Gespräch über die Zukunft des Landes. Es stand unter dem vielversprechenden Titel «Schweizerische Schriftsteller denken über die Zukunft unseres Landes nach».[16] Aber es kam anders als erwartet. Dazu noch einmal SSV-Sekretär Franz Beidler: «In diesem Team war an sich die nötige Spannweite gegeben: von altväterischen Bernern mit ihrem wurzelhaften Ultrakonservatismus bis zu jugendlichen Heisssporn, deren einer mit gewaltiger Stimmkraft ins Publikum rief, die Aufgabe der Literatur sei heutzutage, erstarrte Institutionen zu zertrümmern. Auch das war leider nur ein pseudodramatischer ‹Höhepunkt› dieser – sagen wir es offen: kläglich misslungenen Veranstaltung. Woran lag es? Sicher nicht am Thema. Der ‹Weg der Schweiz› an der Expo mit seinen umstrittenen Kernsätzen und seinem zaghaften Anflug von Selbstkritik, vor allem aber die zum Nachdenken zwingenden, beunruhigenden Filme von Henry Brandt, ja selbst der ‹gezähmte› Fragebogen Gullivers – all das hätte genug Stoff zu einer lebendigen Aussprache geboten, in der getrost scharfe Gegensätze hätten aufeinanderprallen und damit den wachen Sinn der Schriftsteller und ihre Aufgeschlossenheit für die vielen ungelösten Probleme des Landes beweisen sollen.»[17]

Dass Franz Beidler die Veranstaltung für misslungen hielt, überrascht nicht. Der SSV, der über die Darstellung der Literatur an der Expo 64 grundsätzlich schon nicht glücklich war, hatte sich am Tag der Schriftsteller vollkommen anders präsentiert als geplant und mit verantwortlich dafür war neben anderen der damals 37-jährige Walter Matthias Diggelmann. Sein Votum war es, welches das Fass zum Überlaufen brachte. Er war jener jugendliche Heisssporn, den Beidler in seinem NZZ-Artikel erwähnt und der während der Diskussion zur Zukunft des Landes stimmgewaltig ins Publikum rief, die erstarrten Institutionen seien zu zertrümmern. Mit diesem Votum erweckte Diggelmann eine Debatte zum Leben, die zwei Jahre später im Rahmen des Zürcher Literaturstreits erneut und in viel grösserem Mass aufkeimen und schliesslich, 1969, sogar zur Spaltung des SSV beitragen sollte. Im «Gespräch» an der Expo 64 ging es plötzlich nicht mehr «nur» um das Bild der Schweiz, sondern (besonders für Schriftsteller) viel existenzieller um das «‹Soll› der Literatur»,[18] um eine spätere Aussage Otto F. Walters zu zitieren.

Aber wie gelangte Diggelmann, der ja erst kurze Zeit im SSV war, überhaupt auf dieses Podium? Eine alte Tonbandaufnahme, auf der sich Diggelmann an die Expo-Ereignisse erinnert, macht deutlich, wie zufällig es dazu kam: «Beim Mittagessen hat man festgestellt, dass einer der Diskussionsredner fehlt. Da sagte man zu mir: Diggelmann, mach doch du das. Ich war sehr guter Laune und sagte: Mach ich, klar. Um fünf sassen wir dann da. Sie müssen sich das vorstellen: zehn Schweizer Schriftsteller – Wahnsinn: zehn! –, wo wir sowieso nur vier haben.»[19]

16 Gsteiger, Manfred 1964: Das «Positive» und das «Negative», S. 113. / Bund: 17. 9. 1964.
17 Neue Zürcher Zeitung: 22. 9. 1964.
18 Neutralität: 3. 1966.
19 Schweizerisches Literaturarchiv: Nonkonformismusarchiv D-1-17.

zurück

Das Podiumsgespräch leitete Hektor Küffer. Zu Beginn forderte er jeden der zehn Schriftsteller auf, etwas zum Zustand der Schweiz zu sagen. Was ein Teil der Schriftsteller gesagt hat, hat Podiumsteilnehmer Paul Eggenberg, zwischen 1955 und 1962 unter anderem Präsident des Berner Schriftstellervereins,[20] aus seiner Sicht und offensichtlich aufgebracht am 17. September im Berner «Bund» folgendermassen zusammengefasst: «Ob die zur Hauptsache der jungen Generation angehörenden sich ins Rampenlicht setzenden Schriftsteller auch wirklich nachgedacht oder nur gesprochen haben, blieb für die Zuschauer eine offene Frage. Dagegen steht fest, dass das Publikum nachdenklich, besorgt-nachdenklich geworden ist. Nicht wenige mussten die Frage mit sich nach Hause tragen, ob diese jungen Diskussionsredner wirklich ‹schweizerische› Schriftsteller sind oder bloss Schweizer Schriftsteller auf Grund ihres Heimatscheins. Statt einer anregenden, geistvollen Diskussion erlebte man hauptsächlich die Verkündung altbekannter Thesen, und vor allem wurde kübelweise ätzende Kritik ausgeleert. Vom allgemeinen Malaise und Vertrauensschwund war die Rede. […] Und dann wurde mit Donnerstimme und ‹heiligem› Zorn den Zuhörern verkündet, dass der Schriftsteller gar nicht dazu da sei, über die Zukunft unseres Landes nachzudenken, einer geldraffenden Gesellschaft Wege ins Morgen zu weisen, sondern ihre Institutionen zu zertrümmern, restlos tabula rasa zu schaffen, um eben diese sterile Gesellschaft zu zwingen, auf dem Nullpunkt neu anzufangen. […] Es scheint mir nachgerade, dass verschiedene dieser lärmig-zornigen jungen Schriftsteller, die ihre Jugend als Verdienst betrachten, unrettbar vorgestrig sind. Sie sind in ihrem Geist erstarrt, bevor er je in Bewegung geraten ist. […] Vor allem aber ist das ganze Gehabe grenzenlos anmassend. Wie anders könnte sonst einer dieser Zertrümmerer sein abgedroschenes ‹Nullpunkt›-Geschrei als Idee und Aufgabe der Schriftsteller schlechthin darstellen! […] Heute wird man nur noch Zertrümmerer. Zertrümmerer von fremdem Gut. Noch ist ja kaum eigenes dabei. […] Wie billig, wie anspruchslos, seine Aufgabe nur im Zertrümmern zu sehen! […] Dem Nullpunktgefasel muss entschieden die konstruktive Tat, das Bekenntnis zur Freiheit, Unabhängigkeit und Treue gegenübergestellt werden, und im künstlerischen Schaffen dem Versuch der Bestand.»[21]

Was war geschehen? Natürlich hatte Eggenbergs Empörung etwas zu tun mit den Äusserungen Diggelmanns. Sie könnte ihre Ursache zum Teil aber auch in den Aussagen des Schriftstellers (und Gammlerpoeten) René E. Mueller haben, der an der Expo-Diskussion als Zuhörer ebenfalls teilgenommen und aus dem Publikum ein provokantes Votum abgegeben hatte.[22] Er hatte, wie er fünf Tage später an einer Veranstaltung im Diskussionskeller «Junkere 37»[23] mitteilte, eine Bombe platzen

20 Lerch, Fredi 1998: Der Nullpunkt ist kein stinkendes Bschüttloch, S. 218.

21 Bund: 17. 9. 1964.

22 Schriftsteller René E. Mueller und seine Biografie sind der rote Faden in Fredi Lerchs Buch zum Berner Nonkonformismus. Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies.

23 Die «Junkere 37» wurde einmal als «Hyde-Park-Corner» von Bern bezeichnet. Von hier aus schreckten Vertreter des Nonkonformismus das Establishment. Die «Junkere 37» war ein

zurück

lassen. Er habe darauf hingewiesen, dass die Professoren der schweizerischen Universitäten mit ihrem Namen gegen die Waffenlieferungen der Schweiz an Ägypten protestiert hätten, dass es aber doch eigentlich an den Schriftstellern gewesen wäre, zuerst und am lautesten ihre Stimme zu erheben. Warum das ausgeblieben sei, warum dieser Verein, der doch so gerne betone, wie er seinerzeit gegen die Nazis Front bezogen hätte, keinen Pieps von sich gegeben habe, das habe er, Mueller, wissen wollen. Antwort habe er natürlich keine erhalten und so sei er gezwungen gewesen, sie selbst zu geben. Bührle – der Oberwaffenschieber – habe sein Geld nicht nur in Raketen, sondern auch in Verlagen. Und da sei doch auf die Expo hin so ein dickes Buch im Artemis-Verlag erschienen, ein Telefonverzeichnis mit mehr Schweizer Autoren, als es in der Schweiz überhaupt gebe, ja, und das Geld dafür, das habe niemand Geringeres als die Emil-Bührle-Stiftung herausgerückt. Und das sei auch der Grund, weshalb die Schweizer Schriftsteller nicht protestieren dürften gegen die Waffenlieferungen.[24]

Ein sehr kritisches Votum, auf den Punkt gebracht von einem damaligen Nachwuchsautor. Dazu, zwischen den Zeilen mitschwingend, die unmissverständliche Forderung nach einer engagierten Literatur. Eine Forderung, gegen die sich Paul Eggenberg ja gerade wehrt in seinem «Bund»-Artikel.

Diggelmann, im «Bund»-Artikel direkt angesprochen, reagierte öffentlich auf die Vorwürfe Eggenbergs – im Verlauf von einigen Wochen sogar an mehreren Stellen. Das erste Mal in der Tageszeitung «Volksrecht». Dort ging er zwei Tage nach Eggenbergs «Zertrümmerer»-Artikel nochmals auf die an der Expo gestellte Frage nach der Zukunft der Schweiz ein und konkretisierte: Die Aufgabe

Berner Diskussionspodium und ein «literarisches Labor» in einem Keller an der Junkerngasse 37 in der unteren Berner Altstadt. Ins Leben gerufen wurde das Diskussionspodium im Winter 1963/64 von Franz Gertsch, Sergius Golowin, Niklaus von Steiger und Zeno Zürcher. Sie hatten vorher teilweise im «Tägel-Leist» gewirkt und unter anderem die «Sinwel-Hefte» herausgegeben. In der Regel fanden die Anlässe in der «Junkere 37» mittwochs statt, meist waren zwei bis drei Dutzend Gäste anwesend. Der Eintritt belief sich zu Beginn auf 1.75 Franken, später wurde er auf 3 Franken angehoben. Die «Junkere 37» und auch das Nachfolgelokal an der Münstergasse 14 waren Orte, an denen jeder, der etwas mitzuteilen hatte und sich auszudrücken verstand, ungehindert seine Meinung sagen durfte. Man wollte damit einen Beitrag zur Meinungsbildung leisten und der Vielfalt der Epoche gerecht werden. Nur eine Bedingung gab es: Die Redner durften keiner einigermassen höflich gestellten Frage aus dem Kreis der Anwesenden ausweichen und hatten auch entschiedenen Widerspruch zu ertragen. «In der Junkere 37 diskutierten junge Berner über Politik, Literatur und Film, hier sprach ein Pfarrer über den Tod, und hier lasen berühmt-berüchtigte Kellerpoeten bissige Spottverse auf das Establishment. Hier gibt es keine Tabus. Der Junkere-Keller gehört allen: den Nonkon- und Konformisten, den Naiven und Mit-allen-Wassern-Gewaschenen, den Weisen und den Spinnern.» Wöchentliche Diskussionsabende gab es in der «Junkere 37» vom 4. Februar 1964 bis zum 30. April 1970. Das Nachfolgelokal an der Münstergasse stand bis Mai 1975 in Betrieb. In diesen gut elf Jahren kam es zu 906 Vorträgen, Lesungen und Diskussionen an gesamthaft 546 Abenden. Für weitere Details siehe Burgdorfer Tagblatt: 16./17. 2. 1968. / ZW-Sonntags-Journal: 8./9. 11. 1969. / Giger, Bernhard 1976: Junkere 37, S. 175 f. / Basler Zeitung: 12. 5. 2001. / Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 214–218. / Weber, Georg 2017: «Ein Funke springt über»: Der Diskussionskeller «Junkere 37», S. 27, 32–34, 42–44, 65.

24 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 251 f. Dort zitiert nach: Mueller, René E. 1964: Schneller sterben – Schriftsteller werden. Vortrag vom 17. 9. 1964. Typoskript.

zurück

des Schriftstellers bestehe doch nicht darin, den Herrschenden zu helfen, sondern die Macht der Herrschenden zu zertrümmern und für den einzelnen Menschen und nichts anderes einzutreten. Er sehe seine Aufgabe in der Suche nach der Wahrheit, jenseits des Kommunismus, aber auch jenseits der Legende, die sich Schweiz nenne. Dieser Wahrheit komme man aber nur näher, wenn man die überwuchernden Vorstellungen einer Schweiz, die es nur für die Herrschenden gebe, zertrümmere. Bedenklich stimme ihn, so schloss Diggelmann in seinem Artikel, dass ihm neuestens nicht nur die offizielle Schweiz, sondern auch Schriftstellerkollegen auf die Finger klopften.[25]

Was er an der Podiumsdiskussion wörtlich gesagt hat, darauf ging Diggelmann einen Monat nach dem Tag der Schriftsteller ebenfalls ein. Auf die Frage Hektor Küffers habe er geantwortet, dass er von der Zukunft der Schweiz nichts halte. Die Schweiz, ein Land, das zwischen zwei- und dreihundert Millionen Franken für die Landesausstellung aufbringe und damit Expo-Beauftragte gross bezahle, aber den Verfassern der Einakter für dieselbe Ausstellung kein Honorar ausrichten könne. Klar sei es auch um persönlichen Ärger gegangen. Nicht aber, weil er als Schriftsteller auf das Honorar angewiesen sei, sondern viel grundsätzlicher aufgrund der Rolle des Schriftstellers in der Schweiz. Dieser sei, sofern noch nicht ausstellungsreif, so zumindest exportwürdig und ehrenhafter Vertreter des Landes, ansonsten aber schlicht ein Niemand. Noch mehr: Es heisse gar, es sei doch eine Ehre, an der Expo aufgeführt zu werden. Das sehe er, Diggelmann, anders. Deshalb habe er an der Expo dann gesagt, dass der Schriftsteller nicht beauftragt sei, das Bewährte, das Bestehende zu besingen. Er habe dann das Wort «zertrümmern» benutzt und erklärt, dass die erstarrten Institutionen zu zertrümmern, der Urwald der erstarrten und darum lebensfeindlichen Gewohnheiten zu urbarisieren sei. Natürlich sei es schwierig, ein solches Votum in knapp fünfzig Sätze zu fassen, und Missverständnisse seien vorprogrammiert, wie die Debatte ja nun zeige. Aus dieser Debatte werde klar, dass ein Ja zur Schweiz immer gern gehört werde, ein kritisches Nein aber auf Ablehnung stosse. Ein Schriftsteller habe positiv zu sein. Wer aber bestimme denn, was schweizerisch sei? In der Folge meinte Diggelmann zum SSV und zur im öffentlichen Raum stehenden Forderung, gegen die aufmüpfigen Jungen die notwendigen Konsequenzen zu ziehen und die Spreu vom Weizen zu trennen: «Von mir aus, aber man sei wirklich konsequent, man mache aus dem Schriftstellerverein eine Art Reichsschrifttumskammer, man unterstelle sie dem Eidgenössischen Militärdepartement, man übertrage die Führung des Sekretariats einer bekannten Werbeagentur, damit wir endlich eine totale Landesverteidigung haben.»[26]

Ein klarer Standpunkt, mit dem sich Diggelmann exponierte. Dennoch: Mit dem Grundtenor seiner Aussage stand Diggelmann unter den Schriftstellern jener Zeit nicht allein. Exemplarisch sei an dieser Stelle auf Peter Bichsel verwiesen, der

25 Volksrecht: 19. 9. 1964.
26 Zürcher Woche: 16. 10. 1964.

zurück

1968 festhielt, dass er es als seine Aufgabe erachte, dem Bestehenden Schwierigkeiten zu machen, denn nur Schwierigkeiten würden Veränderungen veranlassen.[27]

Für Sergius Golowin, den damaligen Präsidenten des Berner Schriftsteller-Vereins und Mitbetreiber der «Junkere 37», stand derweil schon wenige Tage nach dem Eklat am Tag der Schriftsteller fest, dass der Aufruf der «Jungen» eine logische Antwort sei auf eine nicht mehr zeitgemässe Rhetorik. Die hundertfach weitergeleierten, abgeschliffenen, sinnentleerten Schlagwörter zur Zukunft der Schweiz seien nichts als unverpflichtendes, quälend langweiliges Zeittotschlagen, so Golowin. Gut sei das höchstens für Tonband, Papagei und irgendwelche seelenlosen Diktatörchen und Parteibönzlein. Die notwendige Auseinandersetzung zur Bedeutung des Dichters sah Golowin aber, trotz der muellerschen und diggelmannschen Ausbrüche an der Expo, nicht in Gang kommen.[28]

Eine Einschätzung, die Manfred Gsteiger, der spätere Literaturprofessor, geteilt hat. Das jedenfalls lässt sich aus einem längeren Aufsatz schliessen, den Gsteiger 1964 zur «Zertrümmerer»-Debatte verfasste und der eigentlich im Herbst 1964 im Berner «Bund» hätte erscheinen sollen, dann aber doch nicht veröffentlicht wurde.[29] Laut eigener Aussage war er, Gsteiger, für die damaligen Nonkonformisten zu konform und für die Konformisten zu nonkonform gewesen.[30]

Gleich zu Beginn schlug Manfred Gsteiger in seinem Text vor, «im Gespräch um die ‹Alten› und die ‹Neuen›, die ‹Konservativen› und die ‹Progressiven› auf den polemischen Ton zu verzichten».[31] Indem man Ideologie gegen Ideologie stelle, dem «Nullpunktgefasel» mit einem «Bekenntnis zur Freiheit» antworte, komme man in der Diskussion nicht weiter. Und die Diskussion, die erachtete Gsteiger als dringend notwendig. Seiner Ansicht nach hat der Skeptizismus der jüngeren Generation seine guten Gründe, denn auch Nationalsozialismus und Faschismus seien im Namen einer «positiven Ideologie» und der «konstruktiven Tat» angetreten, und wohin sie geführt hätten, sei bekannt. Vor diesem Hintergrund war für Gsteiger klar, dass es die Haltungen und Denkmuster zu überdenken gelte. Diesbezüglich sei es kein schlechtes Zeichen, wenn die Schriftsteller, also jene, die tagtäglich mit Sprache arbeiteten, sensibel und empfindlich seien,[32] «aber hat es überhaupt einen Sinn, ‹positive› gegen ‹negative› Autoren auszuspielen? Es hiesse dies

27 Bichsel, Peter 1968: Dem Bestehenden Schwierigkeiten machen, S. 16.

28 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 284. Dort zitiert nach einem Artikel von Sergius Golowin im «Bund» vom 21. September 1964.

29 Der «Bund» hatte im September 1964 nach dem Eklat am Tag der Schriftsteller eine Diskussion eröffnet. Neben Paul Eggenberg, Sergius Golowin und Ruth Elisabeth Kobel wollte sich auch Manfred Gsteiger an der Diskussion beteiligen und reichte bei «Bund»-Chefredaktor Arnold H. Schwengeler einen Beitrag ein. Er wurde abgelehnt. Zu den Hintergründen siehe Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 294–298. Veröffentlicht wurde Gsteigers Aufsatz im Feuilleton des «Tages-Anzeigers» am 5. Dezember 1964 und 1967 in Gsteigers Publikation «Poesie und Kritik». Gsteiger, Manfred 1964: Das «Positive» und das «Negative», S. 113–118.

30 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 298. Dort zitiert nach einem Gespräch, das Lerch mit Gsteiger geführt hatte.

31 Gsteiger, Manfred 1964: Das «Positive» und das «Negative», S. 113.

32 Ebd., S. 114 f.

zurück

nichts anderes, als eine Frage der Literatur, das heisst der künstlerischen Qualität, auf eine ideologische Frage zu reduzieren. Ich halte das für den Weg des geringsten Widerstandes, für einen falschen Weg.»[33] Für Gsteiger ist also bei allem Verständnis für die jungen Skeptiker zugleich klar, dass Kritik nur um der Kritik willen keine Lösung ist. In manchen Kreisen sei kritische Widerborstigkeit und Nonkonformismus längst zur literarischen Mode und zum Zeichen eines neuen Konformismus geworden. Die Stilgebärde des «schönen Wortes» werde ersetzt durch die Stilgebärde der Verneinung.[34] Den Weg, den es nach Gsteiger zu nehmen galt, war ein anderer. Er konnte sich vorstellen, dass es keine schlechte Methode wäre, auftrumpfende «Nachwuchsautoren» beim Wort – das heisst bei ihrem Werk – zu nehmen und dafür ihren Gesprächsvoten etwas weniger Ehre zu erweisen. Wenn irgendein Jüngling bekanntgebe, mit dem Land, das ihm vielleicht immerhin eine Kindheit ohne Hunger und Krieg ermöglicht habe, sei schon gar nichts los, möge das seine private Meinung sein, aber sie sei für die Allgemeinheit unerheblich, solange dieser Jüngling nicht bewiesen habe, dass er mehr sei als eine «literarische Hoffnung».[35]

Wie man die Ereignisse am Tag der Schriftsteller im Rückblick auch einschätzt, laut Fredi Lerch war Diggelmanns Name nach dessen Auftritt an der Expo-Diskussion in der Öffentlichkeit ein Reizwort und der Begriff Nonkonformismus in aller Munde. In der «Zertrümmerer»-Debatte erkennt Fredi Lerch denn auch «ein[en] Eklat, dem – wie ein greller Blitz in etwelcher Entfernung – ein Moment gespannter Stille folgt. Danach macht der lang anhaltende Donner innert Wochen landauf, landab ein neues Wort zum Allgemeingut, mit dem sich von nun an der Freund vom Feind scheiden lässt. Das Wort heisst ‹Nonkonformismus›.»[36]

Vor diesem Hintergrund ist wenig überraschend, dass die «Affäre» so schnell nicht zur Ruhe kam. Im Untergrundkeller «Junkere 37» sollte der Eklat an der Expo 64 noch einmal zum Thema werden. Die Veranstaltung ging am 27. November 1964 über die Bühne und stand unter dem vielsagenden Titel «Walter M. Diggelmann stellt sich».[37] Erstmals wurde dort versucht, die «Zertrümmerer»-Debatte im Sinne einer Chronologie aufzuarbeiten und die Debatte anschliessend in einen grösseren politischen Kontext zu stellen. Die Zuhörer erlebten einen freundlichen und humorvollen Diggelmann, der zwischendurch aber auch scharf und laut werden konnte. Auf die Frage von Fürsprecher Hermann Jacobi, damals Mitarbeiter des Schweizerischen Ostinstituts, was er, Diggelmann, denn bitte überhaupt noch Konstruktives sehe bei aller Forderung nach dem Zertrümmern, antwortete Diggelmann ausführlich: «Wie häufig begegnet mir doch jemand, der zu mir sagt: Geben Sie mir endlich mal das Rezept; in welche Partei soll ich eintreten? Was haben wir zu machen? Oder ich begegne Leuten, die sagen, aufgrund der psycholo-

1.40.00–1.50.30

33 Ebd., S. 115.
34 Ebd., S. 117.
35 Ebd., S. 116 f.
36 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 253.
37 Ebd., S. 300.

zurück

gischen Erkenntnisse und Forschungen wissen wir ganz genau: So und so läufts. Aber wie herzlich wenige Menschen treffe ich, die die Einsicht haben, dass wir zwar alle dürsten nach einer Klarheit, nach einer unabdingbar richtigen Ordnung, dass es die aber nicht gibt. Es gibt sie nicht! Es tut mir leid, es gibt sie nicht! Ich kann Ihnen kein Rezept geben. Wenn Sie mich bei meinem Votum vom Zertrümmern behaften, dann können Sie mich auch darauf behaften. Und ich muss Ihnen sagen: Vielleicht ist es falsch, zu zertrümmern, vielleicht ist es besser, wir wursteln weiter. Meine persönliche Meinung ist einfach: Wir wursteln nicht weiter. Wir schauen nach neuen Lösungen.»[38]

Von den neuen Lösungen kam man an diesem Abend zu den möglichen politischen Antworten und zur Frage, auf welcher Seite des Kalten Krieges Diggelmann stehe. Er, so Diggelmann, habe sich noch nie erlaubt, am westlichen oder östlichen Ausland Kritik zu üben. Das nehme er den schweizerischen Fackelträgern an den Gedenkveranstaltungen letztlich auch übel und verbiete es ihnen. Es gebe nichts Billigeres, als den eigenen Saustall in Budapest ausmisten zu wollen.[39] «Der ganze Klimbim, der gegen den Osten erzählt wird – was haben wir denn im Osten verloren? Einfach nichts! Habe ich irgendwo Empörung gehört, dass im Kongo Leute ermordet worden sind? Hat jemand protestiert? Niemand! Niemand! Ganz klar, im Kongo unten haben wir Fabriken. Das ist doch schizophren. Die Schweiz, die liebe Schweiz gründet auf der Humanität, aber wo ist denn diese Humanität, meine Herrschaften? Wo? Wo? Zeigt mir Eure Scheisshumanität, Ihr Händler, Ihr Maikäfer! […] Ich bin zwar kein Kommunist. Ich bins einfach nicht, tut mir leid, falls ein Kommunist anwesend ist. Aber für mich ist die Zukunft ganz eindeutig sozialistisch und nicht kapitalistisch.»[40]

Der «Bund» schrieb zur Veranstaltung in der «Junkere 37» eine vernichtende Kritik. Der Berichterstatter kam zum Schluss, dass an diesem Abend ein richtiges Gespräch nicht zustande gekommen sei, dies, obschon sich die Wortwechsel ziemlich in die Länge gezogen hätten.[41] Das Gespräch sei nicht zustande gekommen, weil die Sprechenden aus dem Publikum und Diggelmann nicht die gleiche Wellenlänge gehabt hätten. Auf Fragen, die sich auf dem Boden der Vernunft, der Logik, der Ratio bewegten, habe Diggelmann stets vage-emotional, impulsiv, explosiv, sektiererisch, manchmal geistreich, manchmal plump kalauernd, oft einfach mit Clownereien geantwortet. Man könne festhalten, dass sich Diggelmann zu einer schwer fassbaren geistigen «Linken» bekenne; doch wolle er diese «Linke» als differenziert, undogmatisch und als nicht identisch mit dem institutionalisier-

38 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 300 f. Dort zitiert nach den Originalstimmen auf den Tonbandkassetten. Für die Tonbandkassetten siehe Schweizerisches Literaturarchiv: Nonkonformismusarchiv D-1-17. / Schweizerisches Literaturarchiv: Nonkonformismusarchiv D-1-18.

39 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 301.

40 Ebd., S. 301 f. Dort zitiert nach den Originalstimmen auf den Tonbandkassetten. Für die Tonbandkassetten siehe Nonkonformismusarchiv D-1-17. / Schweizerisches Literaturarchiv: Nonkonformismusarchiv D-1-18.

41 Bund: 30. 11. 1964.



Abb. 10: Kassette mit der Originalaufnahme der «Junkere 37»-Veranstaltung «Diggelmann stellt sich», die am 27. November 1964 stattfand.

ten Kommunismus verstanden wissen. Gleichzeitig versehe er alles, was für ihn «rechts» sei, gleich mit dem Stempel des Faschismus. Wenn Diggelmann differenziere, tue er es folglich einseitig. So bleibe als Gesamteindruck das Bild eines Mannes, der sich in der Rolle des Rebellen wohlfühle und darin auch sein Auskommen finde, darüber hinaus aber sicher ehrlich nach einer «besseren Welt» suche. Nur wisse er nicht, wie eine solche bessere Welt in der Realität aussehen solle.[42]

Nicht in Bern, sondern in Zürich war es Professor Walther Hofer, der in einem Vortrag vor Zürichs politischen Parteien Anfang November seinen berühmt gewordenen «Frontalangriff gegen ‹gewisse Nonkonformisten›»[43] lancierte. Mit seinem Vortrag, so der Eindruck, wollte der Berner Geschichtsprofessor – er war zwischen 1963 und 1979 auch Nationalrat der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB)[44] – die schwelende Debatte zur Literatur im Keim ersticken, und zwar indem er den kritischen Schriftstellern Kritiksucht, Fantasterei und ein schizo-

42 Ebd.
43 Tages-Nachrichten: 5. 11. 1964.
44 Stettler, Peter 2010: Walther Hofer.

zurück

phrenes Verhältnis zur Freiheit vorwarf. Nationalrat Hofer, so der Veranstaltungsbericht in den «Tages-Nachrichten», habe von literarischen Gartenzwergen gesprochen und obwohl er keine Namen genannt habe, hätten alle gewusst, dass Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt und Walter Matthias Diggelmann gemeint waren.[45] Hofer galt damals, zumindest im Inland, als Repräsentant des «Establishments»[46] und konnte sich zur Legitimation für seine Ausführungen auf den, wie es Kurt Marti einst treffend auf den Punkt brachte, «Kredit historischer Bewährung»[47] und auf den politischen und sozialen Erfolg des schweizerischen Bürgertums berufen.[48]

«Der keineswegs in vollem Umfang berechtigte Vorwurf, es mangle unserem politischen und parlamentarischen Leben an Opposition, hat dazu geführt, dass gewisse ausserparlamentarische Kreise und bewusst sich von aller Parteipolitik distanzierende Leute sich berufen fühlen, diese Opposition zu spielen, beziehungsweise nachzuholen. Ich denke insbesondere an gewisse publizistische und literarische Kreise. Was nun aber da unter solcher Flagge segelt, das hat meistens mit dem englischen Vorbild höchstens noch den Namen gemein. Hier ist keine Rede von loyaler Opposition, sie ist vielmehr böswillig, destruktiv, manchmal auch direkt verleumderisch, überheblich, unbelastet von Sachkenntnis, die vielmehr durch Frivolität und Unverfrorenheit ersetzt wird, nur darauf aus, alles und jedes in den Dreck zu ziehen, an nichts einen guten Faden zu lassen, insbesondere jegliche Autorität zu untergraben, um damit den Beifall einer oberflächlichen Leserschaft zu erringen. Sie nennen sich Nonkonformisten und bemühen sich, in jedem Falle das Gegenteil von dem zu vertreten, was vorherrschende Meinung ist, auch wenn es Wahrheit und Wirklichkeit direkt ins Gesicht schlägt. Sie leben ständig unter der Zwangsvorstellung, um jeden Preis originell sein zu müssen. Während sie in Cafés herumsitzen, schwärmen und träumen sie von einem neuen ‹Vivere pericolosamente›, von einem neuen Aufbruch zur Gewalttat. Einer dieser literarischen Gartenzwerge hat ausgerechnet die Expo als Forum gewählt, um pathetisch auszurufen, es sei die Aufgabe der Schriftsteller, unsere Institutionen zu zertrümmern.»[49]

Diese Rede und damit Hofers provokante Ausführungen zu den «literarischen Gartenzwergen» fand viele Wochen später, am 7. Mai 1965 – die «Zertrümmerer»-Debatte war inzwischen fast eingeschlafen –, den Weg in die NZZ, wo ein Teil von Hofers Rede wörtlich abgedruckt wurde. Noch einmal flammten deshalb die Ereignisse um den Tag der Schriftsteller an der Expo 64 auf. Ein spürbar aufgebrachter Diggelmann reagierte mit einem kurzen, aber impulsiven Brief an Walther Hofer. Zum wiederholten Mal ging Diggelmann zuerst auf das

45 Tages-Nachrichten: 5. 11. 1964.
46 Berner Zeitung: 10. 11. 2010.
47 Marti, Kurt 1966: Die Schweiz und ihre Schriftsteller, S. 16.
48 Ebd.
49 Tages-Nachrichten: 5. 11. 1964. / Neue Zürcher Zeitung: 7. 5. 1965. Mit dem englischen Vorbild meint Hofer die britischen «nonconformists» des 17. Jahrhunderts. Als «nonconformists» oder «dissenters» bezeichnet wurden im revolutionären England die von der Königskirche abweichenden Puritaner und Katholiken. Dejung, Christoph 1984: Schweizer Geschichte seit 1945, S. 144.

zurück

an der Expo Gesagte ein. Er habe nämlich nicht mehr und nicht weniger gesagt, was Gottfried Keller nicht auch schon einmal gesagt habe. Dass es Zeiten gebe, da es zur Aufgabe des Schriftstellers gehöre, erstarrte Lebensgewohnheiten und bis zur Lebensfeindlichkeit erstarrte Institutionen zu zertrümmern. Nicht unbedingt, um danach gleich wieder etwas aufzubauen, sondern auch nur, um wieder einmal etwas mehr Raum und bessere Luft zu haben. Dies und nichts anderes habe er an der Expo gesagt.[50] «Im übrigen sitze ich nicht in Cafés herum, träume keineswegs von einem neuen ‹Vivere pericolosamente›; da ich die ‹Gewalttaten› des Dritten Reichs am eigenen Leib erfahren habe, träume ich durchaus nicht von einem ‹Aufbruch zu neuen Gewalttaten›; da ich durch einen schweren Unfall im Militärdienst zu 45% invalid bin, muss ich meine Kräfte auf meine Arbeit konzentrieren, und da ich schliesslich nicht den Ehrgeiz habe, Nationalrat und Bundesrat zu werden, finde ich es durchaus nicht notwendig, dass Sie mich im Zusammenhang mit Ihrer politischen Agitation persönlich diffamieren.»[51]

Den hoferschen Angriff auf die Nonkonformisten hat Diggelmann ein Jahr später in seinem Buch «Die Hinterlassenschaft»[52] der antikommunistisch und antisemitisch gefärbten Romanfigur Ulrich Frauenfelder in leicht abgeänderter Form als Zitat in den Mund gelegt.[53]

Unter dem Titel «Warum ich keiner politischen Partei angehöre»[54] äusserte sich Diggelmann am 29. Oktober 1965 zum vorläufig letzten Mal zur «Zertrümmerer»-Debatte, zu Walther Hofers Angriff auf die «literarischen Gartenzwerge» und zur allgemeinen Aufgabe der Schweizer Schriftsteller. Im Saal des Restaurants «Sternen» in Oerlikon, wo über 200 Personen, darunter offenbar auch viele Jugendliche, der Einladung von sieben politischen Parteien im Zürcher Kreis 11 gefolgt waren, vermeldete er zugleich seine Bedenken gegen die politischen Parteien, ihre Struktur und Verhaltensweise.[55]

Zum Ausgangspunkt seiner viel beachteten Ausführungen machte Diggelmann Hofers Rede und dessen Begriff des «literarischen Gartenzwergs».[56] «Dieser literarische Gartenzwerg», so Diggelmann an diesem politischen Abend, «steht nun vor Ihnen, und er ist bereit, Ihnen Rechenschaft darüber zu geben, warum

50 Diggelmann, Walter Matthias an Hofer, Walther: 20. 5. 1965.
51 Ebd.
52 Siehe dazu Kapitel 3.2.3.
53 Diggelmann, Walter Matthias 1982: Die Hinterlassenschaft, S. 285 f.
54 Volksrecht: 2. 11. 1965. / Neutralität: 12. 1965.
55 Volksrecht: 2. 11. 1965. / Neue Zürcher Zeitung: 4. 11. 1965.
56 Volksrecht: 2. 11. 1965. / Neutralität: 12. 1965. / Bücherpost: 12. 1965. Diggelmann betonte, dass er die Haltung Hofers ernst nehmen wolle, denn offenbar habe dieser vielen Menschen aus dem Herzen gesprochen: «Wäre nun Professor Hofers Attacke gegen die literarischen Gartenzwerge, so bös und niederträchtig sie auch formuliert war, seitdem nicht so oft in Erinnerung gerufen worden, wäre sie heute wohl längst vergessen und eher als eine professorale Entgleisung, denn als eine ernstzunehmende Geisteshaltung abgetan. Leider haben aber die Gartenzwerge keinen Grund letzteres anzunehmen. Professor Hofers Formulierungen werden immer wieder und gerne wiederholt und aufgewärmt, so dass der Gartenzwerg allmählich doch annehmen muss, Professor Hofer habe vielen, vielen aus dem Herzen gesprochen.»

zurück

er in der Tat abseits jeder Parteipolitik steht und sich dennoch anmasst, sofern er es für nötig und auch richtig erachtet, seine Meinung zu gewissen politischen Ereignissen bekanntzugeben.»[57] Ein Ja zur Schweiz und zu ihren Institutionen – Diggelmann wiederholte hier seine im Oktober 1964 gemachten Aussagen in der «Zürcher Woche»[58] – werde immer gerne angenommen, ein Nein aber werde abgelehnt und es folge jeweils der Ruf, man solle doch endlich positiv werden. Der Schriftsteller sei aber nicht die Helena Rubinstein der Nation.[59] «Der Schriftsteller ist kein Maskenbildner, er ist nicht unbedingt dazu da, seinem Land das ‹Make-up› aufzulegen […], aber das will der Bürger, der positive, nicht verstehen. Und zuweilen stelle ich mir vor, derselbe Bürger gehe zum Arzt, lasse sich gründlich untersuchen und röntgen, der Befund: Negativ. Sie sind krank, sagt der Arzt zum Bürger, und wie reagiert der Bürger? – Ich gehe zu einem positiven Arzt.»[60]

In seiner Oerlikoner Rede versuchte Diggelmann darauf aufmerksam zu machen, dass die Schweiz, unter dem Strich, auf ihre heimischen Autoren eben doch angewiesen sei. Wichtig war für Diggelmann, dass der Schriftsteller – ein Wahrheitssager – nicht zum Politberater würde. Dann hätte er den Beruf verfehlt.[61] Das heisse aber noch lange nicht, dass der Beruf des Schriftstellers nicht auch ein politischer Beruf sei. Nur müsse sich der Gartenzwerg überlegen, wie und wo er wirksam werden könne. Der Politiker, der Parlamentarier, auch der Parteiangehörige, das alles seien Leute, die handeln müssten, die tagtäglich entscheiden müssten. Nicht umsonst sage man, Politik sei die Kunst des Möglichen. Indes laute die Aufgabe für den Schriftsteller ganz anders. Er habe nichts zu tun mit der Kunst des Möglichen, sondern eben viel mehr mit der Kunst des Unmöglichen; oder optimistischer gesagt: mit der Kunst des scheinbar Unmöglichen.[62]

Wenn sich der Schriftsteller all dieser Vorbehalte zum Trotz da und dort in die tägliche politische Diskussion einmische, dann habe das, so Diggelmann, schlicht und einfach damit zu tun, dass der Schriftsteller auch Staatsbürger sei. Ein Staatsbürger, dessen Beruf das Schreiben sei. Seine Waffe, sich zu verteidigen, anzugreifen oder auch nur, sich zu ernähren. Diese Waffe komme vor allem darum zum Einsatz, weil die Parteien ihrem Auftrag nicht nachkämen. Zwar würden sie wieder und wieder betonen, dass sie das Möglichste täten, das Problem aber sei, dass es sich dabei lediglich um das Möglichste aus Sicht der Partei handle. Darum sei zu fragen, ob die Parteien noch funktionstüchtig seien, ob denn die Struktur der Parteien nicht revisionsbedürftig sei.[63]

Die sich zur Diskussion bereithaltenden Parteien nahmen den von Diggelmann ausgeworfenen Faden auf und praktisch alle gestanden dem engagierten

57 Volksrecht: 2. 11. 1965.
58 Zürcher Woche: 16. 10. 1964.
59 Volksrecht: 2. 11. 1965.
60 Ebd.
61 Ebd.
62 Ebd.
63 Ebd.

zurück

Schriftsteller in ihren auf seinen Vortrag folgenden Voten eine gelungene Rede zu, die von «verantwortungsbewusstem politischem Denken»[64] zeuge. Selbst die NZZ sprach in ihrer Berichterstattung zum Anlass von der rhetorisch formvollendeten Sprache Diggelmanns, der zwar in diesem und jenem Punkt übertrieben, im Kern aber jeweils auch ein Körnchen Wahrheit getroffen habe.[65] So gestanden eigentlich alle Parteien ein, dass eine Opposition einer Demokratie durchaus förderlich sein könne. Der sozialdemokratische Redner begrüsste Nonkonformisten, die Bewegung brächten, und erklärte es zur Aufgabe der Parteiangehörigen, diese Anliegen aufzugreifen. Zugleich, so der Redner der Evangelischen Volkspartei, dürfe aber nicht vergessen gehen, dass die Tagespolitik viele praktische Aufgaben mit sich bringe, was den Politikern bisweilen verunmöglichte, immer den grossen Ideen nachzustreben. Sodann, so einige Votanten, stelle sich die Frage, welche Ideen die wahren, die guten Ideen seien. Es kam der von Diggelmann zitierte «Wahrheitssager» zur Sprache und damit die Frage auf den Tisch, was denn Wahrheit sei, was denn richtig und falsch beziehungsweise gut und böse sei. Diggelmann wiederum wollte sich auf diese Fragen nicht einlassen und sprach lieber von einer fehlenden Konzeption für eine Schweiz der Zukunft. Eine Schweizer Zukunft sei nur dann möglich, wenn sie sich als Land schon heute die Schweiz von morgen vorstellen könne.[66]

Es ist erstaunlich und untypisch für die Debatten, in die Diggelmann in den 1960er- und 1970er-Jahren verwickelt war, dass sich die Leserbriefdiskussion in den Wochen darauf für einmal tatsächlich von Diggelmann weg hin zur Frage nach der Rolle und Funktion der Parteien verlagerte. Zwar kam ein gewisser Hans Adank nicht darum herum, festzustellen, dass er jene «Gartenzwerge» nicht möge, die über die Unzulänglichkeiten der Parteien die Nase rümpften und gleichzeitig nicht politisch mitarbeiteten, die Feststellung blieb aber ein Einzelfall. Im Übrigen fokussierte die Diskussion in der Tat auf die Rolle der Parteien und des Schriftstellers in der Schweizer Politlandschaft.[67] Die Diskussion landete endlich da, wo sie Diggelmann schon lange gesehen und gewollt hatte.

Nachhaltig ausgewirkt hat sich die rund ein Jahr lang dauernde, bewegte «Zertrümmerer»-Debatte vorerst kaum. Sie blieb mehrheitlich auf den Raum Bern beschränkt. Die Diskussion um die gesellschaftliche Rolle des Schriftstellers schlief Ende 1965 wieder vollends ein und kam, wenn, dann höchstens im Rahmen von SSV-Generalversammlungen am Rande zur Sprache. Obschon die Grundsatzdebatte zur «littérature engagée» im Kern in der «Zertrümmerer»-Debatte bereits angelegt war, wurde sie erst zwei Jahre später, im Zürcher Literaturstreit grundlegend, umfassend und grenzübergreifend diskutiert. An diesem «grossen» Literaturstreit war – das ist sehr überraschend – Diggelmann, ähnlich wie Friedrich Dürrenmatt, nicht intensiv beteiligt. Warum das (bei Diggelmann) so war, lässt

64 Ebd.: 3. 11. 1965.
65 Neue Zürcher Zeitung: 4. 11. 1965.
66 Volksrecht: 3. 11. 1965.
67 Ebd.: 15. 11. 1965.

sich im Rückblick nicht schlüssig erklären. Wenn jemand prädestiniert gewesen wäre, um am Zürcher Literaturstreit heftigst mitzudiskutieren, dann er. Es kam aber anders – vielleicht weil Diggelmann nur kurz zuvor mit seinem Buch «Die Hinterlassenschaft» während Monaten im Scheinwerferlicht gestanden hatte und darum Ende 1966 die Öffentlichkeit bewusst mied. Aber auch wenn Diggelmann am Zürcher Literaturstreit nicht direkt beteiligt war, wird hier auf die Debatte eingegangen. Die späteren Ereignisse um die Abspaltung der Gruppe Olten – in die Diggelmann dann wiederum sehr involviert war – würden ohne den Kontext des Zürcher Literaturstreits unverständlich bleiben.

«Der Streit um die Rechte und Pflichten des Dichters, den Sinn der Dichtung im Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft ruht nie ganz und flackert besonders heftig auf, wenn eine Kultur, die gefestigt schien, in ihren Fundamenten wankt, wenn eine neue Ordnung sich erst unklar abzuzeichnen beginnt und mehr nur leidenschaftlich gefordert als schon erkannt und anerkannt wird. Es ist zu vermuten, dass wir in eine solche Epoche geraten sind. Da lohnt es sich, wieder einmal zu fragen, welche Ziele man der Poesie überhaupt zubilligen kann, was wir von ihr erwarten dürfen und inwiefern wir mit unseren Wünschen ihr eigentümliches Wesen verfehlen. […] Man hat uns mit Nachdruck den Begriff der ‹littérature engagée› eingeprägt, zugleich aber den ihres Widerspiels, der ‹poésie pure›, des ‹l'art pour l'art›. Der idealisierenden Kunst, für die bei uns meist Schiller einstehen muss, wird ein Realismus entgegengesetzt, den manche Romane des letzten und unsres Jahrhunderts oder marxistische Bühnenstücke zu vertreten haben. […] So sehen wir denn, wie der Sprecher der ‹poésie pure› den engagierten Literaten des Kunstverrats bezichtigt und umgekehrt der Engagierte die ‹poésie pure› des frevlen Spiels und des Mangels an sozialem Gewissen. Die Realisten sprechen den Idealisten den Willen zur Wahrheit ab, doch seltsamer Weise ebenso umgekehrt die Idealisten den Realisten den Willen zu einer höheren, allgemeiner gültigen Wahrheit.»[68]

Diesen Kommentar veröffentlichte Literaturprofessor Emil Staiger, einer der bedeutendsten Vertreter der sogenannten Werkästhetik, «einer werkimmanenten literaturwissenschaftlichen Interpretationsmethode, die das Ästhetische am Werk in den Mittelpunkt rückte»,[69] bereits 1964. Interessanterweise brachte er darin den Kern einer tieferen, sich über mehrere Jahre hinziehenden und an verschiedenen Orten stattfindenden literarischen Debatte zum Ausdruck, bevor diese in der Öffentlichkeit sichtbar wurde. Wer den Kommentar damals im Jahr 1964 genau las, der wird sich nicht gewundert haben, als im Winter 1966/67 ein «Streit» ausbrach, der die Literaturszene der 1960er- und 1970er-Jahre nachhaltig erschüttern sollte. Nur – die wenigsten werden den Kommentar Staigers damals gelesen haben. Genauso wie sich wohl nur wenige damals mit dem Kern der «Zertrümmerer»-Debatte beschäftigt hatten. Nur so ist zu erklären, warum es noch einmal volle

68 Staiger, Emil 1964: Vom vergessenen Sinn der Dichtung, S. 59 f.
69 Weninger, Robert 2004: Einleitung, S. 68.

zurück

zwei Jahre dauern sollte, bis die Frage zur «littérature engagée» in die Öffentlichkeit trat.

Der Zürcher Literaturstreit[70] wurde seinerzeit sowohl in der Schweiz als auch in Deutschland als die wichtigste literarische Kontroverse der Nachkriegszeit wahrgenommen und diskutiert[71] und ist von der Forschung im Rückblick als Kulminationspunkt einer Orientierungskrise innerhalb der Literatur gedeutet worden.[72] Diese Orientierungskrise setzte nach Meinung von Michael Wirth bei Diggelmanns Roman «Die Hinterlassenschaft» und der darauffolgenden Debatte um die «unbewältigte schweizerische Vergangenheit» an[73] und führte zur Politisierung der Literatur auf der einen Seite und zur Frage nach dem Sinn der Literatur auf der anderen Seite.[74] Der Anfang dieser Orientierungskrise kann ohne Weiteres ins Jahr 1964, in die Zeit der «Zertrümmerer»-Debatte, gelegt werden. Sowohl in der «Zertrümmerer»-Debatte wie auch im Zürcher Literaturstreit ging es um die Grundfrage, inwieweit Literatur sich engagieren darf, das heisst auch politisch sein soll und was man ganz generell von Literatur erwarten darf respektive soll.

Am Anfang des Zürcher Literaturstreits stand eine Rede von Emil Staiger. Am Abend des 17. Dezember 1966 erhielt Professor Staiger für seine Leistung im Bereich der Literaturwissenschaft den Literaturpreis der Stadt Zürich. Die Übergabe erfolgte durch Stadtpräsident Sigmund Widmer und es kamen Freunde, Kollegen, politische, geistliche und militärische Würdenträger, ehemalige und damalige Studierende und nicht zuletzt die prominenten Vertreter der Zürcher Literaturszene. Die Laudatio hielt NZZ-Literaturkritiker Werner Weber, der damals zugleich Präsident der Städtischen Literaturkommission war.[75] «Wir sind zusammengekommen, um Emil Staiger zu danken. Wofür? Diese Frage löst einen raschen Zug von Antworten aus. Für dies, für das. Und schliesslich, in der Verlegenheit vielfach und reich beschenkter Leute, werden wir vielleicht bloss sagen: Wir danken ihm dafür, dass er da ist. […] Emil Staiger hat uns, wie kein anderer in dieser Zeit, geformte Sprache neuerer deutscher Literatur lesen, und das heisst: verstehen gelehrt. Ich sage: geformte Sprache. Es könnte auch heissen: Sprache, die als Sprache alles sagt, was gesagt sein will.»[76] In der Folge blickte Weber zurück auf die ersten Publikationen Staigers, auf seine eigene Zeit als Doktorand bei Professor Staiger – er präsentierte persönliche Erinnerungen an seinen Doktorvater – und kam schliesslich auf dessen Humanität zu sprechen. Staiger, der als Fachmann immer das Gespräch, den Dialog suche und auch den «Nicht-Fachmann» zum Austausch auf-

70 Mit Heft 22 und Heft 26 der Zeitschrift «Sprache im technischen Zeitalter» liegt eine Art Dokumentation zum Zürcher Literaturstreit vor. Die wichtigsten Zeitungsartikel der Kontroverse sind darin zusammengefasst. Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1967. / Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1968.

71 Rusterholz, Peter 2007: Nachkrieg, S. 311.

72 Zbinden, Jürg 1994: Der «neue» Zürcher Literaturstreit 1966/1967, S. 222.

73 Siehe dazu Kapitel 3.2.3.

74 Wirth, Michael 1998: Jahrhundert der Ungleichzeitigkeiten, S. 245.

75 Neue Zürcher Zeitung: 19. 12. 1966.

76 [Unveröffentlicht]: 17. 12. 1966.

zurück

fordere. Auf der Suche nach jemandem, der die Angelegenheiten seines Fachs über die Grenzen des Fachs in die öffentliche Gemeinschaft hinausgetragen hat, fand Weber in Staiger ein grosses Beispiel.[77]

Im Anschluss an Webers Ausführungen hielt Emil Staiger dann seine berühmte Rede «Literatur und Öffentlichkeit», die Michael Wirth rund dreissig Jahre später als eine «Generalabrechnung mit der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur»[78] taxieren wird. Dieses «Mahnwort an die Öffentlichkeit»,[79] wie die Rede in der ersten zeitgenössischen Reaktion am Montag danach genannt wurde, ist seit Juni 2008 auch als Tondokument zugänglich – was ergänzende Einsichten ermöglicht.[80] So zeigte sich nämlich: Obwohl die 33-minütige Rede in den Wochen danach zur, in zwei Phasen ablaufenden, «heftigsten literarischen Kontroverse der Nachkriegszeit»[81] geführt hat, stiess sie am Abend des 17. Dezember 1966 selbst, im Saal des Zürcher Schauspielhauses, auf durchwegs wohlwollendes Echo und erhielt viel Applaus. Noch schien die Brisanz der Rede nicht vollends erkannt. «Kein Aufmucken ist zu hören und kein unwilliges Räuspern; auch kein erschrockenes Innehalten knistert in den Kunstpausen. Häufig hört man dagegen Gelächter, zweimal applaudiert das Publikum spontan […]. Kein Zeichen des Unmuts – das Publikum war vielmehr begeistert. Emil Staiger wusste, dass er mit seinen Ansichten weder allein dastand noch als Einziger sie öffentlich machte.»[82]

Gleich zu Beginn seiner Rede stellte Staiger eine entscheidende Frage. Wenn sich die Öffentlichkeit in Form von Literaturpreisen gegenüber der Literatur immer wieder verantwortlich zeige, «wird doch wohl zu fragen erlaubt sein, ob die Schriftgewaltigen sich auch ihr [der Literatur] gegenüber verantwortlich fühlen».[83] Eine mögliche Antwort gab er gleich selbst, indem er darauf verwies, dass in früheren literarischen Jahrhunderten ein Ja als Antwort leicht gefallen wäre. Mit Blick auf die zeitgenössische Literatur aber meinte Emil Staiger, dass man nun aber mit Nein antworten müsse und führte zur in Mode gekommenen «littérature engagée» aus: «Dabei wird aber niemand wohl, der die Dichtung wirklich als Dichtung liebt. Sie verliert ihre Freiheit, sie verliert die echte, überzeugende, den Wandel der Zeit überdauernde Sprache, wo sie allzu unmittelbar-beflissen zum Anwalt vorgegebener humanitärer, sozialer, politischer Ideen wird. So sehen wir denn in der ‹littérature engagée› nur eine Entartung jenes Willens zur Gemeinschaft, der Dichter vergangener Tage beseelte.»[84]

77 [Unveröffentlicht]: 17. 12. 1966.
78 Wirth, Michael 1998: Jahrhundert der Ungleichzeitigkeiten, S. 245.
79 Neue Zürcher Zeitung: 19. 12. 1966.
80 https://soundcloud.com/nzzstorytelling/emil-staiger, abgerufen am 30. 8. 2020.
81 Böhler, Michael 1986: Der «neue» Zürcher Literaturstreit, S. 250.
82 Neue Zürcher Zeitung: 10. 6. 2008.
83 Ebd.: 20. 12. 1966.
84 Neue Zürcher Zeitung: 20. 12. 1966. Dass Staiger gut zwanzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die Worte damals genau so wählte, wie er sie wählte, wirft auf seine Ausführungen aus heutiger Sicht ein fragwürdiges Licht. Wie fragwürdig, das ist in der Forschung umstritten. Fest steht, dass Staiger 1933 mit «Dichtung und Nation» einen Text veröffentlichte, der mit Blick auf Hitlerdeutschland und vor allem mit Blick auf die Liste der verbotenen Bücher nicht

zurück

Staiger kam im Anschluss an seine Feststellungen zur «littérature engagée» und im Anschluss an seine grundsätzlichen Ausführungen zur Sittlichkeit in der Literatur konkret auf die Qualität der neueren Literatur zu sprechen. Er fragte, «ob jede Individualität als solche schon unsrer Bewunderung würdig sei»,[85] verneinte dies und forderte in Anlehnung an Schiller, «dass eine sittliche Gesinnung, dass ein Wille zur Gemeinschaft für den Dichter unentbehrlich sei».[86] Damit kam Staiger unweigerlich auf die einzelnen Dichter zu sprechen, von denen er ganz und gar nicht verlange, nur vom Schönen, Guten und Wahren zu schreiben. Auch ein William Shakespeare oder ein Fjodor Dostojewski hätten von welterschütterndem Frevel und grausigster Finsternis geschrieben. «Erst wo er [der Dichter] selber mit dem Verbrecherischen, Gemeinen sympathisiert, wo ihn die bare Neugier auf den Weg in die düsteren Bereiche lockt und wo er nichts als uns zu überraschen und zu verblüffen hofft, erst da verfehlt er seinen Beruf und macht er sich des Missbrauchs der gefährlichen Gabe des Wortes schuldig. Ein Schauspiel, dem wir heute in erschreckendem Masse ausgesetzt sind! […] Denn wenn man anfängt, nur das Ungewöhnliche, Einzigartige, Interessante als solches zu bewundern, führt der Weg unweigerlich über das Aparte, Preziöse zum Bizarren, Grotesken und weiter zum Verbrecherischen und Kranken, zum Kranken und Verbrecherischen, das nicht als Widerspiel in unserer Einbildungskraft ein wohlgeratenes, höheres Dasein evoziert, das vielmehr um seiner eigenen Reize willen gekostet werden soll und meistens auch gekostet wird.»[87] Dieser Literatur, so Staiger weiter, per se Respekt zu huldigen, sei genauso fehl am Platz – «Die Literatur, wie jede Kunst, verdient nicht als solche schon unsern Respekt»[88] – wie die Befürchtung des Bürgertums, unmodern zu erscheinen, wenn es sich gegen die «littérature engagée» äussere. Staiger machte gegen Ende der Rede eine Legion von Dichtern mit einer provokatorischen Lust am Gemeinen aus, die im Scheusslichen zu wühlen pflegten und davon sagten, sie suchten nach der bösen Wahrheit in der schönen, tröstlichen Täuschung. Davon halte er gar nichts.[89] «Nein! Wenn solche Dichter behaupten, die Kloake sei ein Bild der wahren Welt; Zuhälter, Dirnen und Säufer Repräsentanten der wahren, ungeschminkten Menschheit, so frage ich: In welchen Kreisen verkehren sie?»[90] Auf der Suche nach dem Urmass, welches allein die Dauer einer menschenwürdigen Gemeinschaft sichere, so Staiger abschliessend, müsse man, weil durch die Dichter der eigenen Zeit verlassen, den Beistand der Dichter vergangener Zeiten herbeirufen, um zu lernen, was der Mensch ist und zu was er fähig ist.[91]

---

ganz eindeutig war, und dass Staiger ab 1932 Mitglied der «Nationalen Front der Schweiz» war. Siehe dazu Staiger, Emil 1933: Dichtung und Nation, S. 157–168.

85 Neue Zürcher Zeitung: 20. 12. 1966.
86 Ebd.
87 Ebd.
88 Ebd.
89 Ebd.
90 Ebd.
91 Ebd.

zurück

Im Rückblick scheint naheliegend, dass diese, wie es Hugo Leber nannte, pauschale Verneinung eines Grossteils des literarischen Schaffens der zeitgenössischen Schriftsteller[92] aus Sicht der kritisierten Autoren und Vertreter der «littérature engagée» nicht unerwidert bleiben durfte. Denn: «Ein Preis», sollte Hans Rudolf Hilty eine Woche später festhalten, «der dazu bestimmt ist, lebende Schriftsteller zu ehren, ist im Handkehrum zum Ausgangspunkt geworden, um die lebenden Schriftsteller in einem pauschalen Verdikt zu beschimpfen.»[93]

Einer der allerersten kritischen Pressereaktionen auf Staigers Rede stammte aus der Hand von Werner Wollenberger und erschien am 23. Dezember 1966 in der «Zürcher Woche». «Es ist schlimm, wenn ein Mann von mannigfaltigen Verdiensten um das Geistesleben, die Kunst und die Kultur den Tod erleidet. Es ist schlimmer, wenn ein Mann solchen Ranges, solchen Wertes und solcher Würde noch zu seinen Lebzeiten abstirbt. Am schlimmsten aber ist es, wenn er sich selbst in aller Öffentlichkeit unter die Toten reiht und seine eigene Abdankungsrede spricht.»[94] Wollenberger schrieb weiter, dass ihm der Respekt vor Staiger verbiete, hier von einem Skandal zu schreiben, aber der Professor habe sich unter seinem Wert und seiner Würde geschlagen.[95] Er habe die einzige Sünde begangen, die nicht vergeben werden könne, «die Sünde wider den Geist der Literatur, die er lehrt, und die er – wie sich erwies – nur als etwas Totes und Abgeschlossenes, nicht aber als Lebendiges, Werdendes, Heutiges zu begreifen vermag».[96] Offenbar habe der Professor, dessen Gehör bei Sophokles so scharf sei, kein Ohr für Brecht, Dürrenmatt, Pinter und Beckett.[97] Werner Wollenberger fand die Rede überdies auch gefährlich. Er sei kein verdienter Professor der Literatur, aber er wisse, wohin es führe, wenn man die Einteilung in gesunde und kranke oder gar verbrecherische Literatur vornehme. Sie führe zum Scheiterhaufen für Bücher.[98] Überdeutlich bedauerte Wollenberger die von Staiger verabreichte Ohrfeige an die Literatur und hielt ganz zum Schluss fest, dass die Stadt, der Preis und die Literatur den Schlag verwinden werde, dies für Emil Staiger aber nicht so klar sei.[99] Ob er recht behalten sollte? 42 Jahre später jedenfalls, schreibt Roman Bucheli in der NZZ, dass Renommee und Nimbus, die Staiger in über zwanzig Jahren mit Lehre und Forschung, in Reden und Publikationen erworben hatte, durch den Literaturstreit innert kürzester Zeit verspielt waren.[100]

Dass es so weit kam, dazu hat massgebend Max Frisch beigetragen. Erst der offene Brief, mit dem sich Frisch am Tag von Heiligabend 1966 in der «Weltwo-

92 Tages-Anzeiger: 21. 12. 1966.
93 Volksrecht: 24. 12. 1966.
94 Zürcher Woche: 23. 12. 1966.
95 Ebd.
96 Ebd.
97 Ebd.
98 Ebd.
99 Ebd.
100 Neue Zürcher Zeitung: 10. 6. 2008.

zurück

che» als Freund an den Literaturpreisredner wandte[101] und darin auf die «Stunde öffentlicher Besinnung»[102] genau einging, trat jene Welle los, die in den Folgewochen zum Literaturstreit anwachsen sollte. Während man Werner Wollenbergers Artikel in der «Zürcher Woche» noch als Berichterstattung zur Preisverleihung (samt Kommentar) verstehen konnte, stand es im Fall von Max Frisch anders. Er bezog als Schriftsteller (und nicht als Journalist wie Wollenberger) mit einem offenen Brief ganz klar Stellung zur Rede. Diesem Beispiel der öffentlichen Stellungnahme sollten in den Wochen darauf weitere Schriftsteller folgen.

Frischs Hauptvorwurf war, dass Staiger so allgemein angegriffen hatte, ohne Namen zu nennen. «‹Die heutige Literatur›, du hast weder einen Sprachraum noch eine ungefähre Zeitspanne ausgesteckt, und so darf ich annehmen, dass du Brecht nicht mehr zur heutigen Literatur zählst: denn da ist ja der vermisste Wille, der Gesellschaft zu nützen und ihr ein Leitbild zu dichten, fast nicht zu übersehen. Also gilt dein Standgericht offenbar den Noch-Lebenden. Ich nenne es ein Standgericht: Verurteilung ohne namentliche Aufrufung, selbstverständlich ohne Untersuchung des jeweiligen Falles. Salve! So, wir erinnern uns, verfuhr man schon immer, wenn die Rede war von entarteter Kunst.»[103] Frisch selbst zählte danach Name um Name auf und fragte Emil Staiger immer wieder danach, wie er es denn mit diesem oder jenem Schriftsteller halte und ob er diesen da auch gemeint habe. Vor allem beklagte Max Frisch, er sehe die Legion von Dichtern noch nicht, die im Scheusslichen und Gemeinen wühlten.[104] Ferner habe er, Emil Staiger, mit seiner Rede nicht nur die Schriftsteller aufs Korn genommen, sondern auch das Publikum, welches sich solche Autoren gefallen lasse.[105] Ganz zum Schluss landete Max Frisch wieder bei den namenlosen Schriftstellern: «Trotzdem bin ich, offen gestanden, noch immer etwas verwirrt, da wir deinen empfindsamen Scharfsinn im Umgang mit Werken der älteren Literatur kennen und schätzen; plötzlich unterscheidest du, wenn es um die heutige Literatur geht, nicht einmal zwischen Autoren und sprichst ohne jeden Beleg, ohne Namen, ohne Haft, ohne Unterscheidung, als wäre das Unterscheidungsvermögen nicht gerade die Tugend, die du lehrst, eine Voraussetzung grosser Kritik.»[106]

Auf diesen kritischen Artikel von Max Frisch in der «Weltwoche» folgte gleichentags die Stellungnahme des Literaturkritikers Werner Weber von der NZZ. Die sich anbahnende Kontroverse wohl bereits im Gespür, versuchte er als renommierter Literaturkritiker zu schlichten und herunterzuspielen. «Die einen waren dafür, die andern dagegen»,[107] das sei normal, so Weber. Trotzdem war spürbar, dass Weber Staiger zum einen sehr gut kannte und ihn zum anderen als Fachmann

101 Weltwoche: 24. 12. 1966.
102 Ebd.
103 Ebd.
104 Ebd.
105 Ebd.
106 Ebd.
107 Neue Zürcher Zeitung: 24. 12. 1966.

zurück

sehr schätzte. Weber nannte die Rede ein Manifest, welches die Zone der zeitgenössischen Literatur, eine Zone mangelhaften Formvermögens, aufgreife und klar aufzeige, was der Literatur gefährlich sei.[108] «Moderne Literatur im Eimer? Ich glaube, weder diejenigen, die Emil Staiger heftig zustimmen, noch die andern, die sich energisch gegen ihn wehren, tun etwas, das vom Sachverhalt, also von der Rede her, zu stützen ist. […] Man mag nun den Redner belobigen oder beschimpfen: jedermann hat ihn verstanden.»[109]

Vier Tage später – man erkennt, der Literaturstreit war nicht eine täglich geführte Auseinandersetzung, sondern zog sich über Wochen hin – meldete sich Emil Staiger mit einer kurzen Notiz zur Rede in der NZZ vom 28. Dezember 1966 zu Wort. Es war das erste Mal, dass Staiger sich nach der Rede zur Rede öffentlich äusserte. «Namen zu nennen», sagte er auf Frischs Einwand hin, «war in einer auf dreissig Minuten beschränkten Rede unmöglich. Es hätten ja auch nicht Namen von Autoren, sondern Titel von Werken sein müssen. Denn ich kenne manchen zeitgenössischen Schriftsteller, von dem ich dies und jenes Werk schätze, ein anderes unnötig abscheulich finde. Jede Nennung hätte eine gründliche Interpretation erfordert. Ich musste eine Tendenz des zeitgenössischen Schrifttums ins Auge fassen.»[110] Staiger schloss seine kurze Ausführung mit der Bemerkung, er überlasse den Text seiner Rede in der Folge dem öffentlichen Schicksal.[111]

Einige Tage später kam Max Frisch nochmals zu Wort. Es war ihm an einer Replik in der NZZ gelegen.[112] Am 6. Januar erhielt er tatsächlich die Chance und wandte sich mit einem angriffigen Seitenhieb zuerst gegen Werner Weber. Er warf ihm eine Taktik des Anonymisierens vor, die dem Leser möglichst Unklarheit schaffen und das Bilden einer sachlichen Meinung verhindern sollte.[113] Weiter notierte Max Frisch erstaunt, «dass wir die Rede von Emil Staiger, eben weil sie sich vor Belegen und Namen hütet und nicht auswägt, sondern ins Ungefähre und Beliebige verdammt, von ihrer Struktur her begreifen müssen, als Manifest»,[114] und betonte sogleich, dass auch ein Manifest irren könne. Dann ging Frisch auf Staigers Stellungnahme ein, die «auf keinen einzigen Gedanken der Widersprechenden»[115] eingehe und lediglich betone, dass die Zeit nicht gereicht habe, um Namen zu nennen. Dabei, so Max Frisch, enthalte die Rede jede Menge Namen. Er zählte alle 24 Namen auf.[116]

Werner Weber reagierte noch in der gleichen Ausgabe. Es war das erste Mal, dass sich Weber nicht zur Literatur, sondern zur Publizistik Frischs äusserte. Wie

108 Ebd.
109 Ebd.
110 Ebd.: 28. 12. 1966.
111 Ebd.
112 Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die Neue Zürcher Zeitung, S. 194.
113 Neue Zürcher Zeitung: 6. 1. 1967.
114 Ebd.
115 Ebd.
116 Ebd.

zurück

Daniel Foppa zeigen konnte, war das bei der NZZ damals ein grosser Unterschied.[117] «Der Max Frisch, welcher so sehr auf Eindeutigkeit pocht, ist, wenn's ihm passt, nicht ungern vag. Oder oberinstanzlich. Das heisst: wo er spricht, ist gesprochen. […] Er kann es nicht verwinden, dass Zürich und einiges mehr schon vor dem Donnerstag, 23. Dezember, ein Streitgespräch führte – schon vor dem Zeitpunkt, da er, Max Frisch, neben Werner Wollenberger und Hugo Leber, öffentlich das Wort ergriff. Kann es nicht verwinden, dass das Streitgespräch öffentlich war, bevor Max Frisch öffentlich wurde.»[118] Und wandte sich dann, wie Frisch es in seinem Votum getan hatte, ganz persönlich an sein Gegenüber: «Ich teile den Zweifel Emil Staigers gegenüber der neueren und der neusten Literatur nicht. Ich lebe mit dieser Literatur. Sie ist (um es zu wiederholen) eine Meldung aus der Epoche, die ich zu bestehen habe; und ich weiss, dank dieser Literatur, genauer, was ich zu bestehen habe.»[119]

Peter Bichsel trat noch am selben Tag in der «Weltwoche» in die Debatte ein. Fast, so hat man im Rückblick den Eindruck, wurde aus dem «Fall Staiger» für einen kurzen Moment ein «Fall Weber». Sätze, die Werner Weber tags zuvor geschrieben hatte, schrieb Bichsel kurzerhand um; in seine Sprache eben. Der Grund? Die weberschen Sätze, so Bichsel, lägen unter dem Niveau eines Webers.[120] So wurde zum Beispiel aus Webers Satz «Was ist Emil Staiger beruflich? Er lehrt an der Zürcher Universität …»[121] der Satz «Emil Staiger lehrt an der Zürcher Universität …»[122] Bichsel bemerkte, dass verschiedene Worte gesagt worden waren, so jene von Emil Staiger, so jene von Max Frisch. Und dazwischen stelle sich nun Werner Weber mit seinen Beschwichtigungen, indem er Emil Staiger Worte in den Mund lege. Dazu könne er wenig sagen. In diesem Punkt sei Weber ihm gegenüber im Vorteil, er kenne Staiger persönlich. Er, Bichsel, kenne nur die Rede Staigers und in dieser töne es anders.[123]

Ab Mitte Januar 1967 folgte im Literaturstreit nun eine Stellungnahme auf die andere. Mal vergingen wenige Tage, dann wieder lagen fast zwei Wochen dazwischen. Die einen verteidigten Max Frisch gegen Werner Weber, die anderen standen ein für die Position Emil Staigers und wieder andere riefen auf zum Gespräch. So zum Beispiel Otto F. Walter, welcher Toleranz und Bereitschaft zur Diskussion forderte und einen Vorschlag zur Unversöhnlichkeit, zur Auseinandersetzung machte, aber immer «im Namen dieses offenen Bewusstseins, das grundsätzlich kritisch ist».[124] Für Hugo Loetscher war der Umstand, dass das Gespräch gesucht wurde und es sich zum Streit entwickelte, ein Zeichen dafür, dass man Emil Staiger und seine Rede ernst nahm.[125] Ganz ähnlich sah es Bruno Knobel, als er im «Nebelspalter» schrieb: «Die Fehde ob dieser Rede ist – so glaube ich – zu Recht entbrannt. Dennoch und

117 Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die Neue Zürcher Zeitung, S. 196, 293.
118 Neue Zürcher Zeitung: 6. 1. 1967.
119 Ebd.
120 Weltwoche: 6. 1. 1967.
121 Ebd.
122 Ebd.
123 Ebd.
124 Weltwoche: 17. 1. 1967.
125 Ebd.: 20. 1. 1967.

zurück

deswegen schulden wir Professor Staiger Dank. Weil er die Fehde provoziert hat. Denn sie hat etwas bewirkt, was in der Schweiz sehr, sehr selten ist: Dass man heftig diskutiert. Und zwar – man hielt es kaum für möglich! –: über Literatur diskutiert.»[126]

«Staiger hat die Auseinandersetzungen um ‹Nullpunkt› und ‹Zertrümmerer›, die Polemiken um ‹positive› und ‹negative› Nonkonformisten, um ‹Pinscher› und ‹literarische Gartenzwerge› aus konservativer Sicht zum ‹Manifest› gegen den aktuellen literarischen Nonkonformismus zusammengefasst. Das zürcherische Kulturestablishment ist begeistert, die nonkonformistischen Geister im Land sind wütend – und reagieren»,[127] befand Fredi Lerch im Rückblick.

August E. Hohler brachte den Kern des Zürcher Literaturstreits auf den Punkt, als er festhielt, dass mit Emil Staiger und Max Frisch zwei Schweizer der gleichen Generation das Parkett betreten hätten, einander aber nicht mehr verstünden, weil sie verschiedene Sprachen sprechen würden. Diese zwei Zeitgenossen stünden ein für zwei gegensätzliche Geisteshaltungen, die überall auf der Welt und auch in der Schweiz aufeinanderprallten und zwischen denen der Dialog kaum mehr möglich sei. Staigers Attacke, an der Vergangenheit orientiert, und Frischs Verteidigung, auf die Zukunft gerichtet, stünden für mehr als nur eine eigentliche Literaturdebatte. Staiger und Frisch seien zwei «Kulturträger» mit weit auseinanderliegenden Vorstellungen von dem, was Kultur eigentlich sei.[128] «Der Streit […] geht uns alle an, denn er wiederholt sich (weniger geschliffen) jeden Tag und überall. Und er betrifft, jenseits der Literatur, unsere politischen und gesellschaftlichen Anschauungen, unsere Welt-Anschauung ganz allgemein.»[129]

Erstaunlich bleibt, dass gerade Diggelmann in diese literarische Debatte nicht eingriff. Er, der sich öffentlich sonst schnell und häufig zum Thema der «littérature engagée», zum Engagement der Schriftsteller äusserte, er, der von Professor Staiger ziemlich sicher mitgemeint war mit den Dichtern, die die «provokatorische Lust am Gemeinen» pflegten, er blieb diesmal still. Abgesehen von einer Andeutung in der Zeitschrift «Focus», die zumindest belegt, dass Diggelmann die Auseinandersetzung als Leser mitverfolgte,[130] erwähnte er den Zürcher Literaturstreit, soweit abschätzbar, nur ein einziges Mal, in einem kurzen Brief an Werner Weber: «Man soll nicht tun, als hätte man nichts gehört, und darum lassen Sie mich nur ein Wort sagen: Ich habe grosse Übung im ‹Ins-Wespennest-trampeln› und darum weiss ich auch, wie unnötig solches Trampeln meistens ist. Ich bedaure den Zusammenstoss zwischen Ihnen und Frisch unendlich, aber ich bedaure auch, dass Herr Prof. Staiger vor allem für die anderen so unmissverständlich-missverständlich war. Mir ists so wenig ums Streiten, dass ich nur hoffe, der Brunnen sei nicht vergiftet. Ich

126 Nebelspalter: 1. 2. 1967.
127 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 454.
128 Tages-Anzeiger: 7. 1. 1967.
129 Ebd.
130 Focus: 11. 1969.

zurück

ersuche Sie, auch weiterhin mit den ‹Meldungen aus der Epoche zu leben› – nicht zuletzt auch mit meinen bescheidenen Meldungen.»[131]

Wegen der tiefschürfenden Fragen, die der «Literaturschock»[132] aufwarf, sah Erwin Jaeckle 1967 richtig voraus, dass der Zürcher Literaturstreit in die Geschichte eingehen würde.[133] Und der Streit kann heute wahrscheinlich mit gutem Recht, wie von Hans-Heinz Holz bereits im Januar 1967 postuliert, als «Einschnitt in der Geschichte der deutschen Germanistik»[134] bezeichnet werden. Gerhard Kaiser ging 2000 sogar noch weiter und erkannte in der öffentlichen Auseinandersetzung «die vorläufig endgültige Erosion und Marginalisierung eines spezifisch bildungsbürgerlichen Redens über die Kunst».[135]

Im Zürcher Literaturstreit traf die «alte Garde» auf die neue «Avant-Garde».[136] Und wenn Staiger als Referenzpunkt auf bildungsbürgerliche Deutungsmuster zurückgriff und das «klassische Ideal»[137] als identitätsstiftendes Element populär machen und damit die Orientierungskrise in der Gesellschaft, hier konkret der Literatur, überwinden wollte, dann wurde er auf Empfängerseite zum grossen Teil schlicht nicht mehr verstanden. Der seit den 1950er-Jahren stattfindende gesellschafts-, mentalitäts- und literaturgeschichtliche Wandel hin zur konsumorientierten Massen- und Populärkultur drängte Staigers klassisch-bildungsbürgerliche Auffassung von Kultur und Literatur immer weiter an den Rand.

Alte Garde trifft auf neue Avantgarde – ein Satz, der nicht nur als Kommentar zum Zürcher Literaturstreit passt, sondern fast besser noch jene Ereignisse auf den Punkt bringt, die sich gut zwei Jahre nach dem Zürcher Literaturstreit, Ende 1969, und wieder in der Schweizer Literaturszene abspielten. Die Rede ist von der Abspaltung der Gruppe Olten vom Schweizerischen Schriftsteller-Verein.[138] Aus heutiger Sicht ist diese Abspaltung das Ergebnis eines Prozesses, der mit der «Zertrümmerer»-Debatte ausgelöst wurde, im «Zürcher Literaturstreit» einen ersten, bedrohlichen Höhepunkt erreichte und dann im Winter 1969 zum grossen Bruch führte. Alte Garde trifft neue Avantgarde – etwas zugespitzt (und mit damaliger Rhetorik formuliert) könnte man auch sagen, die «alten Reaktionäre» trafen auf die «jungen Progressiven». Mit dem Ergebnis, dass sich, wie Walter Matthias Diggelmann damals gesagt haben soll, der Kindergarten (die Gruppe Olten) vom Altersheim (dem SSV) trennte.[139]

131 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 12. 1. 1967.
132 Jaeckle, Erwin 1968: Der Zürcher Literaturschock, S. 5.
133 Ebd., S. 104.
134 National-Zeitung: 15. 1. 1967.
135 Kaiser, Gerhard 2000: «… ein männliches, aus tiefer Not gesungenes Kirchenlied …», S. 386 f.
136 Ebd., S. 392 f. / Weninger, Robert 2004: Einleitung, S. 83.
137 Zbinden, Jürg 1994: Der «neue» Zürcher Literaturstreit 1966/1967, S. 207.
138 Von 1971 bis 2002 hiess der Verein «Schweizerischer Schriftstellerinnen- und Schriftsteller-Verband», seither «Verband der Autorinnen und Autoren der Schweiz».
139 Lerch, Fredi 2003: Das Staunen der Dichter am Ende des Traums, S. 43. Dort zitiert nach einer mündlichen Aussage von Otto Böni im Mai 2002.

zurück

3.1.2 Die Abspaltung der Gruppe Olten

Die Abspaltung der Gruppe Olten sollte die grösste Zäsur in der Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins mit sich bringen. Im Prozess der Ablösung der Gruppe Olten vom SSV sollte Walter Matthias Diggelmann – wieder – eine ausserordentliche Rolle spielen. Auslöser des damals von den Medien intensiv mitverfolgten, ja eigentlich erst in den Medien richtig ausgetragenen Vereinsstreits war die Publikation «Zivilverteidigung», die im Herbst 1969 an alle Schweizer Haushalte ging. Die literaturpolitische Debatte, die sich unter den Schweizer Schriftstellern im Winter 1969 daran entzündete, war nur am Rand eine Debatte über den Inhalt des Büchleins, diese wurde parallel dazu an anderen Orten ausgetragen, den Schriftstellern ging es um etwas anderes, um viel Grundsätzlicheres.[140]

Nach einem ersten Artikel in der «Gazette de Lausanne», der darauf hinwies, dass sich die Übersetzungen von «Zivilverteidigung» in der Tonart unterschieden und ausgerechnet die französische Fassung die schärfste war,[141] erschien der eigentliche Auslöser der Debatte im «ZW-Sonntags-Journal». Und zwar in Form einer am 12. November 1969 von rund zwanzig Schriftstellern unterzeichneten und am Wochenende darauf im «ZW-Sonntags-Journal» publizierten Rücktrittsforderung an die Adresse von Maurice Zermatten.[142] Zermatten war zu diesem Zeitpunkt Präsident des SSV und hatte, wie sich herausgestellt hatte, an der Übersetzung der französischen Version von «Zivilverteidigung» massgeblich mitgewirkt. Zermatten war erst etwas mehr als zwei Jahre zuvor an der ordentlichen Generalversammlung des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins vom 20./21. Mai 1967 als Nachfolger von Hans Zbinden zum Präsidenten gewählt worden.[143]

Dass er an einem Buch mitgearbeitet habe, das sich weniger an als gegen die Demokratie richte, disqualifiziere ihn, das Amt des SSV-Präsidenten weiter auszuüben, so die protestierenden Schriftsteller.[144] Umrahmt wurde die Forderung von zwei Beiträgen zu «Zivilverteidigung». Der eine von «ZW-Sonntags-Journal»-Chefredakteur Rolf R. Bigler. Bigler hielt fest, dass in dem «weiss-roten Gruselbuch»[145] eine gestorbene Schweiz spuke. «Die geistigen Landesverteidiger, die den Patriotismus wie ein Gesinnungsmonopol verwalten, dürften von ihr träumen, und weil, was sein muss, ist, wird der kalte Leichnam über Dutzende von Seiten temperiert.»[146] Das Fremde sei immer das Schlechte, die Front sei überall und wer eine andere Meinung als die herrschende vertrete, verkünde Propaganda.[147]

140 Zur inhaltlichen Debatte über «Zivilverteidigung» siehe Kapitel 3.2.2. Als Einstieg bietet sich an Löffler, Rolf 2004: «Zivilverteidigung» – die Entstehungsgeschichte des roten Büchleins, S. 173–187.
141 Gazette de Lausanne: 8./9. 11. 1969.
142 ZW-Sonntags-Journal: 15./16. 11. 1969.
143 Neue Zürcher Zeitung: 24. 5. 1970.
144 ZW-Sonntags-Journal: 15./16. 11. 1969.
145 Ebd.
146 Ebd.
147 Ebd.

zurück

Der zweite Text im «ZW-Sonntags-Journal» war von Franck Jotterand, der die französische Übersetzung und das deutsche Exemplar von «Zivilverteidigung» miteinander verglichen hatte. Jotterand war der erste unter den nonkonformistischen Schriftstellern, der feststellte, dass die französische, für die Welschschweiz gedachte Version des Zivilverteidigungsbuches in ihrer antikommunistischen Tendenz noch schärfer formuliert war als das deutsche Original. In seinem Artikel kam Jotterand auf die Umstände zu sprechen, die schliesslich zur Rücktrittsforderung seitens der Schriftsteller führten. Er, Jotterand, habe die Aufgabe gefasst, eine Analyse von «Zivilverteidigung» durchzuführen. Er sei dabei sofort auf die Unstimmigkeiten in der französischen Version gestossen. Daraufhin habe sich ein genauer Vergleich der welschen, der Tessiner und der deutschschweizerischen Ausgabe aufgedrängt. Nach der Veröffentlichung der Unterschiede in der Samstagsausgabe der «Gazette de Lausanne» vom 8./9. November 1969 sei klar gewesen, dass Maurice Zermatten die Verantwortung für die französische Ausgabe trage. Jotterand hob weiter hervor, dass Zermatten der einzige an der Publikation mitwirkende Welschschweizer gewesen sei, und fragte, ob das noch Föderalismus sei. Die französische Schweiz sei in der Redaktion lediglich durch eine Partei und eine Konfession vertreten gewesen, der katholisch-konservativen nämlich. Nachdem Jotterand an einigen Beispielen aufgezeigt hatte, wie unterschiedlich die verschiedensprachigen Versionen sind, blieb ihm nur die Frage, wieso denn Bundesrat Ludwig von Moos für die französischsprachige Schweiz eine schärfere Version gewünscht habe und wieso genau der kaum Deutsch sprechende Maurice Zermatten diese Aufgabe übernommen habe.[148]

Die öffentliche Rücktrittsforderung vom 15./16. November 1969, der sich in einer Ausgabe der «Gazette de Lausanne» zwei Wochen später 78 Schriftsteller aus der französischen Schweiz anschlossen,[149] führte zu einer ausserordentlichen Zusammenkunft des Vorstands des SSV und einer Aussprache mit dem Präsidenten. Die Ergebnisse fielen nicht im Sinne der fordernden Schriftsteller aus. Der Vorstand vermied, wie es Frank A. Meyer nannte, «die geringste Kritik an der Beteiligung Zermattens am Roten Handbuch, das gegen Künstler, Schriftsteller und Intellektuelle diffamierend loszieht».[150] Im Gegenteil: Der Vorstand sprach Zermatten nach dessen Anhörung einstimmig das volle Vertrauen aus. «Der Vorstand unseres Vereins hat in seiner Sitzung vom 13. Dezember die Fragen erörtert, welche im Zusammenhang mit der Mitarbeit des Vereinspräsidenten an der französischen Fassung des Buches ‹Zivilverteidigung› aufgeworfen worden sind. Dabei hat er vom Präsidenten alle wünschbaren Aufschlüsse erhalten und überdies festgestellt, dass durch dessen rein persönliche Mitarbeit an dieser Veröffentlichung unser Verein als solcher nicht berührt wird.»[151] Nach einer schriftlichen Abstimmung innerhalb des Vereins wurde klar, dass nicht nur der Vorstand, sondern auch

148 Ebd.
149 Gazette de Lausanne: 27. 11. 1969.
150 ZW-Sonntags-Journal: 23./24. 5. 1970.
151 Neue Zürcher Zeitung: 24. 5. 1970.

zurück

ein grosser Teil der Schriftsteller nach wie vor hinter dem Präsidenten standen. Nur 43 von 253 Abstimmenden sprachen sich für eine ausserordentliche Generalversammlung aus. Die Abwahl Zermattens war damit vorerst vom Tisch, der Vorstand verzichtete auf die Durchführung einer ausserordentlichen GV.[152]

Da die geforderte Abwahl nicht erfolgte, wandte sich Franck Jotterand in der Folge an Jörg Steiner und Kurt Marti und arbeitete mit ihnen im Laufe der Wochen ein Communiqué aus, mit welchem der Austritt von 22 Schriftstellern aus dem SSV bekannt gegeben wurde.[153] Der SSV hatte zu diesem Zeitpunkt 438 Mitglieder.[154] Damit war definitiv klar: Eine kleinere, literarisch aber bedeutsame Gruppe von Autoren, die vom Verein eine kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte im Zweiten Weltkrieg und mehr politisches Engagement verlangte, stand einer widerstrebenden, politisch trägen Mehrheit um Präsident Maurice Zermatten gegenüber.[155]

Das Communiqué, welches am 20. Mai 1970, vier Tage vor der ordentlichen Generalversammlung des SSV in Bad Ragaz, in mehreren Zeituneng abgedruckt wurde, sprach Klartext: «Schweizer Schriftsteller haben im Herbst 1969 die geistige Landesverteidigung, wie sie im Zivilverteidigungsbuch gefordert wird, abgelehnt. Manche von ihnen sind der Meinung, Maurice Zermatten habe sich durch seine Mitarbeit an diesem Buch als Präsident des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins disqualifiziert. Dennoch sprach ihm der Vorstand des SSV sein Vertrauen aus, und die Mehrheit der Mitglieder hielt den Fall nicht für wichtig genug, um eine ausserordentliche Generalversammlung einzuberufen. Wir glauben jedoch, die Situation in unserem Land verlange die aktive Teilnahme der Schriftsteller. Auch auf internationaler Ebene waren Arbeiter, Intellektuelle und Schriftsteller an den Befreiungsbewegungen der letzten Jahre beteiligt. Gerade gegen diese Gruppen wird im Zivilverteidigungsbuch Misstrauen gesät. Wir meinen, dass die seinerzeitige Beteiligung Maurice Zermattens an der Theaterzensur des Kantons Wallis heute den SSV daran hindert, glaubwürdig für die Opfer von Repression und Zensur in anderen Staaten einzutreten. Unter diesen Bedingungen fühlen wir uns als Schriftsteller durch den SSV nicht mehr repräsentiert und erklären deshalb unsern Austritt: Peter Bichsel, Jeanlouis Cornuz, Walter Matthias Diggelmann, Friedrich Dürrenmatt, Ernst Eggimann, Jürg Federspiel, Dieter Fringeli, Max Frisch, Walter Gross, Vahé Godel, Ludwig Hohl, Franck Jotterand, Peter Lehner, Kurt Marti, Adolf Muschg, Werner Schmidli, Jörg Steiner, Yves Velan, Walter Vogt, Otto F. Walter, Walter Weideli, Heinrich Wiesner.»[156] Mit dem Communiqué waren neben den «Schwergewichten» Frisch und Dürrenmatt vor allem die «zornigen jungen Männer» im SSV auf die Barrikaden gegangen. Just jene zornigen jungen Männer,

152 Ebd. / Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten, S. 12 f.
153 Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten, S. 12 f.
154 Neue Zürcher Zeitung: 24. 5. 1970.
155 Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten, S. 11.
156 ZW-Sonntags-Journal: 23./24. 5. 1970. / Neue Zürcher Zeitung: 24. 5. 1970.

zurück

über welche SSV-Sekretär Franz Beidler 1964 in einem Brief an Diggelmann noch selbstbewusst geschrieben hatte, dass sie «uns im übrigen gar nicht imponieren».[157]

Einige der ausgetretenen Schriftsteller konkretisierten in kurzen Stellungnahmen die allgemeine Erklärung durch subjektive Beweggründe. So zum Beispiel Diggelmann, der konstatierte, dass der SSV die Schweiz repräsentiere, und zwar in dem, was er fördere, wie in dem, was er ablehne. Er, Diggelmann, betrachte es als richtig, dass man zunächst einmal abbreche, rode, urbarisiere, um sich dann Gedanken zu machen, wie man weiterfahren wolle.[158] Jörg Steiner bemerkte, dass der Einzelne, der seine Funktion ernst nehme, vom SSV vollkommen im Stich gelassen oder sogar desavouiert werde. Er hoffe, dass man sich wieder zusammenschliesse, nicht als Gegenverein, sondern als eine in der Gesellschaft aktive Gruppe.[159] Peter Bichsel erkannte im SSV einen Verein, der keinen anderen Zweck habe, als dass man hier Mitglied sein könne und als Mitglied dieses Schriftstellervereins dann so einigermassen die Gewissheit habe, ein Schriftsteller zu sein. Der SSV garantiere einen Status, mehr nicht.[160] Max Frisch schliesslich hielt es für richtig und dringend notwendig, dass etwas unternommen werde. Vorgesehen sei, dass alle Schriftsteller, die sich dafür interessierten, Vorschläge machen könnten.[161]

In einer Art Vermittlerrolle agierte, wie schon während des Zürcher Literaturstreits, Werner Weber, der in der NZZ beide Seiten zu verstehen versuchte. Er appellierte sowohl an die Ausgetretenen wie auch an den SSV, das gemeinsame Gespräch zu suchen. «Das heisst: die Zweiundzwanzig und diejenigen, welche schweigend zu ihnen stehen, sollen das Gespräch mit dem, was sie ‹die Mehrheit der Mitglieder› nennen, nicht nur suchen, sondern verlangen. Und die ‹Mehrheit› soll nicht glauben, sie könne auf dieses Gespräch verzichten – so im Sinn: endlich sind wir die Störenfriede los. Ein Schweizerischer Schriftsteller-Verein ohne diese Störenfriede, ohne Störenfriede überhaupt und immer, ist eine Farce.»[162]

Am Tag der erwähnten ordentlichen Generalversammlung des SSV stellte Weber in der NZZ die naheliegende Frage, ob die Austrittserklärung der 22 Schriftsteller einer Krise des SSV gleichkomme, und gab eine erste Antwort gleich selbst: «Es ist eine Krise; denn die Zweiundzwanzig machen nur eine Kritik und ein Missbehagen öffentlich, welche mehr oder weniger verschwiegen, sozusagen ‹privat›, eine viel grössere Zahl von Mitgliedern des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins beschäftigten und immer stärker beschäftigen.»[163] Weber kam aber auch nicht umhin festzustellen, dass der gewählte Zeitpunkt für das Communiqué Fragen aufwerfe. «Warum erst jetzt? Warum schon jetzt? Erst jetzt, wenn man bedenkt, wie lang die Auseinandersetzungen um das Zivilverteidigungsbuch und um Maurice

157 Schweizerischer Schriftsteller-Verein an Diggelmann, Walter Matthias: 24. 2. 1964.
158 ZW-Sonntags-Journal: 23./24. 5. 1970.
159 Ebd.
160 Ebd.
161 Ebd.
162 Neue Zürcher Zeitung: 24. 5. 1970.
163 Ebd.

Zermatten schon laufen. Schon jetzt, wenn man die auf der Tagesordnung zur Generalversammlung vom 23./24. Mai angekündigte Aussprache (Schriftsteller-Verein – ein gesellschaftskritisches Forum; Zivilverteidigungsbuch, Fragen der geistigen Landesverteidigung) in Betracht zieht.»[164] Besonders irritierend fand Werner Weber, dass zum Teil die gleichen Personen, die im Communiqué den Austritt bekannt gaben, sich dannzumal gegen die Wahl Zermattens im Jahr 1967 keineswegs gewehrt hatten – zum Teil weil sie gar nicht anwesend waren an der Generalversammlung.[165] «Man ist Mitglied; aber man ist nicht dabei. Siehe: die Stimmbeteiligung bei einer der wichtigsten Fragen, welche den Verein seit Ende des Zweiten Weltkriegs beschäftigten. Siehe: die fragwürdige Anteilnahme – man kann auch sagen: die mangelnde kritische Aufmerksamkeit bei der Wahl eines Präsidenten. Doch wer ist ‹Man›? Sagen wir's: es sind zur Hauptsache unsere besten Schriftsteller; die wichtigsten; diejenigen, welche den Verein nicht nötig haben. Und nun klagen sie; fühlen sich durch den Schweizerischen Schriftsteller-Verein nicht mehr repräsentiert; treten aus dem Verein zurück, in welchem sie nie oder doch kaum mit der nötigen dauernden Präsenz gewirkt haben.»[166]

Diggelmann reagierte mit einem persönlichen Brief auf Webers Zeilen in der NZZ. Speziell auf das fehlende «Nicht-Mitmachen» ging er konkret ein: «Grundsätzlich haben Sie recht, zuviele von denen, die jetzt unter Absingen wüster Lieder ausgetreten sind, waren nie dabei, haben nie mitgemacht. Auch ich habe manchmal gestreikt, habe dann aber wieder mitgemacht, u. a. als Kommissionsmitglied für Auslandbeziehungen. Aber nun müssen Sie auch bedenken, wie sinnlos das Mitmachen eben geworden ist. Ich war beispielsweise einer der Initianten des Antrags, der SSV solle aus eigener Initiative das tun, was unsere Politiker offensichtlich nicht tun können oder wollen, nämlich konkrete Beziehungen zu Schriftstellern anderer Länder anzuknüpfen. Selbstverständlich kamen wir mit unserem Antrag damals sofort in den Verdacht, wir wollten damit unsere ‹linksgerichtete subversive Tätigkeit› verschleiern. […] Das, was wir jetzt getan haben, hätten wir damals tun müssen. Den Zeitpunkt und die Begründung finde ich auch fragwürdig. Andererseits war ja beabsichtigt, einen Schock auszulösen, und das war nur möglich, indem wir zur ‹Grossen Weigerung› übergingen kurz vor der Generalversammlung. […] Lieber Meister Wb., haben Sie noch nie daran gedacht, dass die meisten von uns doch irgendwie in der Emigration leben? Wir verlegen in Deutschland, unsere Leser sind in Deutschland, in Frankreich und in meinem Falle in Polen, Rumänien, CSSR, Ungarn, Bulgarien, Russland. Ich sitze hier im südlichsten Süden unseres Landes und nicht die Dramaturgen des Schweizer Fernsehens besuchen mich, nein, es sind jene, die von Frankfurt, Hamburg, Berlin und Stuttgart anreisen. Mag sein, dass die gerne in den Tessin fahren, das wäre auch eine Auslegung. Aber wie erklären Sie sich, dass der ARD meine ‹Vergnügungsfahrt› verfilmt, dass der Südwestfunk den Roman als vierteiliges Hörspiel sendet, während die Schwei-

164 Ebd.
165 Ebd.
166 Ebd.

zurück

zer nicht einmal anfragen? Ich weiss die Antwort: Es ist halt keine Literatur. Natürlich nicht. Aber weder Keller, noch Gotthelf, noch Goethe, noch Fontane haben zu ihrer Zeit Literatur gemacht. Und warum lebe ich im Tessin und nicht in Zürich? Weil viele deutsche Autoren im Tessin leben. Das tönt nicht nur bitter, das ist bitter. Herzlichst, Ihr Emigrant.»[167]

Wie Diggelmann die genannte «grosse Weigerung» beurteilte, präzisierte er am 3. Juni 1970 in einer Kolumne der «Zürcher AZ». Er kenne die Austrittsmotive jedes Einzelnen nicht und die Aktion als solche habe keinen grossen Sinn und Maurice Zermatten habe womöglich recht mit der Behauptung, der Massenaustritt sei mehr ein Manöver, man könnte auch sagen ein Schock gewesen. Er, Diggelmann, sehe den SSV als Spiegelbild der Schweiz und wenn von der Schweizer Malaise die Rede sei, dann sei demnach im SSV dieselbe vorzufinden. Allerdings genüge die Feststellung alleine nicht, man müsse der Malaise auch auf den Grund gehen. Sei beispielsweise Maurice Zermatten die Wurzel des Unbehagens, nur weil er Oberst sei, Walliser Theaterzensor war und am Zivilverteidigungsbüchlein mitgeschrieben habe? Wohl nicht. Zermattens Vorgänger, Professor Hans Zbinden, sei nicht viel anders gewesen in seiner Denkweise. Als er, Diggelmann, sich seinerzeit geweigert habe, den SSV formell zu bitten, ihn aufzunehmen, indem er auf sein bereits bestehendes Werk hinwies, habe ihm Professor Zbinden einen höchst unschönen Brief geschrieben des Inhalts, der SSV verzichte gern auf seine Mitgliedschaft, Kritikaster seines Schlages seien nicht gefragt. Wie ihn der damalige Präsident abgekanzelt habe, habe es in den bösesten Zeiten nicht einmal die NZZ getan.[168]

Für Diggelmann schien also klar, mit dem Austritt der «Zweiundzwanzig» ging es um mehr als nur um Zermatten. Zugleich sprang Diggelmann in der Kolumne über den eigenen Schatten und brachte ebenso klare Kritik an den Ausgetretenen an. Auf die schwache Präsenz an den jährlichen Versammlungen eingehend, in der die «Zweiundzwanzig» vor allem durch Abwesenheit glänzten, kam er zum Schluss, dass ebendiese Dissidenten auch eine Schweiz verträten, nämlich jene der politischen Abstinenz, die Schweiz der Verweigerer. «Zuweilen haben unsere Kritiker gar nicht so unrecht, wenn sie uns vorwerfen, wir würden alles nur ‹herunterreissen›, wir seien nicht positiv. Die Dissidenten sind den rebellierenden Jugendlichen manchmal gar nicht so unähnlich. Auch jene demonstrieren zwar lautstark, aber anlässlich von Wahlen, beispielsweise, sind sie nirgends, stellen keine eigenen Kandidaten auf und so weiter. Beim SSV ist die Situation ähnlich. Es mag ja vieles faul sein im Staate SSV, aber noch sind die Mitglieder mit Argumenten zu überzeugen, jedoch nicht mit der Verweigerung.»[169]

Vier Tage nach dem Austritt der 22 Schriftsteller fand in Bad Ragaz dann tatsächlich die Generalversammlung des SSV statt. Ohne Beteiligung der «Zweiundzwanzig». Der SSV musste den Austritt zur Kenntnis zu nehmen, lud die Ausgetretenen dennoch zu einem offenen Gespräch ein. Er war auch bereit, im

167 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 23. 5. 1970.
168 Zürcher AZ: 3. 6. 1970.
169 Ebd.

zurück

Anschluss an das Gespräch eine ausserordentliche Generalversammlung abzuhalten, und verabschiedete rund sieben Monate nach der Veröffentlichung von «Zivilverteidigung» einen Brief an den Bundesrat, der auf das Zivilverteidigungsbuch einging.[170] «Der Schweizerische Schriftsteller-Verein protestiert gegen die Unterstellungen, die im ‹Zivilverteidigungsbuch› erhoben werden gegen Intellektuelle und Schriftsteller, die es als ihre Pflicht ansehen, frei ihre Meinung zu sagen, welches auch immer ihr politischer Standort sei. Der Verein vertritt die Ansicht, wer die Bevölkerung auffordert, jene Intellektuellen und Schriftsteller zu verdächtigen, die nicht konform gehen mit der offiziellen Meinung, der habe einen verletzenden Akt gegen die Mitglieder des SSV begangen. Zu unserem Bedauern hat der Chef des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements diese Tendenz bestätigt.»[171] Nachdem man sich zum Thema Zivilverteidigung vorher monatelang der Stimme enthalten hatte, wurde der SSV im Zuge des sich ankündigenden Abspaltungsprozesses nun doch überraschend politisch aktiv.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass in diesen turbulenten Wochen offenbar nicht alle das Gefühl hatten, ein Gespräch mit den Ausgetretenen sei notwendig. So etwa der angegriffene Präsident selbst. Laut Dieter Bachmann soll er die ausgetretenen Schriftsteller als Teil einer schwachen Minderheit und ihre Forderung nach Auflösung des Vorstandes als eine «idée de femme» bezeichnet haben.[172] Vor diesem Hintergrund überraschte nicht, dass Hans Rudolf Hilty in seiner dreiteiligen Analyse zu den SSV-Turbulenzen zum Schluss kam, dass sich da und dort Animosität gegen den neuen Typ des (verhältnismässig) erfolgreichen Nachkriegsautor breitgemacht habe. Der SSV sei nicht mehr wirklich ein Gesamtverband, es habe sich eine immer deutlicher spürbare Diskrepanz zwischen dem Gesicht der gegenwärtigen Schweizer Literatur und dem Gesicht des Vereins ergeben.[173]

Gut eineinhalb Monate nach dem Austritt der 22 Schriftsteller äusserte sich Maurice Zermatten in einem Artikel in der «Tat» zu den Ereignissen und zu den Aufgaben des SSV – und zum politischen Engagement in der Literatur. Im SSV gebe es, so Zermatten, Unabhängige, Konservative, Kommunisten und solche, denen keine dieser Richtungen passe. Die ganze Vielfalt persönlicher Haltungen spiegle sich im SSV wider. Schon 1968 sei im Verein diskutiert worden, ob man sich politisch engagieren wolle. Die Jungen seien dafür, die Älteren dagegen gewesen. Nach Ansicht Zermattens hatte der SSV als Verein drei Funktionen. Zum einen sei er eine Akademie, eine Institution von öffentlicher Bedeutung. Zum anderen sei der Verein eine Stätte der Begegnung für Schriftsteller. Und zu guter Letzt vertrete

170 Weltwoche: 29. 5. 1970. / Böni, Otto; Loetscher, Hugo; Niederer, Ueli 1987: 1969–1971. Geschichte einer Sezession, S. 165 f. / Neue Zürcher Zeitung: 31. 5. 1970.

171 Böni, Otto; Loetscher, Hugo; Niederer, Ueli 1987: 1969–1971. Geschichte einer Sezession, S. 166.

172 Weltwoche: 29. 5. 1970.

173 Zürcher AZ: 27. 5. 1970.

zurück



Abb. 11: Maurice Zermatten ergreift am 23. Mai 1970 an der Generalversammlung des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins in Bad Ragaz bei der Diskussion über den Brief an den Bundesrat das Wort.

der SSV die materiellen Interessen der Mitglieder.[174] «Damit sind auch die Aufgaben, die sich uns stellen, klar definiert: Wir müssen die Öffentlichkeit enger mit den Problemen schriftstellerischen Schaffens vertraut machen. Wir müssen klarstellen, dass es auch ein schweizerisches Schrifttum gibt. Das ist kein engstirniger Nationalismus, sondern eine Frage des Überlebens auf einem Markt, auf dem grosse ausländische Verlage unsere Bücher oft genug erst an dritter Stelle herausgeben.»[175] Für Zermatten stand fest, dass gerade wegen der Vielfalt der Meinungen innerhalb des Vereins eine gemeinsame Stimme gegen aussen hin nicht möglich war. Interessanterweise pflückte er im Anschluss genau Diggelmann heraus und führte aus, dass, wenn Diggelmann über jemanden den Stab brechen wolle, er dies in eigener Verantwortung ruhig tun könne. Deshalb müssten andere ihm in die-

174 Tat: 3. 7. 1970.
175 Ebd.

zurück

ser Handlung aber noch lange nicht folgen. Abschliessend betonte auch Zermatten, dass ein Grossteil der Herren, die mehr politisches Engagement forderten und deshalb ausgetreten seien, praktisch nie an eine Generalversammlung gekommen seien, wo man das Anliegen hätte diskutieren können. Er frage sich im Zusammenhang mit dem Austritt vor allem, warum die Herren, als Beispiel nannte er Frisch und Dürrenmatt, überhaupt dem SSV beigetreten seien.[176]

Auf den ersten Blick mag einigermassen überraschen, dass Zermatten neben Frisch und Dürrenmatt ausgerechnet Diggelmann mit Namen nennt. Auf den zweiten Blick zeigt sich aber: Diggelmann war von den Ausgetretenen einer der wenigen gewesen, die sich auch in den Jahren zuvor innerhalb des SSV wiederholt und insistent kritisch zu Wort gemeldet hatten – zusammen mit etlichen anderen, die am 23./24. Mai aber nicht ausgetreten waren.[177] So resümierte Hans-Rudolf Hilty in der «Zürcher AZ»: «Hätte nicht die Mehrzahl der ‹Dissidenten› ihn [gemeint ist Diggelmann] und uns auf den Versammlungen der letzten sieben Jahre so allein gelassen, so hätte der SSV längst einen andern Präsidenten erhalten und eine effektivere und mobilere Arbeitsweise entwickeln können.»[178]

Zermatten war bei weitem nicht die einzige kritische Stimme nach dem Austritt der «Zweiundzwanzig»; andere Vereinsmitglieder sollen zur Art des Austritts von «Politik der Gewalt» und Terror gesprochen haben.[179] Und Germanist Karl Schmid sprach in einem Brief an Fred Luchsinger im Februar 1971 mit Blick auf die Geschehnisse um die Abspaltung der Gruppe Olten von «ziemlich läppischem Radikalismus, geräuschvoll, aber ohne eine intellektuelle Leistung».[180]

Die Neugründung einer Gruppe war nach dem Austritt der kritischen Schriftsteller ursprünglich nicht geplant. «Über eine Neugruppierung», so Frank A. Meyer damals, «sind – vorerst interne – Diskussionen vorgesehen, zu denen ebenso SSV-Unwillige wie Nichtorganisierte Zugang haben sollen.»[181] Einige der Ausgetretenen betonten, dass sie keine Gruppe seien und deshalb niemand im Namen aller Kollegen sprechen dürfe.[182] Die kritischen Schriftsteller waren, was die Zukunft anbelangte, von Anfang an nicht einer Meinung. Einige, wie Peter Bichsel und Jörg Steiner, hielten ein Gespräch, wie es vom SSV im Anschluss an die Generalversammlung von Bad Ragaz gesucht wurde, für sinnlos,[183] wieder andere sahen im Gespräch durchaus eine Möglichkeit.[184] Max Frisch gehörte nicht zu Letzteren. Er sei ausgetreten, weil Maurice Zermatten den Verein präsidiere, wohl auch repräsentiere. Daran wolle er ja nichts ändern, er wolle nur nicht mehr dabei sein. Und da er sehe, dass Maurice Zermatten weiterhin Präsident sei nach dem Willen des

176 Ebd.
177 Zürcher AZ: 3. 6. 1970.
178 Ebd.
179 Weltwoche: 29. 5. 1970.
180 Sprecher, Thomas 2007: Karl Schmids Leben, S. 30.
181 ZW-Sonntags-Journal: 23./24. 5. 1970.
182 Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten, S. 17.
183 Ebd., S. 16.
184 Ebd.

zurück

Vereins, gebe es doch nichts zu verhandeln. Die Angelegenheit komme ihm darum erledigt vor, nicht schwerwiegend und nicht als Kampfansage; es gebe halt Vereine, für die man sich als Mitglied nicht eigne.[185]

Werner Schmidli lud Ausgetretene und potenzielle Mitglieder, die nicht im SSV gewesen waren, am 7. Juni trotzdem in den «Rathskeller» nach Olten ein.[186] Dieses «erste Oltener-Treffen»,[187] wie es Hans Mühlethaler im Rückblick nannte, bildete den Anfang einer ganzen Reihe von Treffen. Wieso die Schriftsteller bald mit «Olten» in Verbindung gebracht wurden, wird unterschiedlich erklärt. Nach Ulrich Niederer bekamen sie das Attribut eben, weil sich die Ausgetretenen zu lockeren Zusammenkünften regelmässig in Olten getroffen haben, dort also die später gegründete Gruppe Olten Gestalt annahm.[188] Laut Hans Mühlethaler und Fredi Lerch stammte der eigentliche Name aber von Peter Bichsel und war ursprünglich nur als provisorische Bezeichnung gedacht. Hintergrund sollen einerseits das «Oltener Komitee», welches 1918 zum Generalstreik aufgerufen hatte, andererseits die Gruppe 47, ein informelles Netzwerk prominenter deutschsprachiger Nachkriegsautorinnen und -autoren, gewesen sein.[189]

Ergebnis des ersten Treffens war ein Zirkularschreiben an die Ausgetretenen, in dem das vom SSV angebotene Gespräch grundsätzlich zur Annahme empfohlen wurde. Davor wollte man sich allerdings intern beraten und bildete zu diesem Zweck eine Kommission, bestehend aus Adolf Muschg, Mani Matter, Werner Schmidli und Hans Boesch. Die Kommission sollte die Basisvorschläge für die Verhandlungen mit dem SSV ausarbeiten.[190]

Allerdings sahen sich im Grunde die wenigsten tatsächlich zum Gespräch bereit. Nach vielen negativen Reaktionen auf das Gesprächsangebot des SSV, zum Beispiel von Kurt Marti, Max Frisch und Walter Vogt,[191] wandte sich Franz Beidler, Sekretär des SSV, persönlich an Otto F. Walter mit der Bitte um ein Gespräch. Man traf sich in Olten zum zweiten Mal. Anwesend waren Peter Bichsel, Adolf Muschg und Otto F. Walter. Vonseiten des SSV war Franz Beidler dabei. Das Gespräch und der vermittelnde Vorschlag Beidlers, an der bevorstehenden Generalversammlung des SSV alle zusammen die Neuorientierung des SSV zu diskutieren, brachten keinen gemeinsamen Nenner hervor. Nachdem Beidler gegangen war, entstand unter den Verbliebenen erstmals die Idee, eine permanente Verbindung unter den Ausgetretenen zu suchen. Der Vorschlag sollte in einen von anderen

185 Böni, Otto; Loetscher, Hugo; Niederer, Ueli 1987: 1969–1971. Geschichte einer Sezession, S. 173–177.
186 Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten, S. 18.
187 Ebd.
188 Niederer, Ulrich 1987: 75 Jahre Schweizerischer Schriftsteller-Verband, S. 94.
189 Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten, S. 29. / Lerch, Fredi 2003: Das Staunen der Dichter am Ende des Traums, S. 55.
190 Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten, S. 19. / Böni, Otto; Loetscher, Hugo; Niederer, Ueli 1987: 1969–1971. Geschichte einer Sezession, S. 172.
191 Für die konkreten Reaktionen: Böni, Otto; Loetscher, Hugo; Niederer, Ueli 1987: 1969–1971. Geschichte einer Sezession, S. 173–177.

zurück

Mitstreitern geplanten Fragebogen eingebaut werden.[192] Zugpferd dieser Phase wurde Adolf Muschg, der die Zusammenkünfte, die Rundschreiben und den erwähnten Fragebogen aufgleiste.[193]

Die Antworten auf den Fragebogen zeigten, dass die Mehrheit der Ausgetretenen die Nichtmitglieder erst später einladen wollte, grundsätzlich für eine neue Organisation zu haben war, aber keine Verhandlungen mit dem SSV wollte. Daran konnte auch der Appell des einstigen SSV-Mitbegründers Jakob Bührer an die Ausgetretenen nichts ändern. Eine spätere Rückkehr zum SSV schloss man aber nicht kategorisch aus.[194] Das dritte Treffen fand am 4. Oktober, wieder in Olten, im Kellertheater «Am Zielemp» statt. An dieser Zusammenkunft wurde festgehalten, dass man auf das Verhandlungsangebot des SSV nicht eintreten werde. Ausserdem wurde ein nächstes Treffen beschlossen.[195] Die Meldung ging an den SSV und an die Presse und war von den 22 Ausgetretenen und einigen mehr gezeichnet. Dazu der Sekretär des SSV in der NZZ: «Die Ausgetretenen haben die freundlich dargereichte Hand ausgeschlagen. Auch diesmal haben sie sich nicht damit zufrieden gegeben, ihren Entschluss der Gegenseite schlicht mitzuteilen, sondern ihn gleichzeitig als Erklärung an die Adresse der Öffentlichkeit bekanntgegeben. Die aufs Neue gewählte Form einer Sprengbombe mag dem Zeitalter der Ultrapublizität angemessen sein – kollegial ist sie gewiss nicht.»[196] Darüber hinaus war es dem SSV-Sekretär Beidler in seinem NZZ-Artikel ein Anliegen, zu betonen, dass der SSV mit dem Austritt der «Zweiundzwanzig» nicht in seiner Existenz bedroht sei. Es frage sich daher, ob die offensichtlich angestrebte Sprengwirkung erzielt werde. «Wohl kaum. Auch wenn weitere Austritte erfolgen sollten, verbleibt dem Berufsverband ein ansehnlicher Bestand von rund 400 Mitgliedern aus allen Sparten des literarischen Schaffens […]. Man kann also nicht behaupten, dass der bestehende Berufsverband in seiner ganzen Existenz bedroht oder gar erschüttert ist, so bedauerlich es auch sein mag, dass fortan eine beträchtliche Zahl namhafter und vorwiegend jüngerer Autoren abseits steht.»[197]

Während man sich im SSV langsam vom «Schock» erholte, ging es auf der anderen Seite ans Eingemachte. Einerseits zeichnete sich die Bildung einer Gruppe Olten immer mehr ab, andererseits nahmen die Ausgetretenen jene Diskussionen gründlich in Angriff, die sie in den Reihen des SSV so lange vermisst hatten. Es ging um die Frage des Engagements der Schriftsteller. Die gesamten «Oltener Literaturtage» zwischen dem 13. und 15. November 1970 standen im Zeichen dieser Frage und die Ergebnisse der Debatten mündeten, dank des Einsatzes des Deutschen Seminars der Universität Basel, in die für die Literaturgeschichte ein-

192 Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten, S. 20 f.
193 Ebd., S. 22.
194 Böni, Otto; Loetscher, Hugo; Niederer, Ueli 1987: 1969–1971. Geschichte einer Sezession, S. 178–181.
195 Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten, S. 24.
196 Neue Zürcher Zeitung: 14. 10. 1970.
197 Ebd.

zurück

malige Dokumentation «Der Schriftsteller in unserer Zeit».[198] Auf über 250 Seiten befassten sich über 50 Schriftsteller – darunter auch Diggelmann – mit ihrer Rolle in der Gesellschaft. Es wurde ganz konkret Bezug genommen auf den von Jean-Paul Sartre im Essay «Qu'est-ce que la littérature?»[199] geprägten Begriff der «littérature engagée» und über den politischen Charakter des Schreibens und das Verhältnis von Öffentlichkeit und Literatur debattiert.[200] Intensiv und entlang eines Fragebogens setzten sich die Autoren auseinander mit der Art und Form ihres Engagements, man wollte in die Tiefe gehen, nicht an der Oberfläche bleiben, eine «Art öffentliches Schriftstellerseminar»[201] sollte es sein. Den in der genannten Dokumentation gesammelten Antworten stellten die Herausgeber zwei Interviews voran, eines war mit Max Frisch und eines mit Friedrich Dürrenmatt geführt worden. Auch das war bezeichnend.[202] Diggelmanns Fazit im Zuge der Diskussion fiel eindeutig aus: Er sei ein Kind und ein Produkt der Gesellschaft, insofern könne er gar nicht anders als «gesellschaftsbezogen» schreiben. Er schreibe zwar frei und wie er es für richtig halte, aber weil er als Zeitgenosse schreibe, werde alles, was er schreibe, Zeitkritik sein.[203]

Nach diesen im Dezember stattfindenden und Sinn stiftenden «Oltener Literaturtagen» erzielte man am Wochenende des 19./20. Dezember 1970, am vierten Treffen in Olten, den Durchbruch zur Gründung einer neuen Schriftstellerorganisation. Abgesehen von Friedrich Dürrenmatt, der zwar aus dem SSV ausgetreten war, in die spätere Gruppe Olten aber nicht mehr eintrat, waren an dieser Versammlung alle ausgetretenen prominenten Schriftsteller anwesend – das würde in der Geschichte der Gruppe Olten einmalig bleiben. Die Leitung dieser vierten Sitzung übernahm Otto F. Walter und im Protokoll war danach erstmals der Name «Gruppe Olten» zu lesen.[204] Es wurde an dieser Versammlung gegen einen Anschluss an eine Gewerkschaft und überraschend einstimmig für die Konstitution eines Vereins Position bezogen. Dies, obwohl man eigentlich formale Strukturen möglichst hatte vermeiden wollen.[205] Der Verein war als Übergangslösung auf vier Jahre hin gedacht. Ein provisorischer Ausschuss sollte die Statuten entwerfen und die Gründungsversammlung planen.[206]

Genau in diese Zeit fiel eine Aktion, die die Gruppe Olten, bevor sie überhaupt gegründet war, in die Schlagzeilen bringen sollte; konkret auf die Titelseite der NZZ. Fred Luchsinger setzte sich dort mit einer Solidaritätserklärung auseinander, die unter anderen auf die kritisch Engagierten der «Oltner Sezession»,[207]

198 Bloch, Peter; Hubacher, Edwin 1972: Der Schriftsteller in unserer Zeit.
199 Sartre, Jean-Paul 1948: Situations II. Qu'est-ce que la littérature?
200 Bloch, Peter 1972: Vorwort, S. 7–9.
201 Bloch, Peter; Hubacher, Edwin 1972: Der Schriftsteller in unserer Zeit, S. 11.
202 Frisch, Max 1972: Interview, S. 17–35. / Dürrenmatt, Friedrich 1972: Interview, S. 36–50.
203 Diggelmann, Walter Matthias 1972: Antwort auf Fragebogen, S. 100–103.
204 Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten, S. 29, 38.
205 Ebd., S. 33.
206 Ebd., S. 37 f.
207 Neue Zürcher Zeitung: 31. 1. 1971.

zurück

wie Luchsinger die Abspaltung der Gruppe Olten nannte, zurückging. Arthur Villard hatte laut NZZ öffentlich zur Dienstverweigerung aufgerufen,[208] laut «Trumpf Buur» sogar für die allgemeine Rebellion Werbung gemacht.[209] Er wurde dafür vom Obergericht des Kantons Bern zu einem Monat Gefängnis unbedingt verurteilt. Vierunddreissig Schriftsteller, darunter viele Oltener, protestierten in der Folge öffentlich gegen dieses Urteil und stellten die Frage, ob denn die Schweiz überhaupt noch verteidigungswürdig sei. Genau diesen Protest kritisierte aber Fred Luchsinger, weil er seiner Ansicht nach auf die Symptome einer Haltung und eines Zustandes der öffentlichen Diskussion hindeutete, an denen nicht vorbeigeschaut werden konnte.[210] Er stellte der Gruppe von Intellektuellen die Frage ihrer intellektuellen Redlichkeit: «Sie unterschlagen und vertuschen das Wesentliche, mit andern Worten sie *manipulieren* die öffentliche Meinung, sie, bei denen jedes dritte Wort eine Anklage gegen Manipulation zu sein pflegt.»[211] Er fragte bei den «Oltenern» nach, ob sie den Unterschied zwischen öffentlicher Diskussion über Sinn und Zweck eines Gesetzes und dem Aufruf, das legal und demokratisch gefundene Recht zu brechen, nicht kennten. Fred Luchsinger nutzte die Solidaritätserklärung und die darin gestellte Frage nach dem Verteidigungswürdigen an der Schweiz, um sich mit dem damaligen, von gewissen Kreisen gezeichneten Bild der Schweiz in der Öffentlichkeit auseinanderzusetzen. Und er formulierte damit eine Kritik an der Kritik der Intellektuellen der 1960er- und 1970er-Jahre und ermöglichte dadurch, im Rückblick betrachtet, Einsicht in die Wahrnehmung der kritischen Intellektuellen durch die kritisierte Institution. Es gäbe, so Luchsinger, in der Tat nichts mehr zu verteidigen, «wenn jenes Zerrbild die Wirklichkeit wäre, das jetzt immer häufiger in der radikalen Publizistik, mit einer offenbar unstillbaren Rage gegen die Schweiz im Leib, von diesem Lande entworfen wird. Da gibt es nur noch Geldsäcke, Geheimkonten, Ausbeuter, Waffenschieber, geheime Verführer, Meinungsmanipulatoren, atomsüchtige Generäle, gekaufte Gewerkschaftsbonzen, gekaufte Professoren, gekaufte Politiker; da ist die Mehrheit faschistisch oder faschistoid, wenn nicht offen, dann insgeheim, da verstopft eine unbewältigte Vergangenheit den nationalen Verdauungstrakt, da übt die Majorität Meinungsterror gegen die Minderheit, und obrigkeitlicher Hang zur Gewalttat bestimmt das öffentliche Leben.»[212] Luchsinger anerkannte zwar ebenfalls Missstände, diese seien auch beim Namen zu nennen und Mahner seien ernst zu nehmen. Nur wenn es zur bösartigen, grotesken Karikatur werde, die in Bausch und Bogen alles verwerfe, könne man nicht mehr von Kritik, höchstens noch von radikaler Pauschalkritik sprechen. Luchsinger warf den sogenannten Nonkonformisten vor, dass sie sich für die einzigen Denkenden hielten und jeder der anders denke, nach ihrer Meinung nicht denke. Schliesslich fragte er: «Bloss – wo sind die Denker und wo

208 Ebd.
209 Trumpf Buur: 3. 1971.
210 Neue Zürcher Zeitung: 31. 1. 1971.
211 Ebd.
212 Ebd.

die Marschierer? Gehört einer, der munter im Zug eines unsäglich konform gewordenen Nonkonformismus marschiert und den in seinen Zirkeln modisch gewordenen Globalverriss des Landes *con gusto* mitmacht, höchstens in Sorge, wie er den Vorredner an Radikalität noch übertrumpfe – gehört er zu den Denkern, oder ist da nicht auch bereits ein Stück Mitmarschieren dabei? Zu schweigen von der beachtlichen Arroganz und vom intellektuellen Hochmut, die sich in solchen Monopolansprüchen verraten.»[213]

Fünf Tage später erschienen in der NZZ mehrere zustimmende Leserbriefe zu Luchsingers Artikel. In einem, an die Adresse der Unterzeichner der genannten Solidaritätserklärung gerichtet, wurde der Schluss gezogen, dass, wer nur das Negative konkret sehe und es pharisäisch in die Mitmenschen projiziere, gleichzeitig das Positive aber nicht zu nennen wisse, wenig zu einer Ordnung des Zusammenlebens, in der Freiheit gedeihen könne, beitrage.[214] Ein anderer schrieb den Autoren in Ergänzung dazu «staatspolitische Naivität und einen äusserst betrüblichen Mangel an wirklicher Objektivität unseren staatlichen Einrichtungen gegenüber»[215] zu.

Diggelmann seinerseits hat den Leitartikel Fred Luchsingers und die Leserbriefe zum Anlass einer Kolumne im «Züri-Leu» genommen. Nachdem er zu Beginn nochmals die Entwicklung von der Strafe Villards über die Erklärung der Schriftsteller bis hin zur Reaktion Luchsingers nachgezeichnet hatte, folgte der Hinweis, dass der Chefredakteur der NZZ ein «Bewunderer Adenauers und der Politik der Härte und der Macht und der Gewalt»[216] sei, der die kritischen Schriftsteller, wie das bei kalten Kriegern üblich sei, gleichsam als vaterlandslose Gesellen abqualifiziere.[217] Ohne dann weiter auf Luchsingers Ausführungen einzugehen, knüpfte sich Diggelmann den zitierten Leserbriefschreiber vor. Erstaunt über dessen Feststellung, dass in der Literatur der «Oltener» nichts Positives zu finden sei, war er vor allem überrascht, dass die NZZ den Leserbrief so drucke, obwohl sie regelmässig die erwähnten Werke positiv beurteile oder sogar abdrucke. Der Student berufe sich weiter auf die sittliche Ordnung. «Es entspricht also der Vorstellung von sittlicher Ordnung der «schweigenden Mehrheit», wenn bei uns ohne jede Not ein Kriegsverbrecher mit militärischen Ehren empfangen wird [gemeint ist Ex-Vietnam-General und damaliger Stabschef der amerikanischen Armee, William Westmoreland] und einer, der einen Kriegsverbrecher eben einen Kriegsverbrecher nennt, mit einem Monat Gefängnis unbedingt bestraft wird? Es entspricht unserer sittlichen Ordnung, wenn Rüstungsindustrielle unsere Gesetze hintergehen und Waffen an kriegführende Länder liefern, lediglich um sich zu bereichern, dafür aber praktisch ungeschoren davonkommen, ja mehr noch, vom

213 Ebd.
214 Ebd.: 5. 2. 1971.
215 Ebd.
216 Züri-Leu: 18. 2. 1971.
217 Ebd.

zurück

gleichen Bundesanwalt gleichsam verteidigt werden, der den anderen im Gefängnis sehen will.»[218]

Weder diese kleine Episode zur Solidaritätserklärung noch die Tatsache, dass am 27. März 1971 der von den «Oltenern» kritisierte Präsident Maurice Zermatten und der gesamte SSV-Vorstand tatsächlich ersetzt wurden,[219] änderten etwas daran, dass die ausgetretenen Schriftsteller in Biel die Gruppe Olten gründeten. Dies, obschon die Idee eines Vereins nicht allen behagte. Zu den Kritikern der Entwicklung gehörte auch Walter Matthias Diggelmann. «Wir gründen keinen Verein. Wir entwerfen keine Statuten. Wir bleiben ein loser Haufen von Schreibern, die sich gegenseitig mögen oder gemeinsame Probleme haben und solche gemeinsam zu lösen versuchen. Würde am 24./25. April dennoch ein Verein gegründet, würde ich mit aller Sicherheit nicht dessen Mitglied.»[220]

Der Einwurf Diggelmanns verhallte ungehört, die Gründung des Vereins wurde am 25. April Tatsache, sie basierte auf den von Mani Matter entworfenen Statuten. Der Verein nahm in der Folge seine Tätigkeit als Berufsorganisation auf – wobei das Überleben der Gruppe Olten mit einer ersten Subvention der Pro-Helvetia-Stiftung gesichert wurde.[221]

«Die Nonkonformisten gründen doch noch einen Verein»,[222] kommentiert Fredi Lerch die Gründung der Gruppe Olten in seinem Buch zur Berner Subkultur und unrecht hat er damit nicht. Vergleicht man die Mitgliederliste der Gruppe Olten mit den Listen der zu den geheimen Nonkonformistentreffen Eingeladenen oder mit dem Mitarbeiterverzeichnis der Stammzeitung der Nonkonformisten, der «Neutralität», dann finden sich viele der Namen auf allen drei Listen.[223] Es scheint indes wichtig, festzuhalten, dass die Gruppe Olten nicht primär das Ziel verfolgte, die nonkonformistischen Schriftsteller zu vereinen oder gar eine Nonkonformisten-Gruppe zu gründen. Viele der ausgetretenen Schriftsteller waren da sogar explizit dagegen. Vielmehr ging es dem neu gegründeten Verein darum, neben der bereits etablierten Organisation des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins eine Alternative zu schaffen, welche die wirtschaftlichen, politischen und die sozialen Interessen von anders denkenden Schriftstellern oder Journalisten vertrat und ein gesellschaftliches Engagement ermöglichte.

Entgegen seiner Warnung trat Diggelmann nicht sofort aus der Gruppe Olten aus. Mehr noch: Laut Hans Mühlethaler, dem Sekretär des Vereins, galt Diggelmann «als eines seiner initiativsten Mitglieder. Er vertrat die GO an der Jahresversammlung des Schweizerischen Buchhändler- und Verlegerverbands, vor

218 Ebd.
219 Niederer, Ulrich 1994: Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes, S. 221.
220 Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten, S. 42.
221 Ebd., S. 248.
222 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 678.
223 Neutralität: 11. 1967. / Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten, S. 249–251. / Färber, Thomas; Schär, Bernhard 2008: Zwischen bürgerlicher Reform und jugendlicher Revolte, S. 22 f.

zurück

welchem er aus eigenem Antrieb die Idee eines Periodikums der Gruppe Olten entwickelte.»[224]

Diggelmann und eine eigene Zeitschrift? So war es. Wie aus einem Brief an Max Frisch zu entnehmen ist, muss Diggelmann schon bald nach der Gründung der Gruppe Olten deren Einverständnis für eine «Oltener Zeitschrift»[225] eingeholt haben. Angedacht war, ein «Kommunikationsmittel zwischen uns Schreibenden, den Buchhändlern und den Lesern auf die Beine zu stellen».[226] In Montreux hat Diggelmann das Projekt dem Verband der schweizerischen Buchhändler und Verleger vorgetragen, darauf Zustimmung erfahren und jede mögliche Unterstützung zugesichert bekommen.[227] Insbesondere Ted Scapa[228] vom Benteli-Verlag und das Buchsortiment Olten sagten ihre Unterstützung und beste Bedingungen für Herausgabe und Vertrieb zu.[229] Diggelmann hatte sich zum Ziel gesetzt, von allen Mitgliedern der Gruppe Olten Texte zu sammeln und zusammenzustellen.[230] Eine Idee, die nach Diggelmanns Aussage letztlich aber an der «totalen Ignoranz unserer Kollegen»[231] scheiterte. Laut Sekretär Mühlethaler hatte Diggelmann auf seine Anfrage unter den Mitgliedern der Gruppe Olten keine einzige Antwort erhalten. Weil zudem fast zeitgleich die Idee einer Anthologie mit Texten der Oltener Autoren aufkam, wurde Diggelmanns Idee einer «Oltener Zeitung» vom Vorstand des Vereins schliesslich fallen gelassen. Auch eine «Oltener Seite» in der «Weltwoche» scheiterte an mangelnden möglichen Beiträgen.[232] Dieses ernüchternde Ergebnis erklärt sicher auch, warum Diggelmann in seiner Zwischenbilanz vom 31. Juli 1971 nicht nur positiv von der Gruppe Olten sprach.

Diggelmann kritisierte den Austritt der 22 Schriftsteller im Mai 1970, der die Spaltung zur Folge hatte. Den damaligen Motiven gegenüber sei er inzwischen misstrauisch geworden, so Diggelmann. Zermatten habe herhalten müssen, weil man eigentlich ratlos war. Man wusste nicht mehr, wozu ein Schweizerischer Schriftsteller-Verein überhaupt noch notwendig sei, ein Unbehagen habe sich breitgemacht und ja, eine politische Resolution komme halt schnell zustande. Über Zermattens Haltung, so Diggelmann weiter, habe man im SSV schon lange vorher Bescheid gewusst und nichts dagegen unternommen. Im Gegenteil: 20 der 22 Ausgetretenen hätten bei der Wahl Zermattens zum Präsidenten mit Abwesenheit geglänzt und deshalb sei man jetzt als Gruppe Olten auf der Suche nach einem

224 Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten, S. 55.
225 Diggelmann, Walter Matthias an Frisch, Max: 4. 10. 1971.
226 Ebd.
227 Ebd.
228 Der Künstler Ted Scapa hiess ursprünglich Eduard Schaap und leitete nach der Heirat mit Meret Meyer-Benteli, der Tochter des Verlegers Hans Meyer-Benteli, etwa dreissig Jahre lang den Benteli-Verlag in Bern.
229 Diggelmann, Walter Matthias an Brodmann, Roman: 28. 9. 1973.
230 Diggelmann, Walter Matthias an Benteli Verlag: 22. 6. 1971. / Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten, S. 55.
231 Diggelmann, Walter Matthias an Frisch, Max: 4. 10. 1971.
232 Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten, S. 55. / Lerch, Fredi 2003: Das Staunen der Dichter am Ende des Traums, S. 62.

neuen Selbstverständnis. Man wünsche, wieder angesehen zu werden als jemand, der arbeite und für seine Arbeit bezahlt werde; was alles andere als selbstverständlich sei. Dabei wäre es, so Diggelmann weiter, viel ehrlicher, den Schriftsteller als Berufsmann zu sehen, dessen Aufgabe es ist, Geschichten zu erzählen. Gerade im Zeitalter des Rundfunks und Fernsehens müsse dies doch leicht begreifbar sein.[233] In einer Identitätskrise der Schriftsteller sah Diggelmann den Hauptgrund für die Spaltung: «Der SSV alter Prägung, einst gegründet worden von ‹engagierten› Autoren, als Gewerkschaft auch gedacht, wurde vom Bürgerblock integriert und als Verein von Hurra-Patrioten à la Zermatten oder Sonntagsdichtern auch noch aus der Bundeskasse subventioniert.»[234] Dieses Spiel hätten die Ausgetretenen nicht mehr mitspielen wollen. Deshalb könne es nicht darum gehen, die Gruppe Olten gegen den SSV antreten zu lassen, es stelle sich vielmehr für beide Vereine die grundsätzliche Frage, ob die Schriftsteller auch in Zukunft durch einen subventionierten Verein oder eher durch einen Berufsverband vertreten sein wollten. Im zweiten Fall, einer «Gewerkschaft der Geschichtenerzähler» beispielsweise, erübrige sich die Diskussion zum politischen Engagement, da die Idee einer Gewerkschaft an sich bereits ein politischer Gedanke sei.[235]

Die Auseinandersetzung mit dieser Frage, das Debakel um die fallengelassene Zeitschrift, die Erkenntnis, dass die Gruppe Olten auch nur ein neuer SSV war, und schliesslich die erheblichen Anpassungen innerhalb des SSV haben Diggelmann im Oktober 1971 dazu bewogen, bei der Gruppe Olten aus- und in den SSV wiedereinzutreten. Diggelmann dazu zynisch an Friedrich Dürrenmatt: «Da ich kein Dichter mehr bin, bin ich auch nicht mehr Mitglied der ‹Gruppe Olten›.»[236]

In einem kurzen, zwischen dem 11. und 26. Oktober stattfindenden Briefwechsel mit dem Sekretariat des SSV nahm er relativ klar Stellung zu diesem Wechsel. Er bezeichnete sein eigenes Verhalten als ambivalent, erkannte Widersprüche und betonte, dass die Gruppe Olten versagt habe. Er wolle nicht Mitglied einer Schriftstellerorganisation sein, nur damit diese ihm bescheinige, er sei jetzt ein Schriftsteller. Er führte weiter aus, dass ihn die sozialen Fragen und Probleme interessierten und er seit dem Eklat von Bad Ragaz im SSV Veränderungen gesehen habe. Er habe zuerst gehofft, dass die «Oltener» diese Arbeit leisten und der SSV sich dann ihnen zuwenden würde. Jetzt sei es halt anders herum gelaufen.[237] Diggelmann war zu diesem Zeitpunkt der Einzige, der seinen Austritt rückgängig machte und wieder in den SSV eintrat. Für ihn selbst war das nur konsequent.

Diggelmann war also wieder Mitglied des SSV, der sich seit dem 13./14. November 1971 «Schweizerischer Schriftsteller-Verband» nannte.[238] Aus Autorensicht ein nicht zu unterschätzender Unterschied, der Wechsel vom Verein zum

233 National-Zeitung: 31. 7. 1971.
234 Ebd.
235 Ebd.
236 Diggelmann, Walter Matthias an Dürrenmatt, Friedrich: 22. 12. 1971.
237 Diggelmann, Walter Matthias an Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 26. 10. 1971.
238 Niederer, Ulrich 1994: Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes, S. 222.

zurück

Verband. Zudem war Diggelmann nun auch Mitglied des neu geschaffenen Berufsregisters, das innerhalb des SSV Mitglieder zusammenbrachte, die mindestens achtzig Prozent ihres Einkommens durchs Schreiben verdienten.[239] In diesem Zusammenhang wird in den Quellen ein um die Mitarbeit Diggelmanns buhlender «Lucas-Club» erwähnt, der innerhalb des SSV wahrscheinlich die Ziele der im «Berufs-Register» vereinten Kräfte vorantreiben wollte und dessen Name auf sein Zugpferd, den Schriftsteller Gérald Lucas, anspielte.[240] Daneben hatte man Diggelmann offenbar eine Zeit lang als Vorstandskandidat des «neuen» SSV gehandelt, er wurde an der Generalversammlung vom 13. Mai 1972 dann aber doch nicht gewählt. Dazu Diggelmann in einem Brief an Franz Beidler: «Dass ich als exponierter Profi nicht in den Vorstand gewählt wurde, kränkt mich keineswegs persönlich. Diese Niederlage zeigt lediglich unmissverständlich an, dass unser Verband aus einer Mehrheit von Amateuren und Sonntagsschriftstellern besteht, die nicht die geringste Ahnung über unsere sozialen Probleme haben. Zudem erlaube ich mir die Feststellung, dass unser Verband gestern [13. 5. 1972] einen ‹Rückfall ins finstere Mittelalter› erlitten hat. Die Erfolglosen beherrschen das Feld. […] Zweitens distanziere ich mich ausdrücklich vom ‹Staat im Staat›, das heisst: Ich bin nicht Mitglied des Privatclubs Lucas. Ich bin BR-Mitglied unseres Verbandes und bitte den neu gewählten Vorstand, dahin zu wirken, dass wir in einer umfassenden Selbstverständlichkeit auch als Handwerker, und nicht nur als ‹elitäre Hofnarren› behandelt werden. […] Dass ich eine ‹Primadonna› sei, spiele, hat man mir bereits in Biel unmissverständlich an den Kopf geschmissen. Ich bitte drittens den neuen Vorstand, den Kontakt mit unseren Kollegen von der ‹Gruppe Olten› aus eigener Initiative zu intensivieren ohne ideologisiertes Prestigedenken, doch mit dem Bewusstsein, dass auch die ‹Oltener› stur sind und von einer Mehrheit von Dilettanten terrorisiert werden. Die bourgeoisen, lebensgefährlichen Vorurteile, welche in beiden Gruppen vorherrschend sind, müssen überwunden werden, oder eine Vereinigung von Schreibern hat gar keinen Sinn.»[241]

Eine Vereinigung von Schreibenden habe keinen Sinn? Das notierte Wort und das alltägliche Handeln waren bei Diggelmann nicht immer deckungsgleich. Gleich an mehreren Stellen ist dokumentiert, dass Diggelmann im September 1972, nur kurze Zeit nach dem genannten Brief, Präsident der Gruppe Schweizerischer Berufsschriftsteller wurde, welche an den Schweizerischen Schriftsteller-Verein gekoppelt war.[242] Wahrscheinlich war er damit doch noch in den Dienst des Lucas-

239 Ebd., S. 225.

240 Hinweise dazu in zwei Briefen im Schweizerischen Literaturarchiv: Diggelmann, Walter Matthias an Eric: 24. 4. 1972. / Lucas, Gérald an Diggelmann, Walter Matthias: 29. 4. 1972.

241 Diggelmann, Walter Matthias an Schweizerischen Schriftsteller-Verband: 14. 5. 1972.

242 Hinweise zur Präsidentschaft Diggelmanns im Tages-Anzeiger: 9. 9. 1972. / Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-D-1-d. / Diggelmann, Walter Matthias an Konkret Redaktion: 13. 1. 1973 / Auch gegenüber Kurt Marti erwähnt Diggelmann diese neu übernommene Funktion. Diggelmann, Walter Matthias an Marti, Kurt: 24. 12. 1972.

zurück

Clubs getreten, der, wie es scheint, als Vorgänger der Gruppe Schweizerischer Berufsschriftsteller zu sehen ist.[243]

In der Funktion des Präsidenten der Gruppe Schweizerischer Berufsschriftsteller ist Diggelmann bis in den Sommer 1973 hinein verbürgt, als er mit einem Brief an den sowjetischen Botschafter in Bern auf sich aufmerksam machte, in dem er mit aller Entschiedenheit gegen die erneute Verurteilung seines russischen Schriftstellerkollegen Andrei Amalrik protestiert hat.[244] Ungefähr zur selben Zeit hat er sich dann in einem offenen Brief an Max Frisch, der jedoch weder publiziert noch abgeschickt wurde, das eigentlich letzte Mal mit der Gruppe Olten befasst. Es war eine Art Abrechnung. «Die ‹Gruppe Olten› scheint sich jetzt ganz schön auf einen widerlichen Antikommunismus einzuschiessen»,[245] ist einer der Sätze, die da stehen. Auslöser war offenbar ein anderer offener Brief, den Mitglieder der Gruppe Olten Anfang Oktober unterzeichnet und an Nikolai Podgorny, das damalige Staatsoberhaupt der Sowjetunion, gerichtet hatten. In Diggelmanns Brief namentlich erwähnt und persönlich abschätzig kommentiert werden neben Frisch auch Hugo Loetscher, Konrad Farner, Adolf Muschg und Jörg Steiner.

1974 ist Diggelmann dann aus ungeklärten Gründen trotz allem wieder aus dem SSV aus- und erneut in die Gruppe Olten eingetreten – wo er bis zu seinem Tod am 29. November 1979 Mitglied blieb.[246]

3.1.3 Der Erlenbacher Buchstreit

1973, also noch als SSV-Mitglied, veröffentlichte Walter Matthias Diggelmann ein Büchlein im Taschenbuchformat, es trug den Titel «Ich heisse Thomy».[247] Vier Jahre nach seiner Erstveröffentlichung sollte es Auslöser einer mehrmonatigen Debatte werden, einer Debatte, die hier neu mit Erlenbacher Buchstreit umschrieben wird. Im tiefen Kern der Debatte ging es erneut um die Frage der «littérature engagée», konkret um die Frage nach positiver und negativer Literatur und um die Frage der Sittlichkeit in der Literatur und der Sittlichkeit in der Gesellschaft. Maya Klemm-Stockmann hatte im Winter 1976 als Aushilfslehrerin mit Schülern der zweiten Sekundarschulklasse in Erlenbach «Ich heisse Thomy» gelesen. Aus diesem Umstand, zusammenn mit dem Buch selbst, dessen Autor und der politischen Gesinnung der Lehrerin, entzündete sich in den Wochen darauf eine wahre Leserbriefschlacht, die 1977 sogar in eine Neuveröffentlichung des Romans im damals noch jungen Rotpunktverlag mündete.[248]

243 Lucas, Gérald an Diggelmann, Walter Matthias: 18. 8. 1972.
244 Walliser Bote: 4. 8. 1974.
245 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-1-1973/15.
246 Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten, S. 56. / Schweizerischer Schriftsteller-Verband (Hg.) 1974: Mehr Öffentlichkeit für Schriftsteller, S. 48.
247 Diggelmann, Walter Matthias 1973: Ich heisse Thomy.
248 «Ich heisse Thomy» wurde im Mai 1977 vom 1976 von der POCH gegründeten Rotpunktverlag neu aufgelegt. Der Fischer Taschenbuch Verlag hatte dem Rotpunktverlag die Druckvorla-

zurück

In «Ich heisse Thomy» setzte sich Diggelmann mit den Jugendlichen der 1960er- und 1970er-Jahre auseinander und schlüpfte dafür kurzerhand in die Haut seines Sohnes Daniel Diggelmann, fiktiv zwar nur, aber das Büchlein zeigt stellenweise stark autobiografischen Charakter. Thomy, aus dessen Perspektive die Geschichte erzählt wird, ist 19 Jahre alt und lebt mit fünf Freunden in einer Kommune auf einem alten Bauernhof in der Nähe des Genfer Sees. Im Verlauf von rund zwei Jahren kommt es zu Auseinandersetzungen mit der älteren Generation. Zum Konflikt kommt es dann aber nicht aufgrund von Altersunterschieden, sondern aufgrund von unterschiedlichen Weltanschauungen. Zu Grundsatzdiskussionen kommt es im Buch auch innerhalb der Gruppe der Jugendlichen. Thomy ist Mitglied der «Internationalen der Kriegsdienstgegner» und weigert sich, in die Rekrutenschule zu gehen. Das bringt ihn für acht Monate in Haft. Die Jugendlichen demonstrieren gegen die Heimerziehung von sogenannten Zöglingen in den Arbeitserziehungsanstalten – es fällt das Stichwort «Heimkampagne». Im Büchlein werden daneben Fragen des Lebens und des Alltags in der Kommune und die allgemeine Frage der Aussenseiter angeschnitten. An vielen Stellen kommt Diggelmann als Vater von Thomy gewissermassen selbst im Buch vor, was Diggelmann die Möglichkeit bot, die eigene Biografie und Geschichte im Roman einzubauen. Auch von Diggelmanns Mutter und deren Lebenspartner ist die Rede. Und die Sexualität, sie kommt in «Ich heisse Thomy» ebenfalls zur Sprache. Es ist geradezu eine Ironie der Geschichte, dass in «Ich heisse Thomy» Wilhelm Reichs Aufklärungsbuch «Die sexuelle Revolution» aus dem Jahr 1936 wörtlich erwähnt wird, und zwar in einem Gespräch zwischen einem Schulleiter und einem jungen Deutschlehrer. Letzterer hatte mit seiner Klasse Reichs Werk besprochen und war dafür prompt vom Schulleiter gerügt worden. Dass seinem Buch «Ich heisse Thomy» dereinst Ähnliches widerfahren würde, hatte Diggelmann im Jahr 1972/73 bei der Niederschrift des Romans wohl nicht geahnt.[249]

Ausgewählte Passagen sollen hier veranschaulichen, mit welcher Sprache «Ich heisse Thomy» hantierte, und deutlich machen, warum Diggelmanns Buch für die damalige Zeit einigen Sprengcharakter besass.

Protagonist Thomy äussert sich zum Beispiel zu James Schwarzenbach und den sogenannten Fremdarbeitern. «Wir haben kürzlich einmal die Zeitungsartikel und alle Wahlbroschüren des James Schwarzenbach mit Hitlers ‹Mein Kampf› verglichen. Man findet keine Unterschiede. Gay [ein Freund von Thomy] sagte, die Faschisten sind wieder im Vormarsch. Nicht nur in der Schweiz, aber in der Schweiz sieht man's besser, weil es ein kleineres Land ist. Sogar die Bundespolizei

gen überlassen. Die neue Ausgabe war versehen mit einem Vorwort der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest und einem dokumentarischen Anhang. Noch 30 Jahre nach ihrem Erscheinen galt die 1977er-Ausgabe von «Ich heisse Thomy» als das meistverkaufte Buch des Rotpunktverlags. In dessen Anfangszeit hat Diggelmanns Buch dem Verlag das Überleben gesichert. Rotpunktverlag (Hg.) 2007: 30 Jahre Rotpunktverlag, S. 6.

249 Diggelmann, Walter Matthias 1977: Ich heisse Thomy. / Scherrer, Ruth 2005: «1968» – und dann?, S. 85–99.

hilft den Faschisten. Es gibt bei uns ein Bundesgesetz, das allen Ausländern verbietet, in unserem Land politische Reden zu halten. Aber der deutsche Minister Franz-Josef Strauss, der auch ganz schön faschistische Töne von sich gibt, darf bei uns reden. Auch der amerikanische Vietnam-General Westmoreland, den sogar die Amerikaner Kriegsverbrecher nennen, wird bei uns mit militärischen Ehren empfangen. Ja, schliesslich kämpft er gegen den Kommunismus, und Faschismus ist ja nichts anderes als Antikommunismus. Wenn aber ein ausländischer Marxist bei uns reden möchte, zum Beispiel der Professor Ernst Mandel aus Brüssel, stellt ihn die Bundespolizei über die Grenze. Unsere Regierungsmänner sind nämlich nichts anderes als Marionetten der Kapitalisten, und die Kapitalisten wissen ganz genau, was ihnen bevorsteht. Darum tun sie auch alles, damit wir bei uns keine besseren Schulen bekommen. Und darum tun sie alles und geben dafür Millionen aus, um den Arbeiter dumm zu halten. Und darum sind sie eigentlich für Schwarzenbach. Obwohl sie nach aussen gegen ihn sind. Aber wir wissen, dass sie froh sind, dass einer für sie die dreckige Arbeit verrichtet, die Arbeiter unzufrieden macht. Er darf ja offen sagen, wie damals Hitler, die Wirtschaft und die Industrie hätten grosse Schuld an der Misere. Weil aber der Arbeiter gar nicht weiss, was Industrie und Wirtschaft eigentlich ist, lässt er seine Wut am Fremdarbeiter ab. So spalten sich bei uns die Arbeiter, bekämpfen sich gegenseitig, und die Bosse haben leichtes Spiel.»[250]

Aber in «Ich heisse Thomy» reihte sich nicht nur eine politische Botschaft an die nächste, der Roman enthielt für damalige Verhältnisse etliche Passagen mit vulgärer Sprache. So zum Beispiel, wenn Thomys neuer Freund Hans von seiner Vergangenheit und seinem Elternhaus spricht und auf die Frage «Hattest du die richtigen Eltern?» antwortet: «Oh ja, sie waren prima. Meine Mutter arbeitete in der Hauptstadt des Kantons Graubünden als Putzfrau. Sie fegte die Toiletten im Bahnhof. Mein Vater war Pächter eines kleinen Bauernhofs am Rande des Städtchens, schuftete bei fünfzehnstündiger Arbeit gerade noch den Pachtzins heraus, soff um vier Uhr morgens den ersten halben Liter billigen Rotwein, war abends besoffen, legte seine müde Frau auf den Rücken und fickte sie. Ich sollte im Nebenzimmer mit drei Brüdern schlafen, aber die Tür stand offen, und ich hörte den Vater jaulen wie unseren Hund, wenn er läufig war, und die Mutter schreien und stöhnen: Du tust mir weh, du bist schlimmer als ein Tier. Und ich hörte ihn sagen: Das ist mein gutes Recht, und wenn du nicht aufhörst, dumm daherzureden und mich zu beleidigen, kriegst du Prügel. Verstanden? Und zwar solche: Und dann prügelte er sie bis zum Orgasmus. […] Ich will jetzt dich! Ich will dich vögeln. Ich hab's verdient. Ein richtiger Mann muss mindestens zweimal in der Woche auf sein Weib steigen. Komm jetzt. Schweig. Mach die Hosen runter und die Beine auseinander. Ich hab ein Recht darauf. Das steht sogar im Gesetz.»[251]

So weit Thomys Umfeld; wo aber stand Thomy selbst ideologisch? Das blieb unklar, fast zum Schluss des Buches gesteht er aber: «Ich gehe jetzt, zum Ärger

250 Diggelmann, Walter Matthias 1977: Ich heisse Thomy, S. 30.
251 Ebd., S. 70 f.

zurück

meines Vaters, regelmässig in die Versammlungen der Wehrdienstverweigerer und da habe ich viele neue Freunde kennengelernt.»[252] Und nicht mehr lange, da lernt Thomy im Roman auch ein Gefängnis von innen kennen, denn Dienstverweigerung wurde in der Schweiz bestraft mit rund sieben Monaten Haft. Zum Schluss des Buches, da blickt Thomy in die Zukunft und der Leser weiss nicht so recht, ob da nicht eigentlich Diggelmann spricht: «Was meine Zukunft angeht, habe ich heute klarere Vorstellungen als vor zwei oder drei Jahren. Ich will kein gewöhnlicher Schriftsteller werden, auch kein gewöhnlicher Journalist. Ich will vielen Menschen begegnen, mit vielen Menschen reden und nachher das niederschreiben, was sie mir nicht gesagt haben. Ich höre nämlich, was sie verschweigen, und ich sehe, was sie mir verheimlichen. Ich werde vielleicht eine ganz neue Art von Schriftstellerei erfinden, eine nützliche, brauchbare Schriftstellerei. Ich will Bücher erfinden, die gelesen werden wie Kriminalromane, aber der Leser merkt erst lange hinterher, dass ich ihn an der Nase herumgeführt, dass ich gar keinen Krimi geschrieben habe. Ich will so schreiben können, dass ich meine eigenen Bücher lese, als hätte ein anderer sie geschrieben. Jedenfalls werde ich auch noch genug mit mir selber zu tun haben.»[253]

Direkt nach seiner Veröffentlichung hat das Buch, wie gesagt, für wenig Furore gesorgt – vermutlich auch, weil es nur im Taschenbuchformat erschienen war. Diese Bücher wurden in aller Regel weniger im Feuilleton besprochen.[254] «Ich heisse Thomy» wurde nur in wenigen Zeitungen überhaupt besprochen. Und wenn, dann wurde es nicht selten zusammen mit Diggelmanns Erzählband «Reise durch Transdanubien»[255] behandelt.

Trotz der vorerst kleinen Resonanz, die «Ich heisse Thomy» im Winter 1973/74 erlangte, war aus einzelnen Besprechungen schon damals herauszulesen, welches Konfliktpotenzial im Buch steckte. Heinz F. Schafroth besprach Diggelmanns Buch in der «Weltwoche» zusammen mit «Landschaft des Schülers» von Ernst Eggimann. Im Gegensatz zu Eggimanns Roman, welchen er für eine vertrauenswürdige und gewissenhafte Annäherung an die Wirklichkeit hielt, konnte er in Diggelmanns Buch nur eine manipulierte, sich als authentisch ausgebende Wirklichkeit erkennen.[256] «‹Ich heisse Thomy› ist ein Buch, für das mir keine andere Bezeichnung als infantil einfällt. […] Alles in allem: eine richtige linke Idylle, man könnte auch sagen, eine linke Schnulze, die in der Verlogenheit der dargestellten heilen linken Welt klarmacht, dass linker Kitsch nicht einmal eine Abart des rechten ist, sondern völlig identisch mit ihm. […] Wenn ich das alles lese und darüber hinaus feststelle, dass hier wahrhaftig ein Schriftsteller im Ernst die Menschen noch einteilt in Langhaarige und Kurzhaarige und Langhaarige, deren ‹Haare aus

252 Ebd., S. 117.
253 Ebd., S. 132.
254 Diggelmann, Walter Matthias 1977: Ich heisse Thomy. / Scherrer, Ruth 2005: «1968» – und dann?, S. 88.
255 Diggelmann, Walter Matthias 1974: Reise durch Transdanubien.
256 Weltwoche: 13. 3. 1974.

zurück

irgendeinem Grund kurzgeschnitten sind›, wenn ich mir überhaupt die Euphorie und Simplizität dieses Buches vergegenwärtige, dann gelange ich zur Überzeugung, dass kein Wort daran wahr ist.»[257] Dieser Auffassung, dass die Geschichten unwahrscheinlich seien, war auch Jürg Weibel, der dem Autor darüber hinaus auch Naivität und Provokationslust unterstellte.[258] Dem widersprachen Aurel Schmidt von der «National-Zeitung» und Peter Jokostra von der «Welt». Während Diggelmann Schmidt phasenweise wie ein «orientalischer Märchenerzähler»[259] vorkam, nannte Jokostra «Ich heisse Thomy» einen «gelungenen, phantasievollen und sorgfältige Recherchen voraussetzenden Roman»,[260] mit dem Diggelmann dem «Kantönligeist» und der heimattreuen Bergromantik keine Chance lasse. Er verpflichte sich dabei einem kritischen Realismus, ohne deshalb gleich penetrant engagiert oder dogmatisch-eifrig zu wirken.[261] «Diggelmanns Verdienst besteht zuerst darin, dass er nicht auf Gegnerschaft, sondern auf Partnerschaft zielt. Thomy wirbt um Verständnis, seinem Autor aber geht es darüber hinaus um Liebe.»[262] Solche Reaktionen auf «Ich heisse Thomy» lesen sich im Rückblick lediglich als eine Art Amuse-Bouche vor dem, was die Zürcher Presse ab April 1977 beschäftigen sollte. Aber nicht nur die Zürcher Presse.

Maya Klemm-Stockmann war eine Verweserin an der Schule Erlenbach, das heisst eine befristet als Aushilfe angestellte Lehrkraft. 1977 wollte sie sich offiziell zur Lehrerin wählen lassen. In der Regel war eine solche Festanstellung eine reine Formalität, wurde häufig sogar in stiller Wahl vollzogen. Klemm allerdings hatte mit ihren Schülern im Winter zuvor «Ich heisse Thomy» gelesen. Das bekamen die bürgerlichen Parteien mit und starteten eine Kampagne gegen die Wahl – es entstand der Erlenbacher Buchstreit. Zuerst auf Erlenbach beschränkt, beschäftigte er in der Folge die schweizerische Öffentlichkeit während vieler Wochen – später hat er bis nach Deutschland für Schlagzeilen gesorgt[263] – unter anderem unter dem Titel «Rotwildjagd an der Goldküste».[264] Die Aufmerksamkeit, die das Buch 1977 erzeugte, wuchs zwischenzeitlich derart stark an, dass Diggelmann einmal nur noch feststellen konnte: «Meiner Überflüssigkeit in dieser Welt steht nur noch die unsinnige Publizität um den Thomy gegenüber.»[265] Wie aber konnte ein bei seiner Erstveröffentlichung kaum beachtetes Buch vier Jahre später für so viel Wirbel sorgen?

Vermutlich am 11. März 1977 publizierte die Schulpflege Erlenbach in der «Zürichsee-Zeitung» die Meldung, dass die Aushilfslehrkraft Maya Klemm-Stock-

257 Ebd.
258 Drehpunkt: […] 1974.
259 National-Zeitung: 27. 4. 1974.
260 Welt: 13. 6. 1974.
261 Ebd.
262 Ebd.
263 Eine rückblickende Übersicht bietet Spiegel: 19. 6. 1978.
264 Tagesspiegel: [Datum unbekannt].
265 Diggelmann, Walter Matthias an Henselmann, Hermann und Isi: 4. 8. 1977.

zurück

mann in stiller Wahl zur Sekundarlehrerin gewählt werden sollte.[266] Was die Schulpflege zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste: Hinter den Kulissen hatte sich gegen die Absicht der Schulpflege bereits Widerstand formiert. Einige Eltern und FDP-Mitglieder wollten eine stille Wahl von Maya Klemm verhindern.[267] Für einige Erlenbacher dürfte die Meldung der «Zürichsee-Zeitung» vom 6./7. April 1977 daher keine Überraschung gewesen sein. Mit einem Inserat meldete sich die Schulpflege Erlenbach ein zweites Mal zu Wort: «Aufgrund des Wahlvorschlages vom 11. März 1977 für die stille Wahl einer Sekundarlehrerin, Frau Maya Klemm-Stockmann, haben fristgerecht mindestens 15 Stimmberechtigte das Begehren um Durchführung eines Wahlganges gestellt. Dieser Urnenwahlgang findet am 12. Juni 1977 statt.»[268]

Warum 15 Stimmberechtigte einen Wahlgang durchführen wollten, ging aus einer weiteren Mitteilung der Schulpflege in der Lokalzeitung deutlich hervor.[269] Maya Klemm-Stockmann hatte Diggelmanns Buch «Ich heisse Thomy» mit der zweiten Sekundarschulklasse von Erlenbach im November 1976 zu lesen begonnen, obwohl dessen Inhalt laut Schulpflege «weder in sittlicher noch in staatspolitischer Hinsicht für 14-jährige Schüler geeignet ist».[270] Das sahen offenbar auch die 15 Einsprechenden so.

Die Schulpflege stellte sich nach Bekanntwerden der Fakten hinter Klemm – vorerst. Weil Maya Klemm-Stockmann seit Sommer 1975 als Verweserin grossen Einsatz und gute Arbeit geleistet hatte und die Eltern, abgesehen von der jüngsten Eingabe der 15 Stimmberechtigten, in keiner Form reklamiert oder sich über das Buch beschwert hatten, kam die Schulpflege nach Abklärungen und Aussprachen zum Schluss, Maya Klemm-Stockmann trotz des Vorfalls das Vertrauen auszusprechen und sie bei der Urnenwahl vom 12. Juni 1977 zu unterstützen. Das tat die Schulpflege mit einer Stellungnahme Anfang April kund.[271]

Gut zwei Wochen später nahm die Freisinnig-Demokratische Partei (FDP) Erlenbach Stellung zur bevorstehenden Wahl.[272] In ihrem Schreiben lehnte die FDP die Wahl Klemms zur Sekundarlehrerin klar ab. Die Parteiversammlung, so die Parteileitung, habe am Donnerstagabend mehrheitlich beschlossen, den Wahlvorschlag der Schulpflege aktiv zu bekämpfen. Zwei Zitate aus Diggelmanns Buch wurden im Schreiben umrahmt von der Feststellung, dass vulgäre Ausdrücke offenbar zum gebräuchlichen Wortschatz Diggelmanns gehörten. Die Frage stelle sich, warum die Lehrerin genau «Ich heisse Thomy» ausgewählt und dann erst noch aus der eigenen Tasche finanziert habe. Man könne es den Erlenbachern vor

266 Trotz Recherche war diese Veröffentlichung in der «Zürichsee-Zeitung» nicht auffindbar. Möglicherweise wurde die Mitteilung auch nur im Amtsblatt publiziert.
267 Leserzeitung: 14. 6. 1977.
268 Zürichsee-Zeitung: 6./7. 4. 1977.
269 Ebd.: 9. 4. 1977.
270 Ebd.
271 Ebd.
272 Eine Stellungnahme, welche die POCH Wochen später als Einschränkung der Lehrerfreiheit, als Berufsverbot, taxieren sollte. POCH-Zeitung: 26. 5. 1977.

diesem Hintergrund nicht verargen, dass sie sich die «gerechte Welt» für ihre Kinder anders vorstellten als Diggelmann. Es habe zwar verhältnismässig lange gedauert, bis Eltern und Schulpflege dahintergekommen seien, welche obszöne Lektüre den 14-Jährigen da zugemutet worden sei. Kurz vor der stillen Wahl der Sekundarlehrerin sei die Bombe dann aber doch noch geplatzt. Gerade noch rechtzeitig habe die FDP mit den notwendigen 15 Unterschriften die stille Wahl verhindern und von der Parteileitung den Auftrag fassen können, sich gegen diese subversiven Einflüsse zu wehren.[273] Anders als die Schulpflege glaubte eine Mehrheit der FDP schon zu diesem Zeitpunkt nicht daran, dass es sich bei der Buchwahl um einen einmaligen Fehlgriff der Lehrerin gehandelt habe.[274]

Mit ihrer Stellungnahme sprach die FDP-Leitung aber nicht für alle FDP-Mitglieder. Eine Leserbriefschreiberin ging in der «Zürichsee-Zeitung» vom 28. April nochmals auf die erwähnte Parteiversammlung ein: «Dass die meisten FDP-Mitglieder weder die extreme Haltung noch die primitive Art und Weise der Sitzung vom 21. April in der Diskussion über die Wahl von Sekundarlehrerin Klemm teilten, konnte ich nur an ihren netten Gesichtern ablesen. Meine Empörung war aber gross, dass sich keine Stimme des Protests erhob. Eine Gruppe von Menschen, die sich selbst für gebildet und verantwortungsbewusst hält, verurteilte eine Frau, die die grosse Mehrheit von ihnen überhaupt nicht kennt. Wenn man die Meinung von Fremden übernimmt, ohne sich selbst zu informieren, ist das politisch verantwortungslos.»[275]

Nachgedoppelt hat ein paar Ausgaben später Leser Thomas Wyss, der sich fragte, wieso man weltbewegende Themen wie Politik, soziale Probleme, Sexualität und Religion den jungen Menschen nicht zumuten könne. Wie widerwärtig sei es da, mit dem Argument der Verantwortung für die Kinder «Säuberungsaktionen» zu rechtfertigen.[276] Zynisch meinte er abschliessend, es sei zu hoffen, dass in Zukunft eine Zensurkommission für die Wahl von Lesetexten in der Schule eingesetzt werde. Der Erfolg werde sicher nicht ausbleiben: Die Lektüre werde sich auf hochaktuelle Themen von modernen Autoren wie Goethe, Schiller und Kleist beschränken.[277]

Mit einem offenen Brief in der Samstagsausgabe der «Zürichsee-Zeitung» schaltete sich Ende April Diggelmann selbst in die öffentliche, zu diesem Zeitpunkt noch auf Erlenbach beschränkte Diskussion ein erstes Mal ein und reagierte auf die Stellungnahme der Erlenbacher FDP. Sein Votum sollte nicht ohne Folgen bleiben. «Ich habe von ihrem jüngsten Versuch, der Gemeinde Erlenbach zu Ruhm und Ansehen zu verhelfen, Kenntnis genommen. […] Der Anlass sind ‹vulgäre Ausdrücke› in einem meiner Bücher: dem 1973 erschienenen und inzwischen in dritter Auflage vergriffenen Roman ‹Ich heisse Thomy›, einem Buch, das, neben-

273 Zürichsee-Zeitung: 26. 4. 1977.
274 Ebd.
275 Ebd.: 28. 4. 1977.
276 Ebd.: 30. 4. 1977.
277 Ebd.

zurück

bei gesagt, so ziemlich an allen Schweizer Schulen unbeanstandet gelesen wurde und das nun auch die Erlenbacher Lehrerin ihren Schülern zu lesen gegeben hat. […] Bleibt denn die Frage an Sie, verehrte Freisinnige, was Sie wirklich meinen, wenn Sie von obszöner Lektüre sprechen und diese Lektüre zum Anlass nehmen, über eine junge und nach Aussage der Schulbehörde fähige Lehrerin ein Berufsverbot – ich weiss, der Ausdruck gefällt Ihnen nicht! – zu verhängen. Geht es Ihnen wirklich um Moral und sittliches Empfinden? Oder geht es Ihnen um mehr? […] Was ist denn dieses Mehr, das Sie bewegt, zu dem bewährten Mittel der Bücherverbrennung zu greifen? Doch wohl die Angst, die Tage Ihrer ‹gerechten Welt› könnten gezählt sein. Doch wohl die Angst, Ihre Kinder könnten Ihnen eines Tages die Rechnung für Ihre gerechte Welt, die ich mir – da haben Sie recht – anders vorstelle als Sie, präsentieren. Die Angst, Ihre Kinder könnten, hellhörig gemacht durch eine Lehrerin, die – sagen wir's doch einmal laut und deutlich – Mitglied der POCH ist, eines Tages kommen und sagen: Wo bleibt sie denn, eure Gerechtigkeit?»[278] Mit dem letzten Satz hatte Diggelmann neuen Zündstoff geliefert, denn wie sich zeigen sollte, war den Erlenbachern und ihren Parteien bis zu diesem Zeitpunkt nicht bekannt gewesen, dass Maya Klemm Mitglied der POCH war.

Zur «heilen Welt» von Erlenbach meldeten sich vier Tage später in der Lokalzeitung die Hauptperson des Streits und ihre vehementesten Kritiker gleichzeitig zu Wort. Auf der einen Seite also zum ersten Mal Maya Klemm, auf der anderen Seite erneut die FDP Erlenbach. Erstere ging konkret auf die Aufgaben des Lehrerberufes ein: «Wir erziehen die Jugend nicht nur für die Welt von heute. Sind wir als Lehrer doch dazu da, ihnen Rüstzeug für die von ihnen gestaltete Zukunft zu geben! […] Wenn es ein Privileg ist, in der Schweiz oder gar an der Goldküste zu wohnen, heisst das für mich noch lange nicht, dass wir die Probleme der Randgruppen nicht zu untersuchen haben. Gerade weil wir einen überdurchschnittlichen Lebensstandard haben, fühle ich mich verpflichtet, hier eine Bewusstseinserweiterung mittels Diskussion in die Wege zu leiten. […] Denken ist für mich das grösste menschliche Abenteuer. Um diesen schöpferischen Prozess ins Rollen zu bringen, brauchen wir leider Provokationen. […] Während meiner bisherigen Tätigkeit habe ich bewiesen, dass ich Unterricht und Parteipolitik auseinanderzuhalten weiss. In einem Rechtsstaat muss es mir unbenommen bleiben, mich in meiner Freizeit in einer legalen Partei zu betätigen.»[279]

Diese Auffassung teilte die FDP-Sektion aus Erlenbach nicht: «[…] denn wir wissen jetzt, was uns bisher unbekannt war: Frau Klemm ist Mitglied der POCH. Der Schulpflege und ihren Kollegen gegenüber hat sie den Mut nicht aufgebracht,

278 Ebd.: 30. 4. 1977. Seine Aussage, dass «Ich heisse Thomy» an anderen Schulen bereits gelesen worden sei, kann wohl gestützt werden durch Briefwechsel, die er mit Drittklässlern der Sekundarschulen in St. Moritz und Rorschach führte. Die Schüler und er hatten sich mit Fragen und Erkenntnissen zum Roman auseinandergesetzt. Siehe dazu Scherrer, Ruth 2005: «1968» – und dann?, S. 90 f. Auch eine Gruppe von Sekundarschullehrern meldete sich im Zuge der Debatte zu Wort und teilte mit, «Ich heisse Thomy» sei bereits an Schulen in Basel, St. Moritz, Liestal, Sargans und Zürich behandelt worden. Siehe dazu Zürichsee-Zeitung: 3. 6. 1977.

279 Zürichsee-Zeitung: 3. 5. 1977.

zu ihrer POCH-Mitgliedschaft zu stehen. Jetzt staunen wir auch nicht mehr, warum sie das Buch ‹Ich heisse Thomy› als Lektüre gewählt hat. Dessen Stil und Inhalt entsprechen genau den sattsam bekannten, destruktiven und gegen unser Staatswesen gerichteten Tendenzen dieser extrem linken Organisation.»[280] Und schliesslich direkt an Diggelmann gerichtet: «Wir brauchen keine Belehrungen und Einmischung von Herrn Diggelmann, unsere Erlenbacher Stimmbürgerinnen und Stimmbürger wissen selbst, was sie zu tun haben.»[281]

Inzwischen hatte der Erlenbacher Buchstreit die Aufmerksamkeit des Schweizer Fernsehens auf sich gezogen und war am 3. Mai 1977 Thema in der Sendung «Blickpunkt». Sowohl Maya Klemm als auch Diggelmann und die FDP Erlenbach kamen darin zu Wort.[282] Die FDP-Vertreter hoben hervor, dass die Jugend im Alter von 14 Jahren noch dermassen beeinflussbar sei und sie vieles für bare Münze nehme, was der Lehrer sage. Die Literatur müsse darum dem Alter angepasst werden. So gesehen gebe es deshalb tatsächlich Bücher, die man nicht lesen sollte in der Schule. Maya Klemm wies ihrerseits darauf hin, dass doch alle Schüler vor dem Einstieg ins Berufsleben lernen müssten, kritisch zu lesen. Zudem, so Klemm weiter, sei es wichtig, dass die Jugend die Randgruppenproblematik, die im Buch Diggelmanns thematisiert werde, ernst nehme. In diesem Punkt stimmte der FDP-Präsident zu, verwies aber darauf, dass das Thema nicht unbedingt mit «Ich heisse Thomy» aufzugreifen sei. Das Buch sei so negativ, ja beleidigend geschrieben, der Leser werde regelrecht vergewaltigt. 14-Jährige sollten sich, so das abschliessende Votum der FDP, nicht mit solchem «Dreck» auseinandersetzen müssen. In der Antwort des FDP-Mannes klang durch, dass es nicht nur ums Buch ging, sondern mindestens so sehr um die Grundeinstellung der Lehrerin. Von einem einmaligen Ausrutscher zu sprechen, sei nicht möglich, immerhin habe die Lehrerin das Buch laut eigener Aussage zweimal gelesen, bevor sie entschied, es an die Schüler abzugeben. Dass sie dies trotz zweimaligem Lesen tat, bleibe für die FDP unverständlich.[283]

Diggelmann kam im Fernsehen ebenfalls zu Wort. «Ich frage mich eins: ist der Erlenbacher Freisinn eine Zensurstelle, eine Zensurinstanz? Wenn ja, dann bin ich dafür, dass wir so sauber werden wie der Vatikan und einen Zensurindex einführen.»[284] Er habe, so Diggelmann weiter, ein Problem damit, dass man sich jetzt das Mäntelchen der moralischen Entrüstung umhänge, so tue, als ob man die Kinderlein bewahren wolle vor der schlimmen Welt, dabei gehe es im Kern um harte, politische Ziele.[285]

An Diggelmann und seinen Aussagen haben sich in den folgenden Wochen viele Stimmen gerieben. Zuschauer Andreas Honegger wollte eigentlich nicht über

280 Ebd.
281 Ebd.
282 Bundesarchiv: J2.225#2007/1#9*. Bd. 9. / Zürichsee-Zeitung: 8. 6. 1977.
283 Bundesarchiv: J2.225#2007/1#9*. Bd. 9.
284 Ebd.
285 Ebd.

zurück

den pädagogischen Wert von «Ich heisse Thomy» an sich sprechen. Viel mehr beschäftigte ihn die Frage, ob eine der POCH angehörende Lehrerin es mit den Schülerinnen und Schülern schaffen könne, die notwendige kritische Distanz zum Buch und zur einseitigen Betrachtungsweise des Autors herzustellen. Denn obschon die im Buch angesprochenen Problematiken in der Tat vorhanden seien, sei es infam, wenn die falsche Gesellschaftsstruktur zum Schuldigen gemacht und an deren Stelle eine neue Gesellschaftsform propagiert werde. Honegger befürwortete zwar die Schulung einer kritischen Haltung bei den Jugendlichen, plädierte aber dafür, dass dann nicht nur der Staat, sondern auch die Verkünder einer neuen Gesellschaftsordnung einer Prüfung unterzogen werden müssten. Wenn nun festgestellt werden müsse, dass dies nicht geschehe und die angebotene Dienstleistung nicht den eigenen Vorstellungen entspreche, dann sei die Abwahl einer Lehrkraft absolut gerechtfertigt und demokratisch sowieso.[286]

Radikaler formulierte es Hans-Jakob Senn aus Erlenbach: Auch wenn einer nicht dem Freisinn angehöre, dürften die arrogant-belehrenden Aussagen von Diggelmann nicht unbeantwortet bleiben. Dabei sei nett zu wissen, dass Diggelmann eifrig mit der DDR verkehre, die seine Bücher herausgebe. Das sei wohl seine gerechte Welt. Dass die ins Kreuzfeuer gelangte Lehrerin Mitglied der POCH sei, runde das Bild natürlich ab. Die Volksrepublik Schweiz sei ja das Ziel dieser Leute. Die «gerechte, heile» Welt des Schriftstellers Diggelmann sei aber nicht die, die sie meinten.[287] «Wir wollen ganz einfach unsere Kinder zu anständigen Menschen erziehen und erziehen lassen, und das ist mit dieser ‹Literatur› und solchen Lehrern nicht möglich. […] Soll doch W. M. Diggelmann weiterhin seine primitive, vulgäre Politpornografie auf geduldiges Papier bringen. Die Lehrer und Schulpflege aber müssen verhindern, dass unsere Kinder durch derartig schmutzige Elaborate vergewaltigt werden.»[288]

Von einer weiteren Leserin wurde Diggelmann als «falscher Prophet»,[289] als «Rattenfänger von Hameln»[290] bezeichnet, der ein «zersetzendes Gift»[291] produziert habe, das nun an der Schule Erlenbach den 14-Jährigen langsam von Maya Klemm eingeträufelt werde.[292] «Aus der Rechtfertigung für die umstrittene Lehrerin spürt man förmlich die Absicht: Mit der Methode der kleinen Schritte will man sich der Jugend bemächtigen, um ihr mit kleinen Stichen unmerklich die marxistische Doktrin einzuimpfen. Da bleibt nur: Wachsam bleiben!»,[293] hiess es an einer Stelle und «Wehret daher den Anfängen!»[294] an anderer – vermutlich in Anlehnung an Fred Luchsingers wohlbekannte Worte vom 17. Juni 1968.

286 Zürichsee-Zeitung: 4. 5. 1977.
287 Ebd.
288 Ebd.: 4. 5. 1977.
289 Ebd.: 5. 5. 1977.
290 Ebd.
291 Ebd.
292 Ebd.
293 Ebd.: 6. 5. 1977.
294 Ebd.: 7. 5. 1977.

Nicht nur Diggelmann, auch Maya Klemm erhielt in der Folge jede Menge unschöne Zuschriften. Klemms Mann Mathias Klemm, ebenfalls POCH-Mitglied, zitierte damals die Worte einer Mutter: «Fräulein Klemm, Sie sind ganz einfach eine Sau. Wenn Sie schon Ihren Schülern solche vulgäre Kost vorsetzen, von einem solchen widerlichen Kerl der sich ‹Schriftsteller› nennt, hat die Gemeinde Recht, dass man Sie fortjagt. Nie würde ich mein Kind einer solchen Lehrerin, die eine solche Sprache spricht, anvertrauen.»[295]

Es gab im Meer von Leserbriefstimmen aber auch Stimmen zugunsten von Diggelmann und Klemm beziehungsweise gegen die Erlenbacher FDP gerichtete Voten. «Ist die FDP übrigens so sicher, dass alle der FDP angehörigen Lehrer Schule und Parteizugehörigkeit stets fein säuberlich zu trennen wissen? Sollten wir nicht vielmehr dankbar dafür sein, dass es, im Gegensatz zu totalitären Staaten rechter oder linker Observanz, in der Schweiz noch erlaubt ist, verschiedene Meinungen zu haben und diese vielleicht auch hie und da im Schulunterricht zur Diskussion zu stellen? Lebt nicht unsere Demokratie vom Gespräch, dessen Unterbindung den Untergang der Gedankenfreiheit bedeuten könnte?»[296] Doch, befand ein beträchtlicher Teil des Kollegiums um Klemm. Am 7. Mai meldeten sich dreizehn Lehrerkolleginnen und -kollegen zu Wort. Sie beschrieben in ihrer Stellungnahme, wie Klemm, obwohl Mitglied der POCH, an der Schule als kameradschaftliche und konstruktive Mitarbeiterin gewirkt und grossen Arbeitseinsatz geleistet habe. Ihr methodisches Geschick habe immer Anerkennung gefunden und neben dem alltäglichen Schulbetrieb habe sie auch zusätzliche Aufgaben wahrgenommen. Die Kolleginnen und Kollegen erachteten die Qualifikation als Lehrkraft als das wichtigste Argument in der Diskussion um die Wiederwahl.[297]

Mit dem Leserbrief der Lehrer endete die aufs Lokale begrenzte Wirkung des Erlenbacher Buchstreits um «Ich heisse Thomy», dieses Stück «Politpornografie»,[298] wie die bürgerlich-konservative Seite Diggelmanns Buch mehrfach genannt hatte. Am 9. Mai 1977 publizierte die NZZ ihren ersten, als Zusammenfassung gedachten Beitrag zum Erlenbacher Buchstreit und stellte abschliessend fest, dass, obwohl der Eindruck erweckt worden sei, dass nur die FDP gegen die zur Wahl stehende Lehrerin weible, es inzwischen erwiesen sei, dass die vorgetragene Kritik auch in den anderen bürgerlichen Parteien weitgehende Zustimmung finde.[299] Der weitere Verlauf der Auseinandersetzung sollte diese Sicht bestätigen.

Keine Zustimmung fand die Kritik der Bürgerlichen derweil bei den Schülern von Maja Klemm. Am 11. Mai äusserten sich 24 von 32 Sekundarschülern öffentlich: «Wir lasen dieses Buch kritisch und diskutierten lange darüber, um uns eine eigene Meinung zu bilden. Frau Klemm liess uns selbstständig darüber reden und versuchte nicht, uns ihre Meinung aufzudrängen. Kurz vor dem Ende der Lektüre

295 Leserzeitung: 14. 6. 1977.
296 Zürichsee-Zeitung: 6. 5. 1977.
297 Ebd.: 7. 5. 1977.
298 Ebd.: 13. 5. 1977.
299 Neue Zürcher Zeitung: 9. 5. 1977.

zurück

begannen ein paar Mitschüler in einer der beiden Parallelklassen zu protestieren, sie wollten das Buch nicht fertiglesen. Wir beschlossen aber, es doch zu Ende zu lesen. […] Fast alle Schüler unserer Klasse haben schon solche oder schlimmere Lektüre gelesen. Es war aber gut, einmal über ein solches Buch in der Schule zu diskutieren. Wir finden es unfair, dass der Protest gegen Frau Klemm erst anfing, als einige unserer Mitschüler die Aufnahmeprüfung in der Mittelschule bestanden hatten. Die meisten Erlenbacher kennen Frau Klemm nur vom Hörensagen. Wir finden es von Erwachsenen nicht verantwortungsvoll, wenn man Meinungen anderer vertritt, ohne genau Bescheid darüber zu wissen.»[300]

Mit einem gemeinsamen Communiqué schalteten sich Mitte Mai auch die Vorstände der Schweizer Autoren Gruppe Olten und des Schweizerischen Schriftsteller-Verbands in die «widerliche Hexenjagd»[301] ein, wie Leserbriefschreiberin Anna Zepf den Erlenbacher Buchstreit bezeichnete. Die «sonst chronisch verkrachten Schweizer Schriftsteller»[302] hielten in der «Zürichsee-Zeitung» fest, dass in Erlenbach eine Lehrerin mit ihren Schülern zeitgenössische Schweizer Literatur gelesen habe und Probleme, die sich dabei stellten, nicht gescheut habe, da sich Probleme der Gesellschaft darin spiegelten. Das Vorgehen einiger Dorfpolitiker, die stille Wahl mit einigen aus dem Zusammenhang gerissenen Zitaten zu verhindern, bezeichnete das Communiqué als Entmündigung der Schüler, der Eltern und nicht zuletzt als Barbarei gegenüber der schriftstellerischen Arbeit. Schulpolitik dieser Art dürfe nicht Schule machen, denn sie komme jenem Gesinnungsdruck nahe, den dieselben politischen Kreise sonst laut zu denunzieren pflegten.[303]

Ein Statement, das NZZ-Redakteur Rudolf Bolli (bl.) so nicht stehen lassen wollte. Die Funktionäre der Schriftstellerorganisationen sprängen ihrerseits, so Bolli, sprachgewaltig mit Dorfpolitikern und Begriffen um. In Erlenbach begehe man «Barbarei», wenn man die pädagogische Eignung eines Romans von Walter Matthias Diggelmann für die zweite Sekundarklasse infrage stelle. Das sei nicht in Ordnung.[304] Eine Meinung, die ausgerechnet die Sozialdemokratische Partei der Schweiz (SPS) teilte. Auch sie konnte der Interpretation der Ereignisse durch die Schweizer Autorengruppe Olten und den Schweizerischen Schriftsteller-Verband nicht viel abgewinnen. Sie taxierte das Buch als obszön und primitiv und hielt es für eine Sekundarschulklasse für ungeeignet. Dennoch hielt die SPS nichts von einer Abwahl von Maya Klemm.[305]

In den Wochen vor der eigentlichen Urnenwahl, die am 12. Juni 1977 anstand, würde sich in der Folge noch manch einer in die Leserbriefdiskussion einschalten. Während sich der «Tages-Anzeiger» nicht wunderte, dass aufgrund der «fragwür-

300 Zürichsee-Zeitung: 11. 5. 1977.
301 Ebd.
302 Tages-Anzeiger: 12. 5. 1977.
303 Zürichsee-Zeitung: 11. 5. 1977.
304 Neue Zürcher Zeitung: 11. 5. 1977.
305 Zürichsee-Zeitung: 14. 5. 1977.

zurück

digen Zitatenschlägerei»[306] aus dem «Fall Klemm ein Fall Diggelmann geworden ist»,[307] vermutete der Parteilose H. Keller aus Erlenbach hinter der Debatte ein abgekartetes, wahltaktisches Experiment der POCH.[308] «Für die POCH steht ein Gewinn so oder so schon fest: Wird die Lehrerin nicht gewählt, so ist bewiesen, was zu beweisen war: Unsere Gesellschaft ist intolerant und repressiv. Wird sie gewählt, so ist bewiesen, dass das besagte Büchlein und eventuell weitere ähnliche Schriften sekundarschultauglich sind.»[309] Als ganz klar nicht sekundarschultauglich bezeichnete Kantonsrat Thomas Geiger Diggelmanns Buch. Indem er darauf pochte, dass erste Eindrücke sich fürs Leben einprägen könnten, zeigte der Kantonsrat volles Verständnis für die Gegner des Buches. Mit dem Buch, so Geiger, würden viele junge Menschen mit einer oder verschiedenen Seiten des Erwachsenenlebens konfrontiert, die wahrhaftig unheilvoll dargestellt seien. Da das Erziehungsrecht vieler Bürger im sittlichen Bereich verletzt werde, hätten diese sich nun gewehrt. Gewehrt gegen Ausdrücke, die ihren Intimbereich verletzten, gewehrt gegen die Darstellung des Pathologischen, welches das ganze Werk Diggelmanns durchziehe.[310]

Etwa an dieser Stelle muss es Diggelmann vermutlich das erste Mal genug geworden sein. Mit einem scharfen Leserbrief im «Tages-Anzeiger» kommentierte er die Ereignisse. «Mich erschüttert die moralische, politische und literarische Kritik der *Erlenbacher FDP* und des NZZ-Redakteurs *Bolli* nicht im Geringsten. Mit ihrer Art der Argumentation beweisen sie ja lediglich, dass sie meinen ‹Thomy› gar nicht gelesen haben. […] Ich soll, so unterstellt mir ‹NZZ›-Bolli, ausposaunt haben, dass *Maya Klemm* Mitglied der POCH sei. Das ist barer Unsinn und eine reine Alibi-Lüge. Wer es wissen wollte, wusste es. Man wusste auch, dass *Mathias Klemm* zeichnender Redakteur der ‹Leser-Zeitung› ist. Man wusste auch, dass das junge Ehepaar, übrigens Kinder aus dem Grossbürgertum, nie ihre Sympathie für Lateinamerika verleugnet haben. […] Warum also muss mein ‹Thomy› herhalten? Ein Buch, das in jeder Schulbibliothek der Schweiz steht, ein Buch, über das bereits ein Dutzend Seminararbeiten an schweizerischen Gymnasien und an Oberseminaren verfasst wurden, ein Buch, über das ich mit Sekundarschülern von St. Moritz über Rorschach, Sargans, Basel, Liestal bis und mit sechs Schulen in Zürich diskutiert habe? Nein, ich muss den ‹Thomy› nicht verteidigen, und es handelt sich hier auch weder um einen ‹Fall Klemm› noch um einen ‹Fall Diggelmann›, es handelt sich hier um einen ‹Fall FDP›.»[311]

Diggelmanns Stellungnahme konnte nicht verhindern, dass die Schulpflege in der Auseinandersetzung um «Ich heisse Thomy» dann doch noch eine Kehrtwende vollzog. Die Schulpflege, vertreten durch ihren Präsidenten Gottlieb Bür-

306 Tages-Anzeiger: 12. 5. 1977.
307 Ebd.
308 Zürichsee-Zeitung: 14. 5. 1977.
309 Ebd.
310 Ebd.
311 Tages-Anzeiger: 17. 5. 1977.

gisser, äusserte sich am 17. Mai 1977 erneut zum «Fall Klemm» und gewährte Einblicke. «Am 7. Dezember 1976 stimmte die Behörde einer stillen Wahl zu. Auf den Samichlaus schenkte Frau Klemm den 32 Schülern der beiden 2. Sekundarschulklassen das Büchlein ‹Ich heisse Thomy› von W. M. Diggelmann. Die Lektüre musste grösstenteils zu Hause gelesen werden. In der Schule wurde darüber hin und wieder diskutiert. Nach kurzer Lesezeit konnten sich in einer Klasse nur noch 8 von 16 Schülern und in der Parallelklasse noch 9 für das Weiterlesen entschliessen. Die Bedenken einzelner Eltern und schockierter Schüler zählten aber bei der Lehrerin nicht. Um das vollständige Lesen bis zum Schluss durch die Schüler kontrollieren zu können, wurde eine Prüfung mit Notengebung durchgeführt. Das Wählbarkeitszeugnis von Frau Klemm traf verspätet, erst Mitte Februar 1977, ein. Der Vorschlag zur stillen Wahl wurde Anfang März 1977 in der ‹Zürchsee-Zeitung› publiziert. Kurz vor Ende der siebentägigen Einsprachefrist wurde dem Präsidenten der Schulpflege eine Unterschriftenliste mit dem Antrag auf Urnenwahl abgegeben, womit die stille Wahl verhindert wurde, was durchaus den gesetzlichen Möglichkeiten entspricht. Die Schulpflege musste sich nun mit dem fragwürdigen Lesestoff, der ihr bis dahin unbekannt war, auseinandersetzen, und anschliessend fand eine Aussprache zwischen der Behörde und Frau Klemm statt. Dabei erklärte Frau Klemm unter anderem, dass sie keiner politischen Gruppierung angehöre. Nach etlichen Tagen Bedenkzeit beschloss die Mehrheit der Schulpflege, den Lesestoff als einmaligen Ausrutscher zu taxieren, und mit 5:4 Stimmen wurde Frau Klemm zur Urnenwahl vorgeschlagen. Wenig später musste die Schulbehörde durch Zeitungen erfahren, dass die Verweserin seit einigen Jahren eingeschriebenes Mitglied der POCH ist. *Diese neue Situation (Mitgliedschaft und Lüge) bewirkte einen Gesinnungswandel bei den an einen Ausrutscher glaubenden Schulpflegemitgliedern, so dass die Behörde jetzt Frau Maya Klemm bei der Wahl nicht mehr unterstützen wird.*»[312] Direkt unter dieser Stellungnahme der Schulpflege präzisierte Schulpräsident Gottlieb Bürgisser des Weiteren in einer persönlichen Antwort auf eine SP-Stellungnahme, dass im «Fall Klemm» das Vertrauen und bestehende Kontrollmöglichkeiten umgangen worden seien, «um nach genauen bekannten Weisungen destruktive Tendenzen in den Unterricht einflechten zu können, aufhetzerisch».[313] Mehr noch, so der Schulpflegepräsident, die Lektüre hätte etliche Schüler in ihren ethisch-moralischen Grundbegriffen verunsichert und vergewaltigt.[314]

Dies und nicht die Parteizugehörigkeit der Lehrerin sei es auch gewesen, so Leser Roger E. Schaerer, was ganz zu Beginn den Widerstand der entsetzten Eltern ausgelöst habe. Die im Buch enthaltenen Beschreibungen und Äusserungen seien nicht nur widerlich und obszön, sondern richteten sich gegen alles, was den Staat Schweiz wertvoll und möglich mache. Bei aller Anstrengung gelinge es nicht, einzusehen, warum ein solches Buch notwendig sei, um eine ruhige Klasse auf-

312 Zürichsee-Zeitung: 17. 5. 1977.
313 Ebd.
314 Ebd.

zurück

zurütteln und zu objektiver Kritik zu erziehen. Davon abgesehen sei Lehrerin Klemm bisher den Beweis schuldig geblieben, dass sie es verstehe, den Schülern das Positive des Schweizer Staates, der Familie, der Wirtschaft und der Armee aufzuzeigen.[315]

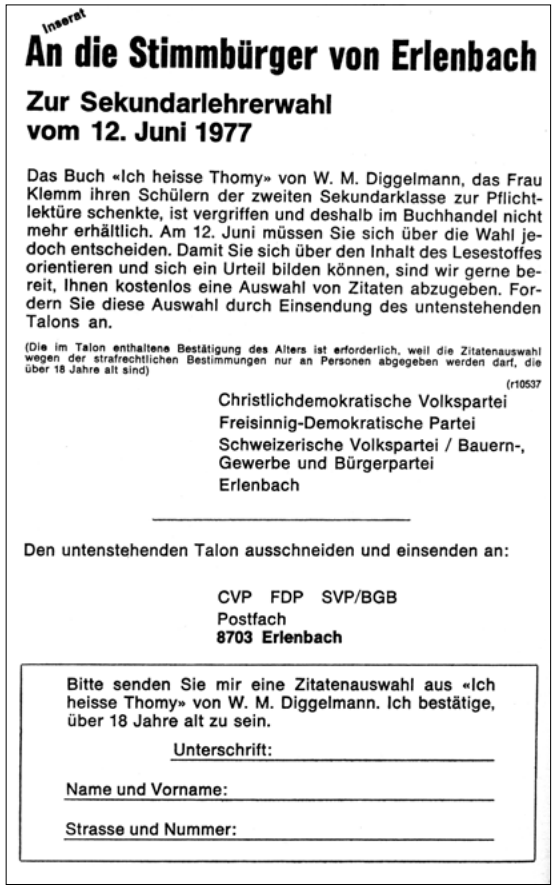
Während in der «Zürichsee-Zeitung» einerseits die bürgerlichen Parteien mittels Inserat Werbung machten für die Abgabe einer Zitatenauswahl an über 18-Jährige,[316] sich andererseits eine Elterngruppe starkmachte für Maya Klemm,[317] meldeten sich in Reaktion auf die Stellungnahme der Schulpflege eine Woche später und rund drei Wochen vor der Urnenwahl nochmals 22 ehemalige Sekundarschüler von Maya Klemm zu Wort. Die Informationen des Schulpflegepräsidenten entsprächen nicht der Wahrheit, so die Schüler. Weder hätten sie das Büchlein zu Weihnachten noch zum Samichlaus geschenkt bekommen. Weil aber ein Teil der Eltern grundsätzlich nicht bereit war, für Schulmittel etwas zu bezahlen, habe Frau Klemm ihnen das Büchlein gegeben, ohne etwas dafür zu verlangen. Zudem habe sich die Mehrheit der Klasse für die Anschaffung der Lektüre ausgesprochen und auch die überwiegende Mehrheit der beiden Klassen habe sich für das Weiterlesen des Buches entschieden. Die vom Schulpflegepräsidenten aufgeführten Zahlen seien falsch. Ebenfalls unwahr sei, dass die Prüfung als Zwangsmittel zum Weiterlesen eingesetzt wurde. Es gehöre zu Frau Klemms Unterrichtsmethode, nach der Lektüre jeweils eine Prüfung schreiben zu lassen. Und wenn schon, dann sei jede Prüfung ein Zwangsmittel. Schliesslich bekräftigten die Schülerinnen und Schüler, dass ihres Wissens kein Schüler irgendeinen Schock erlitten habe. Sie schlossen mit der Feststellung, dass sie im Übrigen auch für Wahrheit und Gerechtigkeit seien.[318]

An die Ausführungen der Schüler reihten sich weitere befürwortende Voten – sowohl an Klemms als auch an Diggelmanns Adresse. Bemerkenswert vor allem das Votum eines Germanisten und Mittelschullehrers, der der FDP, die das Büchlein als «Pornografie» bezeichne, anbot, gerne einige Stellen aus der sogenannt hohen Literatur vorzutragen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig liessen. Er warf den Taschenliteraturkritikern der FDP zudem vor, die tatsächliche Auseinandersetzung in Diggelmanns Text nicht erkannt zu haben. Er habe mit dem Einsatz von «Ich heisse Thomy» als Klassenlektüre gute Erfahrungen gemacht, die Schüler hätten die Lektüre geschätzt und dabei etwas gelernt.[319]

Auf die Stellungnahmen der Schulpflege und des Präsidenten meldete sich einige Tage später die angegriffene Maya Klemm nochmals persönlich zu Wort. Es sollte vor der Wahl ihr letzter Kommentar zum Erlenbacher Buchstreit sein. Die Anschuldigungen des Präsidenten, so Klemm, würden weit über eine Ehrverletzung hinausgehen und sie zeugten von einer widersinnigen Vermischung ihrer Unterrichtsziele mit falsch verstandenen Parteiparolen. Maya Klemm bestritt die

315 Tages-Anzeiger: 17. 5. 1977.
316 Zürichsee-Zeitung: 18. 5. 1977.
317 Ebd.: 20. 5. 1977.
318 Ebd.: 24. 5. 1977.
319 Ebd.

zurück



Inserat

An die Stimmbürger von Erlenbach

Zur Sekundarlehrerwahl vom 12. Juni 1977

Das Buch «Ich heisse Thomy» von W. M. Diggelmann, das Frau Klemm ihren Schülern der zweiten Sekundarklasse zur Pflichtlektüre schenkte, ist vergriffen und deshalb im Buchhandel nicht mehr erhältlich. Am 12. Juni müssen Sie sich über die Wahl jedoch entscheiden. Damit Sie sich über den Inhalt des Lesestoffes orientieren und sich ein Urteil bilden können, sind wir gerne bereit, Ihnen kostenlos eine Auswahl von Zitaten abzugeben. Fordern Sie diese Auswahl durch Einsendung des untenstehenden Talons an.

(Die im Talon enthaltene Bestätigung des Alters ist erforderlich, weil die Zitatenauswahl wegen der strafrechtlichen Bestimmungen nur an Personen abgegeben werden darf, die über 18 Jahre alt sind)

(r10537

Christlichdemokratische Volkspartei
Freisinnig-Demokratische Partei
Schweizerische Volkspartei / Bauern-, Gewerbe und Bürgerpartei
Erlenbach

Den untenstehenden Talon ausschneiden und einsenden an:

CVP FDP SVP/BGB
Postfach
8703 Erlenbach

Bitte senden Sie mir eine Zitatenauswahl aus «Ich heisse Thomy» von W. M. Diggelmann. Ich bestätige, über 18 Jahre alt zu sein.

Unterschrift: _____

Name und Vorname: _____

Strasse und Nummer: _____

Abb. 12: Per Inserat boten die bürgerlichen Parteien eine Auswahl von Zitaten aus Diggelmanns Buch «Ich heisse Thomy» an. Die Aktion zog eine gerichtliche Auseinandersetzung nach sich.

Lüge nicht, bemerkte dazu nur, dass ihr daraus jetzt ein moralischer Strick gedreht werde, dabei seien weder Diggelmann noch sie verantwortlich für die zum Teil unerfreulichen, die Jugendlichen betreffenden Missstände in Erziehungsanstalten, Gefängnissen und anderswo in der Gesellschaft. «Dass einige meiner Schüler wirklich wegen ‹Thomy› gelitten hätten – dafür steht der Beweis noch aus.»[320]

Etwa zeitgleich kam es bezüglich «Zitatenauswahl der bürgerlichen Parteien» zu einem Nebenschauplatz. Am 24. Mai 1977, zur gleichen Zeit, als der FDP-Kantonsrat Hans Frey im Kantonsparlament die Frage stellte, was gegebenfalls gegen solche Entgleisungen in der Klassenlektüre unternommen werden könne,[321] wurde die erwähnte Zitatenabgabe der bürgerlichen Parteien zum Rechtsfall. «Aus der Mücke wird ein Elefant»,[322] so die Schlagzeile im «Bund». «Das lässt sich Diggelmann nicht gefallen»,[323] so die Schlagzeile eines Artikels in der «Tat» am 24. Mai

320 Ebd.: 25. 5. 1977.
321 Tat: 24. 5. 1977.
322 Bund: 24. 5. 1977.
323 Tat: 24. 5. 1977.

1977. Walter Matthias Diggelmann hatte, so hiess es, Abklärungen zur Jugendgefährdung und Unsittlichkeit seines Romans in die Wege leiten lassen. Damit verbunden war eine Klage Diggelmanns gegen die CVP, die FDP und die SVP/BGB.[324] Als Urheber des Inserates hätten diese, so Diggelmann, in einem klein gedruckten Passus erklärt, dass die Zitatsammlung aus dem vergriffenen «Ich heisse Thomy» aufgrund strafrechtlicher Bestimmungen nur von Personen über 18 Jahren gelesen werden dürften. Damit aber, so Diggelmann, hätten die Inserenten sein Buch eigenmächtig zu einer jugendgefährdenden unsittlichen Schrift abqualifiziert. Zudem würden die Parteien mit dem Vertrieb der Zitatenauswahl gegen die urheberrechtlichen Bestimmungen im Land verstossen.[325] «Offentsichtlich ist ihnen daran gelegen, aus dem Fall Erlenbach einen Fall Diggelmann zu machen. Sie sollen ihn haben! Ich teile hiermit mit, dass ich die Angelegenheit meinem Anwalt, Dr. Jacob Stickelberger (Zürich), übergeben habe. Das Gericht wird nun darüber entscheiden, ob man in unserem Land auf diese Weise gegen Autoren und ihre Werke vorgehen kann.»[326]

Jurist Jacob Stickelberger, bekannt auch als Chansonnier und Mitglied der Berner Troubadours, hatte tags zuvor am Zürcher Obergericht Klage wegen Urheberrechtsverletzung und wegen Verletzung des Persönlichkeitsrechts eingereicht. Laut Antrag sollte den Beklagten unverzüglich die Abgabe der Zitatenauswahl an Dritte verboten werden.[327]

«1:0 für Diggelmann»[328] titelte die «Tat» nur zwei Tage später. «Das Obergericht pfeift die Erlenbacher Parteien zurück»,[329] lautete die Schlagzeile im «Blick». Das Obergericht hatte eine «superprovisorische Verfügung»[330] zur Verbreitung der Zitate aus «Ich heisse Thomy» ausgesprochen, ein Verbot, das rechtskräftig würde, sollte innert zwei Tagen keine Einsprache der Angeklagten erfolgen.[331]

Die Einsprache der Parteien erfolgte jedoch fristgerecht am 28. Mai 1977, womit aus der «Zitatenabgabe» ein Rechtsfall mit beidseitiger Anhörung wurde.[332] Die Parteien lieferten mit ihrer Einsprache zudem eine Stellungnahme mit, die dann in der «Zürichsee-Zeitung» veröffentlicht wurde. Die Demokratie lebe von der Diskussion. Von ganz besonderer Bedeutung sei diese in der direkten Demokratie der Gemeinde. Beides, Diskussion und Ausübung der politischen Rechte, setze aber Information voraus. Den Bürger der Gemeinde im Hinblick auf die Lehrerwahl zu orientieren – eine klassische und anerkannte Aufgabe der politischen Parteien –, sei das Ziel des Versands einer Auswahl an Zitaten aus W. M. Diggelmanns «Ich heisse Thomy» gewesen. Da das Buch vergriffen gewesen sei,

324 Ebd.
325 Zürichsee-Zeitung: 24. 5. 1977.
326 Ebd.
327 Ebd./ Neue Zürcher Zeitung: 24. 5. 1977.
328 Tat: 26. 5. 1977.
329 Blick: 26. 5. 1977.
330 Zürcher Oberländer: 26. 5. 1977.
331 Blick: 26. 5. 1977. / Zürcher Oberländer: 26. 5. 1977.
332 Zürichsee-Zeitung: 28. 5. 1977.

zurück

sei dies auch der einzig mögliche Weg der Information gewesen. Dazu gebe auch das schweizerische Urheberrecht die Möglichkeit. Es erkläre die der Erläuterung des Textes dienliche Wiedergabe eines Werkes in einer kritischen Darstellung als zulässig, sofern die Wiedergabe auf einzelne Teile beschränkt bleibe. Die der Information des Stimmbürgers dienende teilweise Wiedergabe eines – wohlverstanden vergriffenen – Werkes, das in einer demokratischen Abstimmung eine Rolle spiele, sei nun geradezu ein Schulbeispiel einer gemäss Urheberrecht erlaubten kritischen Darstellung eines Werkes. Mit der Beschränkung der Zustellung der Auswahl auf Personen über 18 Jahren, an der Walter Matthias Diggelmann offensichtlich Anstoss genommen habe, wurde Artikel 212 des Schweizerischen Strafgesetzbuches Rechnung getragen, der mit Haft oder Busse bedrohe, wer Personen unter 18 Jahren «unsittliche Schriften oder Bilder» anbiete, verkaufe oder ausleihe.[333] «Damit haben wir natürlich nicht, wie W. M. Diggelmann meint, sein Buch ‹eigenmächtig› zu einer jugendgefährdenden, unsittlichen Schrift erklärt. Dies zu tun, stünde nur dem Richter zu, jedoch hatte unter diesem Gesichtspunkt und in dieser Beziehung unser Hinweis einen sehr realen rechtlichen Hintergrund. Wir für unsern Teil konnten jedenfalls das Risiko der Abgabe an Jugendliche unter 18 Jahren – was ja eben gerade der fraglichen Lehrerin zum Vorwurf gemacht wird – nicht übernehmen und mussten durch den Talon, der einzusenden war, und durch die Altersbestätigung entsprechend Vorsorge treffen.»[334]

Während unter dem Titel «Klassenlektüre ‹Thomy›»[335] in der «Zürichsee-Zeitung» im Ressort «Autoren und Bücher» der im Erlenbacher Buchstreit einzige Versuch einer detaillierten Inhaltsanalyse von Diggelmanns Roman erschien, ging der «Wahlkampf» wenige Tage vor der Urnenwahl in seine heisse Phase. Verschiedene Akteure bezogen ein letztes Mal Stellung, platzierten eine letzte Intervention. So meldete sich nochmals NZZ-Redakteur Rudolf Bolli zu Wort. Er kritisierte, dass die bürgerlichen Ortsparteien von Erlenbach nun per Inserat eine Auswahl von Zitaten aus «Ich heisse Thomy» als Lesestoff anboten. Damit gehe die Diskussion am Kern vorbei und die Parteien trügen wenig zur sachlichen Auseinandersetzung bei, sondern zielten auf eher zweifelhafte Emotionen. Ob sich die Parteien nun als selbsternannte Sittenrichter aufspielen wollten, fragte der NZZ-Redakteur.[336] «Worum geht es ihnen eigentlich? Wollen sie ein Buch brandmarken, oder wollen sie die Haltung der umstrittenen Lehrerin in Zusammenhang mit diesem Buch beurteilen?»[337] Für Redakteur Bolli war klar: Es gehe nach wie vor um die Frage, ob es sich bei der Buchwahl um einen entschuldbaren Ausrutscher einer sonst tadellosen Lehrerin handelte oder vielmehr um einen allgemeinen Mangel an pädagogischem Verantwortungsbewusstsein. Mit Blick auf den parteipolitischen Standort der Lehrerin, so Bolli, stünden die Erlenbacher also vor allem vor dem Entscheid,

333 Ebd.
334 Ebd.
335 Zürichsee-Zeitung: 27. 5. 1977.
336 Neue Zürcher Zeitung: 21./22. 5. 1977.
337 Ebd.

Diggelmann, Du bist ein Schwein –
Dich wäscht auch keine Klage rein!

Die Eltern sind mit Recht empört
weil D. nicht weiss, was sich gehört!

Er glaubt, er sei ein kleiner Goethe,
in Wahrheit sinds nur Minderwertigkeitsnöte!

Hör auf noch mehr zu produzieren
und anständige Kinder zu verführen!

Selbst wenn man liest das Buch nur flüchtig:
der Thomy ist und bleibt unzüchtig.

Abb. 13: Im Diggelmann-Nachlass ist eine Notiz erhalten, die veranschaulicht, als wie unpassend Diggelmanns «Ich heisse Thomy» zum Teil empfunden wurde.

ob sie einer Vertreterin der extremen Linken mit der Wahl zur Sekundarlehrerin ihr Vertrauen bekunden wollten.[338]

Diese Ausführungen Bollis wiederum veranlassten die Sektion Lehrer der Gewerkschaft VPOD, ebenfalls Stellung zu nehmen zur umstrittenen Lehrerinnenwahl. Aus Bollis Artikel las sie indirekt eine Empfehlung, offen und unter Berufung auf formaldemokratische Gesetzlichkeit die Vertreterin der «extremen Linken» zu liquidieren.[339] «Wir wenden uns entschieden gegen die in der ‹NZZ› mehrmals offen vertretene Auffassung, dass auch Lehrerwahlen vorwiegend politische Wahlen seien und somit Lehrer auch politisch der bürgerlichen Mehrheit zu gefallen hätten. […] Woher haben Gewerkschafter, Sozialdemokraten und Angehörige anderer Gruppen die Gewähr, dass ihre Kinder in der Schule nicht politisch bürgerlich bis reaktionär beeinflusst werden. […] Wir hoffen im Fall von Maya Klemm zuversichtlich auf die Anerkennung einer tüchtigen Lehrerpersönlichkeit und auf eine grosszügige, liberale Haltung der Erlenbacher Stimmbürgerinnen und Stimmbürger.»[340]

Während die einen hofften, trugen die anderen, fast vor Torschluss, einen kleinen, lokalen Flugblattkrieg aus. Maya Klemms Ehemann Mathias Klemm hatte

338 Ebd.
339 Zürichsee-Zeitung: 2. 6. 1977.
340 Ebd.

zurück

die Erlenbacher in einem Flugblatt aufgerufen, einem «Komitee für die Wahl von Maya Klemm» beizutreten. Dieses Flugblatt wiederum beantworteten CVP, FDP und SVP/BGB ihrerseits mit einem angriffigen Flugblatt. Sie wehrten sich darin gegen den Begriff eines «undemokratischen Ausschlusses» von Maya Klemm. Das von ihnen gewählte Vorgehen einer Urnenwahl, so die Parteien, sei ja gerade im Kern urdemokratisch. Dass die Minderheit dies als undemokratisch «verkaufe», zeuge von einer gerade in extremen Kreisen üblichen Praxis.[341] «Nur mit Mut können wir Versuchen, wie nun von einer Vertreterin einer linksextremen Organisation einmal mehr einer unternommen worden ist, begegnen. Wir müssen zeigen, dass wir wachsam sind und dass unsere Jugend für politische Manipulation zu schade ist.»[342] Am 8. Juni, vier Tage vor der Urnenwahl, fuhren die Gegner einer Wahl von Maya Klemm nochmals schweres Geschütz auf: Schulpflegepräsident Bürgisser schaltete sich erneut ein.

Er bekräftigte nochmals, warum die Schulpflege letztlich gegen eine Wahl von Frau Klemm gestimmt habe. Vor allem betonte er, dass man keine destruktive politische Beeinflussung der Schüler wolle und dass Frau Klemm zudem das Vertrauen der Schulpflege missbraucht habe. Eine positive Zusammenarbeit sei nicht mehr möglich. Zugleich bekräftigte er, dass eine Nichtwahl keinem Berufsverbot gleichkomme und dass Frau Klemm auch bei einer Nichtwahl ohne Existenzsorgen sei, da ihr Mann als Redakteur der «Leserzeitung» ein Einkommen habe.[343] Robert Jörger aus Erlenbach warf dem Ehepaar Klemm vor, die Schülerbriefe an die «Zürichsee-Zeitung» redigiert zu haben.[344] Sowohl die Eltern als auch die Schüler wehrten sich gegen die Vorwürfe von Robert Jörger und taxierten diese als unwahr.[345] Viola Rohner, eine der damaligen Sekundarschülerinnen und spätere Autorin des Romans «Unkraut»,[346] in dem die Erlenbacher Ereignisse ebenfalls Niederschlag gefunden haben, sprach an anderer Stelle mit Blick auf die Anschuldigung, Klemm habe ihre Schüler zur Stellungnahme genötigt beziehungsweise die Texte redigiert, im Rückblick von einer ganz schlimmen Erfahrung. Vom ganzen politischen System sei sie damals enttäuscht worden und als erste Erfahrung geblieben sei, dass eigentlich nur gelogen werde.[347]

Mitten in diese letzten Wirren vor den Wahlen fiel Anfang Juni 1977 die Mitteilung, dass der Zürcher Oberrichter Armin Huber die superprovisorische Verfügung, die Diggelmann im Zusammenhang mit den Buchzitaten zugesprochen worden war, in eine provisorische Verfügung umgewandelt hatte, nachdem er beide Seiten vernommen hatte.[348] Ein «Teilerfolg für Diggelmann»[349] hiess es dazu im «Blick».

341 Ebd.
342 Ebd.
343 Ebd.: 8. 6. 1977.
344 Ebd.
345 Ebd.: 10. 6. 1977. / Ebd.: 10. 6. 1977.
346 Rohner, Viola 2002: Unkraut.
347 Scherrer, Ruth 2005: «1968» – und dann?, S. 104.
348 Blick: 8. 6. 1977.
349 Ebd.

zurück

Dann am 12. Juni 1977, nach über zehn Wochen Leserbriefauseinandersetzung, kam es zur Wahl. Die Erlenbacher lehnten eine Wahl von Maya Klemm zur Sekundarlehrerin klar und deutlich mit 1351 Nein zu 675 Ja ab.[350] Die Stimmbeteiligung betrug 74 Prozent.[351] Mit ihrer Nichtwahl reihte sich Klemm ein in eine Gruppe von Lehrpersonen, die in der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre abgewählt oder entlassen wurden aufgrund ihrer politischen Haltung respektive ihrer Mitgliedschaft in einer linken Partei oder weil sie mit Schülern ein «pornografisches» Buch gelesen, «progressive» Unterrichtsmethoden ausprobiert oder sich mit Dienstverweigerern aus Gewissensgründen solidarisiert hatten. Die Frage nach dem Sittlichkeitsbild, das in der engagierten Literatur vermittelt wurde, gipfelte in den 1970er-Jahren in zahlreichen kleineren und grösseren öffentlichen (Leserbrief-)Debatten.[352]

Wenn Diggelmann im Fernsehen die Frage stellte, ob denn die Erlenbacher FDP zur neuen Sittenpolizei geworden sei, dann stand die Aussage auch für seine Enttäuschung und Ernüchterung darüber, dass es in der ländlichen Schweiz noch immer nicht möglich war, über alle Aspekte des alltäglichen Lebens zu sprechen. Weil er sich vermutlich nur zu gut an den Burgdorfer Literaturskandal erinnerte, wird er sich gewundert haben, dass auch zehn Jahre später noch immer die gleichen Fragen zur Sittlichkeit beschäftigten.

Max Schmid bettet diesen Burgdorfer Literaturskandal ein in ein kurzes, aber heftiges «Burgdorfer Kulturexperiment»,[353] welches seinen Anfang in der Gründung der sogenannten Gruppe 67 nahm. Ein literarischer Zirkel, der vom Namen her (aber nicht inhaltlich) auf die weithin bekannte Gruppe 47 aus Deutschland anspielte. Die fünf jugendlichen Gründerinnen und Gründer Annemarie Baumgartner, Walter Aeschlimann, Christian Bay, Peter Zünd und Martin Schwander suchten den intellektuellen und literarischen Austausch mit Gymnasiasten, mit Jugendlichen in Ausbildung und mit Berufstätigen. Und tatsächlich: Bald gehörten ein Schaufensterdekorateur, ein Arzt, ein Industriemaler, ein Versicherungsagent und ein junger Bauer zur Gruppe 67.[354] Das «Forum für progressive Kunst»,[355] Anfang November 1966 von der Gruppe 67 gegründet, wollte versuchen, «einem wahrscheinlich kleinen, aber interessierten Publikum Gelegenheit zu geben, Schriftsteller und Künstler experimenteller Richtungen, aber auch zeitgenössische Schweizer Schriftsteller, persönlich kennenzulernen».[356] Gerade die Vertreter der experimentellen Richtungen

350 Neue Zürcher Zeitung: 13. 6. 1977. / Zürichsee-Zeitung: 13. 6. 1977.
351 Schaffhauser Nachrichten: 13. 6. 1977.
352 Eine ausführliche Studie zur Situation der Lehrpersonen in den 1970er-Jahren dokumentiert zahlreiche Fälle von Lehrerentlassungen und Ab- und Nichtwahlen von Lehrpersonen. Auch der Erlenbacher Buchstreit wird thematisiert. Ritzer, Nadine 2015: Der Kalte Krieg in den Schweizer Schulen, S. 368–424. / Hinweise auf Lehrerentlassungen finden sich auch bei Schmid, Max 1976: Demokratie von Fall zu Fall, S. 154.
353 Schmid, Max 1976: Repression in der Schweiz, S. 197.
354 Sperisen, Vera 2008: Ausbruch aus dem Elfenbeinturm, S. 93 f. / Burgdorfer Tagblatt: 10. 2. 1967.
355 Burgdorfer Tagblatt: 3. 11. 1966.
356 Ebd. / Ebd.: 10. 2. 1967.

zurück

stiessen in weiten Kreisen auf Ablehnung und Protest. Ziel der Gruppe 67 war es daher, nicht einfach abzulehnen, sondern mit diesen umstrittenen Persönlichkeiten zu diskutieren und dadurch neue Einsichten zu erhalten.

Bevor es zum «Skandal» kam, hatten im Winter 1966/67 bereits Walter Vogt, René E. Mueller, Jörg Steiner, Sergius Golowin, Peter Lehner, Bernhard Nuesch und Alfred Bangerter gelesen an Veranstaltungen der Gruppe 67. Damit stiessen die Aktivitäten der Gruppe 67 ein erstes Mal auf mediales Interesse, sogar das Schweizer Fernsehen kam für Filmaufnahmen einmal nach Burgdorf.[357]

Am 17. Januar 1967 war es dann so weit: Guido Bachmann las im Luftschutzkeller am Elfenweg 25 aus seinem Erstlingswerk «Gilgamesch». Das Buch, 1966 erschienen, stand wegen seiner homoerotischen Textpassagen schon zu diesem Zeitpunkt in der öffentlichen Kritik.[358] Und so überrascht es vielleicht nicht, dass die lokalen Schulbehörden so ihre Probleme hatten mit dem Leseabend, an dem auch drei Gymnasiallehrer teilnahmen. So wie die Schule ganz allgemein ein Problem hatte mit dem Wirken der Gruppe 67.

Historikerin Vera Sperisen hat die Geschichte der «Mini-Kulturrevolution in Burgdorf»[359] aufgearbeitet und hält zusammenfassend fest: «Bereits eine Woche zuvor geriet die Gruppe 67 mit einer Veranstaltung ins Visier von Polizei und Schulbehörden. Die Vertreter von Sitten und Ordnung waren durch einen Auftritt des «Gammlerpoeten» René E. Mueller aufgeschreckt worden. Dieser hatte am 10. Januar 1967 im Luftschutzkeller am Elfenweg 25, dem Treffpunkt der Gruppe 67, auf süffisante Weise einen Rundumschlag gegen fast alles und jeden vom Stapel gelassen. Gegen Militarismus und gegen den Vietnamkrieg, gegen die Nazis und das ‹ganze Heer von Ex- und Neos›, gegen Polizeirepression und gegen die Schweiz im Allgemeinen. […] Die Veranstaltung mit René E. Mueller war in den Augen vieler eine Provokation, die nicht ohne Folgen bleiben sollte.»[360]

Mit der Lesung von Bachmanns «Gilgamesch» bot sich den Behörden daher die Gelegenheit, durchzugreifen. Vier Tage nach der Lesung wurden alle Gymnasiasten, die an der Vorlesung teilgenommen hatten, auf das Rektorat gerufen und mussten Auskunft geben über ihre Verbindungen zur Gruppe 67. Der Rektor verurteilte den Leseabend als «Schweinerei» und befand, dass Bachmann vor Psychiater und Richter gehöre.[361] Nochmals zwei Tage später, am 23. Januar 1967, suspendierte Rektor Dr. Emmanuel Leidig den Gymnasiasten Martin Schwander vom Unterricht. Schwander war bis dahin so etwas wie die treibende Kraft hinter der Gruppe 67 gewesen. Begründet wurde der Verweis mit der «Verbreitung unzüchtiger Schriften unter Jugendlichen».[362]

357 Ebd.: 10. 2. 1967.
358 Sperisen, Vera 2008: Burgdorf 1968: Kulturrevolution in der Kleinstadt?, S. 80.
359 Badener Tagblatt: 23. 4. 1968.
360 Sperisen, Vera 2008: Burgdorf 1968: Kulturrevolution in der Kleinstadt?, S. 80.
361 Burgdorfer Tagblatt: 10. 2. 1967.
362 Sperisen, Vera 2008: Burgdorf 1968: Kulturrevolution in der Kleinstadt?, S. 82.

zurück

Schwander hatte im Vorfeld der Lesung ein Exemplar des «Gilgamesch» gekauft, gelesen und an einige Mitschüler, die ebenfalls Mitglieder der Gruppe 67 waren, verteilt.[363] Unter anderem deshalb wurde er schliesslich vor den Jugendanwalt Dr. Schulthess zitiert, wo es eine moralische Strafpredigt und eine Art politische Gehirnwäsche gab. Ein Verfahren wegen angeblicher Verbreitung von Pornografie wurde ebenfalls eröffnet, die Teilnahme am Tanzkurs wurde ihm verweigert und ins Skilager durfte er auch nicht mit.[364] Dazu Martin Schwander im Rückblick: «Wir wussten schon, dass wir gegen den Stachel löcken. […] Aber so hätten wir uns das nie ausgemalt. Wir wollten ein bisschen provozieren, aber naiv, gutgläubig, mit gutem Willen. Und dass sie uns dann so behandelten, auf dieser Ebene: Verbreitung von Pornografie, Vortraben vor dem Jugendrichter, mich aus der Schule ausschliessen … – das war ein Riesenhammer. Ein moralischer Tiefschlag.»[365] An der Suspension und dem Ausschluss konnten auch Briefe von Martin Schwanders Vater, der die ganze Affäre der überbordenden und sehr unkritischen Begeisterung für alles, was sich moderne Literatur nennt, zuschrieb, nichts ändern.[366]

«Burgdorf: Hochburg der Spiessbürgerei?»[367] Mit diesem Kioskplakat machte die Boulevardzeitung «Blick» den Verweis Schwanders gut zwei Wochen später, am 9. Februar 1967, zum nationalen Ereignis. Der Titel im Blatt: «Meinungsterror in Burgdorf: Schüler vom Gymnasium ausgeschlossen».[368] Andere Zeitungen wie das «Burgdorfer Tagblatt» waren zu den Vorkommnissen ebenfalls im Bild gewesen, hatten sich mit Berichterstattung aber zurückgehalten, weil sie sich erhofften, dass damit die Chancen intakt blieben, dass Schwander wieder zurück ans Gymnasium gehen konnte.[369] Nach dem «Blick»-Artikel erübrigte sich die Zurückhaltung und es entbrannte ein Mediensturm.[370]

Der Schulrektor kam daraufhin stark in Bedrängnis. Unter anderem sah er sich mit dem Vorwurf konfrontiert, die Suspension ausgesprochen zu haben, ohne das Buch Bachmanns überhaupt gelesen zu haben.[371] Währenddessen erhielt Schüler Schwander von Schweizer Intellektuellen und Schriftstellern, darunter Hans Rudolf Hilty, Walter Vogt und Max Frisch, mutmachende Zeilen. Zuspruch erhielt er auch vom Berner Schriftsteller-Verband, dem er erst kurz zuvor beigetreten war.[372] Max Frisch: «Ich wünsche Ihnen, das diese Erfahrung Sie nicht mutlos macht und auch nicht hochmütig. […] Sicher meint es auch der Rektor nur gut.

363 Ebd.
364 Sperisen, Vera 2008: Ausbruch aus dem Elfenbeinturm, S. 94. / Burgdorfer Tagblatt: 10. 2. 1967.
365 Sperisen, Vera 2008: Ausbruch aus dem Elfenbeinturm, S. 94. Dort zitiert nach Gesprächen, die Sperisen im Winter 2006 mit Schwander führte.
366 Burgdorfer Tagblatt: 10. 2. 1967.
367 Blick: 9. 2. 1967.
368 Ebd.
369 Burgdorfer Tagblatt: 10. 2. 1967.
370 Einen Überblick über das, was dazu geschrieben wurde, bietet eine Ausgabe des «Burgdorfer Tagblatts» auf drei Seiten. Burgdorfer Tagblatt: 17. 2. 1967. / Sperisen, Vera 2008: Burgdorf 1968: Kulturrevolution in der Kleinstadt?, S. 80–82.
371 Sperisen, Vera 2008: Burgdorf 1968: Kulturrevolution in der Kleinstadt?, S. 82.
372 Ebd.

zurück

Sein Vorgehen, so wie es die Zeitung berichtet, halte ich für verkehrt; aber das ist wiederum mein Urteil und nicht nur mein Urteil. […] Ich möchte Sie nur ermuntern, lieber Martin Schwander, sich nicht einreden zu lassen, dass Sie deswegen, weil Sie sich selbst ein Urteil zu bilden versuchen, ein entgleister Mensch sind. Die Schule wird Sie wieder aufnehmen, denke ich, sonst wird die Öffentlichkeit sich um die Schule kümmern, und Sie werden, so hoffe ich, eine gute Matur machen; die Erfahrung, die Sie da gemacht haben, wird bleiben: es kann eine sehr gute Erfahrung sein, eine, die Sie selbständig (nicht verstockt) und wach macht gegenüber der Welt, in der wir leben.»[373] Und Walter Vogt schrieb am 17. Februar: «Er liest. Heutige. *Uns* heutige, wie ich nicht ohne bescheidenen Stolz sagen darf. Uns, die – wie hiess das schon: ‹die bare Neugier auf den Weg in die düsteren Bereiche lockt und wo wir nichts als zu überraschen und zu verblüffen hoffen›. […] Sie habens gemerkt: ich zitiere Emil Staiger, Zürich 1966. Also gut: dieser Schwander liest. Er liest nicht nur, er korrespondiert mit lebenden Autoren, reist ihnen nach, sammelt Autogramme und Autographen, statt zu schwimmen. […] Er startet eine Umfrage ‹Warum schreiben Sie?› – zugegeben, eine idiotische Frage, quittiert mit vierzig idiotischen Antworten, von Balmer bis Walter. Aber er macht's so nett. Gelegentlich wird man stutzig. Wenn er an *jeder* Autorenlesung aufkreuzt und zu Premieren nach Zürich fährt, mit seinem kleinen Tonbandgerät. Könnte es sich um einen Besessenen handeln?»[374]

Wahrscheinlich ist es unter anderem diesen Solidaritätsbekundungen und den vielen Medienberichten zu verdanken – welche sich von der Schulkommission den Vorwurf einer Sensationspresse gefallen lassen mussten[375] –, dass die unter Druck gekommene Schule nachgab und Martin Schwander am 20. Februar 1967, vier Wochen nach der Suspension, wieder ans Gymnasium zurückkehren konnte.[376] Das Justizverfahren wurde mangels Beweisen ebenfalls eingestellt.[377] Nur im Grossrat von Bern kam es noch zu einer Interpellation, eingereicht am 23. Mai 1967 von LdU-Politiker Hans Martin Sutermeister. Er stellte dort die Frage, ob Emil Staigers Rede zur Verteidigung der klassischen «schönen» Literatur an den Gymnasien nicht zur Pflichtlektüre erklärt werden sollte.[378] Das war zu diesem Zeitpunkt in Burgdorf schon längst Realität. Schon viel früher hatte der Rektor von Burgdorf Weisungen, Emil Staigers Rede zu lesen, an seine Schüler weitergegeben,[379] dies obschon sich Emil Staiger selbst von der Burgdorfer Interpretation seiner Rede konsequent distanzierte.[380] Zudem verbot die Schulleitung nach den Ereignissen die Weiterführung des Debattierclubs, sofern dieser weiterhin auch aus Mitglie-

373 Sperisen, Vera 2008: Ausbruch aus dem Elfenbeinturm, S. 95. Dort zitiert nach einem Brief von Max Frisch an Martin Schwander vom 12. Februar 1967.
374 Zürcher Woche: 17. 2. 1967.
375 Nebelspalter: 15. 3. 1967.
376 Burgdorfer Tagblatt: 17. 2. 1967.
377 Sperisen, Vera 2008: Burgdorf 1968: Kulturrevolution in der Kleinstadt?, S. 82 f.
378 Lerch, Fredi 1998: Der Nullpunkt ist kein stinkendes Bschüttloch, S. 222.
379 Burgdorfer Tagblatt: 10. 2. 1967.
380 Ebd.: 17. 2. 1967.

zurück

dern von ausserhalb der Schule bestand. Und jeder künftige Referent des Literaturzirkels hätte dem Schulleiter zur Absegnung vorher mitgeteilt werden müssen.

Auf all das hatten die Mitglieder der Gruppe 67 keine Lust. Dazu Schwander im Gespräch mit Fredi Lerch: «Die Alternative lautete: entweder innerhalb der Schule, und dann müsst ihr alles vorlegen, oder ausserhalb der Schule, und dann dürft ihr nicht mehr hin. Deshalb haben wirs aufgegeben und nichts mehr gemacht. Weil für uns war genau das der Reiz, dass wir dort auch mit normalen Leuten diskutieren konnten. So war das Hauptresultat, dass sie Erfolg gehabt haben mit ihrer Repression und der Zirkel zerstört worden ist.»[381] Die junge Gruppierung löste sich in den folgenden Monaten auf.[382] Für Martin Schwander aber sollte der «Gilgamesch»-Skandal nach eigener Aussage ein einschneidendes, schwieriges Erlebnis, Initialzündung für sein gesellschaftspolitisches Engagement sein. Dadurch wurde er politisiert. Schwander war nur knapp ein Jahr später, im April 1968, die treibende Kraft bei der Gründung der «Progressiven Mittelschüler» und der Ausarbeitung von deren Manifest. Später war er zudem stark involviert in die Aktivitäten des Vereins «forum politicum».[383]

Der Burgdorfer Literaturskandal wie auch der Erlenbacher Buchstreit haben beide Verweischarakter. Sie verdeutlichen, wie sehr die Forderungen, die Gesellschaft umzugestalten, als angstmachende Gespenster (noch immer) im Raum standen. Die Debatte in Erlenbach zeige zudem, so Ruth Scherrer, wie wenig es brauchte, um fast zehn Jahre nach 1968 die Verhärtung der Fronten in der Gesellschaft zwischen den Progressiven und den Bürgerlichen aufzudecken.[384] Der «kulturelle Umbruch»[385] hatte noch längst nicht alle Kreise erfasst.

Maya Klemm blieb nach ihrer Nichtwahl, was sie schon vor der Wahl war, nämlich Sekundarlehrerverweserin in Erlenbach.[386] Für alle Beteiligten war das keine einfache Situation. Sie änderte sich erst im August 1977, als Maya Klemm durch Beschluss des Erziehungsrates, aber auf Wunsch der Schulpflege Erlenbach von ihrer Verweserstelle abberufen wurde. Aussergewöhnlich daran war vor allem, dass sie mitten im und nicht nach dem vollständigen Schuljahr abberufen wurde. Erwähnenswert ist dazu der letzte Kommentar des NZZ-Redakteurs Bolli, der diese frühzeitige Abberufung alles andere als befürwortete. Problematisch fand er, bei allem Verständnis für die schwierige Situation in Erlenbach nach dem negativen Wahlentscheid, dass die Erziehungsdirektion in diesem Fall eigenmäch-

381 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 471. Dort zitiert nach einem Gespräch von Fredi Lerch mit Martin Schwander am 14. 12. 1992.

382 Sperisen, Vera 2008: Burgdorf 1968: Kulturrevolution in der Kleinstadt?, S. 82 f.

383 Zur Einführung zum Manifest Neutralität: 9. 1968. / Neutralität: 10. 1968. / Zur gegnerischen Haltung Bund: 2. 6. 1968. Für weiterführende Literatur zu Schwanders Engagement für die «Progressiven Mittelschüler» und im «forum politicum» siehe Sperisen, Vera 2008: Burgdorf 1968: Kulturrevolution in der Kleinstadt?, S. 83–88. / Sperisen, Vera 2008: Ausbruch aus dem Elfenbeinturm, S. 96 f. / Griesshammer, Marc 2008: Unruhe an der Uni: Studentischer Protest im forum politicum, S. 99–115.

384 Scherrer, Ruth 2005: «1968» – und dann?, S. 114.

385 Kreis, Georg 2014: Viel Zukunft – erodierende Gemeinsamkeit, S. 585.

386 Zürichsee-Zeitung: 13. 6. 1977.

zurück

tig handelte. Üblicherweise würden Verweser immer für ein komplettes Schuljahr angestellt und als Gründe für eine frühzeitige Beendigung des Verhältnisses seien in Klemms Vertrag angegeben: eine definitive Besetzung der Lehrstelle, eine Auflösung der Lehrstelle im Verlauf des Jahres oder eine Missachtung der Vorschriften zum Militärdienst. Alle drei Gründe, so Bolli, würden auf Klemm aber nicht zutreffen. Deshalb könne die jetzt erst im Nachhinein getroffene Auslegung nicht recht befriedigen.[387]

Mit dem Ende dieses Literaturstreits erreichte die Politisierung Diggelmanns ihren Höhepunkt. Wenige Monate nach der Niederlage Maya Klemms, die im Umfeld der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest, an der auch Diggelmann beteiligt war,[388] ganz eindeutig als Berufsverbot aufgrund politischer Gesinnung interpretiert wurde,[389] entschloss sich Diggelmann, auf der Liste der POCH in den Wahlkampf zum Zürcher Gemeinderat zu gehen. An seiner Seite, ebenfalls als Kandidatin der POCH, das Parteimitglied Maya Klemm.[390]

387 Neue Zürcher Zeitung: 12. 8. 1977.
388 Siehe dazu Kapitel 3.3.4.
389 Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest 1977: … und die Moral von der Geschicht, S. 4.
390 Siehe dazu Kapitel 3.4.4.

zurück

3.2 Der kritische Patriot

> «Einige Hunderttausend Menschen singen heute Abend unsere Nationalhymne: ‹Trittst im Morgenrot daher, seh' ich dich im Strahlenmeer›. Einige Hunderttausend werden die Melodie nur mitsummen, weil sie mehr als die ersten beiden Zeilen nicht auswendig kennen. Schade. Denn der Text unserer augenblicklich gültigen Nationalhymne regt zum Nachdenken an. Zum Beispiel: ‹Wenn der Alpenfirn sich rötet, betet, freie Schweizer, betet, eure fromme Seele ahnt, Gott im hehren Vaterland›. Was ist ein ‹hehres Vaterland›? Und was tut der ungläubige Schweizer? Und was ist mit dem Basler, der den Alpenfirn nicht sieht?»[1]

Walter Matthias Diggelmann wurde, das ist nach heutigem Forschungsstand unbestritten, durch seinen Roman «Das Verhör des Harry Wind» und durch seine im Mai 1963 beginnende Tätigkeit bei der «Zürcher Woche» das erste Mal einer breiteren Öffentlichkeit bekannt. Wie im Einführungskapitel dargelegt, haben seine vorher publizierten Artikel und Bücher kaum für öffentliches Aufsehen gesorgt und nur einen verhältnismässig kleinen Kreis von Interessierten angesprochen. Er galt vor seinem Roman «Das Verhör des Harry Wind» als hoffnungsvoller Nachwuchsautor. Dass er in den Folgejahren in der Schweiz zu einem der bekanntesten, aber auch zu einem der politischsten und damit umstrittensten Schriftsteller und Intellektuellen werden sollte, war zu Beginn der 1960er-Jahre noch nicht absehbar. Obwohl Diggelmann bereits in den späten 1950er- und frühen 1960er-Jahren in persönlichen Briefwechseln politische Themen andiskutierte, zum Beispiel mit dem NZZ-Chefredakteur Willy Bretscher, konsequent öffentlich wurden diese Auseinandersetzungen erst Mitte der 1960er-Jahre. Dann jedoch sollte seine intensive Auseinandersetzung mit seinem Geburts- und Heimatland, der Schweiz, einen ersten Höhepunkt erreichen. Die Schweiz und insbesondere die (noch unbewältigte) Vergangenheit des Landes zur Zeit des Zweiten Weltkrieges wurden für Diggelmann ungefähr ab 1964 zum zentralen Thema. Er äusserte sich dazu als Intellektueller und als politischer Schriftsteller, der eben erst den eigentlichen Durchbruch geschafft hatte und bekannter geworden war. Diese Bekanntheit hatte er sich, um es mit den Worten Pierre Bourdieus zu sagen, im Feld der Literatur als «Kapital» erworben und nun setzte er dieses symbolische Kapital ein, um im «Kampf» um die Deutungsmuster, um die Fremd- und Eigenbilder und um die Leitbilder der Schweiz zu bestehen.[2] Man könnte vom kritischen Intellektuellen Diggelmann sprechen, der als Schriftsteller durch die Macht des geschriebenen Wortes an der Umsetzung abstrakter Werte in spezifische Normen mitwirkte. Allerdings war seine Kritik zumindest ein Stück weit inkompetente Kritik, da Diggelmann auf dem Feld der Schweizer Geschichte kein Experte im engeren Sinne

1 Neue Presse: 1. 8. 1968.
2 Bourdieu, Pierre 1985: Das intellektuelle Feld, S. 155 f. / Bourdieu, Pierre 1991: Der Korporativismus des Universellen, S. 42.

zurück

war.[3] Er äusserte sich als «amateurhaftes Gewissen»[4] im Sinne Edward Saids zu Abstraktem und Allgemeingültigem auf einer Ebene, die nicht ein klares Richtig oder Falsch erlaubte. In der Intellektuellengeschichte gilt inkompetente Kritik so lange als legitim, wie sie sich auf Werte bezieht, «über deren Gültigkeit als Leitbilder sozialen Verhaltens Konsensus besteht».[5] Obwohl legitim, wird sie aber gerade immer mit dem Vorwurf der Illegitimität, der mangelnden Kenntnis, konfrontiert. Der Kampf um die Legitimität seiner Kritik war das «Geschäft», welches Diggelmann in den mittleren 1960er-Jahren intensiv betrieb.

Diggelmanns leidenschaftliche Auseinandersetzung mit der Schweiz – das hat die bisherige Forschung zu wenig aufgenommen – nahm ihren Lauf bereits im Spätherbst 1963 mit einer mehrteiligen und über mehrere Wochen publizierten Artikelreihe zur bevorstehenden Landesausstellung Expo 64; sie erreichte ihren ersten Höhepunkt in der mehrwöchigen und hohe Wellen schlagenden Debatte um Diggelmanns Roman «Die Hinterlassenschaft», ihren zweiten dann kurz darauf in der damit inhaltlich verwandten Auseinandersetzung um die «unbewältigte schweizerische Vergangenheit» und ihren dritten schliesslich in der heftigen Kontroverse um die Publikation «Zivilverteidigung», die aus literaturhistorischer Sicht immerhin zur Spaltung des Schweizer Schriftsteller-Vereins führte, an der sich aus polithistorischer Sicht aber zugleich eine Grundsatzdebatte zum Bild der Schweiz entzündete. Vor, während und zwischen diesen grösseren und heftigeren Debatten bot sich anlässlich des jährlich wiederkehrenden Bundesfeiertages ebenfalls Raum, sich mit Fragen zur Schweiz, zum Heimat-, zum Vaterland zu beschäftigen. Raum, den Diggelmann und viele andere Intellektuelle seiner Zeit gerne und häufig genutzt haben. Ausgangspunkt ihrer Auseinandersetzung mit der Schweiz war für die Intellektuellen dann oft das, was Max Frisch bereits 1957, im Rahmen einer solchen 1.-August-Rede, festhielt: «Ich liebe die Schweiz so wie sie ist; aber weil sie so ist, wie sie ist, und weil ich sie liebe, geht es nicht ohne Kritik, ohne Selbstkritik.»[6] Ein Bekenntnis, dem sich Diggelmann, ohne zu zögern, sofort angeschlossen hätte.

3.2.1 Die Schweiz als Thema

Wer das gesamte öffentliche Wirken Diggelmanns in der Zeit zwischen 1960 und 1979 genauer betrachtet, kommt nicht umhin, festzustellen, dass es sich bei den Kommentaren zum Nationalfeiertag, auf die später noch eingegangen wird, lediglich um bruchstückähnliche Notizen zur Schweiz handelte. Sie deuten seine Grundhaltung zwar an, die Kritik bleibt aber fragmentartig. Anders zu beurteilen ist vor diesem Hintergrund Diggelmanns Beschäftigung mit der Expo 64 in einer

3 Lepsius, Rainer 1990: Kritik als Beruf, S. 281 f.
4 Said, Edward W. 1997: Götter, die keine sind, S. 92.
5 Lepsius, Rainer 1990: Kritik als Beruf, S. 282.
6 Frisch, Max 1957: Festrede zum Nationalfeiertag, S. 294.

zurück

mehrteiligen Artikelreihe im Spätherbst 1963. Besonderes Gewicht erhalten diese Artikel im Rückblick nicht nur, weil sie sich, auch aus zeitgenössischer Sicht, schon verhältnismässig früh mit der Landesausstellung Expo 64 auseinandersetzten, sondern auch, weil Diggelmann in seinen Artikeln mit der Broschüre «achtung: die Schweiz»[7] auf eine Publikation Bezug nahm, die zum Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung Mitte der 1950er-Jahre bereits zum umstrittenen Traktat geworden war.

«Ich habe an die Expo gedacht, die heute in einem Jahr bereits geöffnet sein wird. Es wird ohne Zweifel eine gigantische Show werden. […] Ich zweifle nicht, dass alle Besucher der Expo stark beeindruckt sein werden. […] Aber, frage ich mich, wird sich dieses Äussere mit der Wirklichkeit der schweizerischen Existenz decken?»[8] Diese Frage stellte sich Walter Matthias Diggelmann zum 1. August 1963 und setzte sie an den Anfang einer ausführlichen Betrachtung zum Phänomen Expo 64. Die Landesausstellung – ihre Eröffnung war für den 30. April 1964 vorgesehen – sollte Diggelmann in den Folgewochen intensiv beschäftigen und im Spätherbst 1963 in einer sechsteiligen Artikelserie in der «National-Zeitung» gipfeln.[9]

Im ersten der sechs Beiträge zur Entstehung der Landesausstellung befasste sich Diggelmann unter dem Titel «Von diesem Fest sollen sie …»[10] mit dem Konzept, das hinter der Expo 64 stand. Ernüchtert stellte er fest, dass die Expo 64 zwar stattfinden werde, dass sie aber weder von einer Vision getragen sei noch einen Hinweis auf die Zukunft enthalte. Vielmehr werde sie vor allem eines sein, ein Kompromiss – und damit eine eminent schweizerische Manifestation. Orientiert habe man sich an der Landi 39, die Macher hätten hauptsächlich nach hinten geblickt, ein wenig auch noch über die Grenzen geschielt. Mit dieser Herangehensweise, so Diggelmann, würden die Organisatoren aber die Kritik, dass die Expo 64 zum Fiasko werde, nur weiter schüren. Diggelmann sollte recht behalten.

Diggelmann fragte mit Blick auf die Expo 64 direkt, wo denn die Ideen blieben. Er komme nicht umhin, festzustellen, dass in Lausanne keine wirkliche Idee zu spüren sei. Nur eine Landesausstellung, ein Spiegelbild der Schweiz und der Schweizer, werde der Besucher vorfinden. Dabei, meinte Diggelmann weiter, wären Ideen zu einer anderen, einer neuartigen und zukunftsträchtigen Expo durchaus vorhanden gewesen, aus politischen Gründen aber seien sie nicht zur Umsetzung gelangt. Zu wenig durchdacht, finanziell und organisatorisch nicht umsetzbar, habe es damals, Mitte der 1950er-Jahre, geheissen. Eine Haltung, die Diggelmann auch acht Jahre später noch nicht teilen mochte. Für ihn war klar: Dieses eine

7 Burckhardt, Lucius; Frisch, Max; Kutter, Markus 1955: achtung: die Schweiz.

8 Zürcher Woche: 2. 8. 1963.

9 Dass sich Diggelmann bereits im September 1963 mit der Entstehungsgeschichte der Expo 64 beschäftigte, geht auch aus einem Brief an den Schweizerischen Schriftsteller-Verein hervor. Laut eigener Aussage griff er das Thema im Auftrag der «National-Zeitung» auf. Im Zuge seiner Recherchen kam Diggelmann zum Schluss, dass die Entstehungsgeschichte der Expo 64 selbst schon eine Expo sei. Siehe dazu Diggelmann, Walter Matthias an Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 13. 9. 1963.

10 National-Zeitung: 20. 10. 1963.

Traktat aus den 1950er-Jahren hätte eine ganz andere Expo ermöglicht.[11] Der Leser ahnt es: Diggelmann sprach von der bereits genannten Publikation «achtung: die Schweiz», verfasst vom Soziologen und Volkswirtschafter Lucius Burckhardt, vom Architekten Max Frisch und vom Historiker und Germanisten Markus Kutter, erschienen 1955.

Unter dem von Frisch geprägten Leitsatz «man ist nicht realistisch, indem man keine Idee hat»[12] führten die drei jungen Intellektuellen ein Gespräch über die Lage der Schweiz und unterbreiteten einen «Vorschlag zur Tat». In dieser berühmtesten von insgesamt drei Schriften[13] sprachen die Autoren von einem schweizerischen Kampf der Ideen und einem Kampf um die richtige Lebensform. In dieser Auseinandersetzung, so die Autoren, dürfe es aber keinen Neutralismus geben. Der Kommunismus und der amerikanische «way of life» könnten aus dieser Diskussion nicht einfach ausgeschlossen werden.[14] «In der Tat, es gibt weitherum kein Land, wo so wenig Auseinandersetzung zu finden ist wie in der Schweiz. Vertrauen wir auf die Ewigkeit der Konjunktur? Oder auf unsere Eigenart? Wir sind eigenartig, kein Zweifel, und wir wünschen es zu bleiben. Es fragt sich nur, ob und wie wir es können.»[15]

Für die Autoren der Broschüre stand ausser Frage, dass die Landi 39 grossartig und genau das Richtige zum richtigen Zeitpunkt gewesen war. Nicht nur als «Geste gegen die Faschismen»,[16] sondern auch weil sich die Schweiz darin als Nation erkannt habe wie seit 1848 nicht mehr.[17] Aber die Welt sehe 1955 anders aus als noch fünfzehn Jahre zuvor, und gerade weil die Landi 39 so grossartig gewesen sei, sei sie nicht wiederholbar.[18]

Für die Schweiz der 1950er-Jahre erkannten die Autoren vor allem die fehlende Tat, die fehlende Tat das Grundsätzliche betreffend. «Wir leben provisorisch, das heisst: ohne Plan in die Zukunft. […] Wir wollen wieder ein Ziel! […] Wir wollen die Schweiz nicht als Museum, als europäischen Kurort, als Altersasyl, als Passbehörde, als Tresor, als Treffpunkt der Krämer und Spitzel, als Idylle; sondern wir wollen die Schweiz als kleines, aber aktives Land, das zur Welt gehört. […] Wir wollen eine Schweiz, die sich selbst ins Gesicht zu schauen wagt, eine Schweiz, die sich nicht vor der Wandlung scheut, eine Schweiz, die ihre Idee an den heutigen Problemen und mit den heutigen Mitteln zu verwirklichen sucht. […] Wir wollen die Schweiz als eine Aufgabe.»[19]

11 Ebd.
12 Frisch, Max 1953: Vorwort, S. 9.
13 Burckhardt, Lucius; Kutter, Markus 1953: Wir selber bauen unsere Stadt. / Burckhardt, Lucius; Frisch, Max; Kutter, Markus 1955: achtung: die Schweiz. / Burckhardt, Lucius; Frisch, Max; Kutter, Markus 1956: Die neue Stadt.
14 Burckhardt, Lucius; Frisch, Max; Kutter, Markus 1955: achtung: die Schweiz, S. 4 f.
15 Ebd., S. 5.
16 Ebd., S. 10.
17 Ebd.
18 Ebd., S. 4.
19 Ebd., S. 18 f.

zurück

Den «Vorschlag zur Tat», den Lucius Burckhardt, Max Frisch und Markus Kutter in ihrer Schrift beliebt zu machen suchten, den hatten Burckhardt und Kutter bereits im Winter 1952/53 als Reaktion auf einen Referendumskampf um bauliche Veränderungen in der Basler Altstadt in einer ersten Schrift mit dem Titel «Wir selber bauen unsere Stadt»[20] angedeutet. Max Frisch hatte seinerzeit dazu das Vorwort verfasst.[21] Gut zwei Jahre später nun folgte mit «achtung: die Schweiz» der konkrete Vorschlag: Eine neue Stadt sei zu gründen. Nicht als Sensation, sondern als Laboratorium. Das Stichjahr: 1964.[22] «Zwei Dinge kommen zusammen: eine grosse Aufgabe und eine grosse Verlegenheit. Ergreifen wir sie zusammen, nämlich: nehmen wir die Landesausstellung 1964 zum Anlass, unsere schweizerische Stadt zu gründen.»[23] Die Autoren unterliessen es nicht, den Weg von der Idee zur Umsetzung zu beschreiben. Sie skizzierten in groben Zügen die Möglichkeiten und hielten auch zur Finanzierungsfrage fest, dass die Stadt, die man gründen wolle, zwar den Anspruch hätte, die Landesausstellung 1964 zu sein, aber gleichzeitig mehr sei als nur eine Ausstellung, mehr sei als eine provisorische Stätte des Vergnügens und der vaterländischen Feste. Sie schaffe, wirtschaftlich gesprochen, reale Werte. Die Schweizerinnen und Schweizer verpulverten nicht fünfzig Millionen, sondern investierten dreihundert Millionen in ein nachhaltiges Projekt mit Lebensdauer.[24]

Es war diese Vision, die Diggelmann vor Augen hatte, als er sich im Herbst 1963 mit der Entstehungsgeschichte der Expo 64 befasste und enttäuscht war über die seiner Meinung nach fehlenden Impulse zur Landesausstellung. Eine neue Stadt, eine neue Siedlung: «Das wäre eine Leistung!»,[25] rief er aus.

«Die Ideen seien nicht verloren»[26] überschrieb er darum hoffnungsvoll seinen zweiten Beitrag zur Geschichte der Landesausstellung in der «National-Zeitung», allerdings nur um ein paar Zeilen später festzustellen, dass die Idee einer neuen Stadt es eben doch sei, verloren nämlich. Zwar falle auf, so Diggelmann, wie sehr die Leute, die die Expo 64 verwirklichen müssten, sich anstrengten, so zu tun, als seien die ursprünglichen Ideen gar nicht verloren, glauben wollte er es ihnen indes nicht. Zwar erwartete auch er wie Expo-Direktor Alberto Camenzind, dass die Expo 64 zum Gespräch zwischen Schweizern werde, im Gegensatz zum Direktor befürchtete Diggelmann aber, dass es ein Gespräch würde zwischen Schweizern, die haben und ausstellen, und Schweizern, die nichts haben und das Ausstellungsgut für ein paar Fränkli sehen dürfen.[27]

20 Burckhardt, Lucius; Kutter, Markus 1953: Wir selber bauen unsere Stadt.
21 Zur Vorgeschichte von «achtung: die Schweiz» siehe auch Ganz, Martin 1991: Nonkonformes von vorgestern, S. 378 f.
22 Burckhardt, Lucius; Frisch, Max; Kutter, Markus 1955: achtung: die Schweiz, S. 34 f.
23 Ebd., S. 36.
24 Ebd., S. 47.
25 National-Zeitung: 20. 10. 1963.
26 Ebd.: 31. 10. 1963.
27 Ebd.

zurück

Die Kritik Diggelmanns am Modell der bevorstehenden Landesausstellung verschärfte sich mit jedem weiteren Artikel. Quasi permanent die «neue Stadt» aus dem Traktat «achtung: die Schweiz» im Hinterkopf, erkannte Diggelmann das eine Mal «zu viele Köche»[28] und vor allem zu viele Aussteller, die an der Entwicklung der Landesausstellung mitreden wollten, das andere Mal zitierte er «böse Zürcher»,[29] die behaupteten, dass nicht einmal die Hälfte der von der Expo-Leitung erwarteten zwölf bis dreizehn Millionen Besucher an die Expo 64 kommen würden.[30]

Selbst zum bösen Zürcher wurde Diggelmann schliesslich in Beitrag fünf seiner sechsteiligen Artikelserie zur Expo 64. Er befasste sich darin konkret mit dem Bild der Schweiz, das die Leitung der Landesausstellung entwerfen wollte. Er zitierte dazu aus einer Informationsbroschüre der Informationsstelle der Expo 64, die in der Landesausstellung die treffliche Möglichkeit sah, das Ausland mittels Informationskampagnen über die Schweiz zu informieren und daneben den eigenen Landsleuten zu ermöglichen, das eigene Land besser kennenzulernen. Diggelmann nannte explizit das Propagandabüro der Expo, welches sich für eine weitere Broschüre mit der Frage befasste, was die Schweiz eigentlich sei. Mit dem Endprodukt, einem Wurfprospekt, konnte sich Diggelmann genauso wenig anfreunden wie mit den Werbeplakaten, die für die Landesausstellung produziert wurden.[31] «[…] grafisch einfach schlecht. […] Und sprachlich? Schon der Titel ist unmöglich: ‹Die Schweiz von morgen lädt Sie … nach Lausanne›. Was soll das, was ist das: ‹Die Schweiz von morgen›? […] Die Armee wird schlicht als ‹Symbol für die Lebenskraft des ganzen Schweizervolkes› aufpoliert. Im Ernst, mit einem solchen Produkt kann die Expo-Leitung im Ausland nur eines erreichen: Dass die Ausländer uns nicht mehr mit Missgunst betrachten, sondern schadenfroh werden: Ein so unterentwickeltes Land im Zentrum Europas!»[32] Diggelmann schloss mit der Feststellung, dass er sich, wäre es zum Projekt einer neuen Stadt gekommen, diese Formulierungen noch halbwegs hätte gefallen lassen, aber so sei es wirklich ein Jammer.[33]

Diggelmann hielt vom Gesamtprojekt Expo 64 wenig – das ist aus den Zeitungsartikeln unschwer herauszulesen. Viel lieber wäre ihm eine Landesausstellung im Sinne von «achtung: die Schweiz» gewesen und vor allem wollte er den Expo-Machern schlicht nicht abkaufen, dass sie mit ihrer Landesausstellung ein unverfälschtes Spiegelbild der schweizerischen Wirklichkeit anstrebten.[34]

Diggelmanns Artikelreihe war nicht der einzige hinterfragend-kritische Kommentar im Vorfeld der Expo 64. Die Haltung der Waadtländer Radikalen und

28 Ebd.: 4. 11. 1963.
29 Ebd.: 12. 11. 1963.
30 Ebd.
31 Ebd.: 14. 11. 1963. / Ebd.: 18. 11. 1963.
32 Ebd.: 14. 11. 1963.
33 Ebd.
34 Zürcher Woche: 10. 1. 1964.

zurück

der Wirtschaftsvertreter der renommierten Waadtländer Ausstellung «Comptoir Suisse» – sie hatten zusammen in diversen «comités» bei der Landesausstellung die Federführung – mochte so mancher nicht teilen. Die Diagnose der Expo-Verantwortlichen, nämlich dass die schweizerische Gesellschaft in einem Immobilismus zu erstarren drohte, entsprach zwar durchaus einer allgemein verbreiteten Meinung; ihre Idee, auf diesen Immobilismus mit einer Rückbesinnung auf die schweizerischen Grundwerte zu reagieren, provozierte jedoch keineswegs nur positives Echo. Auch innerhalb des Expo-Teams gab es dazu unterschiedliche Auffassungen. Das Gleiche galt für das von einer hochkarätig besetzten Studiengruppe erarbeitete Konzept der «Schweizer Konstanten». Demzufolge sollten, in Anlehnung an den Höhenweg der Landi 39, an der Expo 64 mit einem «Weg der Schweiz» die schweizerischen Eigenarten vorgehoben werden. Stichworte dazu waren Wehrwille, Hirtentum, Partikularismus, Ehrenhaftigkeit, Unabhängigkeitswille, Föderalismus, Neutralität, Demokratie und sachliche Tüchtigkeit. Wie umstritten diese Begriffe waren, wurde spätestens deutlich, als die relativ vagen Inhalte der Broschüre «Pour la Suisse de demain: croire et créer» in eine konkrete Form gebracht werden sollten. Hier nun traten die zum Teil sehr unterschiedlichen Auffassungen in den heterogen zusammengesetzten Arbeitsgruppen klar hervor. Zudem griffen Bundesratsmitglieder, zum Teil mehrere zusammen, mehrfach ins Konzept der Expo 64 ein, sodass zum Beispiel von der ursprünglichen Idee, sich dem auf einem jeweils typisch männlichen und einem typisch weiblichen Lebenslauf aufbauenden «Homo helveticus» mittels Fragebogen zu nähern, nur eine abgespeckte Variante blieb. Entweder wurden brisante Themen gemieden oder durch eine unpolitischere Fragestellung abgeschwächt.[35] Es ging um eine Güterabwägung zu den Schwerpunkten der bevorstehenden Expo 64, eine Abwägung, die Historiker Roger Sidler auf den Punkt brachte mit der Formel, dass in der Gestaltung der Expo 64 die eine Seite im «créer», die andere im «croire» den Schlüssel für die Zukunft meinte entdeckt zu haben.[36]

Vor diesem Hintergrund und unter Berücksichtigung des Umstandes, dass die Landesausstellung in der welschen Schweiz über die Bühne gehen würde, überrascht nicht, dass sich neben Diggelmann auch viele Deutschschweizer Zeitungen aus unterschiedlichen politischen Lagern negativ-kritisch, zum Teil gar schroff ablehnend zur bevorstehenden Expo äusserten. Darunter so bekannte Blätter wie die NZZ und die «National-Zeitung». Roger Sidler hat es so formuliert: «Von nicht enden wollenden ‹Schnitzern› und ‹Skandalen› der ‹rührigen Leute in Lausanne› war die Rede. Es wurden Stimmen laut, die sich besorgt fragten, ob die Welschen überhaupt in der Lage seien, eine Landesausstellung zu organisieren. Der Redakteur Alfred Peter schlug im Frühjahr in der ‹National-Zeitung› sogar vor, die Expo 64 in Anbetracht der Konjunkturüberhitzung und der mangelnden Unterstützung der Bevölkerung auf ein späteres Datum zu verschieben. Den meis-

35 Sidler, Roger 1998: «Pour la Suisse de demain: croire et créer», S. 40–45.
36 Ebd., S. 44.

zurück

ten Redakteuren erschien das Expo-Konzept, das sie mit der in ihrer Erinnerung äusserst populären und erfolgreichen ‹Landi› 1939 in Zürich verglichen, zu oberflächlich. Im Unterschied zum Heimatstil der ‹Landi› empfanden sie die Lausanner Architektur als kalt, futuristisch und avantgardistisch. Der Vorwurf des Intellektualismus machte die Runde.»[37]

Die Ursache für die Skepsis gegenüber der Expo 64 mochte bei Diggelmann und den Kritikerkollegen zwar an unterschiedlichen Orten liegen, in ihrem Fazit zur bevorstehenden Landesausstellung aber deckten sich ihre Meinungen über weite Strecken. Die Expo 64, so ihre Bilanz, sei zu wenig durchdacht und habe mit dem «wahren», dem gelebten Bild der Schweiz nur wenig gemein. Und die Kritik verstummte auch nach der Eröffnung der Expo 64 nicht. Die «Zürcher Woche», welche wenige Wochen zuvor schon in der Landi 39 nichts als eine «fromme Lüge»[38] erkannt hatte, kommentierte den «Weg der Schweiz» an der Expo 64 nach einem ersten, ausgedehnten Besuch einer Dreierdelegation mit «Alter Wein in neuen Schläuchen».[39] Das Blatt nannte die Expo 64 «eine Ausstellung hochbegabter Illusionisten, die uns mit perfekter mordernistischer Allüre das Bild einer futuristischen Schweiz vorflunkern, einer Schweiz, die nicht nur mit der Zeit Schritt hält, sondern der Zeit weit vorauseilt. […] Die Expo 64 ist eine Kopfschüttler-Landi, eine Ausstellung der stillen Enttäuschungen und Ärgernisse, wobei die Besucher aus der deutschen Schweiz ihren Ärger wenigstens mit der Genugtuung dämpfen werden, dass ‹die Welschen eben keine Landi machen können›. Warum musste es denn sein? Warum?»[40] Wenn auch andere Journalisten der «Zürcher Woche» in derselben Ausgabe mildere, positivere Worte zur Expo 64 fanden,[41] so lautete das harte Urteil des «Zürcher Woche»-Chefredaktors Roman Brodmann. Mit seiner Meinung stand er keineswegs allein.

Die unmissverständlichste Kritik an der Expo 64 äusserten schliesslich acht Journalisten in einer Publikation mit dem Titel «Expo 64 – Trugbild der Schweiz».[42] Verantwortlich zeichneten namentlich Arnold Künzli, Privatdozent an der Universität Basel, Rolf Eberhard und Alfred Peter von der «National-Zeitung», Peter Meier vom «Tages-Anzeiger», Walter Biel von der «Tat», Peter Rippmann vom «Beobachter», Paul Ignaz Vogel von der «Neutralität» und der freie Journalist Manuel Isler.[43] Wie schon Burckhardt, Frisch und Kutter in ihrem Traktat «achtung: die Schweiz» knapp zehn Jahre zuvor, orteteten die Verfasser von «Expo 64 – Trugbild der Schweiz» fast überall Handlungsbedarf und bezeichneten konkret acht Problemfelder: «Neutralität und Integration» (Peter Rippmann), «Strukturprobleme der Demokratie» (Peter Meier), «die Schweiz und der Osten» (Arnold

37 Ebd., S. 46.
38 Zürcher Woche: 10. 4. 1964.
39 Ebd.: 1. 5. 1964.
40 Ebd.
41 Ebd.
42 Rippmann, Peter; Meier, Peter et al. 1964: Expo 64 – Trugbild der Schweiz.
43 Zürcher Woche: 14. 5. 1965.

zurück

Künzli), «die verdrängte Minderheitenfrage» (Paul Ignaz Vogel), «Erziehung und Nachwuchs» (Manuel Isler), «schweizerische Agrarpolitik» (Walter Biel), «Boden- und Bauprobleme» (Alfred Peter) und «schweizerische Militärpolitik» (Rolf Eberhard).[44] Weil die Autoren schrieben, was man hätte zeigen müssen an der Expo 64, war die Publikation nach Meinung des «Zeitdiensts» ein ausgezeichneter Kontra-Führer durch die Expo, den jeder Besucher studiert haben musste.[45] Die Streitschrift war in ihrer Aufmachung, im Tonfall und in der Wahl der Themen dem oppositionellen Kurs der sogenannten Nonkonformisten entsprechend mit radikalen Einsichten und Kritiken gespickt und löste auch darum einige Diskussionen aus.[46] An mehreren Stellen trugen die acht Autoren, wenn vielleicht auch nicht bewusst, die Kritik, die Diggelmann bereits im Herbst 1963 in der «National-Zeitung» geäussert hatte, weiter und präzisierten sie. Eigentlich nahmen sie Bundesrat Hans Schaffner beim Wort, der sagte: «Wir sollten als Demokraten genügend gefestigt sein, um in aller Öffentlichkeit den fruchtbaren Dialog frei zu führen.»[47] Genau das hatten die Verfasser mit «Expo 64 – Trugbild der Schweiz» vor.

Anstelle eines Vorworts stellten die Autoren auf den ersten zwei Seiten des Buches ihre Motive und Ziele vor. Sie wollten in ihrem Buch die an der Expo 64 aufgestellten Thesen untersuchen, möglicherweise Antithesen aufstellen und dabei die Expo und ihre Aussagen immer ernst nehmen. Wenn sich die Landesausstellung in Lausanne vorstellte mit «Werk der ganzen Nation, des ganzen Volkes»,[48] dann verlangten die Autoren, dass eben auch Themen wie der jurassische Separatismus oder die Gastarbeiterfrage angegangen würden. Dieselbe Ernsthaftigkeit wurde verlangt, wenn auf dem «Weg der Schweiz» gefordert wurde, nur «durch die ehrliche Besinnung auf uns selbst wird es uns gelingen, die Schweiz von morgen zu schaffen».[49]

An zwei Beispielen sei kurz auf den Inhalt des Traktats eingegangen. Peter Rippmann, der als Redakteur des «Beobachters» die Expo 64 schon vor der Veröffentlichung des Buches als «phantasielosen Abklatsch der Bundesbürokratie»[50] bezeichnet hatte, erkannte in seinem Artikel, dass sich die grossen Worte, wie «Pour la Suisse de demain – croire et créer» an der Landesausstellung bei näherer Prüfung als blosse Schlagworte erwiesen.[51] Er führte dies konkret aus. Hinter dem Anspruch, die Zukunft zu enthüllen, verberge die Expo 64, soweit vom innern Bild der Schweiz und ihren politischen Erscheinungsformen die Rede sei, den Willen, den Bürger mit kaum merklicher, sanfter Gewalt dem Immobilismus, der Sterilität, der Fantasielosigkeit zu verpflichten.[52] Auf seinem Gang durch den «Weg

44 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 232.
45 Zeitdienst: 22. 8. 1964.
46 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 233.
47 Rippmann, Peter; Meier, Peter et al. 1964: Expo 64 – Trugbild der Schweiz, S. 11.
48 Ebd., S. 9.
49 Ebd., S. 10.
50 Zeitdienst: 22. 8. 1964. Dort zitiert nach Beobachter: 15. 7. 1964.
51 Rippmann, Peter 1964: Reaktion in der Schweiz, S. 13.
52 Ebd., S. 13.

zurück

der Schweiz» entdeckte Peter Rippmann in vielen Aussagen darum Unwahrheiten. Zum Beispiel in der Bundesverfassung, die zukunftsgerichtet sein wolle, aber nach wie vor Ausnahmeartikel zum Jesuiten- und Schächtverbot enthalte, die ganz eindeutig die sonst garantierten Glaubens- und Gewissensfreiheiten einschränkten. Rippmann forderte hier eine Totalrevision der zur abgegriffenen Selbstverständlichkeit gewordenen Bundesverfassung.[53] Oder wenn die Expo 64 Wege zum neuen Europa und zur Welt weisen wolle, Europa als Thema von den Organisatoren der Expo 64 aber schlicht unterschlagen werde.[54] «Europa ist kein Problem, darf keines sein. Es ist kein Zufall, dass das Wort Integration im ‹Weg der Schweiz› nicht vorkommt.»[55] Rippmann sprach auch von der Neutralität, die – zusammen mit dem Anspruch auf Unabhängigkeit, mit dem Föderalismus und der Wehrhaftigkeit – als eigentliches Zentrum der Bundesverfassung und unserer Politik nach aussen aufgefasst werde. Aber nur scheinbar. Eigentlich wirke der Anspruch der Neutralität terrorisierend auf die Öffentlichkeit, die kaum über Neutralität spreche und sie trotzdem als Bestandteil des Nationalbewusstseins wahrnehme. So habe man sich in konsequenter Einmütigkeit auf die Seite der Guten gestellt und sich mit dem Westen gegen den Kommunismus solidarisiert, ohne sich dabei ernsthaft Gedanken über die Geschichte zu machen. Natürlich weil es tabu sei.[56]

Exakt hier setzte Arnold Künzli an, wenn er in seinem Aufsatz dem Verhältnis der Schweiz zum Kommunismus auf die Spur zu kommen suchte und die für ihn wichtige Frage untersuchen wollte, wie dieses Verhältnis an der Expo 64 dargestellt werde.[57] «Hat die Expo den Mut, zu ihrem eigenen Programm zu stehen und in dieser das Volk zutiefst erregenden politischen Frage dem Besucher zu helfen, ein eigenes, sachliches Urteil zu formulieren und sich bewusst zu werden, wo wir als Einzelne und als Nation in Sachen Kommunismus stehen und wohin wir gehen? Die Antwort lautet: Nein.»[58] Und somit sei ein entscheidendes Problem der Epoche an der Landesausstellung kurzerhand ausgeblendet worden. Der «Weg der Schweiz», so Künzli, scheine den Kalten Krieg noch nicht wahrgenommen zu haben, Karl Marx sei nirgends ein Begriff und auf die weite Welt des Kommunismus fehle jeglicher Hinweis.[59] Arnold Künzli erkannte in der Expo 64 genau jenes Schreckgespenst, das 1955 schon Lucius Burckhardt, Max Frisch und Markus Kutter in «achtung: die Schweiz» an die Wand der helvetischen Zukunft gemalt hatten: Es werde auf dem «Weg der Schweiz» vom Verständnis für den anderen gesprochen in einem Land, «das allzu gerne ‹anders› (als man selbst) mit ‹schlechter› (als man selbst) verwechselt, das wie kaum ein anderes unfähig ist, andere Völker aus ihrer Geschichte und Eigenart heraus zu verstehen, das mit erhobenem Zeigefinger

53 Ebd., S. 14.
54 Ebd., S. 15.
55 Ebd.
56 Ebd., S. 19–22.
57 Künzli, Arnold 1966: Die Neurose des Igels, S. 36.
58 Ebd., S. 37.
59 Ebd.

zurück

schulmeisterlicher Selbstgerechtigkeit durch die Welt läuft, das die italienischen Gastarbeiter als Parias und die Slawen als halbbarbarische Primitivlinge betrachtet und deshalb auch kaum ein echtes Verständnis für die Völker unter kommunistischem Regime aufbringt, da es immer nur *seine* Situation, *seine* Wünsche und *seine* Interessen auf die anderen projiziert und letztlich gar nicht so sehr deren als vielmehr immer nur die eigene Freiheit meint.»[60]

Die einzige Anspielung auf das Problem «Osten» machte Arnold Künzli im Ausstellungspavillon «Wehrhafte Schweiz» und im «potemkinschen Igel»[61] aus. So fragte er sich, ob es nicht die Aufgabe eines auf schier wunderbare Weise heil gebliebenen neutralen und friedfertigen Kleinstaates Schweiz gewesen wäre, in der beginnenden macht- und militärpolitischen Auseinandersetzung zwischen Ost und West mit ihrer auf beiden Seiten zu verzeichnenden Tendenz zur Dämonisierung des Gegners und Mythologisierung des ganzen Konflikts kühlen Kopf zu bewahren und die Stimme der Vernunft und der Sachlichkeit ertönen zu lassen. Doch stattdessen habe man sich in einer der Situation nicht angepassten Winkelried-Pose an die Spitze des Heerlagers der «Kalten Krieger» gestellt, habe die Dämonisierung des Kommunismus bis zum Exzess mitgemacht und habe an hysterischem Antikommunismus sogar manche Westmacht übertroffen.[62]

Das Traktat «Expo 64 – Trugbild der Schweiz» erschien pünktlich zur Halbzeit der Landesausstellung, zu einer Zeit, als die Besuchereintritte endlich die erwarteten Werte erreicht hatten, «die Landesausstellung endgültig die Gunst des Publikums erobert hatte»[63] und die anfängliche Skepsis der Schweizerinnen und Schweizer in der Beurteilung der Expo 64 einem positiven Grundgefühl gewichen war. Möglicherweise zog die Veröffentlichung des streitbaren Buches gerade deshalb eine wochenlange Auseinandersetzung nach sich.

Ob, wie ein kurzer Brief Diggelmanns an Roman Brodmann andeutet, Diggelmann wie auch Brodmann an der Ausgestaltung der Streitschrift beteiligt waren, bleibt unklar. Beide standen damals im Dienst der «Zürcher Woche» – jener als Kolumnist, dieser als Chefredakteur. Gesichert scheint, dass ihre Beteiligung am Buch in irgendeiner Form zumindest eine Zeit lang zur Diskussion stand. Mitte Mai, nach der Eröffnung der Expo 64, aber Monate vor der Veröffentlichung der Streitschrift, schrieb Diggelmann an Roman Brodmann: «Ich habe Ihre Frau gebeten, Sie vor oder auf der Reise in den Süden über das Projekt «Expo 64 – ein Trugbild der Schweiz» zu informieren. […] Ich persönlich finde, gerade Sie sollten nicht fehlen, gerade Sie verfügen über die Feder, die für die Realisierung eines solchen Projektes nötig ist.»[64]

60 Ebd., S. 38.
61 Ebd., S. 39–43.
62 Ebd., S. 44 f.
63 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli.
64 Diggelmann, Walter Matthias an Brodmann, Roman: 21. 5. 1964.

zurück

Brodmann entschied sich offenbar, selbst keinen Text zu schreiben, besprach die Publikation unter dem Titel «Attentat auf die Expo»[65] in der Folge aber ausführlich in der «Zürcher Woche». Er erkannte in der Streitschrift aus dem Hause der Basilius-Presse eine Auseinandersetzung mit der Expo 64, die sich wohltuend unterscheide vom «lustlosen Positivismus, mit dem die Presse des Landes im allgemeinen ihre obligaten Sympathieadressen nach Lausanne schickte, nachdem das Eröffnungsbankett in der Festhalle verrauscht war.»[66] Die Schrift der acht Autoren war für Brodmann die bis dahin fruchtbarste Auseinandersetzung mit der Expo 64 – sorgfältig durchdacht, analysiert und gut belegt.[67] Auch Ulrich Kägi vom «Volksrecht» und Karl Kränzle von der «National-Zeitung» besprachen die Publikation wohlwollend,[68] wenn für Kränzle auch klar schien, dass damit an den entscheidenden Säulen des wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Lebens der damaligen Schweiz gerüttelt werde.[69]

Interessanterweise traten nach der Veröffentlichung der kritischen Publikation und der Besprechung in der «Zürcher Woche» in der Zürcher Presselandschaft wieder althergebrachte Debattiermuster in den Vordergrund. Während die Deutschschweizer Presse vor und direkt nach der Eröffnung der Expo 64 noch mehr oder weniger einstimmig gegen die welschen Expo-Organisatoren geschossen hatte, brach im Disput um die Streitschrift «Expo 64 – Trugbild der Schweiz» wieder die altbekannte Front auf zwischen bürgerlich-konservativ und linksliberal, zwischen NZZ und «Zürcher Woche».[70]

Auslöser des sich in die Länge ziehenden Zeitungsstreits, der am Schluss vor Gericht landete, war Fred Rihners Besprechung von «Expo 64 – Trugbild der Schweiz» in der NZZ; prominent platziert im Inlandteil der Wochenendausgabe der NZZ. In der Publikation erkannte Rihner eine destruktive Polemik, die als klassisches Beispiel verantwortungsloser Journalistik gelten dürfe. Mit den Mitteln des Zynismus, so Rihner, würden die aktuelle Staatsform, Gesinnung und Lebensart der Schweiz unmöglich gemacht. Unter dem Vorwand, sich mit der Expo 64 auseinanderzusetzen, hätten sich acht vorwiegend in Basel wirkende Journalisten zusammengetan, um sich in einem verletzenden Pamphlet mit ihrem Nonkonformismus in eidgenössischen Dingen zu brüsten.[71] «Mir klingen noch die defaitistischen Thesen im Ohr, mit denen ein Burri und seine Mitangeklagten vor beinahe zwei Jahrzehnten im Zürcher Schwurgerichtssaal gegen die Schweiz fochten. Sie

65 Zürcher Woche: 21. 8. 1964.
66 Ebd.
67 Ebd.
68 Volksrecht: 22. 8. 1964. / National-Zeitung: 20. 8. 1964.
69 National-Zeitung: 20. 8. 1964.
70 Eine Ausnahme war die Besprechung von Carl Miville in der Basler «AZ Abendzeitung». Ähnlich wie die NZZ erkannte der Sozialdemokrat in den Urhebern der Schrift eine Schar von intellektuellen und pseudointellektuellen Zeitungsschreibern, denen die Schweiz offenbar verleidet sei. Mit der «verdrossenen Skepsis» und der «bösartigen Nörgelei» konnte Miville gar nichts anfangen. Wer an die Expo 64 gehe, der komme doch gewöhnlich begeistert nach Hause. AZ Abendzeitung: 29. 8. 1964.
71 Neue Zürcher Zeitung: 6. 9. 1964.

zurück

decken sich auf weite Strecken mit den Argumenten der acht Demagogen. Wer hätte damals geahnt, dass es einmal grosse Mode würde, unter dem Deckmantel des ‹mutigen Nonkonformismus› und unter Anrufung des Rechtes auf freie Meinungsäusserung alle Werte umzuwerten.»[72]

Mit diesem Votum betrat Rihner allerdings ein Minenfeld. Franz Burri, geboren 1901 und gestorben 1987, war zeitlebens bekennender (und radikaler) Nationalsozialist. Daran hatte auch sein zehn Jahre dauernder Schweizer Gefängnisaufenthalt zwischen 1949 und 1959 nichts geändert. Bereits zwischen 1934 und 1938 hatte Burri in Luzern die von Deutschland finanziell unterstützte Internationale Presseagentur geleitet und darüber Nazipropaganda vertrieben. Auf ein Verbot der Presseagentur folgte eine Neugründung in Wien. 1941 bewarb sich Franz Burri mit der Denkschrift «Zur Lage in der Schweiz» um Aufnahme seiner Organisation in die SS, erhielt von Reinhard Heydrich aber eine Abfuhr. Danach gründete Burri den Nationalsozialistischen Schweizerbund, wurde 1942 Reichsdeutscher und Mitglied in der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Er setzte der schweizerischen Unabhängigkeit die Idee eines grossgermanischen Reichs entgegen. 1949 wurde Burri wegen Angriffs auf die Unabhängigkeit der Schweiz vom Bundesgericht zur Höchststrafe von 20 Jahren Zuchthaus verurteilt. 1959 wurde er vorzeitig in die Bundesrepublik Deutschland entlassen, wo er bis zum Lebensende 1987 in Lindau wohnte und weiterhin in rechtsextremistischen Organen publizierte.[73]

Fred Rihner verglich die acht Autoren also nicht mit irgendjemandem, sondern mit einem der bekanntesten Schweizer Landesverräter zur Zeit des Zweiten Weltkrieges. Es dauerte nicht lange, bis Reaktionen folgten. «Tages-Anzeiger»-Chefredakteur Walter Stutzer meldete sich als Erster zu Wort. Er kritisierte die NZZ-Buchbesprechung von «Expo – Trugbild der Schweiz» scharf. Die Autoren des Traktats würden von Rhiner als Demagogen verunglimpft und mit einem Landesverräter gleichgesetzt. «Wie weit ist es eigentlich mit der Inlandredaktion dieses Blattes gekommen?»,[74] fragte sich Stutzer rhetorisch und schloss gleich selbst, dass der unhaltbare Vorwurf des verantwortungslosen Journalismus auf den Absender zurückfalle.[75]

Die NZZ wunderte sich eine Woche später ihrerseits in einer kurzen Replik über den in Harnisch geratenen Chefredakteur des «Tages-Anzeigers» und schrieb dessen heftige Reaktion auf Fred Rihners Buchbesprechung dem Umstand zu, dass es sich bei einem der Verfasser von «Expo 64 – Trugbild der Schweiz» – konkret gemeint war Peter Meier – um einen Jungjournalisten aus dem Hause des «Tages-

72 Ebd.

73 Egloff, Gregor 2011: Franz Burri.

74 Tages-Anzeiger: 12. 9. 1964.

75 Ebd. / In derselben Ausgabe des «Tages-Anzeigers» besprach Edmond Tondeur das Buch «Expo 64 – Trugbild der Schweiz» distanziert kritisch. Die Autoren hätten schweres Geschütz aufgefahren, eine Landesausstellung könne aber auf die geäusserten aktuellen Forderungen und Probleme nur bedingt Antwort geben. Tondeur begrüsste aber, dass öffentlich über die Expo diskutiert wurde. Tages-Anzeiger: 12. 9. 1964.

zurück

Anzeigers» handelte. Die NZZ distanzierte sich mit keinem Wort von der Besprechung Rihners, im Gegenteil, sie doppelte nach, wiederholte das bereits Gesagte und ergänzte: «Nonkonformismus ist übrigens, so möchten wir feststellen, nicht ein Verbrechen, sondern eine bestimmte Haltung, die allerdings dann auszuarten droht, wenn sie, wie in der umstrittenen Broschüre, in einer raffinierten ‹L'art pour l'art›-Manier betrieben wird.»[76] Für die NZZ war klar, dass sich die Publikation wenig zur Auslösung fruchtbarer Gespräche eignete.[77]

Für die «Weltwoche» war in einer Rückschau einige Wochen später aber ebenso klar, dass hier eine NZZ auftrat, die im innenpolitischen Meinungsstreit gar nicht debattieren wollte, sondern mit Vorliebe und magistraler Gebärde Zensuren verteilte. Zum Nonkonformismus entgegnete die «Weltwoche», wie wenn es auf der Hand läge: «Die Streitschrift: natürlich ist sie nonkonformistisch. Jede Schrift, die kritisiert, die Alternativen erwägt, die nicht in den Kanon der offiziellen und amtlich gebenedeiten Thesen einstimmt, ist nonkonformistisch.»[78]

Selbst wenn die NZZ mit ihrer Feststellung, dass das Buch zu einem fruchtbaren Gespräch wenig beitragen könne, recht behalten hätte, es hätte die acht angegriffenen Autoren kaum davon abgehalten, sich gegen die rihnersche Attacke in der NZZ zur Wehr zu setzen. Die Autoren versuchten es zuerst auf dem üblichen Weg: mit einer sofortigen Erwiderung in den Spalten der NZZ. Arnold Künzli wurde in dieser Situation die Führungsrolle zugesprochen, er sollte einen Entwurf für die Entgegnung ausarbeiten und einen Brief an die NZZ richten.[79] Im Namen der Autoren verlangte Künzli von der Redaktion der NZZ eine publizierte Stellungnahme, mit der sie sich von Rihners Diffamierungen und Tatsachenverdrehungen distanzierte. Aber Künzlis Versuch scheiterte, der Brief zeigte keinerlei Wirkung und die NZZ lehnte ab. Sie wollte sich nicht von Nonkonformisten belehren lassen darüber, wie man Zeitung mache.[80]

Schliesslich erschien die Stellungnahme erst viele Wochen später in einem Artikel der «Weltwoche». Dort war dann nachzulesen, was in der NZZ hätte stehen sollen als Entgegnung auf die Buchbesprechung Rihners. Zum Beispiel: «Wir halten fest: die ‹Neue Zürcher Zeitung› unterstellt in Fred Rihners Artikel, dass im ‹Beobachter›, in der ‹National-Zeitung›, im ‹Tages-Anzeiger› und in der ‹Tat› Redaktoren mit einer zuchthauswürdigen, landesverräterischen und kriminellen Gesinnung à la Franz Burri und Konsorten tätig sind. Dazu ist ein Kommentar nicht mehr möglich. […] Fred Rihner behauptet weiter, es sei die Absicht der acht Autoren gewesen, ‹die schweizerische Staatsform, schweizerische Gesinnung und schweizerische Lebensart vorzugsweise mit den Mitteln des Zynismus unmöglich zu machen›. In Wirklichkeit ging es den Autoren darum, die schweizerische Staatsform, Gesinnung und Lebensart davor zu bewahren, durch einen weiteren

76 Neue Zürcher Zeitung: 17. 9. 1964.
77 Ebd.
78 Weltwoche: 11. 12. 1964.
79 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 234.
80 Weltwoche: 11. 12. 1964. / Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 235.

zurück

Rückzug aus Politik und Geschichte eines Tages ‹unmöglich› zu werden. […] Es wäre noch viel zu diesem Artikel von Rihner zu sagen. Sein Ton und Inhalt sind so unglaublich, dass man sich fragen muss, ob er überhaupt auf normale Weise in die ‹Neue Zürcher Zeitung› gelangte. Jedenfalls ist es undenkbar, dass andere Zeitungen vom Weltrang der ‹Neuen Zürcher Zeitung› – ‹Le Monde› etwa oder der ‹Guardian› oder die ‹Stampa› – die ‹Auseinandersetzung› mit einer politischen Publikation zu einer brennenden nationalen Frage auf einem derartigen Niveau führen könnten.»[81]

Weil sich die NZZ im September 1964 geweigert hatte, sowohl diese Stellungnahme der Autoren abzudrucken, als auch die Aussagen Fred Rihners in irgendeiner Form zu berichtigen, sich davon zu distanzieren oder die darin enthaltenen Diffamierungen und Tatsachenverdrehungen zurückzunehmen, entschieden die acht Autoren, auf Ehrverletzung durch die Presse zu klagen.[82] Am 14. November reichte der bekannte Basler Rechtsanwalt Robert Meyer als Vertreter der acht Autoren beim Präsidenten des Bezirksgerichts Zürich Klage ein gegen den Journalisten Fred Rihner.[83] Am 19. Januar 1965 kam es im Bezirksgericht in Zürich zur Verhandlung.[84]

Wie sich vor Gericht herausstellte, schrieb der gelernte Kaufmann Fred Rihner als freier Journalist nur ab und zu Artikel über Musik und Kunst. Für die NZZ hatte er vor dem 6. September 1964 noch gar nie geschrieben. Rihner hatte seine drei Wochen Ferien im August praktisch ausschliesslich zum Besuch der Expo genutzt. Der Artikel «Ein nonkonformistisches Pamphlet» sei aus eigenem Anlass entstanden, nachdem er in der «Zürcher Woche» zuerst eine Besprechung von «Expo 64 – Trugbild der Schweiz» gelesen habe, danach per Zufall an das Buch herangekommen sei und sich anschliessend fürchterlich aufgeregt habe. Darauf habe er einen Leserbrief geschrieben und an die NZZ geschickt. Den Prozess gegen Burri und Konsorten hatte Rihner nach eigener Aussage in den späten 1940er-Jahren offenbar «live» im Gerichtssaal miterlebt. Nun aber selbst vor Gericht stehend, entschuldigte sich Rihner in aller Form und beteuerte, dass er nie habe sagen wollen, dass die Autoren von «Expo 64 – Trugbild der Schweiz» eine nationalsozialistische Gesinnung hätten. Warum er die acht Autoren dennoch mit Burri verglich? Rihner hatte darauf im Gericht nur eine Antwort: Das stete Herunterreissen alles dessen, was den Schweizern wertvoll sei, das sei ihm bekannt vorgekommen und das habe ihm den Gedankensprung zu dem gegeben, was Burri seinerzeit gesagt hatte. Die Parteien einigten sich in der Folge auf einen Vergleich. Die Kosten der Verhandlung gingen zulasten Rihners und die NZZ musste einwilligen, den Vergleich zu publizieren.[85]

81 Weltwoche: 11. 12. 1964.
82 Ebd. / Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 235.
83 Weltwoche: 11. 12. 1964.
84 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 235.
85 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 235. / Zürcher Woche: 14. 5. 1965.

zurück

Dies geschah am 7. Mai 1965. Rihner wurde dort öffentlich zitiert mit der Erklärung, dass er weder Grund noch Absicht gehabt habe, die Ehrenhaftigkeit, die persönliche und berufliche Integrität und den Patriotismus der acht Autoren anzuzweifeln. Er bedauere deshalb, dass er die acht Autoren mit den landesverräterischen Umtrieben eines Franz Burri in Verbindung gebracht habe. Eine solche Absicht habe ihm ferngelegen.[86]

Dass die NZZ in den Vergleich direkt involviert war, der Vergleich zu ihren Ungunsten ausgefallen war und dass das bürgerliche Blatt einen als Leserbrief gedachten Text kurzerhand zu einer Buchbesprechung im Inlandteil machte und den Leserbrief damit ein Stück weit instrumentalisierte, davon war in der Veröffentlichung vom 7. Mai 1965 allerdings keine Rede – die entsprechenden Stellen wurden herausgekürzt.[87] Stattdessen sprach die NZZ in der gekürzten Meldung der Schweizerischen Depeschenagentur von zornigen jungen Männern – Arnold Künzli war 46, Rolf Eberhard 57 Jahre alt[88] – und setzte hinter die nur 24 Zeilen lange Agenturmeldung noch einen mit neuen Gehässigkeiten gespickten Kommentar.

Für die NZZ schien nach wie vor klar, dass die Autoren mit dieser Publikation nicht nur eine Breitseite des Übelwollens gegen die Expo 64 abgefeuert hatten, sondern, dass sie «zwar den Sack, nämlich die Expo, schlugen, aber den Esel, nämlich die Schweizerische Eidgenossenschaft, meinten, just diese ‹offizielle Schweiz› also, von der die Lausanner Schau ein verfälschtes Bild geboten habe, ein Trugbild […].»[89] Die NZZ betonte erneut, dass dieser «Rückenschuss gegen die Schweizerische Landesausstellung»[90] ihrer Meinung nach kein Beitrag zur politischen Meinungsbildung gewesen sei und nicht zufällig aus dem Raum Basel gekommen sei, woher schon von allem Anfang an «Anti-Expo-Kampagnen»[91] gefahren worden seien. Die Autoren hätten sich offenbar in der Rolle dieser modernen Art von Kritikern gefallen, die für sich das Recht völliger Ungebärdigkeit in Anspruch nähmen, aber mimosenhaft empfindlich reagierten, wenn ihnen ein Widersacher in der Gestalt eines gleichfalls zornigen jungen Mannes erwachse. Die NZZ war überzeugt, dass es Fred Rihner in seinem Leserbrief darum gegangen war, den unerhörten Affront anzuprangern, den die Schrift gegen die Expo 64 beging und für sie war Rihners Einsatz durchaus gerechtfertigt, denn die Broschüre rüttle, wie man gelesen habe, an entscheidenden Säulen des wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Lebens.[92] «Ein solches Rütteln kann von recht unterschiedlicher Stärke sein, nonkonformistisch-verspielt bis … Nun, wir halten hier inne, um nicht neuen Zündstoff aufzulegen.»[93] Unter dem Zwischentitel «Den acht Au-

86 Neue Zürcher Zeitung: 7. 5. 1965.
87 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 237.
88 Zürcher Woche: 14. 5. 1965.
89 Neue Zürcher Zeitung: 7. 5. 1965.
90 Ebd.
91 Ebd.
92 Ebd.
93 Ebd.

zurück

toren ins Stammbuch»[94] platzierte die NZZ am Schluss ihres Artikels einen Auszug aus einer Rede von Nationalrat und Professor Walther Hofer, die dieser im Herbst 1964 vor Zürcher Parteien gehalten hatte und in der er, vor dem Hintergrund der «Zertrümmerer-Debatte» den Begriff des «literarischen Gartenzwergs» aus der Taufe gehoben hatte.[95]

Den letzten Artikel zur Angelegenheit schrieb, einmal abgesehen von einer Zusammenfassung im «Vorwärts»,[96] die «Zürcher Woche» unter Roman Brodmann. Womit sich der Kreis gewissermassen schloss. Erst Roman Brodmanns Artikel «Attentat auf die Expo» hatte Fred Rihner derart aufgewühlt, dass er sich entschloss, jenen Leserbrief zu schreiben, den die NZZ dann als Buchbesprechung platzierte. Zum Ehrverletzungsprozess und dem damit verbundenen Vergleich zwischen Rihner und den acht Autoren hielt Brodmann fest, dass es Vergleiche gebe, die eine Niederlage ebenso deutlich machten wie ein markantes Gerichtsurteil. Der Vergleich sei ein einziges Waterloo – für Fred Rihner ebenso wie für die NZZ.[97] «Sie, jetzt anonym, was bei den sonderbaren Spielregeln dieses Blattes immer identisch ist mit offiziell, hackt zwar zwei Spalten lang noch tapfer auf den Autoren der ‹Trugbild Schweiz›-Broschüre herum, rückt aber dezent dosiert von ihrer Mitarbeiterokkasion namens Rihner ab, um sich mit dem kläglichen Vergleich keinen Stein aus der Krone ihrer Weltblatt-Allüre zu brechen.»[98] Damit war die Akte geschlossen.

Obschon Diggelmann, wie es scheint, zumindest in der Anfangsphase an der Lancierung des Traktats «Expo 64 – Trugbild der Schweiz» auf eine nicht genau bekannte Art involviert gewesen sein muss, schaltete er sich danach nicht mehr direkt in die Diskussion um die Publikation ein. Die Debatte, die er als «Zürcher Woche»-Kolumnist und als Berufskollege der Autoren sicher mitbekam, muss ihn jedoch bestärkt haben. Die Autoren von «Expo 64 – Trugbild der Schweiz» bliesen mit ihrer Kritik ins gleiche Horn wie Diggelmann in seiner Artikelreihe zur Expo 64 schon vor der Eröffnung der Landesausstellung. Sie gaben seinen im Herbst 1963 formulierten Fragen nachträglich Legitimation. Obschon die acht Autoren in ihrem 100-Seiten-Werk nicht explizit von «achtung: die Schweiz» sprachen, deuteten sie mit ihrer Kritik zumindest indirekt an, dass die Expo 64 nicht war, was sie hätte sein können. Das hatten schon Burckhardt, Frisch und Kutter, das hatte aber auch schon Diggelmann vor ihnen gesagt.

Die Auseinandersetzungen um «achtung: die Schweiz» und um «Expo 64 – Trugbild der Schweiz» und die Aussagen Diggelmanns zur Expo 64 im Vorfeld der Landesausstellung, sie verweisen allesamt auf das besondere «mentale Klima» in der Schweiz der 1950er- und 1960er-Jahre. Sie stehen exemplarisch für das Ringen um die Leitbilder und um die Kernbestände der Nachkriegsidentität in der

94 Ebd.
95 Siehe dazu Kapitel 3.1.1.
96 Vorwärts: 20. 5. 1965.
97 Zürcher Woche: 14. 5. 1965.
98 Ebd.

zurück

Schweiz. Prägend für diese Identität war laut Kurt Imhof und Gaetano Romano das Selbstverständnis der Schweiz als Wachstumsgesellschaft. Diese Hoffnung auf einen ungebrochenen Prozess technischer und ökonomischer Modernisierung stand Anfang der 1950er-Jahre allerdings auf dem (bewährten) Fundament des kulturellen Konservatismus und der nationalen Abschottung, wie sie auch an der Landi 39 propagiert worden waren.[99] Nach Roger Sidler geriet dadurch jede Aussage über den Zustand der Schweiz in den Sog eines militanten Antikommunismus, der als «neue» geistige Landesverteidigung das Erbe der Gemeinschaftsideologie antrat. Ausserhalb dieses Basiskonsenses gab es keinen Platz.[100]

Zu erkennen ist eine Verhärtung des gesellschaftspolitischen Klimas. Für die NZZ stand fest, dass es sich bei der Streitschrift der nonkonformistischen Autoren um eine reine Selbstinszenierung handelte, eine Selbstinszenierung mit pathologischen Zügen.[101] Sidler hat recht, wenn er auf der einen Seite jene erkennt, die den helvetischen Status quo um jeden Preis verteidigen wollen, und zwar gegen eine als ungerecht empfundene Infragestellung genau dieses Status quo auf der anderen Seite.[102] Nicht zu vergessen ist, dass im selben Herbst 1964, zum Teil ebenfalls als Reaktion auf die Expo 64, in Literaturkreisen zugleich die von Diggelmann mitausgelöste «Zertrümmerer-Debatte» in vollem Gang war. Das Klima war angespannt, Sidler spricht von einem «ins Wanken geratenen gesellschaftlichen Konsens»,[103] was das Selbstbild der Schweizer Bevölkerung im Jahr 1964 anbelangt. Schweizerinnen und Schweizern sei es zunehmend schwergefallen, sich auf ein Deutungsmuster, ein Orientierung und Halt bietendes Leitbild zu einigen. Er erkennt im Konflikt um die Gewichtung des Expo-Mottos «croire et créer», dass die politisch Verantwortlichen der Expo den Status quo stützen wollten und dazu tendierten, eine historisch gewachsene Eigenart der Schweiz zu zementieren.[104] Eine selbstkritische Infragestellung des Schweiz-Bildes ist darum an der Landesausstellung selbst unterblieben. Die einen, wie Diggelmann oder in den 1950er-Jahren Max Frisch, wären zu haben gewesen für den Versuch, eine «neue Stadt» zu bauen anstelle einer Landesausstellung, denn sie erachteten die eine Schweiz, die nur noch in der Vorstellung der Väter möglich war, als nicht mehr der Betrachtung würdig.[105] Andere wiederum, wie zum Beispiel die Redakteure der NZZ, erkannten in Traktaten wie «achtung: die Schweiz» und «Expo 64 – Trugbild der Schweiz» nur nonkonforme Pamphlete.

Mentalitäten kollidierten ab den frühen 1960er-Jahren und so ist es kaum ein Zufall, dass ausgerechnet in diese Zeit Publikationen mit vielsagenden Titeln wie

99 Imhof, Kurt; Romano, Gaetano 1991: Auf den Spuren sozialen Wandels S. 415–432.
100 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 240.
101 Ebd., S. 236.
102 Ebd., S. 240.
103 Sidler, Roger 1998: «Pour la Suisse de demain: croire et créer», S. 48.
104 Ebd., S. 48.
105 Weltwoche: [September] 1964.

zurück

«Helvetisches Malaise»[106] oder «Unbehagen im Kleinstaat»[107] fielen. «Das Wort ‹Malaise› drückt eine immer weiter um sich greifende schweizerische Grundstimmung aus. Es bezeichnet eine seltsame Mittellage zwischen ungebrochener Zuversicht und nagendem Zweifel. Der Wille ist immer noch auf Bejahung gerichtet, aber es stellen sich ihm aus einem schwer durchdringbaren Halbdunkel entscheidende Hindernisse entgegen.»[108] Das schrieb Max Imboden 1964, und vielleicht gerade weil erst die Zuversicht den Zweifel erlaubte, sah Imboden im Übergang zwischen Bejahung und Verneinung die Gefahr einer Lähmung der Tatkraft der Gemeinschaft.[109] Neben der stark abnehmenden Stimmbeteiligung – sie sank von 68 Prozent zu Beginn der 1930er-Jahre auf 45 Prozent zu Beginn der 1960er-Jahre – ortete er immer mehr leerlaufende und anonyme Propaganda als Ausdruck dieses Malaise.[110] Es werde viel geredet von allem, aber wenig gemacht. Auch im politischen Alltag werde die nachlassende Leistungskraft von Staat und Verwaltung immer besser sichtbar. Notwendige Reformen verharrten seit Jahren und Jahrzehnten auf der Liste der unerledigten Traktanden.[111] Komme hinzu, dass der eidgenössische Konformismus statistisch nachweisbar gestiegen sei.[112] Und dennoch sei das Gefüge, das die politische Gemeinschaft trage, verzerrt. «In wachsendem Masse macht es Mühe, die festen Bezugspunkte zu finden. Höhen und Tiefen erscheinen eingeebnet. Ideal und Wirklichkeit lassen sich wie verschobene Bilder nicht mehr voll zur Übereinstimmung bringen.»[113] Und so habe man als Schweizer allen Grund, die schweizerische Ordnung und deren Institutionen kritisch zu überprüfen.[114] Der erste Schritt zur Besserung, das war für Imboden klar, lag in der Überwindung der Orientierungskrise und in der Kraft des Handelns.[115] «Ein wiedergewonnenes nationales Selbstvertrauen wird auch hier den Weg zu einer überlegenen und aufbauenden Lösung öffnen.»[116]

Gerade weil Karl Schmid 1963 in seinem Buch «Das Unbehagen im Kleinstaat» fünf Einzelpersonen und ihre Haltungen genau untersuchte, enthielt auch seine Publikation Grundaussagen zur Schweiz, die über Max Frisch, Jakob Burckhardt, Jakob Schaffner, Henri-Frédéric Amiel und Conrad Ferdinand Meyer hinausgingen. So erkannte Schmid im Vergleich von Max Frisch mit den anderen Autoren eine Veränderung im Bild der Schweiz. «In zugespitzter Form wäre das Ergebnis wie folgt vorauszunehmen: Das Erlebnis der Kleinheit und Unbeträchtlichkeit des Kleinstaates ist heute stärker als je. Stärker als je erweist sich auch die

106 Imboden, Max 1964: Helvetisches Malaise.
107 Schmid, Karl 1963: Unbehagen im Kleinstaat.
108 Imboden, Max 1964: Helvetisches Malaise, S. 5.
109 Ebd., S. 5.
110 Ebd., S. 6, 8.
111 Ebd., S. 12.
112 Ebd., S. 16.
113 Ebd., S. 14.
114 Ebd., S. 19.
115 Ebd., S. 34.
116 Ebd., S. 31.

zurück

gesellschaftliche Ordnung, die in ihm gilt – noch immer gilt –, als durch Übereinkünfte und Überzeugungen gesichert, die die übrige Welt mehrheitlich nicht mehr teilt.»[117] Den Schriftstellern stellte sich das Problem, dass die beiden grossen Wege, die die schweizerischen Dichter vorher gegangen waren, nur noch schwer begehbar waren. Weder die rückhaltlose Bejahung des kleinen Kreises als Modell der Gemeinschaft noch dessen spirituelle Überspielung und ästhetische Evasion waren nach Schmid gangbare Wege.[118]

Für die «skeptische Generation» war der gesamtgesellschaftliche Konsens der 1950er-Jahre über die wirtschaftlichen, politischen, sozialen und kulturellen Ziele der Schweiz dringend zu hinterfragen. Den zentralen und etablierten Leitbildern, die sich in der Landesausstellung Expo 64 erneut manifestierten, sollten gezielt alternative Leitbilder entgegengehalten werden. Publikationen wie «Expo 64 – Trugbild der Schweiz» waren vor diesem Hintergrund keine Überraschung. Der Kreis schloss sich gewissermassen, «helvetisches Malaise» bekam im Zusammenhang mit der Expo 64 und der Publikation «Expo 64 – Trugbild der Schweiz» erstmals eine konkrete Form. Das gleiche Malaise war aber bereits in Diggelmanns Artikeln zur Expo 64 für die «National-Zeitung» zum Ausdruck gekommen.

Es ist bezeichnend, dass die Bücher «Helvetisches Malaise» und «Unbehagen im Kleinstaat», aber auch die Expo-kritischen Artikel eines Walter Matthias Diggelmann ausgerechnet in den Jahren 1963 und 1964 erschienen, zu einem Zeitpunkt also, als die Macher der Expo 64 mit der Landesausstellung zu zeigen versuchten, was die Schweiz zur Schweiz machte. Damit sollte die Bevölkerung neues Selbstvertrauen tanken. Die Expo 64 war Mittel zum Zweck wie einst die Landi 39; auf diesem Fundament sollte das neue Selbstbild aufgebaut werden. Eines, das jedoch auf den altbewährten Grundpfeilern stand. Damit wollten die Verantwortlichen, vielleicht unbewusst, dem seit Beginn der 1960er-Jahre aufkommenden Krisenbewusstsein begegnen und eine Erklärung liefern für die Verunsicherung und Enttäuschung ob nicht eingelöster Wohlstandsversprechungen, eine Antwort geben auf die drängende Frage, ob die Resultate der technischen und ökonomischen Modernisierung und der Wachstumsgesellschaft für die Zumutungen der gesellschaftlichen Rationalisierung zu entschädigen vermögen. Die Kritiker der Expo 64 sahen in der Landesausstellung jedoch keine passende Reaktion auf die immer weitere Kreise ziehende Orientierungskrise in der Schweiz. Stattdessen forderten sie, wie schon Mitte der 1950er-Jahre Lucius Burckhardt, Markus Kutter und Max Frisch, eine politische und kulturelle Öffnung gegenüber der Welt und eine Reaktivierung der politischen Kultur des Landes. Grundsatzdiskussionen, so das Credo, sollten möglich sein und waren als Reaktion auf den kulturellen Konservativismus und die sogenannte nationale Abschottung und Igelmentalität unbedingt erwünscht.[119]

Während das Traktat «achtung: die Schweiz» mit solchen Forderungen in den 1950er-Jahren noch einsam dastand, sah die Welt 1963 und 1964 anders aus. Dig-

117 Schmid, Karl 1963: Unbehagen im Kleinstaat, S. 178.
118 Ebd., S. 178.
119 Imhof, Kurt; Romano, Gaetano 1991: Auf den Spuren sozialen Wandels, S. 430 f.

zurück

gelmann war mit seiner Kritik an der Expo 64 kein einsamer Rufer in der Wüste, das haben die angeführten Beispiele deutlich gemacht. Nonkonformismus hatte schon vorher begonnen sich breitzumachen, die linksliberalen, nonkonformistischen Blätter wie «Zürcher Woche», «National-Zeitung» und «Neutralität» waren hoch im Kurs. Die Kritik an der Landesausstellung gipfelte im Büchlein «Expo 64 – Trugbild der Schweiz».

Mehrheitlich gehörten die Expo-Kritiker der «Generation ¼» an. So hatten sich die Macher von «achtung: die Schweiz» 1956 selbst bezeichnet. In einem Faltprospekt für «achtung: die Schweiz» hat sich diese Generation, die erst nach Ablauf des ersten Viertels des Jahrhunderts das Licht der Welt erblickt hatte, selbst umschrieben. «Sie hat den 1. Weltkrieg nicht erlebt und den Ausbruch des 2. – damals! – nicht begriffen. Für den Generalstreik ist sie viel zu spät geboren, die 30er Krise hat sie – noch in den Kinderschuhen steckend – nicht verstanden. Das Diensterlebnis ist nur rudimentär ausgebildet, da der Aktivdienst seinem Ende entgegenging oder schon fertig war, als man ihnen ihr Aufgebot schickte. Den wirtschaftlichen Liberalismus hat sie nie am Werk gesehen, und der weltanschauliche Sozialismus ist ihr im besten Fall aus Büchern bekannt. Als man ihr Stimmrechtsausweise zustellte, wollte niemand weder faschistisch sein noch gewesen sein; Rand und Rolle von Staatsfeinden waren im Begriff, den Kommunisten vermacht zu werden.»[120]

Diese nach 1925 Geborenen – auch Diggelmann gehörte dazu – waren an wichtigen politischen Ereignissen der Strukturbildung der Schweiz nicht beteiligt gewesen, sie waren, wie Martin Ganz sagt, die ersten «Hochkonjunktur-Kinder»,[121] und als «Nicht-Aktivdienstgeneration»[122] waren ihnen viele der in Jahrzehnten zuvor gewachsenen Werte fremd. Sie definierten sich gerade nicht über die prägenden Erlebnisse der Vätergeneration und stellten sich selbst als geschichtslose Generation dar.[123] Was die «Generation ¼» neben dem ungefähr gleichen Jahrgang und der ungefähr gleichen Erfahrungsgeschichte verband, war eine neue Form des gesellschaftlichen Engagements. Sie waren auf der Suche nach einem dritten Weg, der sich weder auf das bewährte Bild der Schweiz stützen noch einfach in dessen Antithese münden sollte.[124] Der dritte Weg war ein reformistischer Weg, bei dem es nicht darum gehen sollte, ein neues politisches Programm zu verbreiten, sondern um die Lust am Experiment und darum, «selber denken zu dürfen».[125] Dieser dritte Weg griff mit einem neuen Freiheitsbegriff, mit der Neutralität, dem Grün-

120 Ganz, Martin 1991: Nonkonformes von vorgestern, S. 382. Dort zitiert nach einem Faltprospekt zu den Neuerscheinungen 1956 im Verlag Felix Handschin.
121 Ebd., S. 383.
122 Ebd., S. 405.
123 Sidler, Roger 1996: «Croire et Créer», S. 25.
124 Rüegg, Sonja 1998: «Ich hasse nicht die Schweiz, sondern die Verlogenheit», S. 314–317. / Sidler, Roger 1996: «Croire et Créer», S. 26.
125 Sidler, Roger 1996: «Croire et Créer», S. 26. / Ganz, Martin 1991: Nonkonformes von vorgestern, S. 383. Dort zitiert nach einem Faltprospekt zu den Neuerscheinungen 1956 im Verlag Felix Handschin.

dungsdatum 1848 anstelle von 1291 und einem alternativen Demokratiemodell einige der Hauptpfeiler des schweizerischen Selbstverständnisses an.[126]

Es waren folglich nicht nur die verschiedenen Sozialisierungen und die unterschiedlichen Geschichtsbilder, die in diesem «Generationenkonflikt»[127] hervortraten, es war auch die nichtidentische Bewertung der Leitbilder der Schweiz.[128] Für Roger Sidler, der die Expo 64 und die dort geprägten Leitbilder im Detail untersucht hat, ist klar: «Selbst wenn die Idee ‹Schweiz› existiert, heisst dies nicht, dass sie ewige Gültigkeit beanspruchen kann. Weil sich die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Strukturen wandeln, müssen die Vorstellungen über die Schweiz angepasst werden. Grundüberzeugungen überdauern diesen Prozess, weshalb es möglich wird, Traditionslinien zu konstruieren. Hingegen verändern sich – um die zentralen Begriffe der Autoren zu gebrauchen – die konkreten Lebensstile oder Lebensformen. Das Dilemma der 50er-Jahre ist der Verlust der geistigen Selbstbehauptung. Ein konservatives, dem Heimatstil verhaftetes Selbstbild verkennt das Problem. Eine neue, progressive Auslegung der Besonderheit der Schweiz tut not. Die moderne Demokratie des 20. Jahrhunderts bedarf einer Revitalisierung ihrer Leitbilder, indem sie sich auf ihre alten Tugenden besinnt und ihr Schicksal neu gestaltet.»[129]

Sidler hat für die Expo 64 nicht nur herausgearbeitet, dass die Verantwortlichen sehr wohl eine ganz klare, in sich konsistente und keineswegs zufällige Vorstellung von «ihrer» Schweiz hatten;[130] er hat daneben aufgezeigt, dass sich die Macher der Expo 64 für den «Weg der Schweiz» und die Ausstellung «Wehrhafte Schweiz» an vier Konstanten, also Eigenheiten, der Schweiz orientierten. Im Blick hatten sie dabei immer auch die Schweizer Geschichte, die das Selbstbild respektive Leitbild legitimierte. Ganz nach dem Prinzip: Was heute gilt, ist aus der Geschichte herausgewachsen, hat sich bewährt und wird auch für die Zukunft von Bedeutung sein. Die Geschichte wird nicht nur zum Anschauungs-, sondern ist zugleich Beweismaterial.[131]

Die Konstanten, das waren die vier Spannungsfelder «Natur und Mensch», «Freiheiten und Rechte», «ein Kleinstaat und die Welt» und die «wehrhafte Schweiz». Ausgangspunkt in Feld eins war die Topografie. Ursprung und Fixpunkt von allem sind die Alpen. Und dieser rauen Bergwelt trotzt der Schweizer tagtäglich. In der fruchtbaren Talebene hingegen hat er es trotz Rohstoffmangel geschafft, eine blühende Wirtschaft aufzubauen. Topografisch gesehen macht diese Vielfalt in der Einheit die Schweiz aus und hat mit der Zeit einen eigenen Menschenschlag ausgeformt. Und nur dank grossem Arbeitswillen gelang es den Schweizern, Wohlstand und Reichtum zu sichern. Zentral ist der Ausgleich zwi-

126 Rüegg, Sonja 1998: «Ich hasse nicht die Schweiz, sondern die Verlogenheit», S. 351.
127 Sidler, Roger 1996: «Croire et Créer», S. 23.
128 Ebd., S. 22.
129 Ebd., S. 23.
130 Ebd., S. 140.
131 Ebd., S. 143.

schen Bergtal und Talebene. Das Zusammenleben gründet auf dem gemeinsamen Willen zur Existenzsicherung. Darauf bauen die Freiheiten und Rechte in Feld zwei. Föderalismus und direkte Demokratie sind Ausdruck des Glaubens, dass Wohlstand und Frieden nur gesichert werden können, wenn die Willensgemeinschaft Schweiz sich einig ist über Pflichten und Rechte. Gesellschaftlicher Konsens und politische Zusammenarbeit sind zentral, und wer den Konsens infrage stellt, stellt potenziell eine Bedrohung dar. Kritik an der Schweiz gefährdet das Land von innen. In seinem Verhältnis zum Ausland, Feld drei, kann die strategisch gut gelegene Schweiz punkten mit inneren Qualitäten und mit Neutralität. Bewaffneter Neutralität, versteht sich. Internationale Mitverantwortung und Solidarität widersprechen dem Prinzip der Neutralität nicht, da aber Verständigung und Vermittlung über die eigenen Grenzen hinaus Risiken mit sich bringen, ist eine starke Armee, für den Fall der Fälle, unverzichtbar. Eine auf alle Eventualitäten vorbereitete Schweiz ist also eine wehrhafte Schweiz. Die Bereitschaft zur Abwehr wird unter anderem genährt durch das Bewusstsein, etwas Besonderes zu sein. Das Gefühl, auserwählt zu sein, einen Sonderfall darzustellen, gehört zum Selbstverständnis der Schweizer und führt zu einer emotionalen Verbundenheit mit der eigenen Heimat.[132]

Wichtig scheint, dass sich die genannten Felder immer wieder, fast permanent überlappen. Alles ist mit allem verbunden. Wer einen Punkt infrage stellt, gefährdet das Gesamtsystem. Und so wurden die Schweizkritiker, in unserem Fall Diggelmann oder die Autoren der Streitschrift «Expo 64 – Trugbild der Schweiz», kurzerhand zu Aussenseitern, ja sogar zu Landesverrätern und «Attentätern». Gerade weil die nonkonformistischen Denker und Schreiberlinge einen neuen, fruchtbaren Dialog einforderten und planend gestalten wollten, zementierten sie alte Gegensätze, alte Eigen- und Fremdbilder.[133]

«Offener Brief an mein Vaterland»[134] – unter diesem Titel wandte sich Diggelmann am 22. Januar 1966 in der zweiwöchentlich erscheinenden Wochenendbeilage «Die Tribüne» der «Basler Nachrichten» an seine Heimat. Er schreibe aus einer Not heraus. Einige der eifrigsten Berater und Leibwächter der Schweiz würden, so habe er vernommen, daran zweifeln, dass er, Diggelmann, wirklich auch ein Sohn desselben Vaterlandes sei wie sie es behaupten zu sein. Darum wende er sich nun direkt an sein Vaterland: «Zuweilen beschäftige ich mich mit deiner Vergangenheit. Und warum? Weil ich weiss, dass ein Vaterland Geschichten macht, aber nicht nur das, sondern, dass die Geschichte auch das Vaterland macht. Darum ist es wichtig, für deine und für meine Zukunft, zu erfahren, was du getan und was du nicht getan hast. Und siehst du, da sage ich nun deinen anderen Kindern: Die Soldaten haben in den späten dreissiger und frühen vierziger Jahren auf höheren Befehl über Menschen verfügt, ganz sachlich, haben Flüchtlinge an der Grenze abgefangen und den Mördern ausgeliefert. Und wie reagieren deine Leibwächter? Dein

132 Ebd., S. 144 f.
133 Ebd., S. 182 f.
134 Basler Nachrichten: 22./23. 1. 1966.

zurück

eifrigster Leibwächter antwortet mir: Das ist abscheulich. Dieser Fink behauptet, unsere Soldaten seien Komplizen der Mörder gewesen.»[135]

Wenn Diggelmann ausmistete, dann richtig – und am liebsten pünktlich zum Nationalfeiertag. Über zwanzig Leserbriefe sind in den vier Wochen nach der Veröffentlichung des «offenen Briefs» auf der Redaktion der «Basler Nachrichten» eingetroffen. Selbst für damalige Verhältnisse – es herrschte eine ausgeprägte Leserbriefkultur – eine erstaunlich hohe Zahl. So hoch, dass sie die Zeitungsmacher zwang, vom üblichen Rhythmus, jede Woche neben den Leserbriefen wieder einen neuen Text zur Diskussion zu stellen, abzuweichen. Mehrmals mussten die «Basler Nachrichten» allein für die Leserbriefreaktionen auf Diggelmanns offenen Brief eine ganze Zeitungsseite zur Verfügung stellen.

Die meisten Einsender konnten (und wollten) die Haltung Diggelmanns nicht teilen. Sein Anliegen sei zwar gut, Diggelmann aber schiesse mit schlecht gestelltem Visier und falscher Munition auf Schatten, hiess es da zum Beispiel aus Basel.[136] Oder: «Lieber Freund Wind, Dir geht die Tinte rasch unter die klappernden Finger. Allzu rasch. Du weißt, dass ‹man› heute Nonkonformismus trägt. Ich selbst bin alles andere als ein Konformist. Du kannst meine Freunde fragen. Aber Dein Antikonformismus – nimm mir das aufrichtige Wort nicht übel – das ist Allüre, ist Konformismus mit umgekehrten Vorzeichen oder Exhibitionismus als Masche.»[137] Von «massloser Egozentrik»,[138] von «fehlendem positiven Ansatz»[139] und von «fragwürdiger Diagnose»[140] sprachen weitere Einsender. In zwei Fällen, das sei der Vollständigkeit halber erwähnt, war im positiven Sinne aber auch von «Volltreffer»[141] und «Seelengrösse»[142] die Rede.

Die mehrheitlich negativen Reaktionen auf seinen 1.-August-Artikel bestätigten in den Augen Diggelmanns nur wieder, wovon er schon längst überzeugt war, nämlich dass in dieser Schweiz der 1960er-Jahre nicht alles gesagt werden durfte, und vor allem dass erst recht nicht von alternativen Bildern der Schweiz gesprochen werden durfte. «Die Schweiz ist die älteste Demokratie der Welt. Die Schweiz wurde 1291 gegründet. Wilhelm Tell war der erste Scharfschütze der Schweiz. Er legte den habsburgischen Vogt Gessler um. Es ist unklug, in der Schweiz das Gegenteil zu behaupten. Man schadet vor allem sich selbst – weniger dem Vaterland –, wenn man öffentlich, zum Beispiel am Nationalfeiertag, am 1. August, sagt, die Schweiz gebe es erst seit 1848 […]. Es schadet jedem, der öffentlich erklärt, Wilhelm Tell sei eine Märchenfigur und es gäbe ihn in unserem Bewusstsein nicht ohne Friedrich Schiller. […] Wir Schweizer haben die Freiheit erfunden. Wer das Gegenteil behauptet, schadet sich selbst und dem Vaterland, soweit die Repräsen-

135 Ebd.
136 Ebd.: 5./6. 2. 1966.
137 Ebd.
138 Ebd.
139 Ebd.
140 Ebd.: 19./20. 2. 1966.
141 Ebd.
142 Basler Nachrichten: 19./20. 2. 1966.

zurück

tanten dieses Vaterlandes Aktienbesitzer sind und an der Börse arbeiten. […] Ein Lügner und ‹Nestbeschmutzer› ist, wer behauptet, es gebe in der Schweiz Arme und Reiche. Das stimmt nicht.»[143]

Diese so eindeutige Kategorisierung war es, die Diggelmann zu schaffen machte, offenbar so sehr zu schaffen machte, dass ihm nur noch Zynismus blieb. Indem er aufzählte, was der «gute» Schweizer alles zu sagen habe und was er auf gar keinen Fall zu sagen habe, zog er die Leitbilder ins Lächerliche und übte Kritik. Es bleibt aber festzuhalten: Schon nur, dass der kritische Patriot Diggelmann das bewährte Leitbild im Detail betrachtete und letztlich infrage stellte, kann im Rückblick als Zeichen dafür gedeutet werden, dass die bewährten Bilder der Schweiz weniger gefestigt waren als noch wenige Jahre zuvor.

Diggelmann stand mit seiner Kritik nicht allein: «Selbstgespräch eines schlechten Patrioten»,[144] «O Schweiz! Don Quichotte der Völker! Warum muss ich dich lieben!»,[145] «Meine 13 Schwierigkeiten mit der Bundesfeier»[146] und «‹Von Hymnen bedroht …›».[147] Dies eine nur exemplarische Titelauswahl von vier Bundesfeierbetrachtungen aus jener Zeit, zu Papier gebracht von vier Intellektuellen mit Rang und Namen – Roman Brodmann, Friedrich Dürrenmatt, Kurt Marti und Hans Rudolf Hilty –, und jedes Mal stiessen die Texte in dieselbe Richtung und deuteten an, dass sich in der einen oder anderen Form Schwierigkeiten anbahnten in der Schweiz, ja mit der Schweiz. Der 1. August bot ab Mitte der 1960er-Jahre fast permanent Anlass für nonkonformistische Infragestellung. Für Veranstalter wurde es zum Brauch, einen nonkonformistischen Autor als Redner an 1.-August-Feiern einzuladen.[148] Adalbert Saurma lag mit seiner Einschätzung 1991 richtig, dass ab Mitte der 1960er-Jahre die nonkonformistischen Schriftsteller von grossen Blättern vermehrt um unbequeme Stellungnahmen gebeten wurden. Es bestätigt sich für den Zeitraum zwischen 1960 und 1975 auch die Polarisierung in den Bundesfeierbetrachtungen, die Saurma erwähnte.[149] Dass die Polarisierung ausgerechnet in den Bundesfeierbetrachtungen hervortrat, kam nicht von ungefähr. Diese Texte wurden von einer breiten Öffentlichkeit gelesen, standen in einer seit 1914 mehr oder weniger ungebrochenen Tradition[150] – hier konnten neue sinnstiftende Leitbilder ausgebreitet (und ausprobiert) werden.

Die 1.-August-Texte der 1960er-Jahre sind Ausdruck einer Suche nach Neuorientierung und es gibt zahlreiche weitere Beispiele, die belegen, dass sich die bewährten Identitätsmuster und etablierten Mentalitäten aufzuweichen begannen in der Nachkriegsschweiz. Die Kritik an den bestehenden Bildern wurde, zumindest

143 Diggelmann, Walter Matthias 1974: Schweizer Tabus, S. 78–81.
144 Zürcher Woche: 31. 7. 1964.
145 Ebd.
146 ZW-Sonntags-Journal: 2./3. 8. 1969.
147 Badener Tagblatt: 1. 8. 1966.
148 Dahinden, Martin 1988: Nachwort, S. 363.
149 Saurma, Adalbert 1991: Das Bild der Schweiz, S. 14.
150 Merki, Christoph 1995: Und wieder lodern die Höhenfeuer, S. 27.

zurück

für einen Teil der Gesellschaft, zur Pflicht – und das sehr häufig auf den Nationalfeiertag hin.

Diggelmanns Artikel in den «Basler Nachrichten» ist unbedingt im Kontext dieser Veränderungen zu sehen. Veränderungen, die auch Manuel Eisner identifizierte und die im Kern letztlich an der Stabilität und der emotionalen Bedeutung des Selbstbildes der Schweiz rüttelten.[151] Diggelmann spielte in seinem «offenen Brief» auf Mentalitäten und Deutungsmuster an, die seiner Meinung nach in einem beachtenswerten Teil der Schweizer Bevölkerung noch immer weit verbreitet waren. Und er hatte damit nicht Unrecht. Manuel Eisner hat in seiner Untersuchung zu den Leitbildern der Schweiz für die Zeit zwischen dem Ende des Zweiten Weltkriegs und den mittleren 1960er-Jahren herausgearbeitet, dass für die zweite Phase der geistigen Landesverteidigung eine «eigentümliche Stabilität, ja eine Tendenz zur Erstarrung»[152] zu erkennen sei. Dies, obwohl rasches wirtschaftliches Wachstum, steigender Wohlstand, zunehmende geografische Mobilität und der sich ausbreitende Konsum von Massengütern die schweizerische Gesellschaft einem raschen Wandel unterwarfen. Bis in die 1960er-Jahre war die Gegenwart – Manuel Eisner hat für seine Untersuchung Neujahrsartikel untersucht – charakterisiert gewesen durch ein Gefühl gemeinsamer nationaler Identität und nationaler Solidarität.[153]

Ab Mitte der 1960er-Jahre aber, unter anderem als Folge der Diskussionen um die Expo 64, das «helvetische Malaise» und das «Unbehagen im Kleinstaat», kamen in Teilen der Bevölkerung, aber nicht bei der Mehrheit Zweifel an der Verlässlichkeit der geltenden Leitbilder der Schweiz auf. An die Stelle eines Gefühls umfassender nationaler Solidarität trat Verunsicherung, die Folgen des steilen Wirtschaftswachstums wurden spürbar. Es begann ein Erosionsprozess und in manchen Kreisen brachen eine Phase der «kreativen Zerstörung»[154] und ein Wettstreit um Leitbilder los.[155] Das globale System mit seinem Nord-Süd-Konflikt trat zunehmend ins Blickfeld, der Kalte Krieg und der damit verbundene Ost-West-Konflikt zeigten spürbare Wirkung. Der Mensch-Natur-Konflikt flammte neu auf und der Gegenwart-Zukunft-Vergangenheit-Konflikt – Stichwort «unbewältigte schweizerische Vergangenheit» – keimte erstmals auf.[156] Die neuerliche «Gegenreaktion» war dann ab den 1970er-Jahren eine neue Blüte der «Kultur der Bedrohung»[157] und die «Umwandlung von der neuen ‹geistigen Landesverteidigung› zum ‹Sonderfall Schweiz›».[158]

Wenn Diggelmann Mitte der 1960er-Jahre also fragte, ob sich die Schweiz als Vorbild, als Leitbild noch eigne, dann ist das vor dem Hintergrund der sich an-

151 Eisner, Manuel 1991: «Wer sind wir?», S. 60.
152 Ebd., S. 58.
153 Ebd., S. 55 f.
154 Imhof, Kurt; Romano, Gaetano 1991: Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel, S. 20.
155 Ebd., S. 20 f. / Eisner, Manuel 1991: «Wer sind wir?», S. 55 f., 60.
156 Eisner, Manuel 1991: «Wer sind wir?», S. 55 f., 60.
157 Sarasin, Philipp 13. 3. 2005: Kultur der Bedrohung.
158 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 478.

zurück

bahnenden Orientierungskrise zu sehen. Es ist auch kein Zufall, dass Diggelmann zur Beantwortung der Frage nicht mehr allgemein von «der Schweiz» sprach, neu wurde unterschieden zwischen guter respektive besserer und böser respektive schlechterer Schweiz. Sich selbst rechnete Diggelmann, sich an den damals verbreiteten Bildern orientierend, ketzerisch zu den schlechten Schweizern. Warum? Weil er, so Diggelmann, böse Sachen schreibe. Zum Beispiel so wie kurz vor Weihnachten 1966: «Ja, wir verabscheuen Revolutionen, Aufstände, Streiks. Wenn bei uns welche aufständisch werden, schiessen wir. Wie zum Beispiel anno 1918. Als die Arbeiterführer zum Generalstreik aufriefen. Und die Arbeiter dem Aufruf folgten. Da verkleideten sich brave Schweizerbürger in Soldaten, luden ihre Gewehre und schossen auf die streikenden Arbeiter. […] Aber um alles zu sagen: Diese Aufständischen von 1918 waren gar keine richtigen Schweizer. Das waren Sozialisten, ja sogar Kommunisten. Und ich meine, Sozialismus ist etwas ganz und gar unschweizerisches. […] Nein, die Welt ist nicht veränderlich. Bei uns nicht. Vor allem jetzt nicht. Und ich verstehe unsere Bürgerliche Einheitspartei (SP, Freisinn, Liberal, BGB, etc…) sehr gut, dass sie gar nichts von der Marx'schen Idee, von der Veränderbarkeit hält. Diese Bürgerlichen, die erst 1848 durch eine Revolution, durch Staatsstreiche an die Macht gekommen sind. […] Nehmen wir Sie uns zum Vorbild. Gesinnungsneutralität gibt es bei uns nicht. Wir haben schon in den Dreissigerjahren sehr deutlich gezeigt, wo unser Herz schlägt. Nämlich nicht links. Sondern rechts – vom Zuschauerraum aus gesehen.»[159]

Ob dieser bis heute im Schweizerischen Literaturarchiv liegende Text je veröffentlicht wurde, war im Zuge dieser Forschungsarbeit nicht herauszufinden. Derweil stach ein Text ins Auge, den Diggelmann im Sommer 1965 zu Papier gebracht hatte – pünktlich zum Nationalfeiertag. Am 30. Juli gab die «Weltwoche» der jüngeren Schriftstellergeneration Gelegenheit, Vorschläge für Themen für Bundesfeieransprachen zu machen. Zu Wort meldeten sich Kurt Marti, Markus Kutter, Walther Weideli, Hugo Loetscher und Walter Matthias Diggelmann. Die Mehrheit der Genannten hatte sich schon vorher einen Namen gemacht als sogenannte kritische Stimme.

Diggelmann strich heraus, dass er, wie es sich für ihn gezieme, keine Rede halten, sondern eine Geschichte schreiben würde. Die Geschichte eines kleinen Volkes. Es wäre ein Volk, so Diggelmann, das die Wahrheit mehr liebe als den Mythos, das die Vernunft den blossen Gefühlen vorziehe, das ein bedeutendes Bildungs- und Kulturbewusstsein habe und seine Wissenschaftler, Künstler und Dichter über alles verehre. Es wäre ein Volk, unter dem die Offiziere zugeben könnten, dass sie nicht aus Patriotismus, sondern aus Lust und Spass am Militär Offiziere geworden seien, ein Volk, dessen Angehörige dazu stehen könnten, dass sie die Fremden manchmal hassen würden, ein Volk, dessen Bundespräsident sagen dürfe, dass die Schweiz entstanden sei, weil es militärisch und wirtschaftlich Sinn gemacht habe.

159 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-2-08.

zurück

All diese Eigenschaften hätte das kleine Volk. Gefragt nach dem Namen dieses Volkes, würde er antworten, das könnte die Schweiz sein.[160]

Mit diesem Text zur Bundesfeier tat Diggelmann aus Sicht seiner politischen Gegner genau das, was Adolf Guggenbühl ein Jahr später auf der Frontseite der NZZ, ebenfalls in einem Text zur Bundesfeier, als das in Mode gekommene und an die Selbstanklage bei russischen Schauprozessen erinnernde «Sich-selber-Herabsetzen»,[161] als «nationalen Masochismus»[162] bezeichnen sollte. Gemäss Guggenbühl zeichneten gerade jene, die permanente Kritik an der Schweiz und am Schweizerischen übten, ein Zerrbild der Schweiz. Denn obwohl es auf vielen Gebieten Zustände gebe, auf die man nicht stolz sein könne, sei in der Schweiz vieles immer noch besser als in den meisten anderen Ländern. Konkret nannte Guggenbühl den Staat Schweiz, mit dem man zufrieden sein könne. Er nannte die National- und Ständeräte, die gute Arbeit leisten würden, er nannte die Freiheitsrechte, die nicht nur auf dem Papier garantiert seien, er nannte den Umstand, dass die Minderheit in der Schweiz nicht durch die Mehrheit vergewaltigt werde, und er nannte die Armee, die in guter technischer und moralischer Verfassung sei.[163] «Dass jede menschliche Gemeinschaft Schwächen aufweist, ist selbstverständlich. Aber gerade das wollen viele nicht begreifen. Wenn sie irgendeinem Übelstand begegnen, so schreien sie Zeter und Mordio. Sie gleichen kleinen Kindern, für die eine Welt zusammenbricht, wenn sie entdecken, dass Papi und Mami und das Fräulein im Kindergarten nicht die vollkommenen Wesen sind, für welche sie sie hielten.»[164]

Guggenbühl setzte hier die «kritischen Patrioten» mit Kleinkindern gleich, vielleicht auch in der Hoffnung, ihnen damit den Wind aus den Segeln zu nehmen. Diese liessen sich von solchen Entgegnungen aber nur bedingt beeindrucken, sie standen ein für ein anderes Bild der Schweiz. Diggelmanns 1.-August-Artikel «Menschen statt Schweizer»[165] anlässlich des Nationalfeiertags 1968 wurde im «Züri-Leu» darum wenig überraschend als «Zündstoff für eine sachliche Diskussion»[166] angekündigt.

Beliebt sei, so Diggelmann, in 1.-August-Reden jeweils Rückschau zu halten. Die Anfänge der Schweiz über die sogenannten grossen Namen Tell, Stauffacher,

160 Weltwoche: 30. 7. 1965. / Ähnlich hat sich Diggelmann einen Tag später, am 31. Juli 1965, im «Volksrecht» geäussert, wo er neben Kurt Guggenheim, Erwin Heimann, Hans Rudolf Hilty, Hans Mühlethaler, Otto Steiger, Fritz Billeter, Max Bill, Kurt Marti und Walter Gross eine Antwort gab auf die Frage, ob die Schweiz noch eine Daseinsberechtigung habe. Er antwortete, dass er sich freue auf eine Schweiz, die aus lauter Schweizern bestehe, die es gar nicht nötig hätten, von sich zu sagen, sie seien Schweizer und ihr Grossvater heisse Wilhelm Tell oder Gottfried Winkelried. Volksrecht: 31. 7. 1965.

161 Neue Zürcher Zeitung: 1. 8. 1966.

162 Ebd.

163 Ebd.

164 Ebd.

165 Züri-Leu: 1. 8. 1968. Es war ein Gastbeitrag Diggelmanns, denn Diggelmann stand bis Ende Oktober 1968 als Journalist eigentlich im Dienst der «Neuen Presse». Seine regelmässige Tätigkeit für den «Züri-Leu» beginnt erst im November 1968.

166 Züri-Leu: 1. 8. 1968.

zurück

Winkelried oder Zwingli zu erschliessen oder die Geschichte zu erzählen von jenen drei Mannen, die nächtlicherweise den Vierwaldstättersee überquert hatten, um auf der Rütliwiese bei Gott dem Allmächtigen jenen Schwur zu leisten, der die Eidgenossenschaft begründet habe.[167] «Ist es wirklich das Einfachste, Rückschau zu halten? Man kann die Geschichte verschieden interpretieren. Darum sei die Frage erlaubt: Waren jene drei Männer, die sich auf der Rütliwiese gegen die Habsburger verschworen hatten, wirklich grosse Männer? Hatten sie wirklich die Freiheit aller im Auge? Oder waren es vergleichsweise Grossgrundbesitzer, die nicht mehr und nicht weniger als die Habsburger anstrebten? […] Hatten sie geahnt, dass der Gotthard eines Tages zur bedeutendsten Alpenstrasse zwischen Norden und Süden würde?»[168] Diggelmann stellte hier die Frage nach der Legendenfreiheit der Geschichte und danach, wer denn eigentlich die Schweiz «gemacht» habe, wer ihre Geburtshelfer gewesen seien. Die Staatsgründung von 1848 im Blick, verwies er darauf, dass damals eine Minderheit die Umstrukturierung der Gesellschaft, eine Verfassung gefordert habe.[169] «Heute sind wir voller Lob für jene Unentwegten. Der engagierte Schriftsteller Gottfried Keller hat heute gar ein Denkmal aus Stein auf dem Areal der Rentenanstalt. Eine wesentliche Frage allerdings wird selten gestellt, wenn wir über die Gründung unseres Bundesstaates reden: Wie hat der ‹Volksmund› die Revoluzzer von damals bezeichnet? Vaterlandslose Gesellen, gar Verräter? Und haben sich auch damals Turner und Sänger und Schützen und Schwinger und einfache Bauern aus Herrliberg der Regierung beziehungsweise deren Polizei anerboten, mit den Rebellen kurzen Prozess zu machen?»[170] Hiermit spielte er auf die Gegenwart und die Jugendunruhen von Zürich Ende Juni 1968 an. Für Diggelmann war klar: Die 1848 geborene Schweiz lag aufgrund von Altersschwäche im Sterben, während eine neue Schweiz ans Licht der Welt drängte. Dieser in den Wehen liegenden Schweiz gelte es nun sich zuzuwenden. Und die Geburtshelfer dieser neuen Schweiz seien genau jene jungen Menschen, die Ende Juni 1968 Zürichs Ruhe erheblich gestört hätten. Junge Bürger, die wüssten, dass sie selbst nur in einer neuen Schweiz leben und atmen könnten.[171] «Und bereits stellt sich heraus, dass die einen die Geburt verhindern möchten und die andern noch nicht genügend ausgebildet sind als Geburtshelfer. Warum gibt es Bürger, die die Geburt verhindern möchten? Die Antwort: Sofern sie die Geburt der neuen Schweiz bejahten, müssten sie auch den Tod der alten bejahen. Es hiesse für sie, Abschied zu nehmen. Abschied von einer Schweiz, die sie liebgewonnen haben, Abschied von einer Schweiz, die ihnen vertraut ist, die sie nicht mitten im Schlaf stört durch lautes Krähen. Es hiesse für sie auch Abschied zu nehmen von Privilegien, die ihnen durch Gewohnheit, durch Beharrungsvermögen und natürlich

167 Ebd.
168 Ebd.
169 Ebd.
170 Ebd.
171 Ebd.

durch Erbschaften zugekommen sind. Und wer nimmt gern Abschied von Privilegien?»[172]

Diggelmann stellte an die «Alten» die Forderung, an diesem Bundesfeiertag darüber nachzudenken, was sie denn eigentlich verteidigen wollten, warum sie gegen die Forderungen der Jungen seien und warum die Jungen wohl eine neue Schweiz verlangten.[173]

Wie diese neue Schweiz der jungen Bürger aussehen könnte, darauf gab Diggelmann keine konkrete Antwort, er hielt lediglich fest, dass sich eine neue Ordnung, eine neue Moral früh genug von selbst ergeben würde. Dass diese neue Schweiz den Menschen und nicht die funktionierende Wirtschaft, die Ruhe und Ordnung, das eigene Häuschen auf einem eigenen Stück Land oder das schöne Automobil ins Zentrum setzen werde.[174] «Worüber also müssten wir alle am heutigen 1. August reden? Über unsere Geschichte? Nein. Über unsere Nation? Nein. Wir müssen über den Menschen reden, über unser Wissen vom Menschen und was wir mit diesem Wissen anfangen wollen. Und die älteren müssen jetzt zur Kenntnis nehmen, dass den meisten jungen Menschen der Mensch wichtiger ist als eine Nationalhymne. Und weil für sie der Mensch im Mittelpunkt steht, ist die Nation nicht mehr im Mittelpunkt. Mit anderen Worten: Die neue Schweiz ist eine Schweiz, die nicht mehr um jeden Preis Schweiz heissen muss. Ein Land für Menschen, statt für Schweizer!»[175]

Diese Bundesfeierbetrachtung zur Schweiz war eines der am deutlichsten und klarsten formulierten Bekenntnisse Diggelmanns, sowohl zu den Jugendunruhen in Zürich wie auch zu «seinem» Bild der Schweiz. Mit Willy Linder reagierte darauf mit einem Gastbeitrag in der gleichen Ausgabe des «Züri-Leu» ausgerechnet ein Wirtschaftsredakteur der NZZ, und dies erst noch in einer Ausführlichkeit, die für eine NZZ-Reaktion auf einen Diggelmann-Artikel, trotz der damals intensiv gepflegten Debattierkultur, untypisch war. Nicht nur antwortete damit einer der von Diggelmann «angeschossenen» Alten, zugleich war es ein Redakteur jener NZZ, deren Chefredakteur Fred Luchsinger Mitte Juni 1968 in Anspielung auf den französischen «Mai 68» ausgerufen hatte: «Wehret den Anfängen».[176] Anfang Juli sprach die NZZ dann sogar explizit von der «Herrschaft des Pöbels auf Zürichs Strassen».[177] Mit Linders Stellungnahme zu Diggelmanns Artikel kam es somit zur Begegnung zweier sehr unterschiedlicher Bilder der Schweiz.

Linder konnte sich gut vorstellen, dass Diggelmann mit seinem 1.-August-Text manchem «Rebellen» aus dem Herzen gesprochen hatte. «Vielleicht», so Linder an Diggelmann, «interessiert Sie aber auch ein Wort aus dem Kreise jener seelisch verhärteten ‹Minderheit›, die Sie mit Ihrer futuristischen Kapuzinerpre-

172 Ebd.
173 Ebd.
174 Ebd.
175 Ebd.
176 Neue Zürcher Zeitung: 17. 6. 1968.
177 Ebd.: 1. 7. 1968. Zu den Details der Zürcher Unruhen siehe Kapitel 3.3.4.

zurück

digt *nicht* erreicht haben. Da wäre erstens einmal mein genereller Einwand, dass es sich bei Ihrem Ausblick – übers Ganze genommen – um eine respektable Häufung von Gemeinplätzen, von Plattitüden, von politischen Backfischträumen, streckenweise auch von leicht kraftlos wirkenden ‹Überzeugtheiten› handelt. Darüber kann wohl der mit Aplomb angereicherte stilistische Schwung und die Bündigkeit, mit der Sie Ihre Argumente in den Raum stellen, kaum hinwegtäuschen. Die apodiktische Allüre hat noch kaum jemals die Argumente in ihrem Wert beeinflusst. ‹Wir müssen über den Menschen sprechen›, ‹Wir müssen unser Denken wieder auf den Menschen zentrieren›, ‹Wir müssen den Menschen zum Mass aller Dinge machen›, und so weiter, und so fort. Du meine Güte, diese Forderung ist über Jahrhunderte nicht appetitlicher geworden, und als Leitbild für die Umgestaltung einer Gesellschaftsordnung präsentiert sie sich als die unbrauchbarste, weil unbestimmteste Formel. […] Damit, lieber Herr Diggelmann, holen Sie keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervor. Sie machen es sich zu leicht.»[178]

Von einem protestierenden Intellektuellen, so Linder weiter, erwarte er einen Vorstoss vom Generellen zum Konkreten, eine Aussage dazu, wie denn eigentlich eine Gesellschaft auszusehen habe, die sich allein auf den Menschen fixiere. Die Forderung nach öffentlicher Diskussion sei hoch im Kurs.[179] Offenbar seien aber diejenigen, die mit Verve danach riefen, «nicht in der Lage, ihr aus dem ‹Drang zur Bewegung› geborenes Bild von der ‹neuen Gesellschaft› wenigstens in jenen Umrissen zu zeichnen, dass eine Diskussion auch auf nur einigermassen tragfähigen Grundlagen möglich wäre.»[180] Dieses «in Umrissen zeichnen» war für Linder einer der zentralen Unterschiede zwischen den von Diggelmann zitierten prägenden Figuren von 1848 und der Jugend von 1968. Erstere hätten ihre Ideen immerhin artikulieren können.[181] «Ihr versteckter Versuch, die ‹Revolte› unserer Jugend in die Nähe der Achtzehnhundertachtundvierziger zu verschieben, missachtet offensichtlich die historischen Proportionen. Was sich heute in der Schweiz abspielt, hat mehr den Charakter einer Arabeske.»[182]

Diggelmanns «visionärer Weitsicht», nach der die neue Schweiz unweigerlich geboren werde, hielt Willy Linder entgegen, dass er beim besten Willen nicht sehen könne, wo Staats- und Wirtschaftsordnung derart verrottet, von Fäulnis bedroht seien, dass nur noch eine radikale Revision Besserung bringe. Vor der Therapie, so Linder, müsse die Diagnose stehen. Es gelte überhaupt zuerst einmal die neuralgischen Punkte der Gesellschaftsordnung auf ihre Zukunftsträchtigkeit hin zu untersuchen. Erst dann könne die reformerische Lupe angesetzt werden. Erst dann könne zum Beispiel die Frage gestellt werden, ob denn der Föderalismus als praktisch-politisches Mittel zur Lösung von Minderheitenproblemen in seiner

178 Züri-Leu: 1. 8. 1968.
179 Ebd.
180 Ebd.
181 Ebd.
182 Ebd.

zurück

heutigen Form noch brauchbar sei.[183] «Die engagierte Jugend müsste sich hier einschalten; sie müsste es tun, um die Ernsthaftigkeit ihres Anliegens zu demonstrieren; sie müsste die Anstrengung auf sich nehmen, von einem diffus vorgetragenen Anliegen zur konzipierten, zur durchdachten Aktion vorzustossen. Die Diskussion um die Revision der Bundesverfassung ist im Gange; eine Verfassung setzt die grundlegenden Präferenzen einer Gesellschaft. Die unzufriedene Jugend und ihre Sprecher hätten hier eine einzigartige Gelegenheit, diese Präferenzen zu beeinflussen. […] Wenn Sie, sehr geehrter Herr Diggelmann, einen solchen Transformationsprozess als ‹Neugeburt der Schweiz› deklarieren wollen – ich würde ihn eher unter den Aspekt der Entwicklungsgesetze stellen –, dann wären unsere Differenzen wahrscheinlich im Prinzipiellen gar nicht so gross.»[184]

Eine öffentliche Reaktion Diggelmanns auf den Artikel Willy Linders war nicht aufzufinden. Allein aus der Gegenüberstellung der beiden Artikel treten aber die unterschiedlichen Bilder der Schweiz klar hervor. Die zwei sich gegenüberstehenden Auffassungen zur Schweiz und zu ihrer Zukunft, sie stehen musterhaft für eine Zeit, in der es, um die Worte Adalbert Saurmas zu benutzen, zu einer «Konfrontation von ‹gouvernementalen› und ‹systemverändernden› Bildern der Schweiz kam».[185]

Kein Wunder also fragte Diggelmann: «Die Schweiz? Ja. Aber welche Schweiz? Zürich, Graubünden, Tessin, Suisse romande? […] Ist Zürich die Schweiz? Bern? Welche Schweiz ist mein Vaterland? Jenes Land ist mein Vaterland, wo noch die Hoffnung sinnvoll ist, die Demokratie, die Herrschaft des Volkes (Diktatur des Proletariats, sic!) werden einmal geschichtliche Wahrheit werden. Mein Vaterland ist also die Hoffnung. Man mag diese Hoffnung ruhig Schweiz nennen.»[186]

3.2.2 Viel Wirbel um «Zivilverteidigung»

Eine Debatte über das Selbstbild der Schweiz löste 1969 auch das Buch «Zivilverteidigung» aus. Nicht nur provozierte das für alle Schweizer Haushalte gedachte Büchlein in Literaturkreisen eine Grundsatzdebatte,[187] es führte unter Intellektuellen auch zu einer politischen Debatte über die Bilder, die man sich darin von der Schweiz machte.[188]

Bereits mit den ersten Sätzen in der Einleitung zum Büchlein «Zivilverteidigung» wurde klar, was Zweck und Ziel der Schrift waren. «Neben das Soldaten-

183 Ebd.
184 Ebd.
185 Saurma, Adalbert 1991: Das Bild der Schweiz, S. 17.
186 ZW-Sonntags-Journal: 31. 7. /1. 8. 1971.
187 Siehe dazu Kapitel 3.1.2.
188 Löffler, Rolf 2004: «Zivilverteidigung» – die Entstehungsgeschichte des roten Büchleins. / Wüthrich, Sascha 2010: Zivilverteidigungsbuch 1969. / Siehe auch die Dokumentation unter www.bar.admin.ch/bar/de/home/service-publikationen/publikationen/geschichte-aktuell/landesverteidigung.html, abgerufen am 30. 8. 2020.

zurück

buch tritt nun dieses Buch über den zivilen Schutz des Landes. Es dient auf seine Art der gleichen Aufgabe: die Widerstandskraft des Volkes zu erhalten und zu stärken, die Unabhängigkeit der Schweiz zu sichern.»[189] Aber wie waren die Widerstandskraft zu stärken und die Unabhängigkeit zu sichern? Die Idee der (in diesem Büchlein vorgestellten) Zivilverteidigung stand auf vier Grundpfeilern. Erstens auf dem Fundament der politischen Landesverteidigung. Damit sollte die Erhaltung der Freiheit, der Grundrechte und der bestehenden Staatsform gewährleistet werden. Zweitens auf dem Boden der wirtschaftlichen Landesverteidigung, die zu jeder Zeit und in jeder Lage die Versorgung des Landes mit Lebensmitteln, Rohstoffen und Energie garantieren sollte. Drittens auf der Basis der sozialen Landesverteidigung, mit welcher die Angriffsflächen des Gegners auf das Volk und die politische Ordnung minimiert und gesunde soziale Zustände garantiert werden sollten. Viertens auf der Grundlage der geistigen Landesverteidigung, mit welcher die geistige Urteilskraft geschärft und die seelische Widerstandskraft gestählt werden sollte.[190]

Betrachtet man im Rückblick die Reihe der am «roten Büchlein» Mitwirkenden, so überrascht der Grundtenor des Werkes wenig. Mit Peter Dürrenmatt, Alfred Ernst, Walther Hofer, Werner Kägi, Fritz Marbach und Maurice Zermatten, um nur einige zu nennen, wirkten an «Zivilverteidigung» bekannte Namen mit, deren Träger durchaus als gouvernementales Pendant zu den Nonkonformisten und den «kritischen Patrioten» begriffen werden konnten.[191]

Die Autoren von «Zivilverteidigung» erkannten zwar, ähnlich wie später die Kritiker des Büchleins, eine Fülle von Sorgen und Aufgaben in der schweizerischen Demokratie, nur beurteilten sie die Ursachen und Lösungen anders. So orteten sie mehr «staatsbürgerliche Deserteure» denn je, gleichzeitig waren die Autoren überzeugt, dass die Schwierigkeiten der Schweiz leicht überwindbar wären mit etwas Begeisterung für den Staat und wachem politischem Einsatz. Staatsmüdigkeit und Kritik am eigenen Land aber waren, so die Autoren von «Zivilverteidigung», keine vielversprechenden Rezepte gegen die Nöte der Demokratie. Deshalb beginne die Landesverteidigung bereits im Innern der Festung.[192]

In «Zivilverteidigung» wurden eindeutige Feindbilder gezeichnet, vor denen es das Land im Innern zu schützen galt. Dies ging einher mit einer Entpersonalisierung, im Zuge derer staatsmüde Menschen nicht mehr einfach nur Menschen waren, sondern zur Last, zur mühsamen Sache wurden, die im schlimmsten Fall von der Gesellschaft mitgetragen werden musste. Gegen diese Gefahr galt es an-

189 Bachmann, Albert; Grosjean, Georges 1969: Zivilverteidigung, S. 5.

190 Ebd., S. 31.

191 Zum kritischen Patriotismus siehe Von Matt, Peter 2001: Die Tintenblauen Eidgenossen, S. 50. / Von Matt, Peter 1991: Der Zwiespalt der Wortmächtigen, S. 13. / Auf die Exponenten des konformistischen Pendants wird genauer eingegangen bei Bretscher-Spindler, Katharina 1997: Vom heissen zum Kalten Krieg, S. 344–373, und bei Schmid, Max 1976: Repression in der Schweiz, S. 439–442.

192 Bachmann, Albert; Grosjean, Georges 1969: Zivilverteidigung, S. 20.

zukämpfen. Wie, das wurde in «Zivilverteidigung» in einem separaten Kapitel ausgeführt.

«Die zweite Form des Krieges»[193] hiess der Abschnitt in «Zivilverteidigung» und folgte auf die Kapitel «Frieden», «Kriegsgefahr», «Krieg» und «Widerstand». Er befasste sich explizit mit den «inneren Gefahren». Eine solche (innere) Gefahr konnte zum Beispiel von einer kleinen Partei ausgehen, die sich, ihrem Programm nach, zwar den Kampf für den Weltfrieden, die Entwicklung der Kultur, bessere Löhne und kürzere Arbeitszeiten auf die Fahne geschrieben hatte, nach Auffassung der Autoren aber eigentlich das Ziel der Eingliederung der Schweiz in eine neue Weltengemeinschaft verfolgte. Da die arbeitenden Massen aber nicht leicht zu gewinnen wären, müssten die bereits Unzufriedenen Werbung machen. «Intellektuelle und Künstler eignen sich gut als Lockvögel und Aushängeschilder. Propaganda macht man nicht mit Arbeitern. Ein Professor, Journalist oder Pfarrer ist viele Arbeiter wert»,[194] heisst es dazu in «Zivilverteidigung» und wer damit gemeint war, die kritischen Patrioten und die Linksintellektuellen nämlich, war nicht schwer zu erraten. Ein Trugschluss wäre es jedoch, das Zivilverteidigungsbuch als schnelle Reaktion auf die Ereignisse und Prozesse um «1968» zu sehen. Die Entstehungsgeschichte des Buches ging weiter zurück und bereits 1967 war definitiv bestimmt worden, dass «Zivilverteidigung» gedruckt werden sollte.[195] Die Publikation darf vielmehr als Paradebeispiel für die Blüte der neuen geistigen Landesverteidigung im Kalten Krieg gelten und ist als Reaktion auf die allgemeine Grundstimmung der 1960er-Jahre zu sehen, die, wie bereits gezeigt wurde, auch durch Unsicherheit und eine sich anbahnende Orientierungskrise geprägt war.[196] Die Fragen der kritischen Patrioten und der Linksintellektuellen haben die Krise sicherlich nicht verkleinert, sondern, im Sinne eines Katalysators, verstärkt. Es war kein Zufall, dass die kritischen Intellektuellen in «Zivilverteidigung» explizit erwähnt wurden, sie entsprachen einem weitverbreiteten Feindbild.

Weil es die schweizerische Lebenswelt in «gut» und «böse» einteilte, wurde das Zivilverteidigungsbuch in der Öffentlichkeit kontrovers beurteilt. Dem zurückgetretenen Kabarettisten Alfred Rasser – er war mittlerweile zum Aargauer Nationalrat gewählt worden – bot das Büchlein immerhin die Möglichkeit, als «Zivilverteidiger Läppli» in Basel und Zürich nochmals die Bühne zu betreten.[197] Auch sonst sorgte die Schrift für einiges Aufsehen, womit sie, wie der «Trumpf Buur» zynisch resümierte, zu mehr Propaganda kam, als sie es sich hätte wünschen können.[198] Das Presseecho war breit und reichte von der Preisgabe des Buches an die Lächerlichkeit bis zur Behauptung, es sei von faschistoidem Gedan-

193 Ebd., S. 228–272.
194 Ebd., S. 228.
195 Löffler, Rolf 2004: «Zivilverteidigung» – die Entstehungsgeschichte des roten Büchleins, S. 187.
196 Sarasin, Philipp 13. 3. 2005: Kultur der Bedrohung.
197 Züri-Leu: 29. 1. 1970.
198 Trumpf Buur: 3. 1970.

zurück

kengut geprägt und eine Zumutung.[199] Am vehementesten ablehnend reagierte die Junge Sektion der PdA, denn sie war als potenzieller «Feind» direkt angesprochen. Ihr erschien das Buch selbst nach der internen Überarbeitung immer noch als braun genug und sie erkannte im «Zwillingsbruder zum Soldatenbüchlein»[200] einen Geist, der Personen wie Hitler, Mussolini, Franco und Papadopoulos bei Bedarf wie Pilze aus dem Boden schiessen lasse.[201]

Historiker Rolf Löffler zufolge soll Albert Bachmann in der Angelegenheit «Zivilverteidigung» erstmals 1961 beim Bundesrat vorgesprochen haben. Der Idee eines solchen Büchleins stand man dort wohlwollend gegenüber und übertrug Ludwig von Moos, dem Vorsteher des Justiz- und Polizeidepartements, die Verantwortung dafür. Das Ziel war von Anfang an eine amtliche Herausgabe durch den Bund. In Zusammenarbeit mit Geografieprofessor Georges Grosjean verfasste Bachmann die ersten Versionen. 1964 wurde eine amtliche Herausgabe vom Bundesrat abgesegnet und die weitere Arbeit am Buch von einer elfköpfigen Kommission unter dem Vorsitz von Armin Riesen unterstützt und vorangetrieben. Intern war das Buch inhaltlich umstritten gewesen. 1966 wurde beschlossen, die fixfertigen Texte teilweise nochmals zu überarbeiten, und im Herbst 1967 bekräftigte der Bundesrat zwar noch einmal die amtliche Herausgabe des Buches, beschloss aber gleichzeitig die völlige Umschrift des zweiten Teils des Buches. Er sollte um gut 120 Seiten gekürzt werden. Die Aufgabe wurde Georg Thürer und Peter Dürrenmatt anvertraut, die von dem Zeitpunkt an, zusammen mit Bachmann und Riesen, innerhalb der sogenannten Kommission Dürrenmatt die weitere Redaktion des deutschsprachigen Exemplars übernahmen. Die beschlossene Umschrift und die Kürzung waren wieder umstritten. Noch im Juni 1967 hat Nationalrat Walther Hofer zusammen mit 38 weiteren Personen in einem Vorstoss für die ungekürzte Variante plädiert. Seine Interpellation wurde positiv beurteilt und der Bundesrat wechselte seinen Kurs erneut – und ein letztes Mal. 1968 beschloss er, diesmal endgültig, die vollständige (und ungekürzte) Fassung in einer Auflage von 2,6 Millionen Exemplaren zu drucken und an alle Haushalte zu verteilen.[202]

Gedruckt wurden sie im Aarauer Miles-Verlag, an dem Albert Bachmann zu fünfzig Prozent beteiligt war. Der Druck, die Finanzierung und die Aufwände des Bundes wurden unter anderem von Mitgliedern der Geschäftsprüfungskommission oder in Form von parlamentarischen Interpellationen kritisiert und intensiv diskutiert.[203] Auf einige Meinungen und Debatten zum Zivilverteidigungsbuch sei

199 Neue Zürcher Zeitung: 5. 11. 1969.

200 Agitation: 10. 1969.

201 Ebd.

202 Löffler, Rolf 2004: «Zivilverteidigung» – die Entstehungsgeschichte des roten Büchleins, S. 174–177.

203 Ebd., S. 181 f. / Für eine Randnotiz, die weiter zu untersuchen wäre, sorgte am 22./23. November 1969 Frank A. Meyer. Er ging auf die Entstehungsgeschichte des Buches ein und nahm vor allem die Rolle Albert Bachmanns unter die Lupe. Major Bachmann hatte bereits den Grossteil des grauen «Soldatenbuches» geschrieben. Laut Meyer war «Zivilverteidigung» seit 1960 in Planung gewesen und der Bund habe das Werk ursprünglich in Eigenregie drucken wollen, was

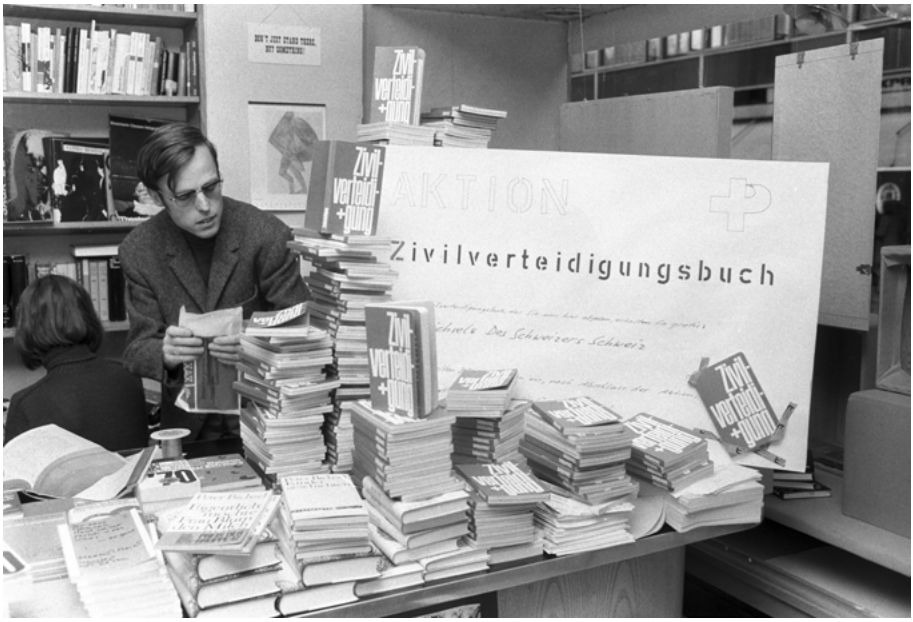


Abb. 14: In den Basler Buchhandlungen «Steinentor» und «Tanner» konnte das vom Bund an alle schweizerischen Haushaltungen verschickte Buch «Zivilverteidigung» gegen «Des Schweizers Schweiz» von Peter Bichsel eingetauscht werden. Die zurückgegebenen Bücher wurden an Bundesrat Ludwig von Moos retourniert.

im Folgenden kurz eingegangen. In eine der Auseinandersetzungen war Walter Matthias Diggelmann direkt involviert.

«Hurra-Patriotismus und Kalter Krieg feiern darin fröhlich Urständ.»[204] Die Berichterstattung zum Buch «Zivilverteidigung» begann in der «Weltwoche» am 17. Oktober 1969 mit einem Paukenschlag. Der katholisch-konservative Bundespräsident Ludwig von Moos hatte den Journalisten «Zivilverteidigung» im Rahmen einer Pressekonferenz als Ratgeber für schlimme Zeiten vorgestellt. Denn, so von Moos, die Schweiz werde von inneren Feinden bedroht, auch in Friedenszeiten.[205] Für einige der anwesenden Journalisten wird das eine Rhetorik im Grenzbereich gewesen sein, denn sie kannten pikante Details zur Vergangenheit von

aber Bachmann, mittlerweile Generalstabsoberst, nicht akzeptierte. Schliesslich wurde «Zivilverteidigung» im Miles-Verlag gedruckt. Albert Bachmann und Fritz Rentsch waren Alleininhaber dieses Verlags. «So vereinen sich offensichtlich in glücklicher Weise rechte Gesinnung und Geschäftsgeist des unternehmenslustigen Zivilverteidigers Albert Bachmann», hielt Meyer lakonisch fest. Siehe dazu ZW-Sonntags-Journal: 22./23. 11. 1969.

204 Weltwoche: 17. 10. 1969 (Cornelius).

205 Ebd.

zurück

von Moos. Er war zwischen 1935 und 1942 hauptberuflich als Gemeindeschreiber, im Nebenamt auch als Gemeinderat von Sachseln und als allein verantwortlicher Redakteur des «Obwaldner Volksfreundes» tätig gewesen.[206] Und diesem «Obwaldner Volksfreund» wurde nachgesagt, während der gesamten Kriegszeit einem nazifreundlichen und antisemitischen Kurs treu geblieben zu sein. Hatte der jetzige Bundespräsident, so die gestellte Frage, das antisemitische Ideengut damals mitgetragen und war aus ihm nun ein militanter Antikommunist geworden? Linksliberale Journalisten waren sich unsicher. Klar schien: Von Moos hatte sich 1934 innerhalb des Jungkonservativen Bund Obwaldens (JKBO) unter anderem gegen den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Liberalismus und gegen den Marxismus gestellt.[207]

Der «Weltwoche» blieb angesichts der Formulierungen zum inneren Feind und des Kapitels «Die zweite Form des Krieges» in «Zivilverteidigung» nur die Flucht ins Zynische: «Doch nehmt alles nur in allem: alte Leute werden ihre Freude haben an dem Zivil-Fibelchen, denn da ist die Welt der Jahre 1939 bis 45, und da ist die Schwarzweissmalerei des Kalten Krieges der fünfziger Jahre.»[208] In einer Hausmitteilung wandte sich die Redaktion der «Weltwoche» an ihre Leser. Wer sein Land liebe, der verteidige es, das sei klar. Daran gebe es nichts zu rütteln und zu deuteln. Allerdings, und dies sei seit der Verteilung von «Zivilverteidigung» an alle Haushalte der Fall, komme es vor, dass einer, der sein Land liebe, es gegen die Verteidiger des Landes verteidigen müsse. Das neue Buch rufe nach kritischer Auseinandersetzung.[209] Die Zeitung bot anschliessend eine Plattform für die Analyse. Zu Wort kamen Walter Matthias Diggelmann, Rudolf Jakob Humm, Armin Mohler, Clemens Mettler und Adolf Muschg. Insbesondere Diggelmanns Ausführungen provozierten ein gewaltiges Echo.

206 Feusi Widmer, Roswitha 2009: Ludwig von Moos.

207 Paul Ignaz Vogel, Herausgeber der «Neutralität», war überzeugt, dass von Moos nicht nur Antikommunist war, sondern auch Faschist gewesen war und den antisemitischen Ideen des Nationalsozialismus nahegestanden hatte. Vogel hatte 1967, zwei Jahre vor der Veröffentlichung von «Zivilverteidigung», in einer Rede im Stapferhaus davon gesprochen. Als das Büchlein erschien, lud Vogel im Dezember 1969 zur Pressekonferenz und forderte den Rücktritt des Bundespräsidenten von Moos. Dasselbe forderte er in Artikeln der «Neutralität». Siehe dazu Privatarchiv Thomas Färber: Stapferhaus 1967: Referat von Paul Ignaz Vogel. / Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 679. / Neutralität: 11. 1972. Zu ergänzen ist, dass sich die Wissenschaft über die Antwort auf die Frage, ob von der Haltung des «Obwaldner Volksfreunds» direkt auf diejenige von Ludwig von Moos geschlossen werden könne, bis heute uneinig ist. Für ein Nein sprechen sich Roswitha Feusi Widmer und von Moos' Schwiegersohn, der pensionierte Staatsarchivar Obwaldens Angelo Garovi, aus. Siehe dazu Feusi Widmer, Roswitha 2009: Ludwig von Moos. / Garovi, Angelo 2012: Bemerkungen zur politischen Haltung von Ludwig von Moos, S. 156–163. Weitere Forschungsarbeit fordern Thomas Maissen und Urs Altermatt in ihren Repliken auf Garovi. Siehe dazu Maissen, Thomas 2012: Zur Geisteswelt des Ludwig von Moos, S. 311–319. / Altermatt, Urs 2012: Wie weit rechts stand der Obwaldner Jungkonservative Ludwig von Moos?, S. 320–334.

208 Weltwoche: 17. 10. 1969 (unbekannt).

209 Ebd.: 24. 10. 1969 (Redaktion).

zurück

«Ich habe schon viele politisch-obszöne Machwerke in den Händen gehabt. Eines stammt von Adolf Hitler und trägt den Titel ‹Mein Kampf›. Ein anderes hat der Schah von Persien geschrieben, und es trägt den Titel ‹Die soziale Revolution Irans›. Ein weiteres Machwerk hat mir kürzlich die Post zugestellt. Es trägt den Titel ‹Zivilverteidigung›. Auf dem dritten Vorsatzblatt steht geschrieben, diese politische und militärische Pornographie habe das Eidgenössische Justiz und Polizeidepartement herausgegeben. […] Ich habe Zweifel. Diese Porno-Broschüre kommt nicht aus Bern. […] Ich habe den Verdacht, diese Fibel sei insgeheim von der schweizerischen NPD (Nationaldemokratischen Partei) fabriziert worden. Erstes Indiz: Wer heute, 25 Jahre nach Auschwitz und der Erfindung des J-Stempels für Pässe deutscher Juden durch das Justiz- und Polizeidepartement, Links-Extremismus mit Rechts-Extremismus gleichstellt, beweist doch, dass er Rechts-Extremist ist. Weiter: Wer heute noch, 25 Jahre nachdem die europäischen Rechts-Extremisten Russland (in der Fibel eine ‹bestimmte Grossmacht›) fast total zerstört haben, noch immer mit der Angst, die Russen kämen, seine Geschäfte macht, ist niederträchtig und nur niederträchtige Leute gehen zu NPD. Und wer behauptet, wie es in der Fibel steht, dass Pazifisten und ‹Brüder des Friedens› die grösste Gefahr für die menschliche Gesellschaft seien, ist ein Dummkopf und macht seine Geschäfte mit Dummköpfen. Und nur Dummköpfe gehen zur NPD. Und schliesslich ist diese Pornographie so hundsmiserabel geschrieben, dass sie unmöglich aus dem Bundeshaus stammen kann, und weil ich schliesslich Schweizer bin, möchte ich inskünftig nicht ständig der Gefahr ausgesetzt sein, dass man mich als Dummkopf anspricht.»[210]

Viermal in zwei Monaten räumte die «Weltwoche» den Reaktionen zu «Zivilverteidigung» eine halbe bis ganze Seite ein. Die meisten Leser reagierten empört – aber nicht etwa auf das Buch «Zivilverteidigung», sondern auf die Reaktion der Kritiker, im Speziellen auf Diggelmann.

«Als Auslandschweizer kenne ich weder die neue Broschüre ‹Zivilverteidigung› noch Herrn Diggelmann. Zum mindesten letzterer lässt sich aber anhand seines Votums über die neue Schrift leicht charakterisieren. Es muss sich um einen ausgekochten Links-Extremisten handeln, und zwar um einen Links-Extremisten stalinistischer Prägung! Wer sonst könnte – nach all dem, was in der Tschechoslowakei geschehen ist – jene als niederträchtig bezeichnen, die vor Russen warnen? […] Kurz und gut: möge das neue Zivilverteidigungsbuch mithelfen, Leuten vom Schlage Diggelmanns im Ernstfall das Handwerk zu legen und unsere Schweiz, auf die wir hier im Ausland so stolz sind, intakt zu bewahren.»[211] – «Er schreibt, das ZVB male den Russen-Teufel an die Wand, um dann seinerseits den Nazi-Bölimann an die Wand zu malen. Gratuliere, Herr Diggelmann! Sie sind jetzt kein Dummkopf mehr, dafür ein kleiner, naiver Gesellschaftshasser.»[212] – «Objektivität dem höchstnotwendigen Büchlein gegenüber kennt er vor lauter ‹sich selbst

210 Ebd.: 24. 10. 1969 (Diggelmann).
211 Ebd.: 5. 12. 1969 (W. Siegfried).
212 Ebd. (Alfred Rub).

zur Schau stellen› kaum.»[213] – «Aber solch niederreissende Kritik ist Totengräberei an der Demokratie. Ich glaube, was diese Schriftsteller geschrieben haben, ist viel eher politische Pornographie als die Publikation des Bundesrates.»[214] – «Was aber Diggelmann da produziert hat, ist derart mass- und vielfach überhaupt sinnlos, dass es für eine ernsthafte Diskussion überhaupt nicht in Frage kommt.»[215] – «Dass man die Stellungnahme dieses W. M. Diggelmann gar noch unter der Rubrik ‹Kultur› erscheinen lässt, schockiert jeden anständig denkenden Schweizerbürger.»[216] – «Zunächst habe ich den Verdacht, der in Frage stehende Artikel sei insgeheim von einem Maoisten fabriziert worden. Erstes Indiz: wer heute, 50 Jahre nach den Kulaken-Verfolgungen, in denen 15 Prozent der russischen Bevölkerung ausgerottet wurden, […] Links- und Rechtsextremismus nicht gleichstellt, beweist doch, dass er Linksextremist ist. Weiter: wer heute noch, zehn Jahre nach der barbarischen Niederschlagung der ungarischen Freiheitsbewegung durch die Russen und ein Jahr nach ähnlichen Vorkommnissen in der Tschechoslowakei, seine Geschäfte mit der Leugnung einer russischen Gefahr macht, ist niederträchtig, und nur niederträchtige Leute gehen zum Maoismus. Und wer behauptet, die sogenannten Brüder des Friedens seien keine Gefahr für die Gesellschaft, ist ein Dummkopf, und nur Dummköpfe gehen zum Maoismus. Und schliesslich ist der Ausdruck Pornographie so miserabel sinnwidrig gewählt, dass er unmöglich aus der Feder eines Schriftstellers kommen kann. Ich glaube hiermit klar bewiesen zu haben, dass der Artikel nur von einem Maoisten geschrieben worden sein kann.»[217] – «Nach der Lektüre dieser fünf Kritiken muss ich Sie ersuchen, mich in Zukunft mit Ihrer Zeitung nicht mehr zu belästigen.»[218] – «Was die Kritiker über dieses Büchlein geschrieben haben, und Sie haben es wörtlich, schwarz auf weiss, publiziert, ist einfach nicht in Ordnung. Die Schrift ist schliesslich im Auftrag des Bundesrates herausgegeben worden. Ich bin kein Rechts-Extremist – aber sie können mich als Abonnent der ‹Weltwoche› streichen.»[219] – «So rüpelhaft und überheblich wie der Herr Diggelmann kann nur ein aufgeblasener Grünschnabel schreiben. Und so etwas wird veröffentlicht!»[220] – «Ich bin entsetzt, dass ein Journalist wie Diggelmann so etwas in der ‹Weltwoche› schreiben kann. Fort mit Diggelmann, sonst werde ich Ihre Zeitung nicht mehr lesen. Es ist ein Skandal für uns Auslandschweizer. Wenn Diggelmann nicht zufrieden ist mit unserem Vaterland, soll er ins Ausland oder nach China auswandern. […] Ich hoffe, dass bald ein Gesetz gegen solche Provokateure erlassen wird, denn Diggelmann und Co. sind eine Gefahr für unser Land.»[221]

213 Ebd. (R. Reber).
214 Ebd. (J. Stähli).
215 Ebd. (Dr. F. v. Tscharner).
216 Ebd. (E. von Känel).
217 Ebd. (Johanna Berchtold).
218 Ebd. (Angelo Syfrig).
219 Ebd.: 16. 1. 1970 (Albert Grieder).
220 Ebd.: 23. 1. 1970 (Oscar Humm).
221 Ebd. (H. Kramer).

zurück

Dass es nicht nur derartige Reaktionen auf Diggelmann und «Zivilverteidigung» gab, belegen mehrere Artikel im «Zeitdienst» und eine Dezemberausgabe der Zeitschrift «Focus».[222] Im «Focus» wurde eine ganze Ausgabe mit grosser Umfrage allein dem roten Büchlein gewidmet. Die Redaktion der Zeitschrift «Focus» betonte, dass sie versucht habe, «einen möglichst breiten Querschnitt durch die schweizerische Prominenz zu ziehen».[223] Es wurden folgende zwei Fragen gestellt: Was halten Sie vom Zivilverteidigungsbuch? Was sollte man damit tun?

Karl Kränzle, Redakteur der «National-Zeitung», antwortete auf die erste Frage: «Es dokumentiert, dass die Opposition als politischer Faktor endlich ernst genommen wird»,[224] und meinte zur zweiten Frage: «Man sollte es ernst nehmen, aber nicht auf die Weise, die die Verfasser meinen.»[225] Peter Dürrenmatt, Chefredakteur der «Basler Nachrichten», meinte zu beiden Fragen, dass er aus Prinzip keine Telefoninterviews mehr gebe. Kurz hielt sich auch Markus Kutter, Herausgeber der Broschüre «achtung: die Schweiz». Auf die erste Frage antwortete er mit: «Mist»,[226] auf die zweite Frage mit: «Nach Bern zurückschicken».[227] Schriftsteller Sergius Golowin setzte das Zivilverteidigungsbuch mit einer Erklärung des Bundesrates an das Schweizer Volk vom 25. Juni 1940 gleich und stellte in der Schweiz eine Rückentwicklung zum Obrigkeitsstaat fest.[228] Kurt Marti, Pfarrer und Schriftsteller aus Bern, erkannte, dass das Zivilverteidigungsbuch – theologisch gesehen – von einem manichäischen Weltbild ausgehe: ein gutes Weltprinzip liege im Kampf mit einem bösen Weltprinzip. Und wo die Schweiz stehe, sei für die Autoren anscheinend klar. Dringend notwendig war nach Meinung Martis daher Zivilverteidigung gegen Zivilverteidigungsbuch, jedenfalls gegen dessen ideologischen zweiten Teil.[229] Christoph Mangold, Schriftsteller aus Basel, antwortete auf die erste Frage mit einem Gedicht: «Ich hatte einen Traum / Es lief ein Mann um einen Baum / Es wollte ihm nicht glücken / Sich in den Arsch zu ficken.»[230] Auf die Frage, was man

222 In einem Artikel, der als Reaktion auf einen ebenfalls im «Zeitdienst» veröffentlichten offenen Brief eines Offiziers ans Eidgenössische Militärdepartement zu sehen ist, waren die Aufsätze der fünf Schriftsteller aufgegriffen worden. Der Artikel führte Diggelmanns «Dummkopf»-Wortspiel einen Schritt weiter und sprach mit Blick auf «Zivilverteidigung» von einer gelungenen, gigantischen Subversion. Siehe dazu Zeitdienst: 7. 11. 1969. / Zeitdienst: 14. 11. 1969.

223 Focus: 12. 1969. Die Tatsache, dass alle Meinungen berücksichtigt werden sollten, hielt den Heftverantwortlichen Walter Lüthold aber nicht davon ab, das Zivilverteidigungsbuch in seinem Vorwort zur «Focus»-Spezialausgabe wie Diggelmann als eine schlechte Imitation von Hitlers «Mein Kampf» darzustellen. Lüthold hielt fest, dass die schweizerische Öffentlichkeit, abgesehen von einigen Obersten, das Zivilverteidigungsbuch ablehnte, und ergänzte, dass es wohl kaum eine Minderheit gebe, die darin nicht diffamiert würde. Er gab Textbeispiele an, welche die Pazifisten, die Arbeiter, die Gastarbeiter, die Intellektuellen, die Künstler, die Professoren, die Journalisten und die Pfarrer betrafen, und machte für diese Diffamierungen den Bundespräsidenten Ludwig von Moos verantwortlich. Siehe dazu Focus: 12. 1969.

224 Focus: 12. 1969.

225 Ebd.

226 Ebd.

227 Ebd.

228 Ebd.

229 Ebd.

230 Ebd.

zurück

mit dem Zivilverteidigungsbuch tun solle, schrieb er: «Lesen, damit man den wirklichen Adolf Wühler kennenlernt: die Anti-Demokraten Hanslin und von Moos.»[231] Albert Sieber, Stadtrat in Zürich, hielt zur ersten Frage fest: «Dies geht das Amt für Zivilschutz an. Ich muss Sie bitten, sich an diese Stelle zu wenden.»[232] Hans Staub vom Schweizer Fernsehen gab zur Antwort: «die Verfasser dieses Zivilverteidigungsbüchleins sind in ihrer Betrachtungsweise der Schweiz, aber auch in ihrer Betrachtungsweise der Art, wie man mit den Leuten spricht, wie man Propaganda macht, irgendwo stehengeblieben.»[233] Vor allem den politischen Teil des Buches fand er gefährlich, «weil er die Tendenz hat, alle kritischen Stimmen in der Schweiz durchwegs als Landesverrat abzutun – das ist doch barer Unsinn».[234] Arthur Villard, Lehrer und Grossrat, betonte, man dürfe dieses Buch nicht leicht nehmen,[235] und Alfred Rasser, Kabarettist und Nationalrat, fand es «richtig, das Büchlein zurückzuschicken. Trotzdem werde ich dies nicht tun, weil ich daraus eine Satire machen möchte. So gutes Cabaret-Material ist mir noch nie geliefert worden.»[236] Helmut Hubacher, Nationalrat und Chefredakteur der «Basler Arbeiterzeitung», sah im Zivilverteidigungsbuch «von A bis Z eine verunglückte Geschichte»,[237] angesichts deren man «in zukünftigen Wahlen die Konsequenzen ziehen»[238] solle. Jörg Steiner schliesslich antwortete, er habe sich das erste Mal geschämt, Schweizer zu sein, als er dieses Buch erhielt.[239]

Anders bewertete es Ernst Bieri, Stadtrat von Zürich, der das Buch «für eine gute Sache»[240] hielt, welches in der Praxis vor allem auch Frauen nützlich sein könne. Bieri lag damit nahe an der offiziellen Haltung der NZZ zum Büchlein. Die NZZ hatte sich am 5. November unter dem Titel «Krieg nach Drehbuch?»[241] mit dem Buch mit der «grössten in unserem Land je hergestellten Buchauflage»[242] auseinandergesetzt. Zwar gestand der NZZ-Rezensent ein, dass die Zeichnungen und der Sprachstil von «Zivilverteidigung» eher eine ältere Generation ansprächen, sich phasenweise durch eine relative Einfachheit und Treuherzigkeit auszeichneten und sich an altbewährten, aber jahrelang zurückliegenden Vorbildern orientierten. Zudem hielt er das Kapitel «Die zweite Form des Krieges» für nicht geglückt, da es den Wandel seit Beginn der 1960er-Jahre nicht berücksichtige. Dennoch kam er zum Schluss, dass das Buch die Bevölkerung zu einer intensiven Auseinandersetzung auffordere und gerade in Zeiten erhöhter Gefahr anders gelesen werden

231 Ebd.
232 Ebd.
233 Ebd.
234 Ebd.
235 Ebd.
236 Ebd.
237 Ebd.
238 Ebd.
239 Ebd.
240 Ebd.
241 Neue Zürcher Zeitung: 5. 11. 1969.
242 Ebd.

müsse.[243] «Die dargelegten Mängel lassen die Grösse und die Tragweite der *Aufgabe*, die redliche *Absicht* der Verfasser und Herausgeber, ein umfassendes Werk über die zivile Verteidigung unseres Landes zu schaffen, umso deutlicher hervortreten.»[244]

Im Rückblick scheint klar, dass in «Zivilverteidigung» und in den öffentlichen Stellungnahmen dazu Fremd-, Feind- und Selbstbilder zum Ausdruck kommen, die Teil der öffentlichen Kultur der Schweiz gegen Ende der 1960er-Jahre waren. Rolf Löffler bringt es in seiner Analyse des Inhalts des Zivilverteidigungsbuches auf den Punkt, wenn er festhält, dass darin die Schweiz als eine friedliche, neutrale, auf dem Boden der christlichen Moral stehende demokratische Nation erscheine. Die Bevölkerung pflege laut Büchlein ihre Bräuche, sei arbeitsam, bescheiden und gehorsam. Die Familie stehe im Zentrum allen sozialen Lebens. Die Verbindung von Volk und Behörden sei die einer organisch gewachsenen, symbiotisch anmutenden Gemeinschaft und was sich nicht in diese Vorstellung von dieser «Volksgemeinschaft» einfüge, gelte als fremd. Personen, Gruppen, Parteien und Staaten, die nicht in diesem Raster Platz hätten, erhielten Attribute wie «zersetzend», «revolutionär», «subversiv», «ausländisch» und «feindlich».[245]

Dazu muss ergänzt werden: Das Ende des Zweiten Weltkrieges am 8. Mai 1945 hatten die Schweizer als «Wegfall eines äusseren Drucks, als Abschluss einer bangen Wartezeit»[246] erlebt. Das Land hatte die Zeit des Zweiten Weltkrieges unversehrt überstanden und für die Mehrheit der 1946 befragten Schweizer (und noch lange danach) war auch klar warum: Es war die bewaffnete Neutralität der Schweiz, die das Land vor dem Krieg bewahrt hatte – zusammen mit den an der Grenze stehenden Aktivdienstleistenden und dem Bauern als «König der Anbauschlacht».[247] Dass aber diese «Innenansicht» nicht unbedingt der Sicht der Alliierten und der Siegermächte entsprach, hat die Forschung inzwischen gezeigt. Die Schweiz gehörte aus Sicht der Siegermächte nicht zu den Gewinnern des Kriegs, sondern zu den «Kriegsgewinnlern»[248] – indem sie mit allen Seiten couchiert hatte. Durch eine möglichst schnelle Aufnahme von diplomatischen Beziehungen mit der Sowjetunion und den USA und durch einen zügigen Beitritt zu den Vereinten Nationen sollte dieses negative Fremdbild aufpoliert und verbessert werden.[249] Es gelang nur teilweise. Auch innenpolitisch folgte auf eine kurze Phase der Aufbruchseuphorie zwischen 1946 und 1949 eine Verengung des politischen Diskurses in den 1950er-Jahren.[250]

«Der Schweizer strebte zum ‹Normalen› – möglicherweise zu einem etwas besseren, menschlicheren ‹Normalen› – zurück, aber die Welt rund herum wurde

243 Ebd.
244 Ebd.
245 Löffler, Rolf 2004: «Zivilverteidigung» – die Entstehungsgeschichte des roten Büchleins, S. 179.
246 Gilg, Peter; Hablützel, Peter 1986: Beschleunigter Wandel und neue Krisen, S. 887.
247 Kleger, Heinz 1999: Normalfall und Sonderfall, S. 191.
248 Ebd.
249 Ebd.
250 Ebd., S. 192.

zurück

nur teilweise ‹normal›»,[251] meinen Gilg und Hablützel. Spätestens mit der Machtübernahme durch die Kommunisten in der Tschechoslowakei im Februar 1948 sei klar geworden, dass das Ende des Zweiten Weltkrieges nicht mit einem Sieg der liberalen Demokratie und Marktwirtschaft gleichzusetzen war, sondern auch eine enorme Stärkung der totalitären und planwirtschaftlichen Sowjetunion zur Folge hatte.[252] «Dem Aufatmen über den Zusammenbruch des nationalsozialistischen Terrorregimes folgte neue Beklemmung angesichts der Expansion einer kommunistischen Weltmacht. […] Die defensiven Denk- und Verhaltensformen, die man unter der nationalsozialistischen Bedrohung entwickelt hatte, wurden reaktiviert und auf die kommunistische Macht und Ideologie übertragen.»[253]

Der Abwehrkampf gegen «braune Fäuste» wurde zum Abwehrkampf gegen «rote Fäuste» und mit dem wiedererwachten defensiven Patriotismus entstanden eine «militante Wachsamkeit»[254] und ein weitverbreiteter Antikommunismus. Die Geschichte wiederholte sich, nur mit veränderten Vorzeichen.[255] Die geistige Landesverteidigung der 1930er- und 1940er-Jahre wurde zur «neuen» geistigen Landesverteidigung,[256] es kam gewissermassen zur Wiedergeburt der geistigen Landesverteidigung,[257] die in den 1950er- und in den 1960er-Jahren ihre eigentliche Blütezeit erfuhr.[258] Aus der nationalen Konsensgemeinschaft der 1930er- und 1940er-Jahre mit dem Charakter eines Zweckbündnisses wurde laut König in den 1950er-Jahren eine Zwangsgemeinschaft.[259] «Der Kalte Krieg verschmolz die Schweiz zu einer geschlossenen Abwehrgemeinschaft, wie sie während des Zweiten Weltkriegs nie existiert hatte.»[260] Das Abwehrmuster war auf Antikommunismus «umprogrammiert» worden, der Rahmen für das öffentlich Denk- und Sagbare wurde enger,[261] nachvollziehbare existenzielle Ängste wurden gezielt angesprochen.[262] Hans Ulrich Jost prägte deshalb mit Bezug auf die geistige Landesverteidigung den umstrittenen Begriff eines «helvetischen Totalitarismus».[263]

---

251 Gilg, Peter; Hablützel, Peter 1986: Beschleunigter Wandel und neue Krisen, S. 889.
252 Ebd.
253 Ebd.
254 König, Mario 1998: Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert, S. 74.
255 Imhof, Kurt 1996: Wiedergeburt der geistigen Landesverteidigung, S. 181.
256 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 475–484. Mit dem Begriff «neue geistige Landesverteidigung» wollte Sidler auf eine Neuausrichtung, man könnte auch sagen eine Neucodierung hinweisen, die die geistige Landesverteidigung im Zuge der 1950er-Jahre erfuhr.
257 Imhof, Kurt 1996: Wiedergeburt der geistigen Landesverteidigung, S. 173.
258 Jost, Hans Ulrich; Imhof, Kurt 1998: Geistige Landesverteidigung, S. 366. / Sarasin, Philipp 13. 3. 2005: Kultur der Bedrohung.
259 König, Mario 1998: Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert, S. 75.
260 Ebd., S. 74.
261 Ebd.
262 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 251.
263 Jost, Hans Ulrich; Imhof, Kurt 1998: Geistige Landesverteidigung, S. 364–380. Den Ausdruck «helvetischer Totalitarismus» hat Georg Kreis 1979 in einem Artikel im «Basler Magazin» der «Basler Zeitung» erstmals verwendet, breiter bekannt wurde er durch Hans Ulrich Jost, der ihn im Handbuch «Geschichte der Schweiz und der Schweizer» benutzte.

zurück

Obwohl diffus und nicht für eine eindeutige Ideologie stehend, wurde der Begriff Antikommunismus untrennbar mit dem Terminus Kommunismus verbunden.[264] Der bolschewistische Totalitarismus wurde nun zum Hauptgegner, es wurde ihm die Verfälschung der Freiheit angelastet.[265] «Als ‹kleines Stachelschwein› haben wir Hitler überdauert – wir wollen uns auch in der zweiten Phase des Totalitarismus so stachelig als möglich machen!»[266] – solche Sätze schrieb die NZZ 1950 und sie standen sinnbildlich für den «Geist» der Zeit.

Antikommunismus war einerseits Ausdruck einer (rechts)bürgerlichen Gesinnung, die gesellschaftliche Grundwerte wie Familie, Staat, Privateigentum, Religion und Patriotismus in Gefahr sah, stand andererseits für eine Vorstellung der «Welt», die über das bürgerliche Lager hinaus bis in die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften hinein eine Gefährdung der Welt durch eine vermutete kommunistische Verschwörung erkannte. Damit verbunden entstand die Vorstellung einer schleichenden, ständig vorhandenen Gefahr aus dem Osten. Ergebnis waren ein weitverbreitetes Angstgefühl vor der kommunistischen Subversion und die Forderung nach einer permanenten Wachsamkeit gegenüber möglichen inneren und äusseren Feinden. Allerdings blieb der Antikommunismus nicht auf eine oder mehrere genau bestimmbare Organisationen beschränkt. Immer ging es dabei aber darum, den kommunistischen Auffassungen im demokratischen Staat ihre Legitimität abzusprechen, sie damit tendenziell als illegal zu bezeichnen und quasi präventiv zu kriminalisieren.[267] Im Zuge des neuen Antikommunismus wurde auch der Staatsschutz stark ausgebaut, die Überwachung fortan mit stärkerem Eifer betrieben, was wiederum den Weg hin zum «Fichen-Staat» bereitete, der an der Schwelle zu den 1990er-Jahren schliesslich zum Skandalthema werden sollte.[268] Die Partei der Arbeit wurde zum Anstosspunkt Nummer eins,[269] bald folgten die (linken) Intellektuellen als «fünfte Kolonne» Moskaus.

Massgeblich vorangetrieben wurde der Prozess der «Umcodierung» durch bürgerlich-konservative Parteipresseorgane, allen voran das «Vaterland», dicht gefolgt von der NZZ.[270] Paradoxerweise konnten sich im Rahmen dieser «Umcodierung» ausgerechnet jene als Schweizer und Demokraten profilieren, die zur Zeit der nationalsozialistischen Bedrohung autoritären und ständestaatlichen Gesell-

264 Studer, Brigitte 2009: Antikommunismus.
265 Eisner, Manuel 1991: «Wer sind wir?», S. 60. / Bretscher-Spindler, Katharina 1997: Vom heissen zum Kalten Krieg, S. 344–363.
266 Eisner, Manuel 1991: «Wer sind wir?», S. 60.
267 Studer, Brigitte 2009: Antikommunismus.
268 Jost, Hans Ulrich; Imhof, Kurt 1998: Geistige Landesverteidigung, S. 365. / König, Mario 1998: Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert, S. 79. / Kreis, Georg 1993: Die Einschätzung der neuen Gefahr nach 1945, S. 257–364. / Büschi, Markus 1998: Fichiert und archiviert, S. 319–380. / Braunschweig, Hansjörg 1990: Freiheit kleingeschrieben! Fichen und Folgen. Basel. / Komitee Schluss mit dem Schnüffelstaat (Hg.) 1990: Schnüffelstaat Schweiz. / Neue Zürcher Zeitung: 13. 7. 2009.
269 Gilg, Peter; Hablützel, Peter 1986: Beschleunigter Wandel und neue Krisen, S. 889.
270 Imhof, Kurt 1996: Wiedergeburt der geistigen Landesverteidigung, S. 184.

zurück

schaftsmodellen nachgehangen hatten.[271] Der aufflackernde Antikommunismus definierte also nicht nur den neuen Feind, er ermöglichte zugleich eine «kollektive Verdrängung» des tatsächlichen Verhaltens der Schweiz im Zweiten Weltkrieg.[272] Massgeblich mitbeteiligt an der Reaktivierung der geistigen Landesverteidigung waren neben der Presse auch die Neue Helvetische Gesellschaft und der 1947 gegründete Schweizerische Aufklärungsdienst.[273]

Wie der neue Antikommunismus im Alltag der 1950er-Jahre wirkte, kann an den Reaktionen in der Schweiz auf die Niederschlagung des Ungarnaufstands durch Truppen des Warschauer Pakts im Jahr 1956 exemplarisch abgelesen werden.[274] Kaum ein aussenpolitisches Ereignis in den 1950er-Jahren hat die Schweizer Bevölkerung so nachhaltig aufgerüttelt wie die ungarische Revolution in den Oktober- und Novembertagen des Jahres 1956.[275] Die Bevölkerung solidarisierte sich mit dem ungarischen Volk, es kam zu Glockengeläut und Protesten mit Zehntausenden von Menschen.[276] Der Historiker Roger Sidler hat es so zusammengefasst: «Als die Nachricht von der militärischen Niederwerfung des ungarischen Volksaufstands die Schweiz erreichte, löste sie tiefe Betroffenheit und Wut aus. Es kam zu Massenprotesten, an denen sich vorab die Jugend beteiligte. Im ganzen Land läuteten die Kirchenglocken aus Solidarität mit dem um seine Selbständigkeit ringenden Ungarn. Drei öffentliche Schweigeminuten wurden gehalten. […] Es entfaltete sich ein aggressiver Antikommunismus, der sich gegen die Mitglieder der Partei der Arbeit und bekennende Kommunisten richtete. Das erschreckendste Beispiel lieferte der Fall Konrad Farner, als der Inlandredakteur und Theologe Ernst Bieri von der NZZ unter dem Titel ‹Die Krise in der PdA› die Adresse des Kommunisten Farner publizierte und von ihm öffentlich eine Antwort auf die Ungarnfrage verlangte, was denn auch als Aufforderung zur Abrechnung verstanden wurde. Vor Farners Haus in Thalwil versammelte sich eine wütende Menge und die Familie wurde in der Folge im Dorf systematisch geschnitten. Auch gewerkschaftliche Kreise attackierten die PdA-Mitglieder und schlossen sie teilweise aus ihren Organisationen aus.»[277] Früh hatten sich auch die Sozialdemokraten von der Partei der Arbeit distanziert. Dazu Historiker Thomas Maissen: «An der Ausgrenzung der ‹Moskauhörigen› nahm auch die SP teil, deren späterer Parteipräsident Helmut Hubacher 1956 in zeitgemässem Stil dem ‹politischen Lumpenpack›, das des Schweizer Passes unwürdig sei, die ‹direkte Verfrachtung nach Moskau› wünschte.»[278]

271 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 249. / Tanner, Jakob 1994: Die Schweiz in den 1950er Jahren, S. 44. / Imhof, Kurt 1996: Wiedergeburt der geistigen Landesverteidigung, S. 173–248.
272 Rüegg, Sonja 1998: «Ich hasse nicht die Schweiz, sondern die Verlogenheit», S. 84.
273 Bretscher-Spindler, Katharina 1997: Vom heissen zum Kalten Krieg, S. 208 f.
274 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 251.
275 Kleger, Heinz 1999: Normalfall und Sonderfall, S. 204.
276 Bretscher-Spindler, Katharina 1997: Vom heissen zum Kalten Krieg, S. 240–243.
277 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 251.
278 Maissen, Thomas 2012: Geschichte der Schweiz, S. 284.

zurück

Wo die neue geistige Landesverteidigung für «unheimliche politische Stabilität»[279] im politischen Diskurs stand, galt für die Felder «Wirtschaft» und «Gesellschaft» das pure Gegenteil. Mit den Worten Jakob Tanners: «Der ‹American Way of Life› ging eine widersprüchliche Verbindung ein mit anhaltender ‹geistiger Landesverteidigung›.»[280] Dynamik und Stillstand waren zwei Seiten der gleichen Medaille.[281] Leben und Politik waren, bei allem Wandel, bei aller rasanten Veränderung geprägt von Konformität und Konsens. In der Öffentlichkeit gab es, wenn, dann nur sehr punktuell kontroverse Diskussionen um brisante Fragen – so zum Beispiel zum Traktat «achtung: die Schweiz»[282] –, eine wirksame politische Opposition war jedoch nicht auszumachen.[283] «Einerseits stand die Schweiz im Banne amerikanischer Leitbilder und einer Konsumeuphorie; andererseits dominierten Reduit-Syndrom und Igelmentalität.»[284]

Nach Francesca Höchner kann das Zivilverteidigungsbuch vor diesem Hintergrund als «Umschlageort verschiedener Diskurse»[285] bezeichnet werden. Die Bedrohung eines bevorstehenden Krieges, wahrscheinlich gegen die Sowjetmacht und ihren Kommunismus, wurde im Zivilverteidigungsbuch betont.[286] Der Bunker wurde dabei symbolisch und praktisch zur Lösung[287] und das Büchlein griff, wie schon die Expo 1964, auf die Leitbilder der 1930er- und 1940er-Jahre zurück. Die neue geistige Landesverteidigung stand im Zivilverteidigungsbuch neben der allgegenwärtigen «Angst vor der Subversion»,[288] gemeinsam schützten sie vor dem lauernden Feind und besonders suspekten Subjekten.[289]

In seinem Vortrag im Frühling 2005 ging Historiker Philipp Sarasin konkret auf «Zivilverteidigung» ein und befasste sich darin mit der öffentlichen Kultur der Schweiz. Für den Zeitraum der Veröffentlichung des Zivilverteidigungsbuches erkannte er eine «Kultur der Bedrohung»,[290] in der die geistige Landesverteidigung in der Schweiz eine Blüte erlebte. So stand hinter dem Zivilverteidigungsbuch ein Bild essenzieller kultureller Differenzen zwischen Gruppen von Menschen, und wenn «Schweizertum» verteidigt wurde, dann unterschied man Menschen aufgrund einer

279 Kleger, Heinz 1999: Normalfall und Sonderfall, S. 194.
280 Tanner, Jakob 1992: Zwischen «American Way of Life» und «Geistiger Landesverteidigung», S. 351.
281 Brändli, Sibylle 2000: Der Supermarkt im Kopf, S. 13. / Tanner, Jakob 1994: Die Schweiz in den 1950er Jahren, S. 23.
282 Ganz, Martin 1991: Nonkonformes von vorgestern: «achtung: die Schweiz», S. 373–414. / Für die Originalbroschüren siehe Burckhardt, Lucius; Kutter, Markus 1953: Wir selber bauen unsere Stadt. / Burckhardt, Lucius; Frisch, Max; Kutter, Markus 1955: achtung: die Schweiz. / Burckhardt, Lucius; Frisch, Max; Kutter, Markus 1956: Die neue Stadt.
283 Tanner, Jakob 1994: Die Schweiz in den 1950er Jahren, S. 44.
284 Tanner, Jakob 1999: Lebensstandard, Konsumkultur und American Way of Life seit 1945, S. 124 f.
285 Höchner, Francesca 2004: *Zivilverteidigung* – ein Normenbuch für die Schweiz, S. 189.
286 Ebd.
287 Bachmann, Albert; Grosjean, Georges 1969: Zivilverteidigung, S. 54–56.
288 Höchner, Francesca 2004: *Zivilverteidigung* – ein Normenbuch für die Schweiz, S. 191.
289 Ebd., S. 192.
290 Sarasin, Philipp 13. 3. 2005: Kultur der Bedrohung.

zurück

Wesenseigenschaft. Nur war es in diesem Fall nicht die Hautfarbe, sondern eine geistig-kulturelle Eigenschaft, die die einen von den anderen getrennt hat.[291]

Interessant ist, dass die Werte, die es als spezifisch schweizerisch zu verteidigen galt, so typisch schweizerisch gar nicht waren. In Tat und Wahrheit wurde nicht etwas real Existierendes verteidigt, sondern man verteidigte «die Rede über das Verteidigungswürdige». Sarasin: «Es ist vielmehr die Kultur der Bedrohung selbst, die aus einem Arsenal patriotischer Versatzstücke ihre holprigen Verse schmiedet, es ist das Gefühl, von habsburgischen oder sonstigen europäischen Vögten bedroht zu sein und dabei zugleich von den Bergen, von der eigenen Wehrkraft und vom Lieben Gott beschützt zu werden, es ist diese, wenn sie mir den Ausdruck erlauben, kulturelle Gefühlsmelange, die – wenn überhaupt – als das spezifisch Schweizerische verstanden werden muss. Mit anderen Worten: Die Rede von der Bedrohung und von der notwendigen Verteidigung stellt dasjenige, was zu verteidigen sei, erst her.»[292]

3.2.3 «Die Hinterlassenschaft» und die unbewältigte Vergangenheit

Um Bilder der Schweiz ging es auch in Walter Matthias Diggelmanns Dokumentarroman «Die Hinterlassenschaft» und den unzähligen öffentlichen Debatten, die zu diesem skandalträchtigen Buch ausgetragen wurden. «Kein Roman hatte bis dahin so radikal die unmenschliche Flüchtlingspolitik der Schweiz an den Pranger gestellt, keiner hatte eindeutiger von den Verstrickungen der Schweiz mit dem nationalsozialistischen Deutschland gehandelt. […] Die radikale Politisierung der Literatur hatte nun auch in der Schweiz begonnen und traf das Land, letztlich auch die Schriftsteller, unvorbereitet.»[293] Literaturhistoriker Michael Wirth räumt dem Buch Diggelmanns Pioniercharakter ein – auf den folgenden Seiten wird untersucht, ob zu Recht, und falls ja, wie genau Diggelmann mit seinem Buch Neuland betreten hat.

Wer ab Sommer 1963 die «Zürcher Woche» las oder regelmässig mit NZZ-Chefredakteur Willy Bretscher verkehrte, der wusste, dass sich Diggelmann eines «heissen Eisens» angenommen hatte. Unter dem Titel «Nicht so laut, wir sind in der Schweiz!»[294] veröffentlichte Walter Matthias Diggelmann nämlich bereits im Juni 1963, also über zwei Jahre vor der Veröffentlichung von «Die Hinterlassenschaft», ein fiktives Gespräch zu Ereignissen, die später auch in den umstrittenen Roman einfliessen sollten. «[…] ‹Und von dem scheusslichen Pogrom gegen eie nen wehrlosen Menschen haben Sie vielleicht auch nichts gehört?› ‹Pogrom in der Schweiz? Das gibt es nicht. Das ist ausgeschlossen.› ‹Nein? Dann hören Sie mir gut zu. In einer Ortschaft mit rund 10 000 Einwohnern lebt ein Mann mit seiner Fami-

291 Ebd.
292 Ebd.
293 Wirth, Michael 1998: Jahrhundert der Ungleichzeitigkeiten, S. 245.
294 Zürcher Woche: 7. 6. 1963.

zurück

lie in seinem eigenen Haus. Dieser Mann ist Marxist. Mitglied der PdA. Anlässlich des Ungarnaufstandes traten fast alle Marxisten aus dieser Partei aus. Unser Marxist blieb Mitglied. Die ‹Neue Zürcher Zeitung› gab Kunde davon, und gab die Wohnadresse des Marxisten bekannt. Sogleich bildete sich eine Aktion ‹Frei sein›. Diese Aktion ‹Frei sein› stellte in der Nähe des Hauses unseres Marxisten eine grosse Tafel auf. Die Aktion ‹Frei sein› liess Flugblätter an alle Haushaltungen der besagten Ortschaft verteilen. Unser Marxist wurde rundweg als Mörder verschrien. In der Lokalzeitung erschienen grosse Inserate gegen unseren Marxisten. Leute, die den Marxisten besuchen wollten, wurden mit Steinen beworfen, die Pneus ihrer Autos aufgeschlitzt. Die Lehrer in der Schule weigerten sich, die Kinder des Marxisten zu unterrichten. Die Ladeninhaber weigerten sich, der Frau des Marxisten Lebensmittel zu verkaufen. Die Gemeindebehörde schickte die Heimatscheine des Marxisten an dessen Bürgerort zurück, sie wollten ihn damit ausgewiesen haben. Die freiheitsliebenden Mitbürger stürmten schliesslich das Haus unseres Marxisten. Er bat die Polizei um Schutz, doch die Polizei erklärte, diesen Schutz nicht übernehmen zu können …› ‹Nein, nein›, unterbrach ich meinen Freund, ‹das ist nicht wahr, Sie sind da ganz üblen, dreckigen Verleumdungskampagnen östlicher Herkunft aufgesessen. Was Sie mir schildern ist ja wirklich ein Pogrom, das erinnert mich an die Nacht der langen Messer, an die Kristallnacht …› ‹Nicht ganz so›, sagte mein Freund, ‹bei uns mussten die Juden immerhin einen gelben Stern tragen.› ‹Wenn das wahr wäre, was Sie da erzählt haben, dann hätten wir alle davon gehört, und wir wirklichen Schweizer, wir vertragen auf 10 000 einen einzigen Marxisten ohne mit der Wimper zu zucken. Wir haben nie etwas von so einem Pogrom gehört und folglich …› ‹Wir Deutschen›, sagte er, ‹haben bis 1945 auch nie etwas von Pogromen gehört …› ‹Um Gottes Willen!›, rief ich, ‹schweigen Sie, schweigen Sie, Sie sind sich nicht bewusst, dass wir uns in der Schweiz befinden …›.»[295]

Mit diesem Ausschnitt nahm Diggelmann eine Schlüsselpassage des späteren Romans «Die Hinterlassenschaft» vorweg – die Schilderung des «Krawalls von Thalwil» vom November 1956. Dass Diggelmann die Ereignisse bereits zu diesem Zeitpunkt mit «Pogrom» umschrieb und in eine Linie stellte mit den Ereignissen der Kristallnacht, war, wie die Forschung inzwischen gezeigt hat, kein Zufall. Er übernahm damit die Rhetorik der Partei der Arbeit, die für die Exzesse, die sich in Thalwil ereignet hatten, bereits 1956 den Ausdruck «pogromartig» gebraucht hatte.[296]

Die Geschichte um den «Krawall von Thalwil» hatte Diggelmann, wie er selbst sagte, bei einem Treffen mit Freunden im Jahr 1963 aufgeschnappt.[297] «Der

295 Zürcher Woche: 7. 6. 1963.

296 Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion, S. 104–107.

297 Wer an diesem Treffen dabei war, ist nicht eindeutig nachweisbar. Bei Bernhard Wenger heisst es, dass das Buch Diggelmanns aus einem Zirkel heraus entstanden sei, dem Leute wie Roman Brodmann, Max Schmid, Otto Böni, Hans Fleig, Curt Zimmermann, Marcel Bertschi und andere angehörten. Curt Zimmermann hat die Entstehungsgeschichte des Romans gegenüber Gieri Cavelty etwas anders dargelegt. Gesichert scheint, dass Diggelmann im Frühjahr 1963 das erste Mal vom «Krawall von Thalwil» gehört hat. Zimmermann erinnerte sich, dass er bei Diggelmanns zu Besuch gewesen sei und man zufällig auf Thalwil zu sprechen gekommen sei.

Anstoss zum neuen Roman kam eigentlich von aussen. Ich hatte bereits ein neues Buch konzipiert, war bereits damit beschäftigt, mich einzuschreiben, als wir eines Abends im Freundeskreis einmal mehr die Zusammenhänge zwischen Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, Antikommunismus und Nationalismus diskutierten. Ein Mann, der neu war in unserem Kreis, erzählte uns die haarsträubende Geschichte einer antikommunistischen Aktion gegen einen prominenten Marxisten in einer mittelgrossen Industriegemeinde des Kantons Zürich. Auf Anhieb hielt ich den Bericht für unwahrscheinlich, aber der Mann bestand darauf, und ich bestand meinerseits darauf, den Sachverhalt an Ort und Stelle abzuklären. Ich begab mich also in den nächsten Tagen zu diesem Marxisten, liess mir die Geschichte dieser Verfolgung nochmals erzählen, liess mir die umfangreiche Dokumentation, die der Verfolgte gesammelt hatte (Briefe, Zeitungsartikel, Inserate, Flugblätter, Polizeimeldungen, Strafklagen, Fotos, etc.) aushändigen, ging damit nach Hause und studierte das Material. Ich musste erkennen: Mein Gewährsmann hatte keineswegs übertrieben.»[298]

Diggelmann tat, was er immer tat in solchen Situationen, er forschte nach und verarbeitete das Gehörte zu einer Geschichte. So «funktionierte» Diggelmann. Wenn ihn etwas beschäftigte, verfasste er einen Text dazu, sei es in Form einer Kolumne, in Form eines Briefes oder in Form einer erzählten Geschichte.[299]

Einen weiteren Einblick in seine Arbeiten zur «Hinterlassenschaft» gewährte Walter Matthias Diggelmann seinen Lesern im Herbst 1963 in einer Kolumne unter dem Titel «Schlagt die Juden …».[300] Abschnitt für Abschnitt zitierte er «kleine Fälle» aus Schweizer Zeitungen aus den Jahren 1933 und 1934, Zeitungen, die sich mit dem jüdischen Einfluss auf die Zukunft der Schweiz befassten und dabei manch feurig-patriotische, antisemitische Parole abdruckten, wie Diggelmann es nannte. Diggelmann versprach den Lesern noch mehr solcher Beispiele, sie müssten dazu nur die Veröffentlichung seines neusten Buches abwarten.[301]

Bereits in der «Schlagt die Juden …»-Kolumne hatte Diggelmann aber die NZZ und die Freisinnige Partei von 1933 in die Nähe der Schweizer Frontisten gerückt. Die Folge daraus war ein Briefwechsel zwischen NZZ-Chefredakteur Willy

---

Diggelmann hatte die Geschichte noch nie gehört und wollte sie nicht glauben und so habe Zimmermann Diggelmann auf dessen Wunsch mit Konrad Farner bekannt gemacht. Nach dem ersten Besuch, der für den Schriftsteller eine Art «erster Schulstunde» gewesen sein soll, habe Diggelmann die Familie Farner fortan ein- bis zweimal die Woche besucht. Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion, S. 32. / Wenger, Bernhard 1982: Nachwort, S. 306–308.

298 Neutralität: 9. 1965.

299 Dass er sich im Sommer 1963 in der Tat mit der Geschichte Konrad Farners auseinandergesetzt hatte, belegen auch die im Diggelmann-Nachlass vorhandenen Briefe zwischen Diggelmann und Martha Farner, der Frau von Konrad Farner. In einem Brief erwähnt Diggelmann gar, dass er aufgrund des in der «Zürcher Woche» abgedruckten fiktiven Gesprächs seine Stelle verlor. Allerdings kann nicht die Kolumnentätigkeit bei der «Zürcher Woche» gemeint sein, denn seine Kolumnen erschienen dort weiterhin. Diggelmann, Walter Matthias an Farner, Martha: 5. 9. 1963.

300 Zürcher Woche: 27. 9. 1963.

301 Ebd.

zurück

Bretscher und Walter Matthias Diggelmann.[302] Es war ein kurzer, aber intensiver Briefwechsel, in dem es letztlich um viel mehr als nur den Freisinn von 1933 ging.

Nachdem ihm Bretscher als Reaktion auf die «Zürcher Woche»-Kolumne offenbar Dokumente zur Haltung des Freisinns gegenüber dem Frontismus hatte zukommen lassen, wandte sich Diggelmann Ende November 1963 auf privatem Wege an Willy Bretscher. Er wollte bei Nationalrat und Chefredakteur Bretscher nochmals nachhaken und in Erfahrung bringen, was dieser zur Haltung der NZZ in der Zeit des Zweiten Weltkriegs zu sagen habe. Er habe, so Diggelmann an Bretscher, im Zuge seiner Arbeiten zu seinem neuen Roman «Die Hinterlassenschaft» erfahren, dass die NZZ im Jahr 1943, zur Zeit der Schlacht um Stalingrad, eine der ganz wenigen schweizerischen Zeitungen gewesen sei, die im damaligen Deutschland zugelassen war. Was Bretscher davon halte?[303]

Die Antwort liess nicht lange auf sich warten. Bereits einen Tag später antwortete Willy Bretscher. Der Nationalrat verlieh zuerst seiner Freude Ausdruck, dass Diggelmann an einer wirklichen Abklärung von historischen Tatbeständen gelegen sei. Überrascht war er allerdings von Diggelmanns neuester Entdeckung zur Zulassung der NZZ im von den Nationalsozialisten besetzten Deutschland. Er staune immer wieder, so Bretscher, dass solche Legenden, für die es keinerlei Anhaltspunkte gebe, entstehen könnten. Die NZZ sei von Mitte 1934 an, nach dem blutigen 30. Juni, bis zum Ende des Krieges in Deutschland dauernd verboten gewesen. Ein in den Vorkriegsjahren einmal von Bundesrat Motta unternommener Versuch, wieder die Zulassung einiger schweizerischer Zeitungen in Deutschland zu erreichen, sei vor allem daran gescheitert, dass die ins Auge gefassten Zeitungen, darunter die NZZ, sich weigerten, irgendwelche Konzessionen zu machen in Bezug auf die Gestaltung ihrer Berichterstattung und ihr Recht auf ein eigenes Urteil über die Ereignisse. Die amtlichen Stellen in Deutschland hätten auch während der Verbotszeit durch eine Zeitungsagentur in Deutschland 1–200 Exemplare des Blattes bezogen, zweifellos zum Zweck ihrer eigenen Information und zur dosierten Abgabe an als zuverlässig betrachtete Ämter und Unternehmungen.[304]

Diggelmann musste mit Erstaunen eingestehen, dass sein Hinweis zur NZZ im Jahr 1943 aus sonst zuverlässiger Quelle offenbar falsch gewesen war. Dies zeige erneut, so Diggelmann, wie schnell und leicht Legenden entstünden. Mit Blick auf seinen in Arbeit stehenden Roman hielt Diggelmann fest, dass es ihm sehr, sehr ernst sei mit seiner Suche nach der Wahrheit. Zwar durchaus nicht als Historiker, aber als Romancier. Es gehe ihm einzig darum, aufzudecken, wohin es führen könne, wenn die Gesellschaft der Versuchung erliege, den Teufel mit dem Beelzebub austreiben beziehungsweise der totalitären Bedrohung mit totalitären Methoden entgegenwirken zu wollen. Es gehe ihm dabei nicht um blosse Anklä-

302 Einen ersten Briefwechsel zwischen Bretscher und Diggelmann hatte es im Sommer 1960 betreffend eine «nichtmögliche Rede» Diggelmanns gegeben. Siehe dazu Kapitel 3.4.5.

303 Diggelmann, Walter Matthias an Bretscher, Willy: 29. 11. 1963.

304 Bretscher, Willy an Diggelmann, Walter Matthias: 30. 11. 1963.

zurück

gereien, sondern um ein Blosslegen jener Wurzeln, aus denen erneut Giftbäume wachsen könnten.[305]

Willy Bretscher gab Diggelmanns Gedanken zum Totalitarismus in einem erneuten Antwortschreiben grösstenteils recht. Eine Demokratie dürfe Totalitarismus nicht mit totalitären Methoden bekämpfen, wenn sie ihre Seele nicht verlieren wolle. Sie dürfe aber auch nicht untätig zusehen, wie die keine demokratischen Spielregeln anerkennenden Kräfte die Freiheit missbrauchten, um sie zu vernichten. Der Hohn Goebbels' über die Schwäche der Weimarer Republik gegenüber ihren erklärten Todfeinden klinge ihm heute noch in den Ohren.[306] «Wahrscheinlich trennen sich unsere Meinungen dort, wo Sie einen Unterschied zwischen dem braunen und dem roten Totalitarismus machen. So verschieden die Motive, die ideologischen Antriebe der beiden Spielarten des Totalitarismus sein mögen – gemeinsam ist beiden, dass sie den Menschen als Mittel zu einem ausserhalb seines eigenen Wesens liegenden Zweck ansehen und als Kanonenfutter einer Idee behandeln.»[307]

Im letzten Brief ging Diggelmann genau auf diesen von Bretscher angesprochenen Unterschied ihrer zwei Haltungen ein und brachte deutlich zum Ausdruck, wie er sein eigenes Verhältnis zum Kommunismus beurteilen würde. «Sie schreiben mir, unsere Meinungen gingen wahrscheinlich dort auseinander, wo ich zwischen rotem und braunem Totalitarismus einen Unterschied machen möchte, oder gar machte. Nein, für mich ist totalitär totalitär, ob er nun braun oder rot angehaucht ist, und ich bin sogar davon überzeugt, dass es heute zu den wesentlichsten Aufgaben auch eines Schriftstellers gehört, auf die Gefahren und Möglichkeiten des offenen – aber auch des versteckten – Totalitarismus aufmerksam zu machen und zu helfen, jede diesbezügliche Regung zu bekämpfen. Ich persönlich sehe unsere Meinungen an einem anderen Punkt auseinandergehen. Es handelt sich tatsächlich um den Kommunismus: Ich glaube nicht, dass der Kommunismus in seinem Wesen totalitär ist. Dass die heutigen kommunistischen Regierungen sich totalitär gebärden, ist natürlich auch mir nicht entgangen. Aber ich möchte in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, dass auch der nun längst überwundene Feudalismus totalitär war und dass selbst der sogenannte Kapitalismus totalitäre Neigungen in sich hat. Ich glaube, so weit es mir gelungen ist, Überblick zu gewinnen, dass tatsächlich die Demokratie die einzige Form wirklich humanen Zusammenlebens ist, wohl die grösste Errungenschaft menschlichen Geistes darstellt. Was nun aber den Kommunismus, beziehungsweise den Marxismus betrifft, scheint mir, dass es sich dabei um eine wirkliche, um eine echte historische Entwicklung handelt, und dass zum Beispiel der blosse Antikommunismus, wie er sich zuweilen in rechtsextremen Kreisen bemerkbar macht, keine echte Alternative zum Kommunismus darstellt.»[308]

305 Diggelmann, Walter Matthias an Bretscher, Willy: 2. 12. 1963.
306 Bretscher, Willy an Diggelmann, Walter Matthias: 23. 12. 1963.
307 Ebd.
308 Diggelmann, Walter Matthias an Bretscher, Willy: 30. 12. 1963.

zurück

Der Briefwechsel Diggelmann – Bretscher ist aus mehreren Gründen bemerkenswert. Primär weil er im Kern die Grundhaltung Diggelmanns zum Kommunismus aufdeckt. Eine Haltung übrigens, die zeit seines Lebens und trotz zum Teil anderslautenden öffentlichen Bekundungen die gleiche blieb. Wenn man Diggelmann rückblickend als Kommunist oder Marxist begriffen haben will, dann müsste es in der hier gegenüber Willy Bretscher zum Ausdruck gebrachten Form sein. Der Briefwechsel ist aber auch aus anderer Sicht bemerkenswert. Er offenbart, dass Bretscher und Diggelmann im System der Demokratie einen gemeinsamen Nenner fanden und einen Grundkonsens teilten. Einen Grundkonsens, dies sei vorweggenommen, den auch der Grossteil der übrigen sogenannten Nonkonformisten teilte.[309] Drittens ist der Briefwechsel bemerkenswert, weil er nahelegt, dass eine private Diskussion in Briefen und eine öffentliche Debatte in Zeitungen je anderen Gesetzmässigkeiten folgten. Eine Diskussion über die Haltung der Presse zur Zeit des Zweiten Weltkriegs öffnete im Brief offenbar ohne Umwege das Tor für eine Grundsatzdebatte über Kommunismus und bewegte im Fall des Briefwechsels Bretscher sowie Diggelmann dazu, ihre Grundhaltungen zum Totalitarismus offenzulegen. In einem öffentlich geführten Diskurs wäre das in dieser direkten Art unwahrscheinlich gewesen. Das sollten die Ereignisse nach der Veröffentlichung der «Hinterlassenschaft» noch deutlich zeigen.

Noch aber war es nicht so weit. Zwar sprach Diggelmann Ende Januar 1964 in der Zeitschrift «Femina» davon, dass sein neuer Roman im Herbst 1964 im Benziger-Verlag herauskommen werde und dass als mögliche Titel «Der Tatsachenbericht» oder «Am 16. November» im Raum stünden; daraus sollte vorderhand aber nichts werden.[310] Es kam nämlich zum grossen Zerwürfnis zwischen Autor Diggelmann und seinem Verleger Peter Keckeis. Diggelmann publizierte für den Rest der 1960er-Jahre nicht mehr bei Benziger, für die Herausgabe der «Hinterlassenschaft» konnte schliesslich der Münchner Piper-Verlag gewonnen werden.[311]

Ausschnittweise zum ersten Mal zu lesen war «Die Hinterlassenschaft» dennoch in der Schweiz – das neue Buch kam in der «Zürcher Woche» zum Vorabdruck. Und wer den am 16. Juli 1965, eine Woche vor Beginn des Abdrucks,

309 Siehe dazu Kapitel 3.4.2.

310 Femina: 31. 1. 1964. / Hilty, Hans Rudolf; Schmid, Max (Hg.) 1964: Modernes Schweizer Theater, S. 301.

311 Peter Keckeis stand ab etwa 1950 im Dienst des Benziger-Verlags und trat in den 1960er-Jahren dort in die Fussstapfen seines Vaters Gustav Keckeis. Kontakt mit Diggelmann hatte er ab Mitte der 1950er-Jahre. Er brachte 1959 Diggelmanns Jugendroman «Die Jungen von Grande Dixence» heraus, ein Jahr später den Roman «Geschichten um Abel», 1962 «Das Verhör des Harry Wind» und 1963 den Erzählband «Die Rechnung». Nach dem Hin und Her um die Veröffentlichung von «Die Hinterlassenschaft» und dem abrupten Ende der Partnerschaft brachte Diggelmann seine Bücher während zehn Jahren in anderen Verlagen heraus. Mitte der 1970er-Jahre begruben Keckeis und Diggelmann das Kriegsbeil und Diggelmann kam zurück zum Benziger-Verlag. Sie pflegten bis kurz vor Diggelmanns Tod einen mehr oder weniger intensiven Briefwechsel. Am Beispiel Diggelmann und Keckeis könnte das schwierige Verhältnis zwischen Autor und Verleger untersucht und ein Beitrag zur Verlegergeschichte geliefert werden. Siehe dazu Kapitel 4.1.6.

zurück

veröffentlichten Kommentar von Redakteur Jürg Ramspeck las, konnte bereits erahnen, welches Konfliktpotenzial das Buch in sich trug. Nicht zufällig sprach Ramspeck vom «neuen Diggelmann».[312] Wovon «Die Hinterlassenschaft» handle, so Ramspeck, sei helvetisches Tabu, ein isolierter Gesprächsstoff, ein höchst unbeliebtes Thema. Das Gute werde in diesem «erfundenen Tatsachenbericht»[313] nicht mit dem scheinbar Unvermeidlichen gewogen, der nationale Konflikt interessiere den Autor nicht. Er unternehme vielmehr den Versuch, den Umschlag eines furchtlosen Nationalismus in einen ebenso furchtlosen Antikommunismus zu deuten. Das Buch sei Gegenwartsforschung und Blick in die Vergangenheit zugleich und als solches ein in der Schweiz einmaliges Unterfangen. Die dokumentarische Arbeit verdiene für sich allein genommen schon Beachtung. Jürg Ramspeck lag mit seinem frühen Urteil, dass es an Stimmen nicht fehlen werde, die «Die Hinterlassenschaft» als wüstes, garstiges Buch beschimpfen würden, völlig richtig.[314]

«Auch wenn diese Geschichte in der Schweiz spielt, ist sie weder als Anklage gegen die Schweizer gedacht noch als Exkulpierung jener Deutschen, die sich am Massenmord beteiligt haben. Als Schweizer Bürger, der in der Schweiz lebt und dieses Land beim Namen nennt, statt eine Parabel zu konstruieren, meine ich aber auch, dass die grössere Schuld die kleinere nicht kleiner mache.»[315] Dieses Statement, das Diggelmann dem Roman vorangestellt hatte, machte Ramspeck zum Ausgangspunkt seiner abschliessenden Bemerkung. Diggelmann wolle, so Ramspeck, nicht abrechnen, er wolle nur wissen. Er wolle keine Sündenböcke ermitteln, er wolle als Schweizer ins Reine kommen mit schweizerischer Vergangenheit und Gegenwart, indem er sie überdenke. Denn es gehe Diggelmann um ein Klima, nicht um dessen Produkte; er masse sich nicht die Rolle eines Richters an, er erhebe lediglich Anspruch darauf, als überlegender Erzähler gehört zu werden.[316]

Diggelmann wurde in den Folgemonaten gehört – und wie. Er hatte die Frage zur Schweizer Verstrickung mit dem nationalsozialistischen Regime pointiert und lautstark auf die Tagesordnung gebracht,[317] er hatte es gewagt, «ins Wespennest zu stechen»,[318] wie eine Rezensentin später festhalten wird. Was im September gemächlich als Lüftchen begann, wurde im November und Dezember 1965 zum beeindruckenden Orkan, der an mindestens drei Orten parallel hereinbrach und ein selbst im Rückblick unüberschaubares, wochenlanges Gewoge in der Deutschschweizer Öffentlichkeit auslöste.

Am 23. Juli 1965 wurde der bereits erwähnte Vorabdruck zu Walter Matthias Diggelmanns Roman «Die Hinterlassenschaft» in ganzseitiger Aufmachung und mit Foto in der «Zürcher Woche» lanciert.[319] Wöchentlich folgten danach Fort-

312 Zürcher Woche: 16. 7. 1965.
313 Diggelmann, Walter Matthias 1982: Die Hinterlassenschaft, S. 4.
314 Zürcher Woche: 16. 7. 1965.
315 Diggelmann, Walter Matthias 1982: Die Hinterlassenschaft, S. 7.
316 Zürcher Woche: 16. 7. 1965.
317 Amslinger, Tobias 2019: Eine Debatte in ihrer Zeit, S. 15.
318 Arbeiterwort: 1./2. 1966.
319 Zürcher Woche: 23. 7. 1965.

zurück

setzungen. Bereits das ging nicht ohne Furor über die Bühne. Der Vorabdruck hatte offensichtlich zu redaktionsinternen Auseinandersetzungen geführt, die beinahe zur Entlassung Jürg Ramspecks führten.[320] Und für Diggelmann bedeutete der Vorabdruck ziemlich sicher das definitive Ende der Kolumnentätigkeit in der «Zürcher Woche». Zumindest fallen die Veröffentlichung des Vorabdrucks und die letzte Veröffentlichung in der «Zürcher Woche» in dieselben Monate.[321] Schon vorher war der angriffige Meinungsjournalismus, den Diggelmann in seiner Kolumne «Feststellungen» pflegte, nicht überall und immer gut angekommen. Schliesslich soll Dr. Rudolf Farner, Diggelmanns ehemaliger Chef beim Büro Farner, seine über Beziehungen im Fussballclub Grashoppers Zürich entstandene Freundschaft zu «Zürcher Woche»-Herausgeber und -Besitzer Franz Ludwig von Senger genutzt haben, um Diggelmann zu «entfernen».[322]

Auf den Vorabdruck der «Hinterlassenschaft» folgten sowohl Lob als auch Kritik, beides noch relativ moderat im Ton. Während an einer Stelle von «Pro und Contra Pinscher»[323] die Rede war, sprach ein mit «Rezept»[324] überschriebener Leserbrief davon, dass es keine Kunst sei, 20 Jahre nach den Ereignissen solches Zeugs zu schreiben. «Sehen Sie, ich hätte Ihnen ein Rezept, mit dem Sie beweisen könnten und würden, dass Sie tatsächlich besser sind als wir alle es waren. 1. Sie schenken die ganzen Erträgnisse aus diesem Roman einem jüdischen Hilfsfonds. 2. Sie verkaufen Ihre ganze Habe, Auto, Hausrat, Kleider, etc. bis auf das Allernotwendigste und schenken das Geld dem Roten Kreuz. 3. Dann beginnen Sie ganz von vorn nochmals – ohne Unterstützung und Hilfe von dritter Seite. Mit dieser Tat würden Sie den Beweis erbringen, kein gewöhnlicher Biertischplauderi zu sein.»[325]

Mit diesem Rezept stiess nun aber der Leserbriefschreiber bei anderen Leserbriefschreibern auf gar kein Verständnis. Drei unter dem Titel «Mut»[326] veröffentlichte Repliken äusserten sich abschätzig zum Kommentar und betonten, dass dies keine Art sei, auf den engagierten Autor zu reagieren, selbst wenn einem dieser nicht passe.

Zur ersten tiefgründigeren Auseinandersetzung mit der «Hinterlassenschaft» lud Paul Ignaz Vogel von der «Neutralität» in einem Diggelmann-Interview in der Septemberausgabe seiner monatlich erscheinenden Zeitschrift – und dies noch bevor der Roman offiziell erschienen war. Diggelmann ging im Interview zu Beginn auf die Entstehungsgeschichte des Romans ein und erklärte, dass der Anstoss zum

320 Wenger, Bernhard 1982: Nachwort, S. 310.
321 Der letzte Artikel Diggelmanns erschien in der Zürcher Woche: 3. 9. 1965. Der Beginn des Vorabdrucks begann in Zürcher Woche: 16. 7. 1965.
322 Wenger, Bernhard 1982: Nachwort, S. 310. / Diggelmanns Kolumne «Feststellungen» wurde bereits vor Beginn des Vorabdrucks seines neuen Buches eingestellt. Die letzte Kolumne erschien in Zürcher Woche: 30. 4. 1965.
323 Zürcher Woche: 30. 7. 1965.
324 Ebd.: 20. 8. 1965.
325 Ebd.
326 Ebd.: 3. 9. 1965.

zurück

Buch von aussen gekommen sei. Ein loser Bekannter habe ihm die Geschichte des Marxisten Konrad Farner aus Thalwil erzählt. Nachdem er sie nicht auf Anhieb geglaubt habe, habe er Farner persönlich in Thalwil getroffen und eine ausführliche Dokumentation der Geschehnisse ausgehändigt bekommen.[327] In der Folge habe er angefangen, sich für die Hintergründe, die Drahtzieher und deren Geschichten zu interessieren, und mit der Zeit habe er festgestellt: «Die antikommunistischen Brandstifter von heute sind weitgehend die faschistischen Brandstifter des Antisemitismus der dreissiger Jahre und die sogenannten ‹Vaterländischen› (lies Anpasser) der vierziger Jahre. Kurz: Ich entdeckte eine mir bisher unbekannte Schweiz, ich trat plötzlich eine Hinterlassenschaft an, die mich bestürzte, ratlos machte […].»[328] Eine Erkenntnis, mit der Diggelmann in den 1960er-Jahren nicht allein stand: Bereits 1961 hatte der Historiker Jean Rudolf von Salis in seiner bekannten Rede im Stapferhaus mit Verweis auf den «Fall Farner» konstatiert, dass für den herrschenden hysterischen Antikommunismus die Nachläufer der Frontenbewegung verantwortlich gemacht werden könnten.[329]

Diggelmann führte im Interview weiter aus, dass er das Thema, um damit zu Rande zu kommen, mit seinen Mitteln, dem Geschichtenschreiben, angegangen sei. Ergebnis sei keine Anklage, sondern der Versuch einer Klärung. Und sollte man ihm vorwerfen, er sei nicht wissenschaftlich vorgegangen in der Wahl der Elemente, so könne er sich auf seinen Beruf berufen. Er sei Geschichtenerzähler und es sei keinem verwehrt, als Soziologe oder Historiker dasselbe Thema zu bearbeiten.[330] «‹Die Hinterlassenschaft› ist als Buch halb Montage, halb literarische Reportage, nach meiner Meinung eine Gattung, die es mir möglich macht, eindringlich und schonungslos die Frage nach der Wahrheit in der menschlichen Gesellschaft zu stellen.»[331]

Der rote Faden im Buch ist der Lebensweg des jungen David Boller respektive Fenigstein. Dieser wächst bei seinem Grossvater Johannes Boller auf, welchen er aber immer für seinen Vater hält. Wie er nach dem Tod seines Grossvaters erfährt, waren seine leiblichen Eltern aber bereits 1938 in Deutschland umgekommen, nachdem ihnen die Schweiz die Einreise verweigert hatte. Sein leiblicher Vater war ein deutscher Jude. Diese Erfahrung lässt David Fenigstein nicht mehr los, er geht der Geschichte nach und will die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen. Auf der Suche nach den Grundsätzen der damaligen Flüchtlingspolitik stösst er auf die Erlebnisse eines Kommunisten in der Schweiz im Jahr 1956 und stellt erschreckt fest, dass dieselben Personen und Kreise, die für das «Pogrom von T.» verantwortlich sind, bereits für die Flüchtlingspolitik der 1930er- und 1940er-

327 Neutralität: 9. 1965. / Auszüge des Interviews wurden auch abgedruckt in Berner Student: 11. 1965.
328 Neutralität: 9. 1965.
329 Bitterli, Urs 2009: Jean Rudolf von Salis, S. 166; von Salis, Jean Rudolf 1968: Schwierige Schweiz.
330 Neutralität: 9. 1965.
331 Ebd.

zurück

Jahre verantwortlich waren, der seine Eltern zum Opfer gefallen waren. Fenigstein kommt zur Erkenntnis, dass in der Schweiz ein reibungsloser Übergang vom Antisemitismus zum Antikommunismus stattgefunden haben muss, und möchte diese Erkenntnis verbreiten. Zum Beispiel über seine neu gegründete Zeitschrift «Zukunft». Damit aber betritt David Fenigstein ein gefährliches Feld – Diggelmann diente hier die Geschichte um die Zeitschrift «Clou» als Vorbild. Plötzlich ist Fenigstein in Gefahr. Ein Freund seines Grossvaters warnt ihn noch, man werde ihn als Verräter und Verleumder verklagen, aber es ist zu spät. In einer Beiz kommt es zum Streit und David Fenigstein stirbt. Seine Zeitschrift kommt trotzdem weiter heraus. Für die Nachwelt bleiben als Ergebnis die Recherchen des David Fenigstein, dessen Hinterlassenschaft.[332]

Die Geschichte des David Fenigstein war frei erfunden, tatsächlich flossen an vielen Stellen aber authentische zeitgeschichtliche Dokumente in den Roman ein, zum Beispiel Auszüge aus dem sogenannten «Ludwig-Bericht» von 1957. Professor Carl Ludwig hatte in einem viele Hundert Seiten dicken Bericht an den Bundesrat zuhanden der eidgenössischen Räte die Flüchtlingspolitik der Schweiz in den Jahren 1933–1955 aufgearbeitet. Veröffentlicht waren die Ergebnisse zum Erscheinungszeitpunkt der «Hinterlassenschaft» nur bedingt. Neben diesem Bericht wob Diggelmann auch Ausschnitte von Zeitungsartikeln und frontistischen und parteipolitischen Deklamationen in «Die Hinterlassenschaft» ein, so das «Memorandum Daeniker», die «Eingabe der Zweihundert» und Dokumente zum «Fall Farner».

Die wahrscheinlich erste Rezension zur «Hinterlassenschaft» erschien im «Tages-Anzeiger». Rezensent war Fritz Billeter, ein 36-jähriger Kulturredakteur und Kunstkritiker. Am 22. September veröffentlichte er eine wohlwollende Besprechung zu Diggelmanns neuem Buch. Mit der «Hinterlassenschaft» liege der bisher anspruchsvollste thematische Entwurf Diggelmanns vor. Der Autor führe darin den Beweis, dass auch die Schweiz eine unbewältigte Vergangenheit habe. Entgegen den zu erwartenden Vorwürfen, die Diggelmann in den kommenden Wochen treffen würden – Billeter hoffte es zwar nicht, sah es aber kommen –, wolle er festhalten, dass Diggelmann kein Pamphlet geschaffen habe. Selbst Ulrich Frauenfelder, die zwielichtigste Figur im Buch, sei nicht eigentlich unmenschlich gezeichnet, einfach egoistisch-böse. Diggelmann, so Billeter, gehe es im Kern um das Verhalten eines Kollektivs in einer Zeit grosser Umwälzung und nicht um das Schicksal von Einzelpersonen. Das Land aber, das nenne er, anders als beispielsweise Max Frisch mit «Andorra», beim Namen und so habe Diggelmann mit der «Hinterlassenschaft» ein wesentliches Werk der «littérature engagée», ein für die Schweiz notwendiges Werk geschrieben.[333]

«Die Hinterlassenschaft», ein für die Schweiz notwendiges Werk? So bezeichnete es auch Alice Vollenweider in ihrer Besprechung in der «Weltwoche»-Aus-

332 Diggelmann, Walter Matthias 1965: Die Hinterlassenschaft.
333 Tages-Anzeiger: 22. 9. 1965.

zurück

gabe vom 1. Oktober 1965. «Die Hinterlassenschaft» stelle die Frage nach der unbewältigten Vergangenheit der Schweiz, und zwar indem sie versuche, die Mauer von Selbstzufriedenheit und Stolz auf humanitäre Leistungen zu durchdringen. Vollenweider stellte jedoch zugleich fest, dass Diggelmanns Tendenz zum unterkühlt Reisserischen, insbesondere bei der Schilderung der antikommunistischen Hexenjagd in einem kleinen Schweizer Dorf, stellenweise irritiere. Ausserdem hielt sie die Verknüpfung zwischen dem Philonazismus der 1930er-Jahre und dem bornierten Antikommunismus der 1960er-Jahre für zu simpel.[334]

Sowohl Fritz Billeter als auch Jürg Ramspeck behielten mit ihrer Vermutung recht, dass als Reaktion auf «Die Hinterlassenschaft» ein Aufschrei der Empörung durchs Land gehen werde. In einer Rezension im «Bund» vom 28. September 1965 unter dem Titel «Literarische Demagogie»[335] waren in verdichteter Form viele Kritikpunkte, die in den Folgewochen einzeln und im Detail noch ausführlich diskutiert werden sollten, bereits angelegt. Obwohl der Rezensent Diggelmanns Bestreben, Licht ins Dunkel der Schweizer Vergangenheit zu bringen, grundsätzlich anerkannte und für gut befand, liess er am Autor und seinem Werk insgesamt kein gutes Haar. Er griff Diggelmann dort an, wo es einen Schriftsteller am meisten schmerzt, indem er dem Roman jeglichen künstlerischen Wert absprach. «Die Hinterlassenschaft» sei deshalb nicht von der literarischen Seite her, sondern lediglich von der politisch-historischen Seite her zu beurteilen. In diesem Licht aber seien Erfindung und Dokument zu stark, zu einseitig und zu gefährlich überzogen und im Ergebnis dramatisierte Realität und politische Phobie ineinander verwoben. Bei allem guten Willen habe Diggelmann in seiner direkten, unzimperlichen, vergröbernden und simplifizierenden Art ein verzerrtes Bild gezeichnet, indem allüberall ein militantes Rechtsbürgertum, ein schweizerischer Faschismus zu orten seien. Da falle er in Phantasmagorien und eine Art Hypnose, die ihn hier und heute wild gegen faschistische Windmühlen kämpfen lasse. Der Rezensent bedauerte, dass der andere Schweizer, der keine faschistoiden Züge angenommen und sowohl gegen Nationalsozialismus und Kommunismus angekämpft hatte, bei Diggelmann unerwähnt bleibe. Damit habe Diggelmann sich selbst die Chance genommen, ein Buch von innerer Dynamik zu schreiben. Indem er die eine Seite generalisiere, typisiere und übersteigere und im gleichen Zug die andere Seite verschweige, betreibe er literarische Demagogie. Besonders gefährlich sei das für die jungen Leute, die geneigt seien, in Diggelmann einen «Ritter ohne Furcht und Tabu»[336] zu sehen, und deshalb ein Schwarz-Weiss-Bild der Schweiz übernähmen.[337]

Eine gut zwei Wochen später erschienene Besprechung in der «Süddeutschen Zeitung» qualifizierte das Unterfangen der «Hinterlassenschaft» nicht minder deutlich ab. Weil Hellmuth Karasek Diggelmanns Buch konsequent vor der Schablone von Max Frischs «Andorra» las, kam er zum Schluss, dass das Fiktio-

334 Weltwoche: 1. 10. 1965.
335 Bund: 28. 9. 1965.
336 Ebd.
337 Ebd.

zurück

nale in Diggelmanns Werk den Roman insgesamt schwäche. Angesichts der klaren Sprache des viel herbeigezogenen Quellenmaterials schwäche das Erfundene die Glaubwürdigkeit des Textes und lege den unguten Gedanken eines Missbrauchs von Zeugnissen nahe.[338] «Die ‹Hinterlassenschaft› ist mit dem Ingrimm eines Moralisten geschrieben; Diggelmann will nichts von Beschwichtigungen wissen, und weil er das nicht will, schleppt er zu seinen Fiktionen die Last der Authentizität herbei […]. Vielleicht ist es so, dass das Thema Judenverfolgung nichts weniger verträgt als eine Mischung von Fakten und Fiktionen. So stellt sich bei dem Roman Diggelmanns das gleiche Unbehagen ein, das Hochhuths Auschwitzszene auf der Bühne erweckt.»[339]

In die gleiche Richtung zielte die NZZ mit ihrer Rezension vom 19. November 1965. Sie gestand zwar ein, dass es in der Tat ein Auftrag sei, die Vergangenheit zu bewältigen, betonte aber, dass die 1930er- und 1940er-Jahre in der Schweiz ein Zeitabschnitt von grösster Dichte und heftigster Bewegung gewesen sei. Der Abschnitt sei geprägt gewesen von Höhen und Tiefen im Dasein eines kleinen Volkes, welches unausweichlich und hartnäckig mit dem absolut Bösen konfrontiert worden sei. Die Bewältigung dieser Vergangenheit sei wohl die schwierigste Aufgabe, die die Geschichte des Landes der Schweiz bisher aufgetragen habe. Und diese Aufgabe, so NZZ-Redakteur Nicolo Biert, könne vielleicht nur von jenen redlich erfüllt werden, die in der Reife ihrer Jahre mithandelnd und mitleidend dabei waren.[340] «Dokumente mögen Bände sprechen: Letztes und Entscheidendes bleibt im persönlichen Erlebnis aufgehoben.»[341]

Vor dem Hintergrund dieser Gedanken überrascht nicht, dass die NZZ zum Schluss kam, dass sich Diggelmann übernommen habe, dass es ihm nicht gelungen sei, die Vergangenheit zu bewältigen. Zu häufig, so die NZZ, habe Diggelmann dem gesetzten Gebot der Tatsachentreue den Gehorsam verweigert und Geschichte und Geschichten auf eine Weise verwoben, dass selbst der Kundige sich nicht immer zurechtfinde. Wo der Historiker und wo der Romancier in Diggelmann schreibe, trete nicht an allen Stellen deutlich hervor, und so müsse man sich immer wieder fragen, wo die Geschichte ende und wo der Roman, die Reportage, die Kolportage beginne. Als problematisch bezeichnete der Rezensent, dass Diggelmann nur dort auf Quellen verweise, wo es ihm gerade ins Konzept passe. Das habe Auswirkungen auf die Glaubwürdigkeit.[342] «Ihm geht es wesentlich um eine Bestandsaufnahme alles Unguten und Bedenklichen, der menschlichen Schwächen und des zeitweiligen Versagens, kurz allen Ballastes, der in dem trüben Strom der Zeit mitschwamm. Verallgemeinerungen und Vereinfachungen sind ihm geläufige Stilmittel. […] Mit vielen Zitaten, authentischen Aussagen von Zeitgenossen, gibt Diggelmann seinem Roman einen Ruch der Wahrheit, freilich nicht mehr. Denn

338 Süddeutsche Zeitung: 13. 10. 1965.
339 Ebd.
340 Neue Zürcher Zeitung: 16. 11. 1965.
341 Ebd.
342 Ebd.

zurück

er zitiert leider auch unvollständig. Nicht versehentlich, wie sich nachweisen lässt, sondern, um sein gestelltes Bild aufzupolieren.»[343] So würden die Grenztruppen kurzerhand zu bewussten Komplizen der Häscher und Mörder drüben im Reich und Diggelmann unversehens zum Geschichtsfälscher.[344]

Es ist bezeichnend für die damalige NZZ, dass sie in der Bewertung des neuen Buchs von Diggelmann zu den zitierten Schlüssen kam. In die gleiche Kerbe wie Redakteur Nicolo Biert schlug der spätere NZZ-Chefredakteur Fred Luchsinger höchstpersönlich nur einen Tag später, als er feststellte, dass die bewältigt geglaubte schweizerische Vergangenheit der 1930er- und 1940er-Jahre offenbar doch noch nicht bewältigt sei. «Heute scheint es oft, als sei jene frühere ‹Bewältigung› der jüngsten Vergangenheit nicht endgültig gewesen. Die dreissiger und vierziger Jahre rumoren weiter, oder wieder, in unserem öffentlichen Gespräch, sie werden Objekt und Anlass von Polemik und neuer leidenschaftlicher, in gewissen Fällen freilich einseitig verzerrter, negativer wie heroisierender Darstellung; die Wut unserer zornigen jungen Männer entzündet sich an ihnen, wie Walter M. Diggelmanns ebenso radikale, wie durch Einseitigkeit und Unvollständigkeit ungerechte neue Anklageschrift zeigt.»[345] Einmal abgesehen davon, dass Diggelmann zu diesem Zeitpunkt schon fast 40 Jahre alt war – nicht mehr ein so ganz junger Zorniger –, fällt auf, dass die NZZ markante Unterschiede machte in der Bewertung der damals noch seltenen Buchpublikationen, die die Schweiz zur Zeit des Zweiten Weltkriegs zum Thema hatten. Wo sie Diggelmann Unvollständigkeit und Einseitigkeit zum Vorwurf machte, sah sie in der fast zeitgleich erschienenen Publikation «Anpassung oder Widerstand» von Alice Meyer, der Gattin des «unvergesslichen Professor[s] Karl Meyer»,[346] über Lücken oder Einseitigkeit ziemlich gnädig, fast verzeihend hinweg.[347]

Die Einschätzung der NZZ teilten aber nicht alle. Franck Jotterand, ideologisch im linksliberalen Milieu der sogenannten Nonkonformisten anzusiedeln, sprach in einem Leitartikel der «Gazette littéraire», einer Wochenendbeilage der «Gazette de Lausanne», nicht von einem mit dem Buch verbundenen Unbehagen, sondern von der dringenden Notwendigkeit des Buchs. Weil Diggelmann Historisches einbaue, so Jotterand, stehe der Roman in der Tradition von Autoren wie William Shakespeare und Bertolt Brecht und trage Schlüsseldokumente einer kaum bekannten Schweizer Geschichte vor. Jotterand empfahl «Die Hinterlassenschaft» unbedingt zur Lektüre. Ebenso den 1957 in der Schweiz erschienenen «Ludwig-Bericht» von Professor Carl Ludwig, den Diggelmann in der «Hinterlassenschaft» mehrfach zitierte.[348]

343 Ebd.
344 Ebd.
345 Ebd.: 17. 11. 1965.
346 Ebd.
347 Ebd.
348 Gazette de Lausanne: 16./17. 10. 1965. / Für eine breite Öffentlichkeit zugänglich wurde der «Ludwig-Bericht» aber erst 1966, ergänzt um eine von Bundesrat Eduard von Steiger abgefasste Stellungnahme zu diesem Bericht sowie durch 1957 formulierte Grundsätze des Bun-

In der gleichen Ausgabe der «Gazette littéraire» erkannte Literaturkritiker Hugo Leber in der «Hinterlassenschaft» das wichtigste Werk der Schweizer Literatur im Herbst 1965. Ein Werk, das die Schweiz und ihre Bevölkerung mit einem Spiegelbild konfrontiere und zur Reflexion aufrufe. Wenn auch, so Leber, die Verbindung zwischen der Kriegszeit und der Nachkriegszeit durch Diggelmann etwas zu stark forciert werde, korrigiere der Roman das sonst so unbefleckte Bild der guten Schweiz in notwendigem Masse und rufe auf zur Hinterfragung der eigenen Motive und Gefühle. Dabei suche Diggelmann nicht einen Schuldigen, sondern zeige durch die Wahl unterschiedlicher Charaktere im Roman, wie divers Mitschuld entstehen könne.[349]

Anders sah dies Regina Kägi-Fuchsmann. Sie stellte Diggelmanns Roman ihre persönlichen Erfahrungen zur Zeit des Zweiten Weltkriegs entgegen, während deren sie als Sekretärin des Schweizerischen Arbeiterhilfswerks die politischen Flüchtlinge in der Schweiz betreut hatte. Für Kägi-Fuchsmann war das Buch eine einzige bittere Anklage, die den Zeitumständen nicht genügend Rechnung trage. Sie habe, so Kägi-Fuchsmann, mit Dr. Rothmund und Bundesrat von Steiger in der Flüchtlingsfrage etliche Kämpfe ausgetragen, habe mit vielen Offizieren gesprochen, denen der Rückweisungsbefehl an der Grenze zu einer fürchterlichen Belastung geworden war. Ausgeführt worden sei der Befehl dennoch, denn nicht jeder sei zum Helden geboren, nicht jeder sei fähig, Familie und Stellung zu opfern, um eine fremde Person zu retten. Sie seien deshalb aber keine gefühllosen, brutalen «Untermenschen» und «Sadisten» gewesen, wie das nun von Leuten geschildert werde, die nur die eine Seite der tragischen Situation kennen würden – und dies erst noch ungenau. Sie fragte sich, warum Diggelmann an diesem inneren Kampf, an dieser schwierigen Problematik vorbeigehe und nur die Anklage kenne. Aus Diggelmanns Roman könne man zudem herauslesen, dass das Verhalten der fremdenpolizeilichen Behörden mehr von Antisemitismus als von der Angst vor den Nazis diktiert gewesen sei. Bei allem vorhandenen Antisemitismus sei er aber nicht das Ausschlaggebende gewesen. Vielmehr sei es die Angst vor den Deutschen gewesen.[350] «Das hat Diggelmann vergessen zu sagen. Im Rückblick auf die Ereignisse, aufgewühlt durch *ein* Vorkommnis, das ihn besonders traf, sieht er nur Schwächlinge, Versager, Schurken. Er sieht nicht die Welt von damals, sondern nur ein einzelnes Schicksal. Er gibt nicht Geschichte, sondern ein winziges herausgerissenes Detail aus einer wirren Zeit und damit ein Zerrbild. Damit ‹manipuliert› auch er die Volksmeinung, und zwar in einem negativen Sinn.»[351]

---

desrats zur Handhabung von Asylrecht und zur Asylpraxis. Davor war der «Ludwig-Bericht» nicht öffentlich, sondern lediglich im März 1958 in den Eidgenössischen Räten diskutiert und von der Presse als Thema aufgegriffen worden. Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion, S. 59 f.

349 Gazette de Lausanne: 16./17. 10. 1965.

350 Volksrecht: 24. 12. 1965.

351 Ebd.

zurück

Der Roman blieb umstritten und sollte im Winter 1965/66 noch für einigen Wirbel sorgen. Das erste Mal am 22. Oktober 1965 – und das gleich in dreifacher Hinsicht. Zum Ersten beendete die «Zürcher Woche» mit diesem Datum den Vorabdruck der «Hinterlassenschaft» und platzierte auf der Frontseite einen rückblickenden Kommentar des Chefredakteurs Werner Wollenberger. Zum Zweiten erschien gleichentags in der «Tat» die erste Karikatur zum Thema «Die Hinterlassenschaft». Der Begriff des «literarischen Gartenzwergs» wurde damit, mehrere Monate nach der «Zertrümmerer»-Debatte unter Schriftstellern,[352] vom politischen Gegner erneut aus der Begriffskiste geholt. Diesmal jedoch konkret und ausschliesslich auf die Person Diggelmanns gemünzt. Schliesslich und drittens begann am 22. Oktober eine ausserordentlich merkwürdige Episode der bernischen Justizgeschichte, im Zuge derer Diggelmann kurzerhand zum Hausierer abgestempelt werden sollte.

Werner Wollenbergers Kommentar in der «Zürcher Woche» warf ein Licht auf die Entstehungsgeschichte des Romans und die vielen Schritte, die Diggelmann gehen musste, bis im September 1965 «Die Hinterlassenschaft» erscheinen konnte. Nach fast einem Jahr Recherche, Gesprächen und Lektüre und vielen weiteren Monaten der Niederschrift habe Diggelmann im Frühjahr 1964 eine erste Fassung der «Hinterlassenschaft» beendet. Eine missglückte Version, die zwei Jahre Arbeit gekostet hatte und den Autor seelisch traf.[353] «Diggelmanns Niedergeschlagenheit, ich erinnere mich sehr genau, war in jenen Wochen gross; aber er gab nicht nach: in einem heissen Sommer setzte er sich im Tessin an eine zweite, nahezu neue Fassung. Er arbeitete wütend, immer wieder heimgesucht von den schmerzhaften Folgen eines Unfalles im Militär. Das Resultat seiner Anstrengungen war: der Gewinn einer brauchbaren Fassung des Buches und der Verlust seines schweizerischen Verlegers, der ‹einen Roman und kein Pamphlet› haben wollte. Diggelmann, jetzt überzeugt, auf dem guten Weg zu sein, wechselte statt des Themas und der Form, die er für die einzig mögliche hielt, den Verlag. Piper in München griff zu, und mit dessen Lektor zusammen erarbeitete Diggelmann schliesslich die dritte und letzte Fassung der ‹Hinterlassenschaft› – jene, die Ihnen vorlag und die Sie kennen.»[354]

Wollenbergers Kommentar liefert darüber hinaus den bis heute einzigen Hinweis auf den für Diggelmann überlebenswichtigen Verkauf des Romans. Zum Zeitpunkt von Wollenbergers Kommentar sollen zehntausend Exemplare der ersten Auflage bereits gedruckt gewesen sein. Zudem hatte Diggelmann laut Wollenber-

352 Siehe dazu Kapitel 3.1.1.

353 Zürcher Woche: 22. 10. 1965.

354 Ebd. Wollenberger bezog sich hier zum einen auf den Militärunfall, in den Diggelmann in seinem achten Wiederholungskurs verwickelt wurde und bei dem er sich die linke Hand schwer verletzte. Trotz vieler Operationen blieb die Hand ein Leben lang ein Handicap. Siehe dazu Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-D-1-d. / Obermüller, Klara 1993: Walter Matthias Diggelmann, S. 366. / Mit dem Verlust des schweizerischen Verlegers spielte Wollenberger darauf an, dass «Die Hinterlassenschaft» ursprünglich im Benziger-Verlag hätte erscheinen sollen. Weil es zwischen Diggelmann und Verleger Peter Keckeis aber zum Bruch kam, wurde «Die Hinterlassenschaft» schliesslich im Piper-Verlag herausgebracht.

zurück



Abb. 15: Diggelmann-Karikatur in der «Tat» vom 22. Oktober 1965. Die «literarischen Gartenzwerge» beziehen sich auf eine Rede Walther Hofers, die in Diggelmanns Buch «Die Hinterlassenschaft» auszugsweise abgedruckt ist und in der Hofer die engagierten jüngeren Schriftsteller angriff.

ger vom Stadttheater Basel den Auftrag erhalten, eine Bühnenfassung des Romans herzustellen.[355] Allesamt gute Nachrichten für Diggelmann. Wenn nur nicht in der «Tat» zum gleichen Zeitpunkt ein kompletter Verriss der «Hinterlassenschaft» platziert worden wäre. Nicht nur druckte die Zeitung eine Karikatur Diggelmanns und seines Buchs ab, sie rief daneben den abwertend konnotierten Begriff «Gartenzwerg» erneut in Erinnerung. Aber damit nicht genug. Im Autor Diggelmann erkannte der Rezensent einen Menschen mit krankhaftem Hang zum Nonkonformismus, der mit seinem verschleierten Rückgriff auf den «Pogrom in T.» den Bürgern von Thalwil unterstelle, dass ihre Erregung über das tragische Ungarngeschehen von Nazipaktierern genützt werden konnte und sie sich wie Schafsköpfe am Gängelband zur antikommunistischen Treibjagd verführen liessen. Diggelmann, hiess es, missbrauche die Authentizität des «Ludwig-Berichts», den Pogrom und andere Einzelheiten für ein ganz und gar unwahrhaftes Bild eines Dorfes und seiner Einwohner. Er lege dem Leser mit diesem Buch abwegige, verfremdete Konstruktionen vor, weshalb die Ablehnung dieses Pamphlets durch einen Schweizer Verleger nur zu gut verstanden werden könne.[356] Deutliche Worte, die Diggelmann sicherlich trafen. Wenigstens die ab dem 23. Oktober in drei Tranchen im «Zeitdienst» veröffentlichten Dokumente aus der Zeit zwischen 1933 und 1945 dürften etwas Balsam auf die Seele gewesen sein, denn sie erhärteten immerhin die These, dass Diggelmann alles andere als ein unwahrhaftes Bild gezeichnet hatte.[357]

355 Zürcher Woche: 22. 10. 1965. / Dass Diggelmann mit dem Stadttheater Basel im Gespräch war, bestätigte der Autor selbst in einem Brief an «Zeitdienst»-Redakteur Franz Keller und in einem Kurzinterview mit der «Abendzeitung». Demnach sollte eine Bühnenfassung der «Hinterlassenschaft» im November 1966 unter der Regie von Werner Düggelin uraufgeführt werden. Das Stück sollte nicht nur das Buch, sondern auch die Reaktionen auf «Die Hinterlassenschaft» verwerten. Auch ein Film in Zusammenarbeit mit Bernhard Wicki und der 20th Century Fox stand offenbar zur Diskussion. Nur ein Jahr zuvor war bereits eine Filmadaption des Bühnenstücks «Der Besuch der alten Dame» von Friedrich Dürrenmatt unter dem Titel «Besuch» verfilmt worden. Sozialarchiv Zürich: Nachlass Keller, Franz: Ar 128.2 / Abendzeitung: 23. 12. 1965.

356 Tat: 22. 10. 1965.

357 Zeitdienst: 23. 10. 1965 / Ebd.: 6. 11. 1965 / Ebd.: 4. 12. 1965.

zurück

Aber all dies wurde nur wenige Stunden später von einem anderen Ereignis komplett überschattet – und zwar für Wochen. Walter Matthias Diggelmann sollte am 22. Oktober 1965 in Bern zuerst in einer Buchhandlung sein neues Werk signieren[358] und dann noch am selben Abend gleich zweimal vor Publikum auftreten. Einmal im Kellerlokal «Junkere 37» unter dem Titel «W. M. Diggelmann steht Rede und Antwort zu seinem Buch ‹Die Hinterlassenschaft›»[359] und einmal vor der Freistudentenschaft.[360] Mit einem juristischen Kniff wollten Diggelmanns Gegner ihn aber an diesen Auftritten hindern.

Als Erster berichtete darüber «Blick»-Redakteur Eduard Wahl. Er hievte den bereits im Rampenlicht stehenden Walter Matthias Diggelmann vollends auf die nationale Pressebühne. Unter der mit grossem Bild aufgemachten Schlagzeile «Sabotierte Redefreiheit»[361] berichtete Wahl von der Berner Polizei, die dem Schriftsteller Diggelmann mit Berufung auf ein Gesetz aus dem Jahr 1926 am 22. Oktober untersagt hatte, in Bern gegen Honorar einen Vortrag zu halten. Es sei denn, er hole beim zuständigen Patentamt eine ausserordentliche Bewilligung ein, ein Patent für das Wandergewerbe. Das entsprechende Gesetz von 1926 besagte, dass umherziehende Personen, die mit musikalischen, theatralischen oder anderen Veranstaltungen, Aufführungen und Schaustellungen einen persönlichen Erwerb bezweckten, hierzu einer Bewilligung der kantonalen Polizeidirektion bedurften. Nur indem Diggelmann dem Veranstalter mitteilte, er werde in diesem Fall ohne Honorar vortragen, auf eigene Rechnung nach Bern fahren und bei Bekannten spesenfrei übernachten, konnte die Lesung laut «Blick» gerettet werden.[362] Dieselbe Zeitung zitierte Erwin Heimann, den Präsidenten des Bernischen Schriftstellervereins: «Wenn man das Gesetz über umherziehende Personen auf einen vortragenden Schriftsteller anwenden wollte, dann ist das skandalös. Ich habe schon über 200 Vorträge gehalten, ohne eine Polizeibewilligung einzuholen und wurde nie belästigt. Ich habe auch schon über 70 honorierte Vorträge im Kanton Bern organisiert, sogar mit ausländischen Personen, ohne Polizeibewilligung, und es ist dabei noch nie jemandem eingefallen, die Literaten unter die umherziehenden Gewerbe einzureihen. Nach anerkannten Gewohnheitsrechten fallen vortragende Schriftsteller nicht unter das Gesetz über das Wandergewerbe. Es ist läppisch, wenn man den Diggelmann-Vortrag diesem Gesetz unterwerfen wollte.»[363] Dies auch die Meinung des «Blick»-Redakteurs, der sich fragte, ob mit dieser Polizeifuchtel der unbequeme Entblösser unbewältigter Schweizer Vergangenheit in Bern am Reden gehindert werden sollte.[364]

358 Domaine Publique: 11. 11. 1965.
359 Stadtanzeiger von Bern: 21. 10. 1965.
360 Bund: 11. 11. 1965.
361 Blick: 28. 10. 1965.
362 Ebd.
363 Ebd.
364 Ebd.

zurück

Wenn die Episode im Rückblick auch bizarr anmutet und damals offenbar «im ganzen Land mit Befremden»[365] registriert wurde, sollte das Ereignis, welches mittlerweile selbst die Aufmerksamkeit des «Spiegels» und der «Abendzeitung» geweckt hatte,[366] die Schweizer Öffentlichkeit noch länger beschäftigen. Zuerst im Schweizer Fernsehen, wo am Sonntag, 7. November 1965, um 19.30 Uhr in der Sendung «Tatsachen und Meinungen» eine Diskussion zur Frage der Patentpflicht von Autorenlesungen geführt wurde. Diskussionsteilnehmer waren der Berner FDP-Regierungsrat und Polizeidirektor Robert Bauder, der Präsident des Berner Schriftstellervereins Erwin Heimann, der Historiker, Schriftsteller und Drehbuchautor David Wechsler (Sohn des Filmproduzenten Lazar Wechsler) und Walter Matthias Diggelmann. Es kam es zu einem kritischen und lebendigen Gespräch.[367]

Wenn auch Polizeidirektor Robert Bauder die Forderung nach einem Hausiererpatent auf den bürokratischen Apparat und die allzu pedantischen und rigorosen Beamten, die nur ihre Pflicht täten, schob, überzeugend war er nicht.[368] Es ging im Kern um die damals wichtige Frage, inwieweit die Redefreiheit des Einzelnen noch gewährleistet sei. Insbesondere wenn es sich im Fall des Einzelnen um einen kritisch-engagierten Schriftsteller handelte. Die Argumente Bauders, der von Übereifer und Zufall sprach, überzeugten auch darum nicht, weil der gleiche Schriftsteller vorher schon wiederholt im Kanton Bern und selbst in der «Junkere 37» aufgetreten war, ohne dass ein Patent verlangt worden wäre. Hans Rudolf Hilty sah den Grund für den gar nicht zufälligen Zufall deshalb eher in Diggelmanns Buch und im wenige Wochen zuvor von den Kellerpoeten lancierten Protest gegen das sogenannte Asozialengesetz aus der Schmidstube der Berner Polizeidirektion.[369]

Ein Vorwurf, den der Polizeidirektor nicht unwidersprochen stehen lassen wollte, weshalb er in der «Volksrecht»-Ausgabe vom 24. November eine Entgegnung auf Hiltys Fernsehsendungsbesprechung schrieb. Die Vermutung Herrn Hiltys, so Bauder, die Polizeidirektion des Kantons Bern habe der «Junkere 37» einen Denkzettel verpassen wollen, sei völlig abwegig. Nicht nur sei das angesprochene Gesetz über Erziehungs- und Versorgungsmassnahmen («Asozialengesetz») beim Volk in der Abstimmung auf grosse Zustimmung gestossen, es sei auch nicht die kantonale Amtsstelle gewesen, die die Frage nach der Patentpflicht für die Veranstaltung aufgegriffen habe, sondern die städtische Gewerbepolizei.[370] «Nachdem der Vortrag von Herrn Diggelmann im Stadtanzeiger von Bern publiziert war, prüfte die Gewerbepolizei der *Stadt Bern*, die der kantonalen Polizeidirektion *nicht direkt unterstellt* ist, die Frage, ob diese Veranstaltung patentpflich-

365 Volksrecht: 15. 11. 1965.
366 Spiegel: 17. 11. 1965. / Abendzeitung: 4. 11. 1965.
367 Volksrecht: 6. 11. 1965. / Ebd.: 15. 11. 1965. / Siehe dazu auch die Aufnahme der Sendung «Tatsachen und Meinungen» vom 7. November 1965. Sie wurde dem Schweizerischen Literaturarchiv für den Diggelmann-Nachlass übergeben, aber noch nicht mit einer Signatur versehen.
368 Zürcher Woche: 11. 11. 1965.
369 Volksrecht: 15. 11. 1965.
370 Ebd.: 24. 11. 1965.

zurück

tig sei oder nicht. Das war ihre Pflicht. Die städtische Gewerbepolizei setzte sich mit dem kantonalen Patentbüro, einer Dienststelle der kantonalen Polizeidirektion, in Verbindung, und diese entschied sogleich und richtigerweise, der Vortrag des Herrn Diggelmann *falle nicht* unter die Patentpflicht. Herr Diggelmann konnte demzufolge zweimal, nämlich in der ‹Junkere 37› und vor der Freistudentenschaft Bern, frei und ungehindert reden, und er kann es auch in Zukunft.»[371] Die Redaktion des «Volksrechts» nahm diese Stellungnahme mit Erstaunen zur Kenntnis und fragte sich nur, warum dann Diggelmann auf sein Honorar habe verzichten müssen, wenn alles so abgelaufen sei.[372]

Dass Polizeidirektor Robert Bauder ziemlich sicher nicht die ganze Wahrheit gesagt hat, illustriert die vermeintlich letzte Meldung in dieser Sache, verfasst von Zeno Zürcher, Koleiter der «Junkere 37». Er hatte das Diggelmann-Gespräch organisiert. Da die Ausführungen Bauders vor allem im Kernpunkt nicht den Tatsachen entsprächen, müsse er reagieren, so Zürcher. Sonst entstünde beim Leser der Eindruck, Diggelmann und die «Junkere 37» hätten die Praktiken der Behörden zu Unrecht kritisiert und die Presse bewusst falsch informiert.[373] In seiner Entgegnung auf die Entgegnung des Polizeidirektors des Kantons Bern schilderte Zürcher unter dem Titel «Polizeidirektor nicht ganz im Bilde»[374] nochmals im Detail den Nachmittag vor Diggelmanns Auftritt. «Der Vortrag war auf Freitagabend, den 22. Oktober, angesetzt. Die Publikation erschien am vorangehenden Donnerstag früh im Anzeiger. Sie lag also spätestens 36 Stunden vor Beginn der Veranstaltung auf der Gewerbepolizei vor. Acht Stunden vor Beginn der Diskussion erfuhr ich, dass ich mich wegen Diggelmann mit dem städtischen Polizeiinspektorat in Verbindung zu setzen hätte. Fünf Stunden vor Diskussionsbeginn war es mir erstmals möglich, telephonisch eine Sprecherin des Polizeiinspektorats zu erreichen. In diesem Gespräch wurde mir mitgeteilt, *Herr Diggelmann bedürfe eines Patentes* für die angekündigte Veranstaltung. […] Als ich beharrlich darauf bestand, dass man mir das betreffende Gesetz und seinen Inhalt bekanntgebe, wurde ich an das kantonale Patentbüro verwiesen, wo man besser Bescheid wisse. Auf meine Frage hin, ob das Gesetz auf alle ausserkantonalen Schriftsteller angewendet werde, gab die Sprecherin zur Antwort, es werde gewöhnlich nur in *Grenzfällen* getan. Darüber, was unter ‹Grenzfällen› zu verstehen sei, schwieg sich die Sprecherin aus. Nach dieser Auskunft wandte ich mich telephonisch an das Patentbüro und erfuhr, dass die *Veranstaltung patentpflichtig* sei. Das Gespräch gedieh soweit, dass ich schliesslich *aufgefordert wurde, ein Formular abzuholen, zwecks Gesuch um Erlangung einer Vortragsbewilligung*. […] Man kann sich vorstellen, dass es mehr als ein Kunststück gewesen wäre, die Bewilligung *fristgerecht* zu erlangen, da Herr Diggelmann bis kurz vor Veranstaltungsbeginn nicht zu erreichen war, und der Beamte, der schliesslich darüber entscheiden sollte, ob eine Bewilligung auszustellen sei, an-

371 Ebd.
372 Ebd.
373 Ebd.: 13. 12. 1965.
374 Ebd.

geblich keine Ahnung hatte, wer Diggelmann sei. […] Nachdem schon eindeutig feststand, dass Diggelmann patentpflichtig sei, wurde die Frage nach dem Honorar erörtert. Ich versicherte, dass Herr Diggelmann *weder Honorar und Reiseentschädigung noch irgendwelche Vergütungen* beziehen würde. Darauf der erstaunte Beamte: ‹Macht das Herr Diggelmann nur wegen euren blauen Augen?› Als ich diese Frage meiner braunen Augenfarbe zum Trotz mit Bestimmtheit bejahte, wurde von einer Patentpflicht abgesehen. Jetzt, aber *erst jetzt*, konnte Diggelmann ‹frei und ungehindert reden›.»[375]

Wie einem Bericht im deutschen «Spiegel» zu entnehmen ist, sollen die Veranstalter der «Junkere 37»-Diskussion dem Schriftsteller nachträglich dann doch zehn Fränkli ausbezahlt haben – eine Busse der städtischen Gewerbepolizei blieb aus.[376]

Die «Hausierer»-Debatte war dann im Februar 1966 noch einmal kurz Thema im bernischen Grossen Rat. Der Bieler SP-Grossrat Marcel Schwander hatte sich mit einer Interpellation zu diesem Thema an die kantonale Regierung gewandt und am 15. Februar von Regierungsrat und Polizeidirektor Bauder eine Antwort zum «Fall Diggelmann»[377] erhalten. Schwander hatte wissen wollen, welche Instanz die Massnahmen gegen Diggelmann angeordnet hatte, aus welchen Gründen und ob der Gefahr der Einschränkung verfassungsmässiger Grundrechte nicht vorgebeugt werden sollte. Bauder erklärte darauf, dass der Fall masslos aufgebauscht worden sei. Es habe überhaupt nie so etwas wie Massnahmen gegen Diggelmann und seine Vortragsabsichten gegeben. Das Gerücht um ein Redeverbot scheine in einer Kellerküche der unteren Stadt gebraut worden zu sein.[378]

Den definitiven Schlussstrich unter die ganze «Affäre» zog Peter Bichsel im Frühjahr 1966: «Eine kleine, bekannte Geschichte: Diggelmann braucht in Bern ein Hausiererpatent. Wir ärgern uns, schreien auf und brechen auf zur Hexenjagd (in Deutschland hätten nach ähnlichem Ministersessel gewackelt). Bei uns wird die Sache untersucht, festgestellt, dass ein kleiner Beamter das Gesetz etwas zu sehr nach dem Buchstaben, aber in guten Treuen gehandhabt habe, und alles hat sich erledigt. Unser Ärger für nichts, unsere Schreie für nichts. Bei uns ist alles und jedes verdammt harmlos, nie tragisch, selten skandalös und bestimmt nicht einfach fassbar oder darstellbar. Wir können einem Ausländer wohl unsere Verfassung erklären, unsere Demokratie ist damit noch lange nicht erklärt.»[379]

Auffallend ist im Rückblick, dass in der ganzen Diskussion ums Hausiererpatent der in der Berner «Junkere 37» diskutierte Inhalt, nämlich das Buch «Die Hinterlassenschaft», nie zum Thema wurde. Bemerkenswert ist auch, dass Diggelmann als Person in der «Hausierer»-Affäre zwar permanent Thema war, sich mit Ausnahme der Fernsehsendung persönlich aber nicht an der Auseinandersetzung beteiligte. Selbst dann nicht, als ihn praktisch zeitgleich zum «Hausierer»-Streit

375 Ebd.
376 Spiegel: 17. 11. 1965.
377 Berner Tagwacht: 16. 2. 1966.
378 Ebd.
379 Weltwoche: 1. 4. 1966.

zurück

eine Nachricht von der Frankfurter Buchmesse erreichte. Dort hatte der Zürcher Verleger Albert Rascher in einer Diskussion über «Die Hinterlassenschaft» verlauten lassen, dass Diggelmann es gerade noch nötig habe, dieses Buch zu schreiben, nachdem er doch seinerzeit in der Waffen-SS Dienst getan habe. Eine üble Nachrede, die für Alfred Rascher Folgen haben sollte. Diggelmann strengte einen Ehrverletzungsprozess an und nach einem Treffen bei der Schlichtungsstelle zeigte sich Alfred Rascher zu einem Widerruf bereit. Er musste alle gegen Walter Matthias Diggelmann erhobenen Verdächtigungen – Dienst in der Waffen-SS, Dienst in der Organisation Todt, Dienst beim Feind, Militärgerichtsfall zu diesem Dienst – öffentlich im «Schweizer Buchhandel» widerrufen und Diggelmann 2000 Franken Genugtuung auszahlen. Diggelmann durfte diesen Widerruf auch über die übrige Presse bekanntgeben.[380] Wörtlich war dann im «Volksrecht» nachzulesen: «1.) A. Rascher gibt zu, wiederholt verschiedenen Dritten gegenüber Äusserungen getan zu haben, denen entnommen werden musste, W. M. Diggelmann fehle die Berechtigung einen Roman wie ‹Die Hinterlassenschaft› zu schreiben, weil er während des zweiten Weltkrieges in der Waffen-SS gedient habe, im Dienste der Organisation Todt (OT) gestanden habe, als Schweizer während des Aktivdienstes nicht in der Schweiz, sondern beim möglichen Feind Dienst geleistet habe, wegen dieses Verhaltens denn auch in der Schweiz vor Militärgericht gestanden habe. 2.) A. Rascher nimmt alle diese Beschuldigungen als unwahr und jeder Grundlage entbehrend in vollem Umfange und vorbehaltlos zurück. Er bedauert, W. M. Diggelmann dadurch in seiner Ehre verletzt zu haben, und erteilt ihm volle Satisfaktion.»[381]

Die Ereignisse bewogen Diggelmann immerhin zur lakonischen Bemerkung, er sehe der ganzen Entwicklung allmählich wirklich mit Spannung entgegen: «Erst Gartenzwerg, dann Hausierer oder Schausteller und neuerdings nicht befugt, die ‹Hinterlassenschaft› zu schreiben, weil – laut Herrn Rascher – ehemals Mitglied der Waffen-SS (von der ‹Tat›, die mir gehässige Unwahrheiten aus dem Privatleben andichtet, ganz zu schweigen). Ich glaube, nach anfänglichen Zweifeln, es war doch wichtig, dieses Buch zu schreiben.»[382]

Am 11. November 1965 trat Diggelmann als Referent des Autorenabends der Vereinigung «Kultur und Volk»[383] im Zürcher Kramhofsaal auf. Thema des Abends war sein Roman «Die Hinterlassenschaft», anwesend waren neben Diggelmann auch Konrad Farner und Arnold Schwitter. Wie einem Eintrag des Zürcher Nachrichtendienstes zu entnehmen ist, nahmen an der bis auf den letzten Platz besetzten Veranstaltung etwa 200 Personen teil. Nach Einleitungsworten von Harry Gmür, Präsident der Vereinigung «Kultur und Volk», hat Diggelmann aus

380 Wenger, Bernhard 1982: Nachwort, S. 313 f. / Volksrecht: 15. 12. 1965. / Feuille d'Avis: 16. 12. 1965.

381 Volksrecht: 15. 12. 1965.

382 Ebd.: 1. 11. 1965.

383 «Kultur und Volk» war eine Vereinigung aus Zürich, in der neben anderen auch Konrad Farner massgeblich mitwirkte. Die Vereinigung gab über die Mundus-Verlag AG auch die in den 1940er-Jahren erschienene Schriftenreihe «Erbe und Gegenwart» heraus. Nachzulesen in Farner, Konrad 1945: Hans Erni.



Abb. 16: Es kam auch 1965 nicht alle Tage vor, dass ein Schriftsteller als umherziehende Person bezeichnet wurde und aufgrund eines Gesetzes von 1926 und eines sogenannten Hausiererverbots am öffentlichen Auftritt gehindert werden sollte. Für den «Nebelspalter» Grund genug, in der Ausgabe vom 1. Dezember 1965 eine Karikatur zu veröffentlichen.

seinem Roman «Die Hinterlassenschaft» gelesen. Allerdings nicht ohne vorher zu betonen, dass sein neues Buch ein Tatsachenroman sei. Zu seiner politischen Gesinnung hat er sich ebenfalls geäussert: Er wolle nicht behaupten, dass er Kommunist sei, er könne aber auch nicht behaupten, dass er keiner sei. Diggelmanns Worte gipfelten in der Feststellung, dass jeder, der behaupte, dass der Kommunismus in der Schweiz schädlich sei, Schindluderei betreibe. Im zweiten Teil der Lesung sprachen Arnold Schwitter und Konrad Farner von ihren Erfahrungen, die sie in der Schweiz gemacht hatten. Schwitter mit der Herausgabe der Zeitschrift

zurück

«Clou» und Farner als Marxist in Thalwil. Beide bescheinigten Diggelmann, einen objektiven Roman verfasst zu haben, und bekräftigten, dass jene Passagen in der «Hinterlassenschaft», die sich diesen Episoden widmeten, voll und ganz den Tatsachen entsprächen.[384]

Eine eigentliche Diskussion war an diesem Abend im Kramhofsaal aber nicht entstanden und der Berichterstatter des Nachrichtendienstes der Kantonspolizei Zürich zeigte sich überzeugt, dass die Sache ein abgekartetes Spiel gewesen war. Die Referenten seien, so seine Behauptung, vor der Veranstaltung von Harry Gmür und Theo Pinkus, beides Vorstandsmitglieder der Vereinigung, bearbeitet worden.[385]

War an der Veranstaltung von «Kultur und Volk» eine Diskussion noch nicht möglich gewesen, zwei Wochen später wurde sie nachgeholt. In der Freizeitanlage Heuried kam es Ende November zum grossen «Showdown». Aufeinander trafen Stadtrat Adolf Maurer, Landrat Alfred Gilgen, Schriftsteller Walter Matthias Diggelmann und NZZ-Inlandredakteur Ernst Bieri und es ging nicht nur um die Frage nach dem Verdienst Diggelmanns als Autor, sondern um den Inhalt seines Buches «Die Hinterlassenschaft». Mit NZZ-Redakteur und FDP-Stadtratskandidat Ernst Bieri traf Diggelmann an diesem Abend gewissermassen «live» auf eine der Personen, die neben anderen als Vorbild gedient hatten für die Figur des Ulrich Frauenfelder in der «Hinterlassenschaft». Obschon hier vermeintliche Kontrahenten aufeinanderzutreffen schienen, kam es zu einem «friedlichen Streitgespräch».[386] Ernst Bieri sprach zu Beginn von gewissen pädagogischen und sittlichen Zwecken, die der Roman durchaus erfülle, und erkannte in der schweizerischen Flüchtlingspolitik zur Zeit des Zweiten Weltkriegs einen Fleck auf der (reinen) Schweizer Weste.[387] Stadtrat Maurer ging sogar noch einen Schritt weiter und zeigte sich dankbar, dass dieses Buch geschrieben worden war. Gerade als einer, der die Dreissigerjahre in der Schweiz noch bewusst miterlebt habe. Viele Leute wüssten davon nichts mehr, wollten nichts mehr davon wissen.[388] «Wie viele meiner Freunde empfand ich es damals als Schmach, wie sich ein Teil unseres Volkes – es war eine Seuche – infizieren liess. Allein dass dies durch das Buch in Erinnerung, ein Gespräch wachgerufen wurde, ist schon wertvoll.»[389]

Bei aller Betonung der Notwendigkeit eines solchen Buches ging die Runde im weiteren Verlauf der Diskussion inhaltlich aber scharf ins Gericht mit dem Werk. Die Art, wie Tatsachen und Dichtung ineinander verwoben worden seien, so ein Vorwurf, sorge beim Leser für Unklarheit. Der Vorwurf der Geschichtsklitterung war nach Auffassung von Alfred Gilgen vor diesem Hintergrund berechtigt. Ernst Bieri seinerseits erkannte im Rückblick für die Zeit zwischen 1933 und 1945 eine

384 Bundesarchiv: E 4320 C 1995/392, Bd. 244.
385 Ebd.
386 Woche: 8. 12. 1965.
387 Ebd.
388 Volksrecht: 29. 11. 1965.
389 Ebd.

zurück

Phase der Bedrängnis, die eine Vielzahl von Problemen mit sich gebracht hatte, sodass man nachträglich nicht einfach, wie Diggelmann es in der «Hinterlassenschaft» mache, ein Problem aus dem Zusammenhang reissen und isoliert betrachten könne. Das richtige Gesamtbild sei mehr als einfach nur eine schwarz-weisse Momentaufnahme. So müssten zum Beispiel die verschiedenen Phasen im Urteil gewichtet und mitberücksichtigt werden. Wer beispielsweise nach 1935/36 noch immer mit den Frontisten geliebäugelt habe, der könne vermutlich zu Recht als Nationalsozialist bezeichnet werden; für die bürgerlichen Parteien, die es vor dieser Zeit taten, sei ein Urteil hingegen nicht so leicht möglich. Diese Bemerkung versuchte Diggelmann mit der Feststellung, dass «Die Hinterlassenschaft» ein als Roman kaschierter Tatsachenbericht sei, zu kontern. Er habe als Autor nie einen historischen Abriss zum Ziel gehabt und er sei, abgesehen davon, auch nicht Meinrad Inglin der Zweite.[390] Mit diesem Statement widersprach Diggelmann früher gemachten eigenen Aussagen. Der Umstand, dass sein Roman die Frage der unbewältigten schweizerischen Vergangenheit neu stellte, legt gerade nahe, dass Diggelmann einem Meinrad Inglin näher war, als es Diggelmann selber lieb war.

Im weiteren Verlauf des Heuried-Gesprächs schrieb Ernst Bieri die Intoleranz jener Zeit der Natur des eher schwerfälligen Menschenschlags des Deutschschweizers zu und wollte wissen, ob man denn die in der «Hinterlassenschaft» geschilderten Ereignisse zum Teil nicht mit dieser Schwerfälligkeit erklären könne. Dass dies also gar nicht immer mit ideologischen Überlegungen, mit Antikommunismus oder Antimilitarismus zu tun gehabt haben müsse. Diggelmann widersprach an dieser Stelle nicht, im Gegenteil, er betonte, an Bieri gerichtet, dass genau dies einer der Grundgedanken hinter seinem neusten Buch sei.[391] «Aber wenn Sie schon die Einsicht haben, dass hier eine grosse latente Gefahr besteht, dann überprüfen Sie doch auch einmal die innenpolitische Haltung, die Agitation der NZZ. Wir sehen immer wieder, wie schnell die NZZ bereit ist, mit dieser Angst, mit dieser Tendenz zur Intoleranz Politik zu machen.»[392] Auf die Gegenfrage Bieris, warum er nicht einmal die Verhältnisse in Russland kritisiere, erwiderte Diggelmann, dass er diese zu wenig kenne. Und: Es gehe ihm nicht darum, mit Russland abzurechnen. Er rechne mit der Schweiz ab.[393]

Der Diskussionsabend endete, so Berichterstatterin Vilma Hinn, wie wenn Diggelmann es selbst inszeniert hätte: «Einer aus dem Publikum – leicht erhöhter Blutdruck, roter Kopf – steht auf und spricht sein Bedauern aus über Seite 172 im Roman, wo es heisst: ‹Die Lehrer des Dorfes erschienen als erste.› (Pogrom in T.) Er findet das ‹billig und unfair›. ‹Die Lehrer von Thalwil waren keineswegs die ersten!› (Einwand des Autors: ‹Ich habe nicht Thalwil gesagt.›) ‹Ich bin Lehrer in Thalwil, ich war schon 1956 in Thalwil, aber es stimmt einfach nicht …› Walter Matthias Diggelmann beschwichtigt: ‹Gut, dann lassen wir die Lehrer in der

390 Ebd.
391 Ebd.
392 Ebd.
393 Woche: 8. 12. 1965.

zurück

nächsten Auflage weg.› Da steht eine Frau auf, fängt an zu lamentieren: ‹Und dass sie keine Milch gekriegt haben, stimmt auch nicht. Sie haben ihre Milch gekriegt, der Milchmann …› Die Versammlung wird aufgelöst. Dr. Bieri lässt sein Lese-Exemplar vom Autor signieren.»[394]

Dass sich der intellektuelle Kontrahent ein Leseexemplar des Autors signieren liess, das wäre, so eine Erkenntnis dieser Dissertation, bei den späteren 68ern kaum mehr denkbar gewesen.[395] Fast spannender als diese Beobachtung ist hier aber die angedeutete unterschiedliche Sicht der Beteiligten und der Nichtbeteiligten auf ein und dasselbe Ereignis. Die Thalwiler selbst sahen das, was 1956 in Thalwil passiert war und was Diggelmann in der «Hinterlassenschaft» zu einem fiktiven Tatsachenbericht verwoben hat, anders, als es Diggelmann aufgrund seiner Quellen einschätzte.

Gieri Cavelty hat in seiner Lizenziatsarbeit nachgezeichnet, dass sich Diggelmann für seine Schilderungen der Thalwiler Ereignisse massgeblich auf Unterlagen stützte, die ihm Konrad Farner selbst zur Verfügung gestellt hatte.[396] Aber obwohl Farner an der «Kultur und Volk»-Veranstaltung beteuerte, dass Diggelmanns Roman auf Tatsachen beruhe und er, Farner, in der Lage sei, den Beweis für die Richtigkeit anzutreten – mit Dokumenten, die fotokopiert in je zwei westlichen und östlichen Bibliotheken vorhanden seien[397] –, bleibt die Frage, auf welche Quellen Diggelmann seinen Dokumentarroman abgestützt und wie stark er für die Schilderung der Thalwiler Ereignisse auf fiktive Elemente zurückgegriffen hat.[398]

Cavelty hat ausgerechnet, dass der Dokumentanteil in der «Hinterlassenschaft» eindrückliche 12,3 Prozent beträgt, Diggelmann die Originalquellen im Roman aber an unzähligen Stellen ausgeschmückt oder nicht vollständig zitiert hat.[399] Dies verdeutlicht ergänzend ein Blick in die Erinnerungsschrift «Niemals Vergessen!», in der Martha Farner und andere Exponenten der Schweizer Linken ihre Erfahrungen im Zusammenhang mit dem Ungarnaufstand 1956 schildern. Martha Farners Erinnerungen an den «Krawall von Thalwil» zeigen klar, dass Diggelmann an einigen, aber entscheidenden Stellen im Roman übertrieben hat. So haben die Demonstranten von Thalwil in Farners Erinnerung zwar die Tür beschädigt, dann aber von weiteren Aktionen abgesehen. In der «Hinterlassenschaft» dagegen stürmt die Meute das Haus, wirft Steine und setzt zuletzt das Haus in

394 Ebd.
395 Siehe dazu Kapitel 3.3.4.
396 Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion, S. 32.
397 Bundesarchiv: E 4320 C 1995/392, Bd. 244.
398 Margit Gigerl, die im Schweizerischen Literaturarchiv Diggelmanns Nachlass verwaltet, hat «Die Hinterlassenschaft» kürzlich in einer kommentierten Auflage neu herausgebracht. Im Nachwort geht sie auch der Frage von Fiktion und Fakt in der «Hinterlassenschaft» nach. Siehe Gigerl, Margit 2020: Das Land beim Namen nennen, S. 283–294.
399 Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion, S. 84–88.

zurück

Brand.[400] Trotzdem ist festzuhalten, dass Diggelmann einen beachtlichen Teil des Buches aus echten, unverfälscht wiedergegebenen Quellen gebaut hat.[401]

Pikant ist im Rückblick, dass Diggelmann zur Umschreibung der Exzesse des «Krawalls von Thalwil» auf die politisch gefärbte Rhetorik der Kommunisten und der Partei der Arbeit zurückgegriffen hat. In der «Hinterlassenschaft» hat er für die Exzesse von Thalwil im Jahr 1956 den Begriff «Pogrom von T.» verwendet und massgeblich verbreitet.[402] Bald sprachen alle nur noch vom «Pogrom», obschon es sich beim «Krawall von Thalwil» nicht um einen Pogrom gehandelt hatte – ob nun in Anführungszeichen gesetzt oder nicht. Diggelmann hat den Begriff benutzt und damit, wie Thomas Maissen festgehalten hat, an der Ausbildung einer linksoppositionellen Gruppen- und Opferidentität mitgebaut – ob bewusst oder unbewusst.[403]

Umso bemerkenswerter ist, dass Diggelmann seine heftigste Debatte zur «Hinterlassenschaft» ausgerechnet mit dem Sohn eines schweizweit bekannten Kommunisten ausfocht. Fritz Platten, Sohn des bekannten gleichnamigen Kommunisten,[404] bezeichnete «Die Hinterlassenschaft» auf der Frontseite des «Volksrechts» zwar als fesselnden Roman, bedauerte jedoch zugleich, dass sich Diggelmann nicht habe entschliessen können, zum Gesagten zu stehen, und es stattdessen einen erfundenen Tatsachenbericht nenne. Dadurch werde gerade eine sachliche Diskussion erschwert, weil dem Autor jederzeit Fluchthintertürchen offen stünden. Das habe sich, so Platten, bereits beim Gespräch im Heuried gezeigt.

Fritz Platten hatte ein Problem damit, dass Diggelmann nur die eine Seite anklagte, und dies erst noch mithilfe eines Mannes – Konrad Farner –, der selbst nicht über alle Zweifel erhaben sei:[405] «[…] ich frage mich als aktiver Kommunist der dreissiger und vierziger Jahre heute eher, worin wir Kommunisten uns denn so sehr von den Nazis unterschieden haben. Sind wir denn etwa humaner gewesen, sind wir toleranter gewesen? Haben wir nicht ebenso einseitig Schwarz-Weiss-Politik betrieben und jede Infamie verleugnet, wenn sie in unseren eigenen Rei-

400 Farner, Martha 1976: «Ich war von mir aus wahnsinnig entsetzt, dass man Schweizer im eigenen Land so verfolgt …», S. 27–30. / Diggelmann, Walter Matthias 1982: Die Hinterlassenschaft, S. 165–179.

401 Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion, S. 88.

402 Ebd., S. 10 f., 54 f., 107.

403 Neue Zürcher Zeitung: 6. 11. 2001.

404 Fritz Platten (1883–1942) war von 1909 bis 1914 Sekretär der Sozialdemokratischen Landesorganisation der internationalen Arbeitervereine in der Schweiz in Zürich. Zwischen 1915 und 1919 war er Sekretär der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz und dann zwischen 1920 und 1922 Nationalrat. Er nahm 1915 und 1916 an den Konferenzen von Zimmerwald und Kiental teil und pflegte von 1916 an Kontakte mit Lenin. Unter anderem organisierte er im April 1917 die Rückreise Lenins bis zur russischen Grenze. Im Januar 1918 rettete er Lenin bei einem Attentat das Leben. Im gleichen Jahr spielte er eine führende Rolle beim Landesstreik in Zürich und wurde deswegen in Abwesenheit verurteilt. 1921 zählte er zu den Mitgründern der Kommunistischen Partei der Schweiz. 1937 wurde seine dritte Frau Opfer der stalinistischen Säuberungen. Platten selbst wurde 1938 verhaftet, 1939 verurteilt und deportiert und 1942 in einem Arbeitslager erschossen. Bürgi, Markus 2011: Fritz Platten.

405 Volksrecht: 18. 12. 1965.

zurück

hen passierte?»[406] So sei insbesondere der von Diggelmann als Opfer dargestellte Konrad Farner einer derjenigen gewesen, der jede Kritik an Stalin als persönlichen Affront empfunden habe. Stalin sei für Farner der bedeutendste Schüler und Mitarbeiter Lenins gewesen, Führer und Erzieher der Sowjetvölker, Staatsmann, Feldherr, Wissenschaftler und marxistischer Klassiker zugleich. Und dennoch sei Konrad Farner im Vergleich mit anderen Kommunisten aus Zürich mit dem gegen ihn gerichteten sogenannten Pogrom in Thalwil gnädig davongekommen. Bedauerlich sei jedoch gewesen, dass Konrad Farners Frau und seine Kinder die Suppe auslöffeln mussten, die ihnen sein Stalinismus eingebrockt habe. Fritz Platten bezichtigte Farner des Weiteren der Geschichtsklitterung, einer dialektischen Geschichtsbetrachtung und warf ihm vor, insbesondere was Lenin anbelangte, nicht immer die Wahrheit gesagt zu haben.[407] «Was zwang uns Kommunisten, Katyn abzuleugnen, den heldenhaften Aufstand von Warschau zu desavouieren? Wir waren alle eine andere Art Anpasser und Mitschuldige! Das Buch von Walter Diggelmann hat nur einen Aspekt jener traurigen Jahre aufgedeckt, aber wir dürfen wegen der Naziverbrechen nicht in den Fehler verfallen, aus allen ihren Gegnern nun plötzlich Nationalhelden, Märtyrer und ‹… kein Engel ist so rein› zu machen. Dr. Farner hat in Thalwil nicht für die Demokratie gelitten, und ich selber habe durch meinen beschmutzten Namen nicht für die Demokratie gelitten. Ich habe diese Zeilen geschrieben, damit keine neue ‹Dolchstoss-Legende› entsteht. Wir Kommunisten haben unsere Schuld ebenfalls auf uns zu nehmen und unser Kainszeichen zu tragen. Die Empörung des Schweizervolkes im Zusammenhang mit der ungarischen Revolution war echt und berechtigt. Dass sie solche Auswüchse zeitigte, wie die Ereignisse in Thalwil, ist jedoch tief bedauerlich. Aber man kann nicht vom Schweizervolk erwarten, dass es die Feinde der Demokratie mit Glacéhandschuhen anfasse. Man kann nicht gleichzeitig den Schutz der Demokratie anrufen und den Einparteienstaat in der Sowjetunion als die höchste Form der Demokratie loben […]. Entgegen der Meinung von Walter Diggelmann behaupte ich hier: In diesem Zynismus liegt die wahre Ursache dessen, dass der Pogrom von Thalwil manipuliert werden konnte, denn auch bei uns gilt der Satz, dass es ohne Feuer keinen Rauch gibt, oder aber: wer Wind sät, erntet Sturm – auch wenn es nur ein Sturm im Wasserglas ist.»[408]

Wie einem Brief an «Zeitdienst»-Redakteur Franz Keller zu entnehmen ist, wollte Diggelmann auf die Aussagen Plattens zuerst nicht antworten. Zwar hatte er im ersten Moment an eine Stellungnahme im «Volksrecht» gedacht, gestand aber ein, nach den vielen öffentlichen Diskussionen und Lesungen einfach müde zu sein.[409] «Mir ist es völlig ernst, wenn ich sage, Thalwil als Thalwil interessiere mich nicht, und Konrad Farner als Konrad Farner ebenfalls nicht. Wenn mein Alois

406 Ebd.
407 Ebd.
408 Ebd. / Zu den Verbindungen zwischen Fritz Platten, Konrad Farner und Fritz Plattens Vater, ebenfalls Fritz Platten, siehe Volksrecht: [Januar] 1966.
409 Sozialarchiv Zürich: Nachlass Keller, Franz: Ar 128.2.

Hauser einfach identisch wäre mit K. F., dann müsste ja K. F. auch tatsächlich der Halbbruder Frauenfelders sein und ferner müssten wir wissen, wer dieser Frauenfelder nun ist: Er redet zuweilen wie Prof. Hofer, handelt zuweilen wie Eibel, sagt Dinge, die Bieri gesagt hat oder andere prominente Bürgerliche und so weiter. Ich bin nun aber Romancier und habe einen Roman geschrieben. Dass Fritz Platten lieber einen historischen Tatsachenbericht gehabt hätte, kann ich verstehen, aber diese Forderung darf er nicht unbedingt an mich stellen.»[410]

Am 31. Dezember 1965 reagierte Diggelmann dann doch öffentlich auf Fritz Plattens Diskussionsbeitrag – und wenn nicht schon vorher, exponierte er sich spätestens mit dieser Entgegnung endgültig. Hatte er davor jeweils im uneindeutigen Begriff des «erfundenen Tatsachenberichts» Schutz gesucht und gefunden, entschied er dieses eine Mal, einen Schritt weiter zu gehen. Es war ein Schritt mit Folgen, denn er sollte das Bild, das sich die Öffentlichkeit fortan von Diggelmann machte, nachhaltig prägen.

Er habe, so Diggelmann, einen Roman geschrieben, nicht die Geschichte eines stalinistischen Marxisten und schon gar nicht die Geschichte Konrad Farners. Er habe die Mechanik, die Anatomie eines Pogroms dargestellt.[411] Er habe auch von Terror gesprochen. Die Betroffenen allerdings seien auswechselbar. Darum die eingefügten Dokumente, darum die Parallelhandlung des David Boller-Fenigstein. Die Dokumente würden zeigen, wohin solche Verhaltensweisen, wie sie im «Pogrom von T.» geschildert seien, führen könnten. Natürlich habe er bewusst einen Vorfall der jüngeren Vergangenheit gewählt. So bleibe dem Leser die Flucht nach vorne verwehrt.[412] «Viele Leser, die meisten meiner Kritiker vor allem, haben dennoch eine Fluchtmöglichkeit entdeckt: Die Flucht nach hinten. Sie diskutieren die ‹unbewältigte Vergangenheit›, die ich angeblich zu bewältigen versuche. Aber darüber ist eine Diskussion überflüssig: Die Dokumente sind unbestechlich. Was meine Kritiker betreiben, sind Rückzugsgefechte, Scheinmanöver. Mit dieser Fluchtmöglichkeit habe ich allerdings nicht gerechnet.»[413]

Nach Ausführungen zu Konrad Farner – er nannte ihn einen intellektuellen Marxisten mit Charakter – ging Diggelmann dann konkret auf Fritz Platten und dessen Aussagen ein. So habe dieser den Stalinismus angeklagt und verurteilt. Dabei erstaune ihn, Diggelmann, dass Platten keinen Unterschied mache zwischen Stalins Terror und Stalins geschichtsphilosophischer Absicht. Stalins Terror werde von niemandem gutgeheissen. Aber als historisch denkender Mensch müsse auch Platten erkannt haben, dass noch jeder Umschwung von welthistorischer Bedeutung von Terror begleitet gewesen sei.[414] «Fritz Platten müsste eigentlich die Gene-

410 Ebd.
411 Mit dieser Haltung stand Diggelmann nicht völlig allein, beispielsweise sah das auch Richard Hiepe im «Kürbiskern» einige Wochen später so. Hiepe, Richard 1966: Pogrome, Eidgenossen und Genossen, S. 191.
412 Volksrecht: 31. 12. 1965.
413 Ebd.
414 Ebd.

zurück

sis der Sowjetunion kennen, er müsste informiert sein über den Zusammenbruch der Weltrevolution, über die Entwicklung zum Polyzentrismus und er müsste auch wissen – doch das darf man ja kaum sagen (ich tu's doch), dass Stalin historisch gesehen recht behalten hat: Es war möglich, den Kommunismus in einem Land dieser Welt zu verwirklichen. […] Ich spreche Fritz Plattens Recht auf Schuldigsein nicht ab. Und es ist seine Sache, wenn er seine angeblich schmutzige Wäsche im ‹Volksrecht› ausbreiten will. […] Fritz Platten irrt grundsätzlich, politisch und philosophisch, wenn er meint, das stalinistische Unrecht rechtfertige das faschistische. Das ist, wie wenn ein Mörder sich verteidigt mit dem Argument: ‹Ja und die, die ich nicht ermordet habe, sprechen die nicht für mich!› […] Fritz Platten rechtfertigt nicht nur die Kommunistenhetze gegen Dr. Konrad Farner, sondern er ruft zu einer neuen Hetze auf: Noch einmal, ihr wackeren kalten Krieger, ihr patriotischen Antikommunisten, ihr Helden von Thalwil! Stalin hat meinen Vater hinrichten lassen, also richten wir Dr. Konrad Farner hin! […] 1956 hat die ‹Neue Zürcher Zeitung› Dr. Konrad Farner denunziert, an Weihnachten 1965 denunziert das ‹Volksrecht› den gleichen Mann. Und ich glaube, die Sozialdemokraten täten jetzt gut daran, ihre Hefte zu revidieren, dass man sie nicht auf Schritt und Tritt mit kleinbürgerlichen, faschistoiden Neurotikern verwechselt.»[415]

Dass Diggelmann nach dieser Feststellung, dass man Stalins Terror und dessen geschichtsphilosophische Absicht getrennt voneinander zu betrachten habe, sowohl von «linker» als auch von «rechter» Seite postwendend Reaktionen erhielt, ist wenig verwunderlich. Wenn Ulrich Kägi, Redakteur des «Volksrechts», auf derselben Zeitungsseite von einem Versuch Diggelmanns sprach, die andere Meinung mittels Diffamierung zu unterdrücken, hatte er hier nicht ganz Unrecht.[416] «Diggelmann findet nun aber, Stalins Terror sei geschichtlich gerechtfertigt, während er jenen Hitlers natürlich verurteilt. Daraus geht hervor, dass die physische Vernichtung von Millionen Menschen im Namen eines ‹guten Zieles› hingenommen werden dürfe. Dieser Ansicht waren allerdings auch die Nazis, denn sie hielten ihr Ziel zweifellos für gut, ohne sich im Geringsten durch die gegenteilige Auffassung ihrer Opfer beirren zu lassen. […] Richtete sich der verabscheuungswürdige ‹Pogrom von Thalwil› nicht eben gerade gegen die verabscheuungswürdige ‹historische› Rechtfertigung des Terrors, zu welcher sich auch W. M. Diggelmann fast zwanzig Jahre nach der Proklamation der ‹Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte› noch zu bekennen scheint? Oder liegt bloss ein Missverständnis vor?»[417]

Nach Ansicht der NZZ lag ein lang vermuteter Umstand endlich als Tatsache auf dem Tisch. Bereits in der ersten Reaktion zur «Hinterlassenschaft» hatte die NZZ in Walter Matthias Diggelmann einen Mann gesehen, der seiner Aufgabe nicht gewachsen sei.[418] Nach der öffentlichen Stellungnahme Diggelmanns im «Volksrecht» aber stand für die NZZ nun fest, dass sich Diggelmann, der noch

415 Ebd.
416 Ebd.
417 Ebd.
418 Neue Zürcher Zeitung: 16. 11. 1965.

zurück

an der Expo 64 von Zertrümmern gesprochen habe, offenbar der Faszination von Stalins ungeheuerlicher Zertrümmerung einer «reaktionären» Gesellschaft und der radikalen Kreation eines Leitbildes eines «neuen Menschen» nicht habe entziehen können.[419] «Faszination des Terrors»[420] hiess es dazu im Zwischentitel.

Die NZZ stand hinter Fritz Plattens These vom Hintertürchen, nach der die literarische Methode Diggelmanns eine sachliche Diskussion letztlich verhindere. Allerdings habe sich dieses Hintertürchen nun mit der Zeit geschlossen und Diggelmann sich der unverhofften Kritik aus dem Lager der Linken stellen und dabei seinen Standort preisgeben müssen. Die Flüchtlingspolitik sei darüber leider an den Rand der Diskussion gerückt, das Kernstück der Diskussion mache in der «Platten-Diggelmann-Kontroverse» die Frage nach der Bewertung von Kommunismus und Antikommunismus aus. Diggelmann versuche sich in dieser Kontroverse aufgrund zunehmend fehlender Argumente, so die NZZ, mit dem Mittel der Diffamierung Fritz Plattens aus der Affäre zu ziehen. Dass sich Diggelmann zum Schluss zur Aussage hinreissen liess, dass Stalin «historisch gesehen» recht behalten habe, sah der NZZ-Journalist erstaunlicherweise aber nicht in Diggelmanns Ideologie begründet.[421] «Diggelmann ist – wir vermuten es wenigstens – kein Kommunist. Seine Anhänglichkeit gegenüber Farner ist eher in der *Sympathie von Aussenseiter zu Aussenseiter* als in einer ideologischen Verwandtschaft begründet. Und seine Affinität zum Kommunismus als einer konsequenten Sozialrevolution ist wohl vor allem die Folge eines schweren Jugendschicksals, das zum *Trauma* wurde und Diggelmann nach seinen eigenen Worten zwingt, Geschichten zu schreiben und zu erfinden, um seine eigene Geschichte kennenzulernen […].»[422]

Unter dem Strich, im doppelten Sinn, blieb die Frage, ob Diggelmann in diesen Wochen tatsächlich als Walter Matthias Diggelmann sprach respektive wie stark er nur noch die Rolle des Verteidigers des Autors der «Hinterlassenschaft» ausfüllte. Er deutete damals gegenüber Franz Keller jedenfalls an, dass er seit Erscheinen des Romans erfahre, was Antidialektik sei, und dass ausgerechnet die Reaktionären oder die Bürgerlichen und sogar die Christen, so weltoffen sie auch immer sein mögen, ihn, Diggelmann, überhaupt erst zum Kommunisten, zum Marxisten und zum Sozialisten machten.[423]

Diggelmann, von seinen Gegenspielern zum Linken, zum Linksintellektuellen gemacht? Ganz abwegig ist der Gedanke im Rückblick nicht. Diggelmann war, wie noch an mehreren Stellen in dieser Arbeit gezeigt wird, sein ganzes Leben lang auf der Suche nach seinem Platz in der Gesellschaft, auf der Suche nach seiner Heimat – politisch und emotional. Dazu passte auch, dass Diggelmann nach den stürmischen Wochen seit der Publikation der «Hinterlassenschaft» mit dem Gedanken spielte, den etwas anderen neuen Roman zu schreiben. Darin wollte

419 Ebd.: 9. 1. 1966.
420 Ebd.
421 Ebd.
422 Ebd.
423 Sozialarchiv Zürich: Nachlass Keller, Franz: Ar 128.2.

zurück

er den Versuch einer umfassenden Antwort eines Schriftstellers an seine Kritiker wagen, eines Schriftstellers, der eine «Hinterlassenschaft» geschrieben hatte. «Im Ernst, hätte ich vorausgesehen, wieviel Kritik – und was für Kritik – mein Roman auslösen würde, hätte ich den Mut niemals aufgebracht, ihn zu schreiben. Für Sie als Psychologe mag mein Geständnis, dass ich recht eigentlich aus purer Naivität – eben nicht aus Mut – schreibe, aufschlussreich sein. Es blieb mir in frühster Kindheit nur ein Weg: Mich selbst ernstzunehmen.»[424]

Diggelmann bedauerte, dass in Sachen «Hinterlassenschaft» nun beide Parteien, die Sozialdemokraten wie auch die NZZ, aus dem Gespräch einen Gewinn für die Tagespolitik herausschinden wollten. Deshalb habe er so scharf auf Platten reagiert. Er habe abklemmen wollen, dass man jetzt auf Konrad Farners Schultern Karriere mache. Es könne in die Diskussion um eine faschistische Hinterlassenschaft doch nicht ein Streit über die marxistische beziehungsweise stalinistische Hinterlassenschaft eingeflochten werden. Das Ergebnis der Intervention sehe man ja nun. Beide Seiten würden ihm vorwerfen, den stalinistischen Terror zu rechtfertigen, den hitlerischen hingegen abzulehnen.[425] «So etwas habe ich nie in meinem Leben gedacht und auch niemals geschrieben. […] Dass Leute wie Bieri über mich herfallen, war vorauszusehen, dass nun aber die Linke gleicherart mitmischelt, ist meine bisher schlimmste Erfahrung.»[426]

Aber schon damals machte es sich Diggelmann zu leicht, wenn er verallgemeinernd von *der* Linken oder *der* Rechten sprach. Im politisch linken Spektrum gab es zahlreiche Personen, die zu Diggelmann hielten. Als beispielhaft kann diesbezüglich die Berichterstattung Marcel Bruns gelten, der unter dem Pseudonym Jean Villain regelmässig für den «Sonntag», eine ostdeutsche Wochenzeitung für Kulturpolitik, Kunst und Wissenschaft, schrieb, als Beleg könnten aber ebenso die Artikel im «Vorwärts» oder im «Arbeiterwort» herhalten.[427]

Jean Villain trug die «Hinterlassenschafts»-Debatte im Gehäuse des «Sonntags» in die Deutsche Demokratische Republik und verteidigte Diggelmanns Roman hartnäckig. In drei Teilen publizierte Jean Villain zwischen Dezember 1965 und Frühjahr 1966 zahlreihe Collagen zur «Hinterlassenschaft» und Walter Matthias Diggelmann. Dazu stellte er jeweils eigene Analysen an, die ergänzend (und mit Verzögerung) ausschnittsweise auch im Schweizer «Vorwärts» veröffentlicht wurden.[428]

Neben einer Leseprobe und einem Auszug aus Diggelmanns am 29. Oktober 1965 gehaltener Rede in Zürich-Oerlikon[429] setzte sich Jean Villain in seinen Artikeln ausführlich mit der «Hinterlassenschaft» auseinander. Noch nie habe eine

424 Ebd. Realisiert wurde dieses Roman-Projekt allerdings nicht.
425 Ebd.
426 Ebd.
427 Vorwärts: 13. 1. 1966. / Arbeiterwort: 1./2. 1966.
428 Sonntag: Nummer 51, 1965. / Ebd.: Nummer 5, 1966. / Ebd.: Nummer 8, 1966. / Vorwärts: [Datum unbekannt]. / Vorwärts: [Datum unbekannt 2].
429 Volksrecht: 2. 11. 1965.

zurück

Darstellung von dem, was in der Eidgenossenschaft nach 1930 in den oberen politischen Sphären geschehen sei und immer noch geschehe, derart genau bis ins Letzte hinein gestimmt wie bei Diggelmann. Noch nie sei beim Versuch, mit der jüngeren helvetischen Vergangenheit fertigzuwerden, weniger gemogelt, geklittert und geschummelt worden.[430] «Die historische Wahrheit nämlich, die es ans Tageslicht bringt […] ist so ungeheuerlich, steht in derart schreiendem Widerspruch zu dem sittsam-idyllischen Wunschbild, welches sich das Gros der Schweizer bis dahin von den Verhältnissen und dem Gang der Dinge in ihrem Lande machten, dass der Autor zunächst einmal mit ihr umgehen muss, als hätte er hochexplosives Nitroglyzerin in den Händen: Er verzichtet fast völlig auf die literarische Gestaltung und lässt sie, wo immer es möglich ist, nackt und protokollarisch nüchtern aus absolut unanfechtbaren, hundertfach beglaubigten und belegten Dokumenten sprechen.»[431] Weil er es so tue und weil er das kühne Unterfangen in Angriff genommen habe, den Antisemitismus und den Antikommunismus dokumentarisch als die beiden fest zueinander gehörenden Seiten ein und derselben falschen Münze erkennbar zu machen, habe sich Diggelmann in der Schweiz einiges eingebrockt.

Anfang 1966 war im selben «Sonntag» in seiner Skizze zur «Anatomie eines Skandals»[432] dann bereits von einer Rufmordkampagne die Rede. Die Biedermänner seien inzwischen zu Brandstiftern geworden, der Mahner zum Freiwild.[433] Villain präzisierte, dass, wenn denn eine Besprechung folge – er nennt als Beispiel jene der NZZ –, dann versuche sie, nüchtern betrachtet, die Debatte vom Wesentlichen ab- und auf das Gleis eines sterilen Gelehrtenstreites über den Grad der Beweiskraft einzelner Archivstücke hinzulenken. Dem eigentlichen Kern, den direkten Fragen, weiche die NZZ aus und versuche stattdessen, die Glaubwürdigkeit Diggelmanns zu erschüttern.[434] «Ihnen, die sonst postwendend jeden in Hinterkleinbinggelisdorf beim Neubau einer öffentlichen Bedürfnisanstalt ausgegrabenen altrömischen Ziegelstein gleich druckseitenweise beklönen, scheint es nun, angesichts der Ausgrabungsarbeiten, die da ein junger Schweizer Autor auf eigene Faust in unserer jüngeren und jüngsten Vergangenheit vorzunehmen wagte, in der Mehrheit zunächst einmal den Atem verschlagen zu haben! Wahrscheinlich, weil dabei für einmal weit mehr als nur tote Ziegelsteine zutage kamen.»[435]

Von einer vernichtenden Kritik in der «Zeit», die Diggelmann fast alles absprach, was einem Schriftsteller und Autor abzusprechen ist, einmal abgesehen,[436] war ein Exklusivinterview, das Diggelmann der «Bücherpost» gab, die vorläufig letzte Notiz zur Affäre um «Die Hinterlassenschaft». Darin blickte der Autor auf

430 Sonntag: Nummer 51, 1965.
431 Ebd.
432 Ebd.: Nummer 5, 1966.
433 Ebd.
434 Ebd. / Vorwärts: 16. 12. 1965.
435 Sonntag: Nummer 5, 1966. / Vorwärts: 16. 12. 1965.
436 Zeit: 20. 5. 1966.

zurück

die Ereignisse der vorangegangenen Monate zurück und zog Fazit zum «meistdiskutierten literarischen Werk der letzten Jahre»,[437] wie es die «Bücherpost» nannte.

Die Presse, so Diggelmann resümierend, habe sich zum grössten Teil ekelhaft benommen. 98 Prozent aller erschienenen Besprechungen seien bewusste Verketzerung, einseitige Berichterstattung und bewusste Lügen gewesen. Es treffe nicht zu, dass er nur Negatives erzähle. Von Verdrehung bis zu persönlicher Diffamierung habe es in der Schweizer Presse alles gegeben, nur mit der Kommunistenhetze habe sich niemand befassen wollen.[438] «Die Freisinnigen haben sich beklagt, dass ihre positiven Kräfte während der Nazizeit nicht erwähnt worden sind. Evangelische Kreise haben erfreulicherweise eher positiv reagiert. Ein Pfarrer im Unterengadin zum Beispiel hat seine Weihnachtspredigt auf der ‹Ermittlung› von Peter Weiss und ‹Hinterlassenschaft› von mir aufgebaut. Der Landesring war bösartig dumm. Bäurische Kreise zeigten sich sehr reaktionär. Die Katholiken oder zumindest deren politische Vertreter und Redakteure haben mich äusserst scharf angegriffen. Die sozialdemokratische Presse war meistens anständig.»[439] Insgesamt, so Diggelmann, hätten ihm die Reaktionen gezeigt, dass das Buch notwendig gewesen sei. Literatur müsse eine neue gesellschaftliche Rolle übernehmen – wenn auch der Preis, den man als Autor dafür bezahle, hoch sei.[440] «Es gibt heute mehr Leute, die mich gerne zum Teufel schicken möchten als gutgesinnte. Ich habe, kurz gesagt, mehr Feinde als Freunde gewonnen.»[441]

Literatur, die eine neue gesellschaftliche Rolle übernehmen müsse? Eine Frage, an der sich in den Monaten vor, während und nach der Veröffentlichung der «Hinterlassenschaft» eine kurze, aber intensive literarisch-politische Debatte zur «unbewältigten schweizerischen Vergangenheit» entzündete. Beteiligt waren mehrere Schriftsteller und ein Gelehrter.[442] Im Kern ging es bei diesem «Streitgespräch» um die Frage, ob die schweizerische Vergangenheit, insbesondere die Zeitspanne vor und während des Zweiten Weltkrieges, nicht Thema der Schweizer Literatur sein sollte, ja, sein müsste. Eine naheliegende Frage, wenn man bedenkt, dass der Schriftsteller Kurt Guggenheim bereits 1961 festhielt, dass sich jeder schweizerische Schriftsteller zu irgendeinem Zeitpunkt in seinem Leben einmal mit der Schweiz auseinandersetze, das sei quasi unausweichlich.[443]

In der April/Mai-Ausgabe der Zeitschrift «Neutralität» im Jahr 1965, also ein halbes Jahr vor Erscheinen der «Hinterlassenschaft», veröffentlichte Verleger Paul Ignaz Vogel einen Aufsatz von Peter Rippmann unter dem Titel «Unbewältigte

437 Bücherpost: 1./2. 1966.
438 Ebd.
439 Ebd.
440 Ebd.
441 Ebd.
442 Der Verein Literaturstiftung Bern hat die einzelnen Zeitungsbeiträge der Debatte aus den Jahren 1965 und 1966 vor kurzem in voller Länge neu herausgebracht in einem gebundenen Büchlein und um eine kontextualisierende Einleitung und drei aktuelle Beiträge ergänzt. Verein Literaturstiftung Bern (Hg.) 2019: Die Schweiz bewältigen.
443 Guggenheim, Kurt 1961: Heimat oder Domizil?, S. 108.

zurück

Schweizerische Vergangenheit?».[444] Rippmann, Chefredakteur des «Schweizerischen Beobachters», befasste sich mit der schweizerischen Flüchtlingspolitik zur Zeit des Nationalsozialismus. Der «Schweizerische Beobachter» hatte bereits im März 1954 belastende Dokumente publik gemacht, die zeigten, dass der «J»-Stempel zur Zeit des Zweiten Weltkriegs von schweizerischer und nicht wie angenommen von deutscher Seite initiiert worden war. Der auf die Publikation folgende Skandal mündete in den bundesrätlichen Auftrag an den Juristen Carl Ludwig, einen umfassenden Bericht zur schweizerischen Flüchtlingspolitik zu verfassen.[445] Nun äusserte sich Rippmann erneut zum Thema, und das aus zwei Gründen: wegen der deutschen Diskussion um die Verjährung der Verbrechen zur Zeit des Nationalsozialismus und aufgrund der neu in der Schweiz aufkommenden Kennzeichnung der Pässe von italienischen Arbeitern ohne Arbeitsbewilligung mit einem «X». Vor allem, was die Arbeitsbewilligung der italienischen Arbeiter anging, waren für Rippmann die Parallelen zum von der Schweiz 1939 eingeführten sogenannten Judenstempel augenscheinlich. Rippmann griff für seinen Text zur unbewältigten schweizerischen Vergangenheit auf die Veröffentlichung des «Schweizerischen Beobachters» aus dem Jahr 1954 zurück, die Heinrich Rothmunds Beteiligung an der Lancierung des «J»-Stempels zum Thema gehabt hatte. Besonders interessierte Rippmann der Umgang der damaligen schweizerischen Öffentlichkeit mit den Veröffentlichungen des «Schweizerischen Beobachters». Schon damals sei die grundsätzliche Frage nach dem Umgang mit dem «Fall Rothmund» bewusst oder unbewusst verschoben worden auf die Diskussion, ob eine Kritik im Nachhinein überhaupt erlaubt sei. In Anbetracht der aktuellen Diskussionen müsse man sich deshalb erneut fragen, ob denn das Auf-die-leichte-Schulter-Nehmen des Berichts von Carl Ludwig – der Bericht war zwischen 1955 und 1957 zuhanden des Bundesrates und der eidgenössischen Räte erstellt und überreicht worden – nicht einer Art Verdrängung nahekomme; einer Verdrängung von Schuldkomplexen.[446] «Und so sollen diese Andeutungen denn hier auch keine andere Funktion haben als uns wieder in Erinnerung zu rufen, dass die unbewältigte Vergangenheit, die wir so gerne unseren nördlichen Nachbarn nachsagen, für uns auch nicht ohne weiteres ein Fremdwort ist – wenn auch selbstverständlich die Proportionen, die hier zur Diskussion stehen, einen Vergleich nicht aushalten.»[447]

Ob es Zufall war, dass sich Rippmann einige Monate vor der Veröffentlichung der «Hinterlassenschaft» mit dem gleichen Thema beschäftigte wie Diggelmann, muss offenbleiben. Gesichert ist, dass Rippmann über Diggelmanns Schreibabsicht im Bild war, da er dem Autor im Herbst 1963 wesentliche Dokumente aus

444 Neutralität: 4./5. 1965. / Zürcher Student: 6. 1965.
445 Burgermeister, Nicole; Peter Nicole 2012: Intergenerationelle Erinnerung in der Schweiz, S. 64 f. / Ludwig, Carl 1966: Die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart.
446 Neutralität: 4./5. 1965.
447 Ebd.

der Zeit des Nationalsozialismus aus der Redaktion des «Schweizerischen Beobachters» hatte zukommen lassen.[448]

Rippmann blieb im Ton sachlich und unpolemisch. Vielleicht wegen des nüchternen Tons blieb sein Kommentar, ganz im Gegensatz zu Diggelmanns Roman, ohne Echo. Erst mit Max Frisch griff rund ein halbes Jahr später doch noch ein renommierter «kritischer Patriot» das Thema der unbewältigten Vergangenheit der Schweiz auf. Die Erinnerungsarbeit, die Entwicklung eines sogenannten Gegengedächtnisses, wie es Charlotte Schallié nennt, wurde hier von linksliberalen Intellektuellen und nicht von bürgerlich-konservativen angestossen.[449]

Bezug nehmend auf Peter Rippmanns Text, stellte Frisch im September 1965 die ketzerisch anmutende Frage, warum der Titel «unbewältigte schweizerische Vergangenheit» es in der Schweiz nicht schaffe, etwas in Bewegung zu versetzen. Eine erste Antwort schob Frisch in Form einer Vermutung sogleich selbst nach: Wenn in Deutschland unter demselben Titel und zeitgleich versucht werde, die Vergangenheit zu hinterfragen, wirke des Schweizers Anstrengung im Vergleich dazu doch geradezu peinlich. Der aus dem Deutschen übernommene Slogan «unbewältigte Vergangenheit» verhindere, dass sich die Dinge wirklich bewegten. Himmler und Rothmund, so höre man, das sei dann immerhin noch ein Unterschied, und so habe die Anknüpfung an den Begriff in Deutschland eine Aufarbeitung der Schweizer Umstände verunmöglicht, abtaxiert als nicht der Rede wert. Und darum sei seines Wissens wenig geschrieben oder erzählt worden, was als Bewältigung der Schweizer Vergangenheit bewertet werden könne.[450] «Wieweit wird die schweizerische Vergangenheit, die Zeit von 1933 bis 1945, erkennbar in unserer Literatur? Was Peter Rippmann in seinem Aufsatz aufgreift: wieviel oder wie wenig davon hat Gestalt bekommen in der schweizerischen Literatur? […] Hat die Schweiz der letzten Jahrzehnte eine Literatur, in der sie sich erkennen muss, und wenn nicht, warum nicht? […] Wir mussten Dinge tun, die Verrat an unseren Grundsätzen waren, und sie werden dadurch, dass wir die Erinnerung daran verdrängen und durch keine Literatur auf sie verweisen, nicht aus der Geschichte geräumt.»[451] Max Frisch präzisierte, dass die jüngere Generation der Schweiz fast ausnahmslos apolitisch oder abstrakt politisch sein müsse, denn für sie scheine es, im Gegensatz zur jüngeren Generation in Deutschland, Frankreich und Italien, nichts zu bewältigen zu geben. Die Schweiz zur Hitler-Zeit sei immer noch eine «terra incognita»,[452] ein weisser Fleck, was aber nicht etwa mit «ist unschuldig» gleichzusetzen sei.

Das alles beschäftigte Frisch und darum stellte er zum Schluss nochmals eindringlich die Frage: «Ist unser Land für seine Schriftsteller kein Gegenstand mehr? Und wenn es so sein sollte: Warum? Was heisst das in Bezug auf das Land? Literatur ist eine Wünschelrute: wo sie nicht in Bewegung gerät, da ist keine Quelle.

448 Diggelmann, Walter Matthias an Rippmann, Peter: 18. 11. 1963.
449 Schallié, Charlotte 2008: Heimdurchsuchungen, S. 261.
450 Neutralität: 9. 1965.
451 Ebd.
452 Ebd.

zurück

Ist das die Antwort? Ich weiss es nicht.»[453] Abgedruckt wurde Frischs fragender Appell in der «Neutralität», ausgerechnet in der gleichen Septemberausgabe, in der auch das grosse Diggelmann-Interview zu dessen neuem dokumentarliterarischem Roman «Die Hinterlassenschaft» veröffentlicht wurde.[454]

Otto F. Walter war der Erste, der sich, ein halbes Jahr später, im März 1966, in der «Neutralität» an einen an Frisch gerichteten Antwortversuch wagte.[455] Der Wirbel um Diggelmanns «Hinterlassenschaft» hatte sich in der Schweizer Öffentlichkeit zu diesem Zeitpunkt grösstenteils gelegt. «Wenn wir Max Frischs Frage ‹Unbewältigte Schweizerische Vergangenheit?› ohne Resonanz lassen, geschieht wieder einmal hierzulande nichts weiter, als dass ein wichtiger Anstoss, den ein Schriftsteller öffentlich und direkt unserem Bewusstsein zu geben versucht hat, ins Leere geht. Die Frage, verbunden mit zahlreichen Zusatzfragen und einigen Feststellungen, richtet sich, wenn ich recht lese, nicht in erster Linie an die Wissenschaft – obgleich vielleicht die Psychologie, die Soziologie, die Literaturwissenschaft am ehesten Genaues dazu mitzuteilen hätten; sie richtet sich an die in der Schweiz heute Schreibenden. Ich nehme den Anstoss hier an als einer der Angefragten und mit dem Vorschlag, dass die Kollegen von der Schriftstellerei, vor allem die Autoren meiner Generation, sich ebenfalls äussern.»[456] Lese er den Titel «Unbewältigte Schweizerische Vergangenheit», werde er rebellisch gestimmt, so Walter. Verlange ihm da jemand ein «Soll», eine moralische und politische Leistung als Schreiber ab? Er fürchte dabei die «littérature engagée», die viel gut gemeinte und gute politische Aktivität der Schriftsteller hervorgebracht, aber wenig Literatur provoziert habe. Nicht die Schweiz sei ein Sonderfall ohne Literatur zur Zeitspanne von 1933 bis 1945, sondern Deutschland sei einer, weil es dort Literatur zu dieser Zeit gebe. Er kenne zumindest keine italienischen oder französischen jüngeren Schriftsteller, die sich mit ihrer Vergangenheit intensiv auseinandersetzen würden. Somit erweise sich der von Max Frisch entworfene Sonderfall Schweiz als Fehlkonstruktion.[457]

Weil Frisch von der jungen Generation gesprochen hatte, stellte Otto F. Walter keck die Gegenfrage, wo denn eigentlich die ältere Literatur der Schweiz sei, die sich mit einer vom Faschismus überschatteten Vergangenheit auseinandersetze, und auf Max Frischs letzte Frage betreffend das Land Schweiz als Thema des Schweizer Schriftstellers wollte Walter wissen, was er zu verstehen habe unter

453 Ebd.

454 Spätestens nach der Lektüre der Septemberausgabe der «Neutralität» dürfte Frisch gewusst haben, dass demnächst ein Versuch einer Bewältigung der «unbewältigten schweizerischen Vergangenheit» in Buchform erscheinen würde. Unmittelbar reagiert hat er auf Diggelmanns Ankündigung aber nicht. Frisch muss «Die Hinterlassenschaft» aber schon bald gelesen haben, denn im Dezember 1965 empfahl er in der «Weltwoche» Diggelmanns Roman jungen Lesern. Weltwoche: 3. 12. 1965.

455 Neutralität: 3. 1966.

456 Ebd.

457 Ebd.

zurück

Land.[458] «Ich stamme aus dem Kanton Solothurn, aus dem Bezirk Thal, aus der sehr kleinen Gemeinde Rickenbach, ich wohne im Umkreis von Olten und Aarau. Da liegt mein Erfahrungsbereich, da und in den grossen Städten, die ich besonders mag. Auf das Risiko hin, als provinziell zu erscheinen: äusserlich aus diesem Grund heraus schreibe ich. Schweizer bin ich in etwa dritter Linie. Wäre es möglich, dass das föderalistische Prinzip, dass die Demokratie Konditionen auch für die Entstehung oder Nichtentstehung bestimmter Literatur-Arten schafft? Ich vermute es.»[459] Dass die jüngere Generation der Schriftsteller apolitisch oder abstrakt politisch sei, lasse sich von jedem widerlegen, der aus persönlichen Gesprächen mit den Autoren wisse, mit welchem Eifer sie sich an immer wieder neuen Problemen festbeissen würden.[460] «Literatur von Rang heute stellt ihrem Wesen nach das, was sie umgibt, mit jedem Satz in Frage. Sie ist Kritik. Insofern ist sie politisch. Je stärker ihre sprachliche Qualität, je grösser ihr stilistisches Kaliber, umso mehr. Umso intensiver ist ihre Glaubwürdigkeit. Das ist eine Behauptung, ich weiss.»[461]

Obwohl die Beiträge von Peter Rippmann, Max Frisch und Otto F. Walter bereits in der «Neutralität» erschienen waren, ein «Gespräch» wurde daraus erst, als die «Weltwoche» die Texte von Frisch und Walter in einer direkten Gegenüberstellung nochmals publizierte.[462] Erst jetzt rollte der Ball, wie es sich Walter gewünscht hatte, weiter.[463] Jean Rudolf von Salis meldete sich mit «Unser Land als Gegenstand der Literatur»[464] zu Wort. Er sollte der Einzige bleiben, der sich in die Debatte einschaltete, obwohl er kein Schriftsteller im engeren Sinn war. Von Salis fand Max Frischs Frage nach der Schweiz als Thema der Literatur berechtigt, liess die Einwände von Otto F. Walter aber ebenfalls gelten; sie seien für die Nachkriegsgeneration bezeichnend.[465] «‹Unser Land› wird also in Frage gestellt. Es gibt die Schweiz nur als organisatorische Einheit. Das wäre in der Tat wenig. Eine ‹Gemeinsamkeit der jüngeren Geschichte› wird zwar zugegeben – aber warum nur der jüngeren? Fritz Ernst hat nachgewiesen, dass der Begriff ‹Schweiz›, ein Bild der Schweiz als feste Vorstellung für das Ausland, seit dem 16. Jahrhundert existiert. […] Unsere Schriftsteller, auch die heutigen, sie mögen es wahrhaben oder nicht, in allen vier Landessprachen, sind unverwechselbar schweizerisch. Jeder ausländische Kritiker könnte es bestätigen.»[466] Seiner Ansicht nach könnte die Schweiz gut ein Thema der jüngeren schweizerischen Schriftsteller sein. Jean Rudolf von Salis konnte daher dem Fazit Walters, erst in dritter Linie Schweizer zu sein, nicht folgen und zeigte sich überrascht, dass unter den Schriftstellern der Schweiz Max Frisch offenbar der letzte Patriot war. Für von Salis führten Walters Ausführungen

458 Ebd.
459 Ebd.
460 Ebd.
461 Ebd.
462 Weltwoche: 11. 3. 1966. / Weltwoche: 11. 3. 1966.
463 Neutralität: 3. 1966.
464 Weltwoche: 25. 3. 1966.
465 Ebd.
466 Ebd.

zurück

eher von Frischs Fragen weg als zu ihnen hin und zielten auf eine Art Ethnografie der literarischen Motive und Stilmittel.[467]

Knapp eine Woche nach von Salis' Beitrag schaltet sich Peter Bichsel ins Gespräch ein. Wenn er sich über den Jura äussere, dann als Bürger dieses Landes und als Bürger, der schreibe. Er sehe nicht ein, warum ihm der Titel Schriftsteller ein besonderes Recht geben sollte, sich über Politisches zu äussern. Dieses Recht gebe ihm, wenn, dann der Titel Bürger, und dieses Recht lasse er sich auch als Schriftsteller nicht nehmen. Aber es habe mit dem Schriftsteller nichts zu tun. Grundsätzlich gehöre er zu den Wirtshausmeckerern, die es anderswo immer besser fänden; aber er reise ungern, könne keine Fremdsprachen und liebe die Spannung des Hochdeutschen zur Umgangssprache. Daher sei er restlos an die Schweiz gefesselt.[468] «Sie ist mir Heimat und Gefängnis.»[469]

Was Bichsel an respektive in der Schweiz vermisste, war die notwendige Portion Zivilcourage. «Des Schweizers bitterer Mangel, der Mangel an Zivilcourage, ist staatserhaltend. Das ist ärgerlich. […] Dass es dumme Nationalräte gibt, das ist auch ärgerlich; aber wir haben eine echte Volksvertretung, die Dummen sind im Nationalrat annähernd prozentual zu den Dummen der Bevölkerung vertreten.»[470]

Peter Bichsel sah keine Kontroverse zwischen Max Frisch und Otto F. Walter, denn Ersterer habe Fragen aufgeworfen, die ihn nicht direkt in ein Lager zwingen würden. Eine Kontroverse Jean Rudolf von Salis versus Otto F. Walter habe sich mittlerweile ergeben, wobei der zuerst Genannte eigentlich vom Thema ablenke. «Von Salis will offensichtlich Äusserungen, Stellungnahmen der Autoren zu politischen Ereignissen. Max Frisch fragt nur nach der Darstellung der Schweiz in ihrer zeitgenössischen Literatur.»[471] Peter Bichsel stimmte Jean Rudolf von Salis in seiner Diagnose, dass jeder Schweizer Schriftsteller automatisch schweizerisch schreibe, nicht zu. Er hielt sich dabei an Günter Grass und andere deutsche Autoren, die sogar fänden, so Bichsel, dass Schweizer Autoren allzu oft zu hochdeutsch schrieben. Er sehe aber zum Beispiel in Dürrenmatt eine Ausnahme, und gerade dessen Helvetismus in der Sprache und im Theater fehle vielerorts. Peter Bichsel fand wie Frisch nur wenig Schweiz in der jüngeren Schweizer Literatur. Dessen Fragen fand er deshalb berechtigt, sie sollten stehen bleiben.[472] «Ist es sehr ketzerisch, zu behaupten, dass der Harry Wind von Diggelmann für mich mehr Schweiz enthält als die ‹Hinterlassenschaft›? Dies, um den Namen Diggelmann ins Gespräch zu bringen, längst schwebt er ja im Hintergrund des Gesprächs mit. Die Diskussion sieht ein bisschen nach Rezepten aus. Mir scheint, dass die ‹Hinterlassenschaft› nach einem solchen Rezept gekocht wurde; nach dem Rezept ‹verpack es in eine Geschichte›. Das Buch bleibt trotzdem so wichtig, dass ich Diggelmann

467 Ebd.
468 Ebd.: 1. 4. 1966.
469 Ebd.
470 Ebd.
471 Ebd.
472 Ebd.

zurück

dafür verehre. Auf weitere Beispiele verzichte ich. Ich kann mir vorstellen, dass das Beispiel Diggelmann zu genügend Missverständnissen führt.»[473]

Walter Matthias Diggelmann nahm den Steilpass entgegen – und äusserte sich ebenfalls in der «Weltwoche». Er stimme Otto F. Walter zu, das literarische Soll gebe es nicht. Er sei nicht gezwungen, politische Romane zu schreiben. Und doch könne er sich seine Geschichten nicht aussuchen. Der Schriftsteller sei für ihn ein Gesellschaftsereignis.[474] «Er ist ein Produkt jener Gesellschaft, die ihn hervorgebracht hat, die ihn am Hervorkommen zu hindern versucht, ihn streichelt und haut und ihm nur eines nicht verzeiht: dass er nicht nur Literatur produziert, sondern sich auch noch als Staatsbürger gebärdet.»[475] So sei es, wenn er sich mit der unbewältigten schweizerischen Vergangenheit beschäftige, ein Zufall. Ein Rezept gebe es nicht. Der Bürger Walter Matthias Diggelmann sei eines Tages auf Berichte von antikommunistischen Ausschreitungen in Thalwil gestossen und der habe dann, weil er kein antikommunistisches Brett vor dem Kopf habe, mehr wissen wollen.[476] «Aber: der Bürger nimmt den Schriftsteller mit. Der Schriftsteller guckt dem Bürger über die Schultern, da dieser unwahrscheinlich anmutende Dokumente, Zeitungsannoncen, Flugblätter, Briefe und auch Gerichtsakten studiert. Und es verläuft alles wie bei einer heimtückischen Krankheit: der Bürger infiziert den Schriftsteller. Ohne dass sich der Schriftsteller dessen zunächst bewusst wird, beschäftigt auch er sich mit dem Fall. Es geht noch weiter: allmählich reisst er den Fall an sich. Eine Geschichte, sagt er sich. Und er setzt sich an den Tisch und versucht, mit seinen Mitteln, mit der Sprache also, den Fall in Geschichte zu verwandeln. Indes geschieht etwas, was ich keinem meiner Kollegen wünsche: jetzt schaut der Bürger dem Schriftsteller über die Schulter, liest und prüft misstrauisch das Werdende und flüstert dem Schriftsteller ins Ohr: ‹Nun einmal keine Belletristik, wenn ich bitten darf. Nun einmal schön auf die Barrikaden. Zieh diesmal deine Narrenmütze vom Kopf, der literarische Maskenball findet erst nächstes Jahr wieder statt. Jetzt steh dazu. Nicht auf ein neues Auschwitz warten!›»[477]

Aber der Schriftsteller selbst, so Diggelmann, der habe halt auch seine Geschichte und diese wisse er zu verbinden mit der Geschichte, auf die er gestossen sei, und so komme es zu Büchern wie «Die Hinterlassenschaft». Nie habe er die schweizerische Vergangenheit bewältigen wollen. Einzig eine Gegenwartsgeschichte habe er geschrieben und die Schuld dafür trage der Bürger in ihm.[478]

Für Diggelmann waren, ähnlich wie für Bichsel, der Schriftsteller und der Bürger zwei untrennbare Funktionen der gleichen Person – und Dokument und Fiktion zwei Seiten der gleichen Wirklichkeit. Das hat Nonkonformismusforscher Fredi Lerch treffend erkannt. Diggelmanns Hinweis zur Entstehung der «Hinter-

473 Ebd.
474 Ebd.: 22. 4. 1966.
475 Ebd.
476 Ebd.
477 Ebd.
478 Ebd.

lassenschaft» sei eine wichtige ästhetische Stellungnahme für die nonkonformistische Publizistik jener Jahre. So oszilliere Literatur zurück in Zeitgeschichte, Fiktion in Dokument, der Schriftsteller in den Bürger.[479]

Adolf Muschg, der sich als Letzter ins Gespräch zur «unbewältigten schweizerischen Vergangenheit» einklinkte, glaubte, Otto F. Walter zu verstehen, wenn dieser vom Schweizer Schriftsteller in erst dritter Linie sprach. Er bekräftigte aber, auch Peter Bichsel nachvollziehen zu können, wenn dieser bedauere, Max Frisch der anderen Seite überlassen zu müssen.[480] «Es gibt heute einige Jüngere, die versuchen, Schweizer *Schriftsteller* zu sein; die *Schweizer* Schriftsteller unter ihnen sind rar geworden (Diggelmann zähle ich zu ihnen).»[481] Trotzdem könne man nicht, wie es Max Frisch für die Zeit von 1933 bis 1945 verlange, einem Kollektiv die Gewissensfrage nachträglich stellen. Wenn schon, dann müsse man konkret Namen nennen und ein politisches Pamphlet schreiben oder sein Ethos radikal in gute Prosa übersetzen. Da «Die Hinterlassenschaft» weder ein politisches Pamphlet noch gute Prosa sei, sei es für ihn ein unbewältigtes Buch.[482]

Ein Fazit, dem sich Literaturhistoriker Walter Schmitz Jahrzehnte später in seinem «Kritischen Lexikon» anschliessen sollte. Diggelmann parallelisiere, so Schmitz, die zumindest latent antisemitische Flüchtlingspolitik der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs mit dem ab und zu offen gewalttätigen Antikommunismus seitdem. Diggelmanns «literarische Reportage» orientiere sich dabei, polemisch gegen Max Frischs Parabel «Andorra» gewendet, an der Programmatik des dokumentarischen Theaters. Das Buch teile aber auch dessen bekannte Schwächen. Die erfundene Rahmengeschichte benutze das authentische Material als Beleg für die vorausgesetzte These, wonach Antikommunismus und Faschismus ein einziges gewaltträchtiges Syndrom bildeten, so werde der Roman zur getarnten Parabel.[483]

Ob Diggelmann dem zustimmen würde? Die Antwort muss offenbleiben. Sicher ist, der Wirbel um «Die Hinterlassenschaft» ist nicht spurlos an «Tabubrecher»[484] Diggelmann vorbeigegangen. «Ich habe mich auf politische Fragen eingelassen, ohne das politische Rüstzeug mitzubringen. Die ‹Hinterlassenschaft› wollte nicht Recht haben. Ich habe nur geschrieben – und offensichtlich zu extrem geschrieben – was ich gesehen habe.»[485]

Aus der Perspektive des Historikers ist an dieser Stelle jedoch zu ergänzen, dass es nicht allein an Diggelmann lag, dass «Die Hinterlassenschaft» nicht recht haben wollte, oder besser gesagt, nicht recht haben konnte. Der Roman hat versucht, einem breiten Publikum bewusst zu machen, was in der Öffentlichkeit tabu

479 Wochenzeitung: 13. 5. 1999.
480 Weltwoche: 22. 4. 1966.
481 Ebd.
482 Ebd.
483 Schmitz, Walter […]: Walter Matthias Diggelmann.
484 Amslinger, Tobias 2019: Eine Debatte in ihrer Zeit, S. 12.
485 Abendzeitung: 27./28. 5. 1967.

zurück

war,[486] und damit angekämpft gegen den «kollektiven Gedächtnisverlust»[487] und eine in «historischem Dornröschenschlaf»[488] verharrende offizielle Schweiz. Diggelmann hatte einen schweren Stand.

Wer sich rückblickend mit schweizerischer Erinnerungskultur beschäftigt, stellt fest, dass die amtliche Geschichtsschreibung in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg von der Epoche zwischen 1933 und 1945 eine Vergangenheitsversion konstruierte, die konflikthafte Aspekte aus Gesellschaft, Politik und Wirtschaft eliminierte und das Bild einer integren Abwehrgemeinschaft skizzierte,[489] ein «Heile-Welt-Schweiz-Bild»,[490] wie es auch schon genannt wurde. «Die Erfahrung des Zweiten Weltkrieges, die Bedrohungslage durch die Achsenmächte, die Sozialpartnerschaft und die als erfolgreich bestandene Bewährungsprobe interpretierte *Kriegsverschonung* stellten den Ausgangspunkt dieses staatlich gehüteten Bildes des schweizerischen Sonderfalls dar.»[491] Die offizielle Erinnerung, man könnte auch sagen die Geschichtsbildkonstruktion, die unter anderem in die Formel «Widerstand und Bewährung» mündete und mit einer Stilisierung und Mythisierung der Reduitkonzeption einherging, lag thematisch fest in militärischer Hand. Der Zugang zu Archiven wurde für die Historiografie bewusst eingeschränkt und behindert, zum Teil sogar sabotiert.[492] Wenn das Bild des Sonderfalls kritisch hinterfragt wurde, was nach 1945 selten, aber doch einige Male geschah, dann gingen die Impulse praktisch ohne Ausnahme von Schriftstellern, Publizistinnen und Journalisten und nicht von der Wissenschaft aus.[493]

Der «Schweizerische Beobachter», ein Ratgebermagazin, übernahm hier eine Vorreiterrolle mit seiner Enthüllung der Entstehungsgeschichte des «J»-Stempels im März 1954.[494] Ab Ende der 1950er- und im Laufe der 1960er-Jahre kam es zu einer kleinen Welle von «geschichtsbildskeptischen Gegenerinnerungen»[495] mit dem Ergebnis, dass die Rhetorik der geistigen Landesverteidigung und die Rede vom Sonderfall stark an Überzeugungskraft einbüssten. Forciert wurde die Hinterfragung der Geschichtsbilder durch nonkonformistische bürgerliche und linke Intel-

486 Links, Roland 1986: Ein Leben in Geschichten, S. 270.
487 Obermüller, Klara 1999: «Und das Heldentum blieb uns erspart», S. 16. Dort zitiert nach Neue Zürcher Zeitung: 6./7. 9. 1997.
488 Obermüller, Klara 1999: «Und das Heldentum blieb uns erspart», S. 16.
489 Burgermeister, Nicole; Peter Nicole (2012): Intergenerationelle Erinnerung in der Schweiz, S. 61. / Zala, Sacha 1998: Gebändigte Geschichte. Amtliche Historiographie und ihr Malaise mit der Geschichte der Neutralität. 1945 –1961. Dossier des Schweizerischen Bundesarchivs, Nummer 7. Bern.
490 Obermüller, Klara 1999: «Und das Heldentum blieb uns erspart», S. 16. Dort zitiert nach Neue Zürcher Zeitung: 6./7. 9. 1997.
491 Burgermeister, Nicole; Peter Nicole (2012): Intergenerationelle Erinnerung in der Schweiz, S. 61.
492 Ebd., S. 64.
493 Ebd., S. 61. / Obermüller, Klara 1999: «Und das Heldentum blieb uns erspart», S. 18. / Kreis, Georg 1997: Vier Debatten und wenig Dissens, S. 464.
494 Burgermeister, Nicole; Peter Nicole (2012): Intergenerationelle Erinnerung in der Schweiz, S. 64 f.
495 Ebd., S. 65.

zurück

lektuelle, die daneben ganz allgemein die schweizerische Gesellschaft und Politik öffentlich zur Diskussion stellten.[496] In diesem Klima verstärkt öffentlich vernehmbaren Dissenses erfolgte, so Burgermeister und Peter, «eine Wiedererwägung des Bildes von der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges. […] Zentrale Anregungen zur Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit des Landes gingen auch in den 1960er Jahren nicht von der institutionalisierten Geschichtswissenschaft aus, vielmehr war es die nonkonformistische und gesellschaftspolitisch motivierte Geschichtsschreibung, die staatliche Erinnerung und tradierte Bilder kritisierte. Namentlich Schriftsteller und Publizisten forcierten mit ihren Interventionen die Diversifizierung des Geschichtsbildes und brachen bislang Weggewischtem im staatlichen Gedenken die Bahn. Es waren SkeptikerInnen wie etwa Max Frisch, Jon Kimche, Rolf Hochhuth, Walter Matthias Diggelmann, Alice Meyer, Alfred A. Häsler (und andere), die im Übergang ins bewegte Jahrzehnt das hiesige historische Gedächtnis aufmischten.»[497] Dass die akademischen Historiografen das Feld erst anschliessend, «einem Aufräumkommando gleich»,[498] betraten und Relativierung, Situierung und Fundierung betrieben, bestätigt der Historiker Georg Kreis. Er hält aber gleichzeitig fest, dass diese Arbeitsteilung wohl unvermeidlich sei und man die Impulse der nonkonformistischen Intellektuellen auch als Produkte ihrer Zeit verstehen und sich darum mit der Anerkennung der innovatorischen Leistung etwas zurückhalten müsse. Immerhin, einen gewissen Pionier- oder Vorläufercharakter attestiert er den Intellektuellen dennoch.[499]

Die Literaturgeschichte spricht mit Blick auf Diggelmann und andere dagegen von Intellektuellen mit «Mut zur Verunsicherung»[500] und «unerschrockener Neugier».[501] Weil die nonkonformistischen Intellektuellen ihre Kritik am Land und an seinen Bildern jeweils mit ihrer Liebe zur Schweiz rechtfertigten, spricht Peter von Matt mit Blick auf diese Intellektuellen von einer eigentlichen «Schule des kritischen Patriotismus»,[502] die zu einer Konstanten der Schweizer Literatur wurde. In diesen «kritischen Patrioten» verband sich nach von Matt die Grundhaltung eines existenzialistischen Humanismus mit dem Willen, «die vereiterten Wunden der jüngeren Geschichte offenzuhalten»,[503] und im Hintergrund schwang immer die Frage nach dem Wesen der Schweizer Literatur mit.

Diggelmann war neben Max Frisch und Alfred A. Häsler einer der Schriftsteller, die mit ihrer Kritik regelmässig zu provozieren vermochten,[504] das hat dieses

496 Ebd., S. 66.
497 Ebd.
498 Kreis, Georg 1997: Vier Debatten und wenig Dissens, S. 464.
499 Ebd., S. 465.
500 Obermüller, Klara 1999: «Und das Heldentum blieb uns erspart», S. 19.
501 Ebd.
502 Von Matt, Peter 2001: Die Tintenblauen Eidgenossen, S. 50. / Von Matt, Peter 1991: Der Zwiespalt der Wortmächtigen, S. 13.
503 Von Matt, Peter 2001: Die Tintenblauen Eidgenossen, S. 50.
504 Burgermeister, Nicole; Peter Nicole (2012): Intergenerationelle Erinnerung in der Schweiz, S. 69.

zurück

Kapitel zur «Hinterlassenschaft» deutlich gemacht. Mit der «Hinterlassenschaft» hat er aus heutiger Sicht einen «Schlüsseltext für den literarischen Diskurs zum Kalten Krieg»[505] geliefert. Seine These, die in der Feststellung gipfelt, dass zwischen dem zeitgenössischen Antikommunismus und dem schweizerischen Antisemitismus der Vorkriegs- und Kriegszeit eine Kontinuität bestand, verweist auf das tabuisierte Thema des Antisemitismus als Kontinuum in der Geschichte der Schweiz und sorgte für grosse Empörung.[506] Mehr aber nicht. Eine echte, tiefergehende Auseinandersetzung, zum Beispiel zur Flüchtlingspolitik der 1940er-Jahre, folgte auf sein Buch nicht. Laut Georg Kreis hatte dies damit zu tun, dass aus der Flüchtlings- und Antisemitismusdebatte im Falle von Diggelmann schnell eine Verräterdebatte wurde.[507] «Diggelmann, der seinerseits den Diskurs bereits so angezettelt hatte, indem er den Kalten Kriegern der 50er Jahre eine braune Vergangenheit zuschrieb, wurde mit dem Vorwurf eingedeckt, ein Kommunist und DDR-Sympathisant zu sein.»[508]

Knapp ein Jahr nach dem letzten Interview mit der «Bücherpost» im Frühjahr 1966 sollten «Die Hinterlassenschaft» und sein umstrittener Autor wie aus dem Nichts noch einmal Thema werden in der Schweizer Öffentlichkeit. Selbst bisherige Mitstreiter Diggelmanns wurden im Zuge dieser zweiten «Affäre» zu heftigsten Kritikern. Paul Ignaz Vogel, Herausgeber der «Neutralität», schrieb zum Beispiel: «Lieber Herr Diggelmann, […] Ihre Stellungnahme zugunsten der [DDR-]Version in Bezug auf die ungarische Erhebung von 1956 hat mich – ehrlich gesprochen – irritiert, auch wenn Sie nun anfügen werden, dass die korrigierte Stelle in direkter Rede erscheint, das heisst also die Version eines offiziellen Kommunisten zeigt. Es wäre sicher wertvoll, über diese Fragen einmal zu diskutieren. Andererseits kann ich es aber nicht verstehen, wenn ein Autor die ursprüngliche Fassung eines Werkes aufgrund von Druckversuchen aufgibt. Das ist es genau, was mich stört. Ich kann mir denken, dass Sie die ostdeutsche Ausgabe der ‹Hinterlassenschaft› nur nach dieser Konzession zustande gebracht haben. Aber ich meine doch, dass man nicht solche wichtigen Fragen (die nämlich der Gewaltanwendung in der Geschichte) zugunsten persönlicher Vorteile aufgeben soll. […] Sie teilen mir mit, Sie könnten leider die Wahrheit nicht verbreiten. Ein Schriftsteller muss immer die Wahrheit verbreiten, zumindest die, die er subjektiv für richtig hält. […] Ich bin sicher nicht der einzige Ihnen Gutgesinnte, der sich irgendwie als trauriger ‹Hinterlassener› fühlt. Nun möchte ich Sie bitten, mir diese offenen Worte nicht übel zu nehmen, denn ich mag nicht um den Brei herum reden, weil Ihre Gegner zum Teil auch meine sind, aber das ist noch kein Grund dafür, dass man in dieser wichtigen Frage nicht verschiedene Standpunkte einnehmen kann. Herzlich, Ihr Paul Ignaz Vogel.»[509]

505 Gigerl, Margit 2020: Das Land beim Namen nennen, S. 268.
506 Ebd., S. 70.
507 Kreis, Georg 1997: Vier Debatten und wenig Dissens, S. 460.
508 Ebd.
509 Vogel, Paul Ignaz an Diggelmann, Walter Matthias: 11. 2. 1967.

zurück



Abb. 17: Alfred A. Häsler, Walter Matthias Diggelmann, Ursula Isler, Silja Walter und Sigmund Widmer anlässlich einer Feier der Stadt Zürich, aufgenommen am 18. Dezember 1967.

Was war passiert? Was trieb hier im Februar 1967 einen Keil zwischen zwei alte Nonkonformistenfreunde? Anlass des Disputs war die Zweitausgabe der «Hinterlassenschaft», die in der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) eben erschienen war. Herausgegeben wurde sie Anfang Januar 1967 vom Verlag Volk und Welt. Im Anhang dazu wurde ein Briefwechsel zwischen Verlagsleiter Walter Czollek und Walter Matthias Diggelmann veröffentlicht, der die Bearbeitung insbesondere einer Stelle in der «Hinterlassenschaft» ins rechte Licht rücken sollte. Der Briefwechsel wurde am 19. Januar 1967 ohne Zustimmung Diggelmanns und paradoxerweise ausgerechnet im «Vorwärts» noch einmal veröffentlicht.[510] Auf die

510 Vorwärts: 19. 1. 1967. Bei Fredi Lerch steht, dass der im Tessin lebende Autor Hans Habe, ein gebürtiger Ungar, den «Sündenfall» Diggelmanns öffentlich gemacht habe. Die Feststellung, dass Hans Habe als Erster auf die relevanten Passagen gestossen und es darauf zum Zerwürfnis mit Diggelmann gekommen sei, liess sich jedoch nicht nachweisen. Nachweisen liess sich lediglich, dass Diggelmann und Habe im Sommer 1966, nur ein halbes Jahr zuvor, noch freundschaftlich Briefe ausgetauscht hatten – es ging zur Hauptsache um Habes Schreibe gegen die Gruppe 47 – und es dann erst zwischen 1969 und 1972 zwischen den beiden Herren in Sachen Verleumdung und Lüge fast zu einem Gerichtsprozess gekommen wäre, hätte man sich nicht über einen Vergleich geeinigt. Wochenzeitung: 13. 5. 1999. / Diggelmann, Walter Matthias an Habe, Hans: 8. 5. 1966 / Diggelmann, Walter Matthias an Habe, Hans: 6. 8. 1966. / Diggelmann, Walter Matthias an Habe, Hans: 16. 8. 1966. / Habe, Hans an Diggelmann, Walter Matthias: 12. 5. 1966. / Habe, Hans an Diggelmann, Walter Matthias: 27. 7. 1966. / Habe, Hans an Diggelmann, Walter Matthias: 26. 9. 1966. / Weltwoche: 22. 5. 1964. / Weltwoche: 19. 6. 1964. /

zurück

Veröffentlichung folgte ein landesweiter Sturm der Entrüstung. Ein Sturm, der, wie Klara Obermüller festhielt, Diggelmann politisch das Genick brach und ihn seiner Glaubwürdigkeit beraubte.[511] «Er war von Stund' an nicht nur als ‹Nestbeschmutzer›, sondern als ‹Linker›, als ‹Marxist› und ‹DDR-Sympathisant› verschrien und brauchte entsprechend nicht mehr ernst genommen zu werden.»[512]

In dem ursprünglich nicht zur Publikation gedachten Briefwechsel zwischen Diggelmann und Czollek waren es vor allem drei Passagen, die Diggelmann in der Folge Schwierigkeiten bereiten sollten.[513] Erstens hatte Diggelmann an Czollek geschrieben, er wäre heute ein toter Mann, wenn er in der 1965 veröffentlichten Ausgabe der «Hinterlassenschaft» geschrieben hätte, in Budapest hätten Neofaschisten eine Konterrevolution entfacht und man verdanke den Russen den Weltfrieden. Zweitens gab Diggelmann trotz allem nach und schlug Czollek vor, einen Satz der ursprünglichen Fassung der «Hinterlassenschaft» zu streichen und durch eine andere Formulierung zu ersetzen.[514] Drittens bekundete Diggelmann, die ganze Wahrheit über die Ereignisse in Budapest 1956 erst durch eine kürzlich erhaltene Dokumentation der ungarischen Botschaft zu kennen.[515]

Zu reden gab vor allem eine Konzession im Buch selbst. Der Ungarnaufstand wurde damit umgedeutet, von einer Linksrevolution in der ursprünglichen Fassung zu einem faschistischen Putsch in der DDR-Ausgabe. Die Passage lautete ursprünglich so: «[…] ‹Und wenn es nun stimmt, dass sich die Ungaren vom Kommunismus befreien möchten? Wenn es sich gar nicht um eine Linksrevolution handelt?› hatte sie ihn gefragt. Er hatte geantwortet: ‹Das ändert erst recht nichts an der Haltung der Russen. Die Russen können Ungarn so oder so nicht preisgeben. Ungarn gehört zum Aufmarschgebiet westlicher Truppen, deutscher Truppen.› ‹Doch nicht Deutschland!› ‹Die Russen sehen sich vor. Genau wie die Amerikaner.› Mehr hatten sie nicht darüber gesprochen. Er fuhr in die Stadt zur Parteiversammlung.»[516] Aus diesem Kurzdialog wurde nach der Bearbeitung durch Diggelmann und den Lektor und Verlagsleiter von Volk und Welt in der DDR-Ausgabe: «‹Und wenn es nun stimmt, dass sich die Ungaren vom Kommunismus befreien möchten? Wenn es sich gar nicht um eine Linksrevolution handelt?› hatte sie ihn gefragt. Er hatte geantwortet: ‹Was heisst Linksrevolution? Es ist doch ganz klar, dass die alten Faschisten aus ihren Schlupfwinkeln gekrochen sind.› ‹Aber es fliesst Blut›, hatte sie eingewendet,

Weltwoche: 26. 6. 1964. / Weltwoche: 10. 7. 1964. / Zürcher Woche: 11. 2. 1966. / ZW-Sonntags-Journal: 24./25. 5. 1969. / Focus: 12. 1969. / Focus: 4. 1970. / National-Zeitung: 28. 3. 1971. / National-Zeitung: 17. 4. 1972. / Zürcher AZ: 19. 4. 1972.

511 Obermüller, Klara 1992: Der Wahrheit auf die Spur kommen, S. 292.

512 Ebd.

513 National-Zeitung: 31. 1. 1967. / Diggelmann, Walter Matthias 1967: Die Hinterlassenschaft, S. 268.

514 Vorwärts: 19. 1. 1967. / Diggelmann, Walter Matthias 1967: Die Hinterlassenschaft, S. 268.

515 Vorwärts: 19. 1. 1967. / Diggelmann, Walter Matthias 1967: Die Hinterlassenschaft, S. 268.

516 Diggelmann, Walter Matthias 1982: Die Hinterlassenschaft, S. 167 f.

zurück

und er hatte gefragt: ‹Warten auf Auschwitz?› Mehr hatten sie nicht darüber gesprochen. Sie hatte ihn verstanden. Er fuhr in die Stadt, zur Parteiversammlung.»[517]

Die abgeänderte Passage in der «Hinterlassenschaft» und die im Briefwechsel erhärteten Motive zu den Änderungen wurden Diggelmann in den Folgewochen zum Verhängnis. Daran konnte auch eine öffentliche Erklärung Diggelmanns Ende Januar nichts mehr ändern. «Die Änderungen erfolgten keineswegs auf Betreiben der ostdeutschen Organe, ja nicht einmal auf Wunsch, sondern man sagte mir im Osten, ein wirklicher Kommunist habe in jenen Tagen unmöglich so argumentieren können, wie meine Romanfigur Alois Hauser. Ich habe diesen Einwand auch prominenten schweizerischen Kommunisten vorgelegt und auch sie sagten mir, entweder seien die Leute aus der Partei ausgetreten, hätten eine antikommunistische Haltung eingenommen, oder aber hätten wörtlich gesagt, es handle sich um eine ‹faschistische Konterrevolution›. Diese Einwände haben mich bewogen, die kritisierten Änderungen vorzunehmen. Im übrigen war mein Brief an den Verlagsleiter absolut nicht für eine Publikation gedacht und musste nur deshalb geschrieben werden, weil alle vorangegangenen Verhandlungen mit dem Lektor stattgefunden hatten, d. h. mein Brief an den Verlagsleiter war nicht mehr und nicht weniger als ein – wie es sich nun herausstellt – allzu knapp formuliertes Resumé vieler vorangegangener Gespräche und Briefe mit dem Chef-Lektor. Selbstverständlich sehe ich auch heute noch die Vorgänge von 1956 (Budapest) sicher anders als die meisten meiner Mitpatrioten. Im Übrigen nehme ich die Ohrfeige an.»[518]

Er kassierte sie früher, als ihm vermutlich lieb war, die Ohrfeige. Dies, nachdem der «Landbote» Diggelmanns Teilnahme an einer Solidaritätsveranstaltung für den eben aus der Schweiz ausgewiesenen marxistisch-leninistischen Verleger Frédy-Nils Andersson zum Ausgangspunkt eines Artikels gemacht hatte.[519] Die Demo zugunsten des in Lausanne geborenen Verlegers, der unter anderem Schriften von Mao Tse-tung verbreitet hatte, fand am 25. Januar 1967 statt und war von der Fortschrittlichen Studentenschaft Zürich[520] organisiert worden. An dieser Solidaritätskundgebung hielt Diggelmann eine Rede zum «Fall Andersson» und bezeichnete den gegen Andersson gefällten Ausweisungsbeschluss des Bundesrates, der mit der subversiven Tätigkeit des Verlegers argumentierte, als Schweinerei. Weiter bezeichnete Diggelmann die Schweiz als «faschistoid» und als ein Land,

517 Wenger, Bernhard 1982: Nachwort, S. 321 f.

518 National-Zeitung: 31. 1. 1967. / Tages-Anzeiger: 1. 2. 1967.

519 Landbote: 2. 2. 1967.

520 Die Fortschrittliche Studentenschaft Zürich zählte nach ihrer Gründung 1963 während vier Jahren gut zwei Dutzend Mitglieder und stand für eine Vereinigung aus politisch Interessierten, die über Themen wie Fremdarbeiter, Dienstverweigerer, Krieg in Vietnam, Dritte Welt und Diktatur in Griechenland und Spanien debattierten und regelmässig kleinere und grössere Aktionen an der Universität veranstalteten. Als zentrale Akteure traten sie ab Mitte 1967 zu Themen wie Hochschule, ETH-Gesetz und Globuskrawalle mit Demonstrationen und politischen Aktionen in Erscheinung. Huber, Martina 2006: 1968. Fortschrittliche Studenten in Zürich, S. 4 f.

in dem die Idee der Freiheit zur Ideologie geworden und in dem der «Geist von Auschwitz» schon wieder entworfen sei.[521]

Angesichts dieser Aussagen machte der «Landbote» einen Nonkonformisten aus, der mit masochistischer Lust alles und jedes in der Schweiz durch den Kakao ziehe. Dabei habe doch ausgerechnet dieser Autor vor diesem jüngsten Angriff selbst politisches Harakiri verübt. Die Deutung des Ungarnaufstandes von 1956 habe er für einen ostdeutschen Verlag direkt umgeschrieben, nachdem er auf einen sogenannten Schönheitsfehler hingewiesen worden sei. Da habe Diggelmann plötzlich aufgehört, ein Nonkonformist zu sein, und eine Interpretation in den Roman gesetzt, die sich mit der offiziellen kommunistischen Haltung zum blutigen Aufstand decke. So falle nun auch nicht mehr schwer, festzustellen, wie weit sich Diggelmann von der Wirklichkeit entfernt habe. Gleichzeitig vergesse er, dass er in der «faschistoiden» Schweiz weiterhin die Freiheit habe, ungehindert zu schreiben und zu sagen, was er wolle, während er im Osten den Bückling machen müsse, bis ein Werk publiziert werde. Diggelmanns Vorwürfe an die Schweiz hätten vor den neuen Hintergründen zur «Hinterlassenschaft» ihr gesamtes Gewicht verloren.[522]

In dieselbe zynisch-diffamierende Richtung zielte Oskar Walsers Kommentar in der schweizerischen Wochenzeitung «2 × 2». So habe Diggelmann vor den ostdeutschen Verlagsgewaltigen schön brav das Diggelmännchen gemacht und sich die Zensur der Kommunisten bereitwillig gefallen lassen. Ein Kasperlitheater eines nicht mehr ernstzunehmenden Hanswurst, eines bemitleidenswerten, politisch närrischen Diggelmännchens sei das. Sorgen mache er sich auch bezüglich Zeitungen wie der «Tages-Anzeiger», deren Redakteure Gefahr liefen, von der diggelmannschen Krankheit angesteckt zu werden.[523]

Wie der vorgängig zitierte Brief von Paul Ignaz Vogel verdeutlicht, haben aber nicht nur Diggelmanns ärgste Kontrahenten ihm die Änderung der Passage zum Vorwurf gemacht. Selbst freundlich gesinnte «National-Zeitung»-Leser wie Hans R. Linder meinten, Diggelmann habe die Ohrfeige verdient. Der Fehltritt sei unentschuldbar. Zum einen weil Diggelmann dem einer kommunistischen Parteidiktatur entspringenden Wunsch nach Eliminierung unerwünschten Gedankenguts nachgegeben habe, während er im Inland dafür kämpfe, dass man sagen könne, was man denke. Zum anderen weil er, der in der Schweiz permanent gegen das zu schnelle Verwenden des Begriffs «Kommunist» einstehe, seinen Romanhelden mit der Änderung nun ebenso vorschnell und voreingenommen zum Wort «Faschist» greifen lasse. Damit sei Diggelmann sich selber untreu geworden, was unverzeihlich und mehr als eine Dummheit sei.[524]

521 Ein Hinweis zur Teilnahme findet sich auch im Schweizerischen Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-1-1-d. Eintrag vom 26. 1. 1967. / Hinweis zum Inhalt der Rede Diggelmanns finden sich in Landbote: 2. 2. 1967. / Neue Zürcher Zeitung: 3. 4. 1967. / ZW-Sonntags-Journal: 12./13. 4. 1969.
522 Landbote: 2. 2. 1967.
523 2 X 2: 3. 2. 1967.
524 National-Zeitung: 3. 2. 1967.

zurück



Abb. 18: Walter Matthias Diggelmann spricht am 25. Januar 1967 an der Solidaritätskundgebung für Frédy-Nils Andersson in der Mensa des Züricher Studentenheims.

Zwischen Februar und März 1967 wurde Diggelmann gleich dreimal die Ehre eines bissigen Kommentars zuteil. Ein unter dem Pseudonym «Skorpion» Schreibender erfreute sich an der Beobachtung, dass Diggelmann ebenfalls gelegentlich seine Meinung ändere. Grotesk hingegen sei, dass er seine Meinung ausgerechnet, wenn auch nicht überraschend dem kommunistischen Geschichtsbild anpasse. Daraufhin habe er gemeint, er nehme die Ohrfeige entgegen. Stattdessen habe er gleich zwei Ohrfeigen kassiert. Denn die Anweisung aus der DDR sei auch schon eine gewesen – auf die rechte Backe, damit eine Wendung nach links erfolge.[525] Auf diese «Nebelspalter»-Kolumne folgte ein ablehnender Arti-

525 Nebelspalter: 15. 2. 1967. / Vaterland: 24. 2. 1967.

zurück

kel im «Beobachter».[526] Besonders störte man sich beim «Beobachter» daran, dass Diggelmann sein «Einspuren» auf die kommunistische Parteilinie mit der Dokumentation über die Ereignisse von 1956 von der ungarischen Botschaft begründete und damit de facto die Dokumentation für bare Münze nahm und als Quelle angab. Noch mehr empörte den Verfasser des «Beobachter»-Artikels, dass Diggelmann sich herausgenommen hatte zu behaupten, er wäre heute ein toter Mann, wenn er den herrschenden politischen Auffassungen widersprochen hätte.[527] «Die Schweiz ist bei all ihren Unzulänglichkeiten immerhin kein Diktaturstaat, worin sie sich beispielsweise von der DDR unterscheidet!»[528] Für den «Beobachter» war die DDR-Ausgabe der «Hinterlassenschaft» deshalb gemeine Verleumdung und Geschichtsklitterung. Wer sich wie Diggelmann verhalte, habe kein Recht, sich als engagierten Schriftsteller zu bezeichnen. Er sei, wenn, dann nur noch von seinem jeweiligen Verleger engagiert.[529] In dieselbe Kerbe schlug das «Thuner Tagblatt», wenn es festhielt, dass Diggelmann offenbar den Dokumenten der ungarischen Botschaft Glauben schenke, den Darstellungen und Zeugnissen «westlicher» Herkunft aber mit Skepsis, Misstrauen und Unglauben begegne.[530] «Weil, was im ‹Westen› verlautbart wird, nicht immer völlig glaubwürdig ist – nimmt man unbesehen, bedenkenlos und kritiklos als Wahrheit hin, was der ‹Osten› veröffentlicht. Auch der ‹Nonkonformist› will offenbar glauben – nur anderes als die andern. Wahrhaft ‹nonkonformistisch›, wahrhaft frei im Urteil wäre aber doch wohl erst derjenige, der hier *und* dort kritisch prüft.»[531]

Auf einige der Artikel und Meldungen hat Diggelmann mit Briefen reagiert. Stellvertretend sei hier auf seine Replik auf Paul Ignaz Vogel eingegangen. Diggelmann präzisierte darin seine Haltung zu den neusten Ereignissen, die ihn offensichtlich bewegt und wütend gemacht hatten. Zwei verfasste, aber nicht zur Post gebrachte und ein abgesandter Brief an Vogel zeugen im Diggelmann-Nachlass im Schweizerischen Literaturarchiv davon.

«Aber kommen wir zu meinen Änderungen in der DDR-Ausgabe und lassen Sie mich zunächst sagen, was ich von der Entrüstung halte, die da laut geworden ist: Sie ekelt, widert mich an. Denn ich erkenne die Verlogenheit und die penetrante Heuchelei dahinter. Sie wissen, lieber Herr Vogel, verlogen sein ist hunderttausendmal übler, als lügen. Und verlogen sind sie eben, meine Brüder in Christo, allesamt. Darum rufen sie mich alle an oder schreiben mir, teilen mit, ich müsste verstehen, dass sie mich nun öffentlich desavouieren müssten. Ich, die verstehen? Und wie! Ich habe meine Illusionen längst begraben. Aber nun will ich auch die

526 Ironischerweise jene Zeitschrift, die Diggelmann in der Entstehungsphase der «Hinterlassenschaft» elementares Quellenmaterial, zum Beispiel die Unterlagen zu Heinrich Rothmund und dessen Beteiligung an der Einführung des «J»-Stempels, organisiert hatte. Diggelmann, Walter Matthias an Rippmann, Peter: 18. 11. 1963.
527 Beobachter: 15. 3. 1967.
528 Beobachter: 15. 3. 1967.
529 Ebd.
530 Thuner Tagblatt: 17. 3. 1967.
531 Ebd.

zurück

Konsequenzen ziehen. Schweigen. Diese Verlogenheit stinkt zum Himmel. Mir wird übel dabei. Doch Sie möchten erfahren, was geschehen ist. Das: Kein Mensch hat mich erpresst, keine Instanz hat eine Änderung verlangt, ich habe lediglich in Ostberlin erfahren, dass ‹mein› Cheflektor [Roland Links] einmal mehr scharfen Attacken ausgesetzt war, weil er meinen Roman ohne Bedingungen akzeptiert hatte. Und ich wusste, dass dieser Mann – ich gäbe sämtliche Nonkonformisten der Schweiz für ihn – immer wieder bedroht war. Weil er sich für Kafka einsetzte, weil er Frischs Gantenbein durchsetzte, weil er sich für den Zeitschriftenaustausch engagierte. Und als ich erfuhr, dass sich gewisse Vollblutidioten lediglich daran stiessen, dass ich einen militanten Kommunisten etwas sagen liess, was ein militanter Kommunist in jener Situation niemals gesagt haben würde, schlug ich vor, einen einzigen Satz zu ändern. […] Nun: Mein Freund ist nach wie vor Cheflektor, und ihm verdanken die DDR-Leser wesentlich Literatur. Sie werden einsehen, dass ich diese Wahrheit nicht ausplaudern kann. Zum Materiellen meiner Änderung: Ich bin fester denn je davon überzeugt, dass 1956 im letzten Augenblick eine faschistische Konterrevolution verhindert worden ist. Ich rede nicht von den ersten Aufständen und Demonstrationen, sondern ich rede lediglich von der letzten Phase. Und noch etwas: Ich weigere mich entschieden, im Namen einer Gesellschaft, die zwei Weltkriege produziert hat, Konzentrationslager von Vietnam über Algier, Spanien, Libyen, Abessinien, Polen, Deutschland und so weiter errichtet hat, die Millionen ermordet hat, sei es im Namen Christi oder im Namen des Kapitals, die Gewaltanwendung in Bausch und Bogen zu verurteilen. Gewiss, ich bin gegen die Gewalt. Aber ich weiss zu gut, dass es bei uns immer die Gewalttätigen sind, welche die Gewaltlosigkeit predigen. Ich bin Pazifist, aber kein Arschloch. Ferner wäre auch das zu bedenken: Wie viele Milderungen und Abstriche habe ich zugeben müssen, als die Originalausgabe lektoriert wurde? Ach, das ist natürlich etwas ganz anderes, da ging es ja um den freien Westen und so … Im Übrigen müssen Sie sich nicht entschuldigen bei mir, weil es Ihnen nicht möglich ist, mich gegenwärtig zu verteidigen. Wer glaubt, mich ohrfeigen zu müssen, solls ruhig tun. […] PS. Sie kommen sich vor wie ein ‹Hinterlassener›. Zu prüfen wäre, ob Ihre Hinterlassenschaft einst auch nur aus Alibis besteht, denn das ist ja das Grundübel unserer verehrten Nonkonformisten: Sie bauen lediglich an ihren Alibis.»[532]

Der im Anschluss an diesen Brief von Paul Ignaz Vogel gemachte Vorschlag, die «Affäre» um die Änderungen in der DDR-Ausgabe allenfalls in Form eines öffentlichen Streitgesprächs mit Diggelmann einerseits und einem «harte[n], aber faire[n] Gegner»[533] andererseits in grösserem Rahmen durchzuführen, wurde von Diggelmann negativ beantwortet: «Ich erachte es für reine Zeitverschwendung, mit irgendjemand die ‹Klingen zu kreuzen›. Zudem interessieren mich meine Gegner überhaupt nicht.»[534]

532 Diggelmann, Walter Matthias an Vogel, Paul Ignaz: 14. 2. 1967.
533 Vogel, Paul Ignaz an Diggelmann, Walter Matthias: 6. 4. 1967.
534 Diggelmann, Walter Matthias an Vogel, Paul Ignaz: 7. 4. 1967.

zurück

Als eine der letzten Zeitungen äusserte sich die NZZ am 3. April 1967 zu Diggelmanns Änderungen in der DDR-Lizenzausgabe der «Hinterlassenschaft». Aufhänger war eine Signierstunde Diggelmanns in einer Zürcher Buchhandlung anlässlich seines eben erschienenen Romans «Freispruch für Isidor Ruge». Diggelmann hatte angekündigt, zu den Vorwürfen der Kritiker Stellung zu beziehen, und tat es auch. Analog zu seinen Aussagen im Brief an Vogel hat Diggelmann auch in der Buchhandlung geltend gemacht, so die NZZ, dass ein überzeugter Kommunist, wie er ihn in der Person Hausers gezeichnet habe, die russische Intervention in Ungarn auch 1956 nicht als machtpolitische Massnahme verstanden, sondern ideologisch interpretiert hätte. Das sei ihm von Dr. Konrad Farner bestätigt worden, dem Ideologen der Schweizer Kommunisten, dem ja Hauser nicht nur rein zufällig gleiche. So weit, so gut. Was die NZZ störte, war, dass die abgeänderten Stellen der offiziellen kommunistischen Deutung des ungarischen Aufstandes entsprachen und Diggelmann die Textkorrektur im Hinblick auf die Publikation seines Romans in der DDR vorgenommen hatte. So stelle sich denn der Verdacht ein, er habe aus Opportunismus getan, was er selber jetzt als unbedachte Geste hinstelle, als Ergebnis eines freundschaftlich geführten Gesprächs mit einem ostdeutschen Lektor namens Links, von dem er möglicherweise hereingelegt worden sei. Wie der NZZ-Berichterstatter resümierte, hatte Diggelmann in der Zürcher Buchhandlung offenbar zugegeben, dass er natürlich kein toter Mann wäre, auch wenn er damals schon geschrieben hätte, die Neofaschisten hätten eine Konterrevolution entfacht. Warum er sich dennoch mit dieser Feststellung an seinen Verleger gewandt hatte, darauf habe Diggelmann dann, laut NZZ , aber nicht zu antworten gewusst.[535]

«Man könnte daraus schliessen», so der Berichterstatter, «er sei in seinem Innersten ein Kommunist, der hinter der unverbindlichen und mehr Erfolg versprechenden Maske des Nonkonformisten sein Spiel treibe. Doch das wäre ein Irrtum. Wenn man vergleicht, was Diggelmann bei verschiedenen Gelegenheiten schon alles zu politischen Fragen geschrieben und gesagt hat, so gelangt man viel eher zur Auffassung, dass er zwar eine romantisch getönte Schwäche für das Revolutionäre im Kommunismus hat, dass ihm aber das Denken in politischen Zusammenhängen im Grunde genommen fremd ist. Seine Äusserungen enthalten so viel Ungereimtes und Widersprüchliches, dass sie gerade auch dem geschulten Kommunisten zum Ärgernis werden müssen, obwohl sie unter anderem auch kommunistisches Gedankengut enthalten. Unter den schweizerischen Linksextremen solle denn auch die Meinung herrschen, Diggelmann sei ganz wertvoll, solange er weiter ‹pubertiere›. Ganz ernst nimmt man ihn offenbar als politisch engagierten Schriftsteller auch dort nicht.»[536]

Der «Vorwärts» widersprach dieser letzten These der NZZ vehement: «Diggelmann hat einen Leser- und Verehrerkreis, der weit über die deutschschweizerischen Sozialisten und Kommunisten hinausreicht. Von diesem Kreis wird W. M.

535 Neue Zürcher Zeitung: 3. 4. 1967.
536 Ebd.

Diggelmann als Mensch und Schriftsteller geschätzt, und zu diesem Kreis zählen auch die sogenannten ‹Linksextremisten›, die bekanntlich aufmerksame Beobachter des politischen und literarischen Lebens sind.»[537]

In einem vorläufig letzten Brief an Volk-und-Welt-Lektor Roland Links verriet Diggelmann, was er nach diesen weiteren Wochen der Aufmerksamkeit in der Presse im Kern dachte. «Inzwischen haben Sie vielleicht auch erfahren, wie heftig und teils abscheulich man mich in der hiesigen Presse angegriffen hat, weil ich für die DDR-Ausgabe der ‹Hinterlassenschaft› eine kleine Korrektur vorgenommen habe. Ich muss aber sagen, dass Ihr Verlag nicht unschuldig ist an diesem ‹Missgeschick›. Hätte ich nämlich gewusst, dass der Briefwechsel zwischen mir und Herrn Czollek als Anhang ins Buch aufgenommen würde, hätte ich mir bestimmt Mühe gegeben, meine Motive, die zur Änderung geführt haben, differenzierter darzulegen; so kann ein Böswilliger wirklich darauf kommen, ich hätte unter einem sanften Druck gehandelt. Ich frage mich aber auch, ob diese Korrektur wirklich nötig gewesen war, ob ich mich damit nicht unnötigerweise Attacken ausgesetzt habe.»[538] Eine Frage, die unbeantwortet bleiben muss. Immerhin scheint es danach aber ruhiger geworden zu sein um Walter Matthias Diggelmann. Rund zweieinhalb Monate später jedenfalls hielt Roland Links seinerseits in einem Brief abschliessend fest: «Wir alle freuen uns, dass die ganze Angelegenheit wieder in ein ruhiges Fahrwasser geraten ist. Auch Herr Czollek wird Sie bald wiedersehen wollen. Bei einer Tasse Kaffee sieht alles Dramatische gemütlicher aus.»[539]

Eine Tasse Kaffee? Was Diggelmann auf dies gern geantwortet hätte, kann man sich nur zu gut ausmalen. Vielleicht hätte er Links auch den Durchschlag eines Briefes beigelegt, den er im November 1965 an seine Freunde, die Honeggers, geschrieben hatte. «Ich bin jetzt zu müde, zu abgespannt, ich habe einen elenden Katzenjammer, ich könnte heulen, könnte mich verfluchen, weil ich das getan habe, weil ich mich selbst ausgeliefert habe der Meute, die nun alles mit mir tun kann, mich zerfleischen kann, und auch der Jubel, der mich zuweilen umgibt, ist unmenschlich, entspringt in jedem Fall auch einem gigantischen, zuweilen monströsen Missverständnis. Sie meinen ‹er hat's ihnen gegeben› im völlig vulgären Sinn. Aber ich hab's niemandem geben wollen, ich hab' nur eine Welt aufzeigen wollen, die uns Verderbnis werden kann. Und ich kann jetzt nicht arbeiten. Und hab' so Hunger nach Arbeit. Möchte erzählen und fabulieren, möchte mir wieder eine neue Geschichte erfinden, denn jetzt bin ich schon wieder ohne Geschichte. Den ‹Harry Wind› haben sie mir genommen, die ‹Hinterlassenschaft›, sagen sie, hätte ich ausgeschlagen und verschleudert. Ein Geschäft damit gemacht, sagen die anderen. Und wie stehe ich wiederum da? Ist es mein Leben, in Geschichten und durch Geschichten da zu sein? Nur so da zu sein? Ja, ich habe alles gewollt. Weil ich wollen musste. Als ob mir aufgetragen worden wäre, das zu wollen …»[540]

537 Vorwärts: 6. 4. 1967.
538 Diggelmann, Walter Matthias an Links, Roland: 12. 3. 1967.
539 Links, Roland an Diggelmann, Walter Matthias: 27. 5. 1967.
540 Diggelmann, Walter Matthias an Honegger-Lavater, Warja: 6. 11. 1965.

zurück

3.3 Der anwaltschaftliche Intellektuelle

> «Dass Sie sich publizistisch zurückhalten möchten, kann ich vielleicht besser als manch anderer verstehen. Ich möchte eigentlich auch. Aber wenn ich unsere Zeitungen lese, Radio- und Fernsehnachrichten höre, packt mich zuweilen wie vor vielen Jahren der Zorn und treibt mich an die Schreibmaschine. Ich habe dafür angefangen, neun von zehn Einladungen zu ‹Runden Tischen› und ‹Dichterlesungen› abzulehnen, dafür empfange ich umso häufiger Besuch von Jugendlichen, seien das ‹Hydra-Leute› oder Dienstverweigerer oder jugendliche Revoluzzer von Lausanne und Umgebung. Ich glaube mehr denn je, diese Jungen brauchen einfach das Gespräch und nicht einmal so sehr Ratschläge. Geld wollen sie manchmal.»[1]

Der öffentliche (und laute) Protest, die Mitarbeit an einem Manifest oder die Teilnahme an einer Demonstration gehörten seit Diggelmanns Eintritt in die Öffentlichkeit Mitte der 1960er-Jahre regelmässig und während vieler Jahre zum «Repertoire» seiner intellektuellen Interventionen. Er nahm als Intellektueller häufig die Gelegenheit wahr, über Manifeste, Protestaktionen oder durch Teilnahme an Demonstrationen seine Haltung klarzumachen – häufiger als andere Intellektuelle seiner Zeit. So machte er bereits 1963 mit seinem Engagement gegen die Atombewaffnung der Schweiz auf sich aufmerksam[2] und im Rahmen des Friedenstages an der Expo 64 trat er als Unterzeichner eines Manifestes auf, welches sich für die Schaffung des Friedens einsetzte.[3] Von grosser Bedeutung war sein Einsatz im Zuge des Globuskrawalls und bei der Mitarbeit in der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest, später auch in der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest. Vollends die Front wechselte er mit seinem Engagement im Zürcher Gemeinderat im Jahr 1978 – ein Experiment, das nicht von Erfolg gekrönt war; nach nur einem halben Jahr war Schluss.[4]

Zentral blieb in der gesamten Zeit seines öffentlichen Wirkens Diggelmanns Engagement im Zeichen der Minderheiten. «Und ich gebe weiter, was ich sehe und höre, und so begreife ich mich als Anwalt der Menschlichkeit»,[5] das schrieb Diggelmann damals in einer autobiografischen Skizze und diese Selbsteinschätzung hält einer heutigen Prüfung tatsächlich stand, das werden die folgenden Kapitel zeigen. Wie am Beispiel der Biographeme zu den Dienstverweigerern, den sogenannten Fremdarbeitern, den Jugendlichen und «Langhaarigen», den Homosexuellen und den Strafgefangenen noch gezeigt wird, trat Diggelmann in den 1960er- und 1970er-Jahren mehrfach im Dienste verschiedener Minderheiten öffentlich auf.

1 Diggelmann, Walter Matthias an Frisch, Max: 23. 10. 1971.
2 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD-Nachlass: Schachtel 41, C-I/Umschlag 1.
3 Voix Ouvrière: 17. 10. 1964.
4 Siehe dazu Kapitel 3.4.4.
5 Diggelmann, Walter Matthias […]: Diggelmann über Diggelmann, S. 18.

zurück

«Wie kaum ein anderer unserer Generation hat dieser Schriftsteller Partei ergriffen, im Leben, in der Politik, in der Literatur, für die psychisch und materiell Benachteiligten unserer Gesellschaft, gegen jede Menschenmacht.»[6] Das hat Otto F. Walter nach Diggelmanns Tod festgehalten und er hatte recht damit. Diggelmann sah sich selbst als Geschundener und so konnte seine Solidarität ebenfalls nur den Geschundenen gelten.[7] «Ein Ausserehelicher, zumal er nicht gerade der ausserehelichе Sohn einer Millionärstochter oder das Ergebnis eines Seitensprungs eines Konzernherrn ist, gehört zu den Minderheiten, und somit lernt er rechtzeitig, was es bedeutet, einer Minderheit anzugehören. Er wird es darum später schwer haben, andere Minderheiten, Juden zum Beispiel, Fremdarbeiter, Homosexuelle, Schwererziehbare, zu verachten oder gar handgreiflich (auch im geistigen Sinne) gegen sie vorzugehen.»[8] So stand es in einem zeitgenössischen Blatt über Diggelmann.

Seinen Sinn des Lebens, so sagte es einmal seine letzte Ehefrau Klara Obermüller, sah Diggelmann «im Einsatz für die Zukurzgekommenen und Entrechteten, denen, gleich ihm, ein Platz an der Sonne verwehrt war, die aber nicht, wie er, über die Mittel verfügten, sich Gehör zu verschaffen und für ihre Rechte zu kämpfen. Ihnen die Stimme zu leihen, wo sie verstummten, war das unmittelbare, das politische Motiv von Diggelmanns literarischem Schaffen.»[9]

3.3.1 Im Dienst der Dienstverweigerer

1. Februar 1963: Das war der Tag, an dem der bekannte Fernsehjournalist und «Zürcher Woche»-Chefredakteur Roman Brodmann in einem Artikel der «Zürcher Woche» schrieb, dass «Dienstverweigerung aus Gewissensgründen» das Schweizer Tabuthema Nummer eins sei.[10] Ohne hier direkt festlegen zu wollen, ob das auch tatsächlich zutraf, kann sicherlich gesagt werden, dass die Frage der Dienstverweigerung in den 1960er-Jahren in der Schweiz alles andere als zu Ende diskutiert war.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war man, wie am Beispiel von Max Daetwyler inzwischen aufgearbeitet worden ist,[11] noch felsenfest überzeugt, dass ein Dienstverweigerer psychisch krank sein musste. Mit seiner Weigerung beging er ausserdem Landesverrat – was wiederum die Todesstrafe zur Folge haben konnte. Aber auch 50 Jahre nach der «berühmtesten Dienstverweigerung der Schweiz» wurden dienstpflichtige Männer im Inland noch immer mit mehreren Monaten Gefängnis bestraft, wenn sie dem Dienst am Vaterland aus Gewissensgründen nicht nachgehen wollten.

6 Tages-Anzeiger: 30. 11. 1979.
7 Diggelmann, Walter Matthias; Obermüller, Klara 1977: DDR – Tagebuch, S. 43.
8 Das ideale Heim: 1. 1972.
9 Obermüller, Klara 1993: Walter Matthias Diggelmann, S. 367.
10 Zürcher Woche: 1. 2. 1963.
11 Bosch, Stephan 2007: Max Daetwyler – Der Friedensapostel, S. 17.

zurück

Gerade in den «turbulenten» 1960er-Jahren, den 1970er- und den frühen 1980er-Jahren können besonders viele Dienstverweigererprozesse ausgemacht werden. Vermutlich auch, weil sich in dieser Zeit die Ausgangslage für Dienstverweigerer zunehmend verbesserte. Es wurden Massnahmen getroffen, die den Dienstverweigerern entgegenkommen sollten. Mit der Revision des Militärstrafgesetzes wurde 1967 der Katalog an Gründen, die für eine «Dienstverweigerung aus Gewissensgründen» angeführt werden konnten, erweitert. Zugleich wurde für Dienstverweigerer aus Gewissensgründen das Strafmass reduziert und die Zulassung zum waffenlosen Dienst erleichtert. Während es bis 1950 pro Jahr durchschnittlich zu rund zehn Dienstverweigerungen kam, nahm die Zahl in den Folgejahren zuerst langsam, dann immer schneller zu. 1984 wurde die vorläufige Höchstzahl von insgesamt 788 Dienstverweigerungen erreicht, wovon 360 aus Gewissensgründen erfolgten.[12]

Schweizweit Schlagzeilen gemacht haben manche Dienstverweigerungen in dieser Zeit, weil die Militärdienstverweigerer wiederholt von bekannten Persönlichkeiten verteidigt wurden oder Letztere in anderer Form auf das Anliegen der Dienstverweigerer aufmerksam machten.[13] Auch Walter Matthias Diggelmann hat 1970 einen Dienstverweigerer verteidigt, mit Martin Schwander einen schon damals nicht unbekannten jungen Mann. Dieser Dienstverweigererprozess wird anschliessend, als weiterer «Splitter der Erinnerung» zu Diggelmann, im Detail betrachtet. Davor sind aber ein paar einleitende Bemerkungen unumgänglich, denn die Verteidigung des Dienstverweigerers Martin Schwander, aber auch die allgemeine öffentliche Aufmerksamkeit, die dem Thema Dienstverweigerung Ende der 1960er-Jahre zuteilwurde, sind unbedingt vor dem Hintergrund der Ereignisse bei der Strafanstalt Witzwil und in der Gemeinde Ins zu sehen. Von diesen Ereignissen, verstanden als «kritische Ereignisse»[14] nach Ingrid Gilcher-Holtey, gingen im Sommer 1966 entscheidende Impulse aus für die Anliegen der Dienstverweigerer. Die Ereignisse zwischen Bielersee und Lac de Neuchâtel brachten nicht nur das Thema Dienstverweigerung schweizweit aufs Parkett, sondern «in ihrem Schlepptau» auch viele der Nonkonformisten, die sich damals mit den Dienstverweigerern solidarisierten.[15]

12 De Montmollin, Benoît 2011: Dienstverweigerung.

13 Es sei beispielsweise auf Sergius Golowin verwiesen, der im Juni 1969 den «Rocker» Chris und 1972 den Militärdienstverweigerer Frank Meier verteidigte. Kriegsdienstgegner: 8./9. 1969. / Schmid, Max 1976: Repression in der Schweiz, S. 388. / Auch Kurt Marti hat 1972 den Kriegsdienstverweigerer W. D. verteidigt. Marti, Kurt 1972: Verteidigung der Demokratie, S. 152–164. / Friedrich Dürrenmatt hat 1969 das Preisgeld, das er anlässlich der Überreichung des Grossen Literaturpreises des Kantons Bern erhielt – der Preis war mit 15 000 Franken dotiert – an drei «Nonkonformisten» weitergereicht. Neben Schriftsteller und Bibliothekar Sergius Golowin und «Neutralität»-Verleger Paul Ignaz Vogel, berücksichtigte Dürrenmatt als Dritten im Bund den Dienstverweigerer und Berner SP-Grossrat Arthur Villard. Färber, Thomas; Schär, Bernhard 2008: Zwischen bürgerlicher Reform und jugendlicher Revolte, S. 19 f. / Dürrenmatt, Friedrich 1969: Über Kulturpolitik, S. 50, 55.

14 Gilcher-Holtey, Ingrid 1998: Mai 68 in Frankreich, S. 13, 19–21. Dort zitiert in Anlehnung an Gilcher-Holtey, Ingrid 1994: Die Nacht der Barrikaden, S. 375–392.

15 Zu den Nonkonformisten siehe Kapitel 3.4.2.

zurück

Pierre Annen, Gymnasiallehrer aus Biel, war 1966, aus Solidarität mit den Dienstverweigerern, nicht in den Wiederholungskurs der Armee eingerückt. Er wurde in der Folge durch das Militärgericht zu einer Strafe von einundachtzig Tagen Gefängnis unbedingt verurteilt und konnte die Strafe auf eigenen Wunsch am 13. Juni 1966 antreten. Medienwirksam stellte er sich auf dem Kommando der Kantonspolizei und sollte noch am selben Tag in die Strafanstalt Witzwil gebracht werden. Einige Tage zuvor hatte der Bieler SP-Grossrat Arthur Villard, ebenfalls Lehrer in Biel, einen Vortrag zum Zivildienst gehalten. Einige der Zuhörer hatten im Anschluss daran den Entschluss gefasst, am 13. Juni in Witzwil eine stille Kundgebung durchzuführen und Pierre Annen eine Sympathiebotschaft zu übergeben.

Und so geschah es auch – allerdings kam alles anders als geplant. Am 13. Juni traf sich die genannte Gruppe um 19.30 Uhr in Ins vor dem Restaurant «Bären», fuhr von da per Auto nach Witzwil und liess die Autos an einer Strassenkreuzung stehen. Von dort marschierten unter einem grossen Transparent etwa 43 bis 45 Teilnehmer in Richtung Strafanstalt.[16] Was danach passierte, veranlasste Peter Höltschi Tage später zum Statement, dass Volk und Parlamentarier es offenbar gelassen zur Kenntnis nähmen, wenn die Zuchthausaufseher der bernischen Strafanstalt Witzwil mit Wasserspritzen und Schlagstöcken gegen eine Handvoll Demonstranten vorgingen.[17]

Das Polizeikommando in Bern hatte die Anstaltsleitung offenbar von der angesetzten Kundgebung ins Bild gesetzt und so haben am 13. Juni drei Fahnder die Anstalt den ganzen Tag überwacht. Das Polizeikommando war vermutlich an der Veranstaltung mit Villards Vortrag selbst oder über einen Mittelsmann ebenfalls anwesend gewesen oder hatte die Telefone abgehört, denn die Informationen zur Kundgebung waren eigentlich geheim und unter den Teilnehmern mündlich und telefonisch getroffen worden.[18]

«Die Demonstranten, grösstenteils Linksintellektuelle aus Biel, protestierten gegen die Einkerkerung des Dienstverweigerer-Vorkämpfers Pierre Annen. Sie demonstrierten friedlich. Ihnen gegenüber standen die Strafanstaltsbeamten, die – soweit bisher bekannt ist – auf Befehl ihres Direktors dafür sorgen mussten, dass der Demonstrationszug mit seinem Gedankengut die Anstaltsnachbarschaft nicht infizierte. Sie errichteten zu diesem Zweck Barrikaden aus Heuwagen und wappneten sich mit Wasserschläuchen und Stöcken. Als die Demonstranten, in Ausübung ihrer freiheitlichen Rechte, die ihnen hierzulande garantiert sind, mit ihren Transparenten anrückten, empfing sie ein Wasserstrahl. Und als die Bieler die Barrikaden des Meinungsterrors übersteigen wollten, wurden sie mit Stöcken zurückgeschlagen – selbst Frauen wurden geprügelt, rücksichtslos.»[19] Die Gründe für das blinde Drauflosgehen, diese «Borniertheit des Beamtentums»,[20] so Höltschi, seien

16 Neutralität: 9. 1966.
17 Zürcher Woche: 24. 6. 1966.
18 Neutralität: 9. 1966.
19 Zürcher Woche: 24. 6. 1966.
20 Ebd.

zurück

eben darauf zurückzuführen, dass es in Witzwil linksintellektuelle Dienstverweigerer waren, die ihr Recht auf Meinungsäusserung beanspruchten. In solchen Fällen seien sie halt schnell zur Hand mit dem Stock und dem Wasserschlauch, die helvetischen Biedermänner. Wo einer es wage, die Tabus des Althergebrachten, die stillschweigend akzeptierte und vorausgesetzte Meinung der Mehrheit, die Klischees der Augustredner und Kompagniekommandanten zu verletzen, wo einer im Verdacht stehe, selbstständig und folglich anders zu denken als die grosse Masse, da liessen sie es an Entschlossenheit nicht fehlen, die Ausmister, Zuchthausbeamten und Halsabschneider.[21]

Die Direktion der Strafanstalt beurteilte das Vorgefallene naturgemäss ganz anders. In einem Communiqué an die Depeschenagentur wurde die Verantwortung für die Zwischenfälle klar den Demonstranten zugewiesen, die auf die Barrikaden gestiegen seien und auf Warnrufe nicht reagiert hätten. Sogar Steine sollen geworfen worden sein.[22]

Die unmittelbare Folge der Ereignisse von Witzwil war eine von Polizeidirektor und Regierungsrat Robert Bauder angeordnete amtliche Untersuchung der Vorfälle. Bevor diese aber überhaupt richtig in Angriff genommen werden konnte, kam es in nächster Nähe, in Ins, gut drei Wochen später erneut zu Aufsehen erregenden Vorfällen.

«Inser Bauern gaben eine Lektion ‹Demokratie›. Skandalöses und ‹volksdümmliches› Verhalten der Inser Bevölkerung. Demonstranten für einen Zivildienst verhielten sich vorbildlich.»[23] So titelte Mario Cortesi in der «National-Zeitung» zu den Ereignissen von Ins vom 4. Juli 1966. Was war vorgefallen? Der Grund für die erneute Demonstration war die Verurteilung des neu gewählten Berner Kantonsrats Arthur Villard zu mehreren Wochen Gefängnis in der Strafanstalt Witzwil. Grund für die Verurteilung, wie schon bei Pierre Annen: Dienstverweigerung aus Gewissensgründen. Ausserdem wurden Villard kryptokommunistisches Handwerk und antimilitärisches Engagement vorgeworfen. Folgen seiner Dienstverweigerung waren tätliche Angriffe gegen ihn selbst, gegen seine Kinder und eine politische Diffamierung, die letztlich seine Existenz bedrohte.[24] Die Demonstranten setzten sich, wie schon in Witzwil, für einen Zivildienst ein, wehrten sich aber insbesondere gegen die Folgen einer Dienstverweigerung aus Gewissensgründen.

Am 4. Juli 1966 kam es, wie schon am 13. Juni 1966 in Witzwil, zu einer Kundgebung. Diesmal durfte sie jedoch aufgrund der polizeilichen Weisungen nicht in

21 Ebd. / Marcel Schweizer, damaliger Schweizer Sekretär der Internationale der Kriegsdienstgegner, hat einen ausführlichen Bericht zu den Ereignissen in Witzwil verfasst, der im Wesentlichen zur Sprache brachte, was Höltschi und Krummenacher zur Demonstration beschrieben hatten. Siehe dazu Sozialarchiv Zürich: Nachlass Arthur Villard: Ar 133.60.2. Ein darauf aufbauender Artikel wurde einige Zeit später dann im «Kriegsdienstgegner», der Hauszeitung der Dienstverweigerer, veröffentlicht. Kriegsdientsgegner: 8./9. 1966.

22 Neutralität: 9. 1966.

23 National-Zeitung: 6. 7. 1966.

24 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 400 f.

zurück

Witzwil erfolgen, worauf die Demonstranten nach Ins auswichen. Um etwa 19.30 Uhr bewegte sich laut Zeitungsbericht ein Zug von ungefähr 250 Demonstranten nach Ins auf den von der Berner Polizei zugewiesenen Kundgebungsort am Bahnhof.[25] Mario Cortesi schrieb dazu: «Ins schien mit Hass gerüstet zu sein gegen die angekündigten Störer einer volksdümmlich-vaterländischen Ruhe.»[26] Für die Kundgebung waren mit Jörg Steiner, Jules Humbert-Droz und Roman Brodmann drei Redner vorgesehen. Als die Anlage für die Ansprache endlich installiert war, hatte sich vor dem Bahnhof auch eine Gruppe von Gegendemonstranten eingefunden. Diese störten immer wieder die Reden, schnitten Stromkabel durch, veranstalteten Pfeifkonzerte, griffen einen Kameramann an und verbrannten die Plakate und Spruchbänder der Demonstranten. «Hänket ne! Hänket ne!»,[27] schrie man zum Beispiel dem lokal bekannten Bieler Grossrat Marcel Schwander zu, der die Demonstration mitorganisiert hatte.

Diese Ereignisse führten in den Tagen und Wochen darauf zu einer grossen Auseinandersetzung in der Presse. So beschrieb Mario Cortesi die Gegendemonstranten als Winkelriede, die sich in die Schlacht warfen und elektrische Sicherungen entfernten, er berichtete von Bücherverbrennungen, welche an faschistische Szenen erinnerten. Zum Polizeischutz für die Demonstranten meinte er: «Der drei Mann starke Polizeischutz für die gesamte Demonstration war mehr als nur lächerlich, vor allem weil [Polizeidirektor] Dr. Bauder den Verantwortlichen Schutz zugesichert hatte.»[28] Über die Reaktionen der Demonstranten schrieb Mario Cortesi am Schluss seines Artikels: «Die Disziplin der Demonstranten gegen die Horden wildgewordener Halbfaschisten bewies, von welcher Seite es in Ins zu Ausschreitungen gekommen war.»[29] Auch das «Badener Tagblatt» schrieb zu den Ereignissen am 5. Juli 1966: «Nur die Gegendemonstranten störten.»[30] Es wurde von einem Flugblatt berichtet, welches der Gemeinderat am Morgen des Kundgebungstages an alle Einwohner hatte verteilen lassen. Dieses Blatt habe zur Nichtbeachtung der Demonstration geraten und vor Neugier und Streitgesprächen gewarnt. Weiter hielt das «Badener Tagblatt» fest, dass es schon unterwegs nach Ins einen Zwischenfall mit einigen Inser Burschen gegeben hatte. Das Transparent einer Lehrergruppe sei zerfetzt worden. An der Kundgebung selbst, berichtete die Zeitung, sei es durch eine Gruppe von Gegendemonstranten zwar noch vermehrt zu Störaktionen gekommen, aber alle drei Redner hätten ihre Vorträge halten können.[31]

25 National-Zeitung: 6. 7. 1966.
26 Ebd.
27 Ebd.
28 Ebd.
29 Ebd.
30 Badener Tagblatt: 5. 7. 1966.
31 Ebd.

zurück

Die «Basler Nachrichten» machten derweil «eine Schar von etwa 300 meist jugendlichen Zivildienstbefürwortern»[32] und eine «staubende Dorfbevölkerung»[33] aus, die den Demonstranten nicht allzu freundlich gesinnt gewesen sei. Die Zeitung berichtete weiter, dass die Polizei den Marsch nach Witzwil aus triftigen Gründen verboten habe und es nur deshalb überhaupt zur Demonstration in Ins gekommen sei. Dasselbe Blatt berichtete ferner von den durch Zwischenrufe, Gegröle und Pfiffe gestörten Reden, befand aber, dass dies beweise, «wie psychologisch ungeschickt die Organisatoren vorgingen, als sie in dem vorwiegend landwirtschaftlichen Ins eine derartige Kundgebung veranstalteten».[34] Auf die Rede von Jörg Steiner eingehend, hielt die Zeitung fest, dass er Wilhelm Tell als Fünfliberhelden bezeichnet und eine neue Verfassung verlangt habe.

Wieder ganz anders äusserte sich das «Volksrecht» vom 5. Juli 1966 zu den Ereignissen. Abgesehen von einigem undisziplinierten Gegröle eines kleinen Teils der Inser Bevölkerung, störendem Autogehupe, Autodurchfahrten und zwei Stromunterbrüchen sei die Demonstration für die Einführung eines Zivildienstes am Montagabend in Ins verhältnismässig ruhig verlaufen.[35] Eine kleine Delegation der Demonstranten sei ausserdem nach der Veranstaltung nach Witzwil gefahren und habe dort dem Anstaltsdirektor ein Memorandum bezüglich der Ereignisse vom 13. Juni 1966 übergeben.[36] Der «Bund» hielt ähnlich wie das «Volksrecht» fest, dass es im Grossen und Ganzen eine ruhige Veranstaltung gewesen sei und dass die «Anwesenheit der Polizei im ‹Niemandsland› zwischen den beiden Lagern»[37] handfestere Ausschreitungen habe verhindern können.

Am ausführlichsten berichtete schliesslich das «Badener Tagblatt», welches einen Augenzeugenbericht des Mitarbeiters Arthur Meyer abdruckte.[38] Darin finden sich interessante Details zur Vorgeschichte der Demonstration. Meyer liess eine Kellnerin zu Wort kommen: «Es hat neben Spinnern mit langen Haaren, die nur Wasser trinken […] sicher auch rechte Leute unter diesen Demonstranten. Dieser Annen, den man in Witzwil drüben eingesperrt hat, ist sicher ein kluger Mann, ein Gymnasiallehrer. Aber warum kommen die zu uns? Da können wir doch nichts dafür; die sollen nach Bern gehen. Wir wollen unsere Ruhe; das geht doch uns nichts an.»[39] Aber er gab auch Polizist Messerli, einem der anwesenden und zuständigen Polizisten, die Möglichkeit, sich zu äussern: «Die Demonstration wurde bewilligt. Verbieten können wir ihnen das ja nicht; aber wir werden es auch nicht unterstützen. Wir werden nur zu zweit sein. Sollte es zu Zusammenstössen kommen, so machen wir nichts. Wir sorgen höchstens dafür, dass der Durchgangs-

32 Basler Nachrichten: 5. 7. 1966.
33 Ebd.
34 Ebd.
35 Volksrecht: 6. 7. 1966.
36 Ebd.
37 Bund: 5. 7. 1966.
38 Badener Tagblatt: 6. 7. 1966.
39 Ebd.



Abb. 19: Kantonsrat Arthur Villard muss am 4. Juli 1966 wegen Dienstverweigerung aus Gewissensgründen 81 Tage ins Gefängnis. In Ins kommt es deshalb, wie schon drei Wochen zuvor in Witzwil anlässlich einer Sympathiekundgebung für Pierre Annen, zu einer Demonstration.

verkehr ungestört bleibt. Das ist unsere Pflicht.»[40] Interessant war diese Aussage, weil sie andeutete, dass schon mit Zusammenstössen gerechnet wurde, obwohl vorher niemand offiziell etwas von Gegendemonstranten gewusst und der Gemeinderat ja gerade zu gegenteiligem Verhalten aufgerufen hatte.

Unter den Demonstranten erkannte Arthur Meyer Studenten aus Bern, die ihre Solidarität bekunden wollten, Stadtberner, die regelmässig in der «Junkere 37» verkehrten und zeigen wollten, dass es nicht nur Jurassier und welsche Kommunisten gab, die für einen Zivildienst und Redefreiheit einstehen würden. Er beobachtete aber auch Leute aus Ins, die nach der Kundgebung noch bis in die Nacht hinein über die Vorträge und das Gehörte weiterdiskutierten.[41] In Sachen Detailtreue hob sich der Bericht von der Mehrheit der anderen Zeitungsartikel ab – und das im positiven Sinne. Die Grundsatzdebatte war dennoch nicht mehr aufzuhalten.

Die «National-Zeitung» schrieb zu der Demonstration vom 4. Juli 1966, dass es diesmal nicht die Gefängniswärter von Witzwil, sondern die Inser Bauern gewesen seien, die den Demonstranten «hemdsärmlig und vaterländisch eine Lektion Schweizer Demokratie»[42] erteilt hätten. Das Blatt publizierte tags darauf einen

40 Ebd.
41 Ebd.
42 National-Zeitung: 6. 7. 1966.

zurück

offenen Brief des Bieler SP-Grossrats Marcel Schwander an den Berner Polizeidirektor, in welchem Marcel Schwander den versprochenen Polizeischutz ansprach. Er selbst habe an der Kundgebung nur einen einzigen Polizisten gesehen, nämlich den bereits erwähnten Landjäger Messerli. Gleichzeitig hätten aber andere Polizeibeamte beflissen die Autonummern der ausserhalb von Ins abgestellten Autos notiert, und im Wald hätten zwei Detachemente gewartet für den Fall, dass sich die Demonstranten doch entschieden hätten, nach Witzwil zu marschieren. Er schloss mit den Worten: «Der Fall Ins zeigt: Redefreiheit und Demonstrationsrecht sind im Staate Bern nicht mehr gewährleistet.»[43]

Darauf antwortete Paul Schaffroth vom «Bund», als er sich in seinem Artikel vom 8. Juli 1966 mit der Problematik der Dienstverweigerer auseinandersetzte. Er schrieb, dass «gerade die Regisseure der Demonstrationen für die Gewissensfreiheit der Dienstverweigerer gar nicht an einer sachlichen demokratischen Auseinandersetzung interessiert seien, sondern vielmehr darauf ausgingen, Gutmeinende und Gutgläubige für ihr politisches Brunnenvergiften auszunützen und zu missbrauchen».[44] Ganz persönlich griff er Pierre Annen und Arthur Villard an, bezeichnete Letzteren sogar als politischen Sektierer und bedauerte, dass die junge Generation den beiden verfallen sei. Zu den Ereignissen in Witzwil und Ins meinte er weiter: «Bedenklich, ja alarmierend ist die publizistische Begleitmusik um diese Pazifistendemonstrationen, die im Schweizer Fernsehen, in der ‹Zürcher Woche› und in der ‹National-Zeitung› zu immer schrilleren Tönen angestimmt wurde.»[45] Er vermutete hinter den Dienstverweigerern und den Journalisten einen einzigen Clan, der die schweizerische Öffentlichkeit einzulullen suche. Er betrachtete es allerdings als ermutigend, dass «nach und nach im Schweizervolk das Bewusstsein wach wird, dass es nicht in erster Linie von aussen, sondern von innen, von politischen Strauchrittern, bedroht wird»,[46] und versicherte der Inser Bevölkerung, dem Personal der Anstalt Witzwil und dem Korps der Kantonspolizei, dass die grosse Mehrheit der Bürger hinter ihnen stehe.[47]

Diesen Eindruck hatte auch Roman Brodmann erhalten. Er war als Redner in Ins gewesen und versuchte in seinem Artikel, der bezeichnenderweise mit «Das zweite Pogrom von Witzwil» betitelt war,[48] die Stimmung zu beschreiben. «Viele sind da, die als Täter in Frage kommen, vielleicht sind sie in der Überzahl. Ins ist gegen uns. […] Bevor man mir das Mikrophon in die Hand drückt, ist mir die

43 Ebd.: 7. 7. 1966. / Vorwärts: 14. 7. 1966.
44 Bund: 8. 7. 1966.
45 Ebd.
46 Ebd.
47 Ebd.
48 Wie schon Diggelmann, der zur Umschreibung der Ausschreitungen des «Krawalls von Thalwil» in «Die Hinterlassenschaft» den Begriff «Pogrom von T.» verwendet hatte, griff hier auch Brodmann auf den vorbelasteten Begriff «Pogrom» zurück. Ob auch er den Begriff, wie Diggelmann wenige Jahre zuvor, der Rhetorik kommunistischer Kreise entnommen hatte, muss offenbleiben.

zurück

ganze Sinnlosigkeit dieses Dialogs bewusst geworden.»[49] Der Weg zur Wiederherstellung der Demokratie sei weit und steinig.[50]

Das gesellschaftliche Echo auf die Ereignisse in Ins ist in einer Zusammenstellung der «National-Zeitung»[51] und einer Stellungnahme im «Volksrecht»[52] nachzulesen. Auf der einen Seite wurde gratuliert zu den scharf formulierten, aber objektiven Berichten, wurde der Empörung über die Berichterstattung der bürgerlichen Presse Ausdruck gegeben, der Gemeinderat von Ins angegriffen und die «Antenne»-Sendung des Schweizer Fernsehens gelobt.[53] Dem «Bieler Tagblatt» wurde ausserdem falscher Patriotismus vorgeworfen und auf das Recht der politischen Auseinandersetzung in der ganzen Schweiz hingewiesen.[54]

Auf der anderen Seite wurde die Inser Bevölkerung in Schutz genommen und vom Gemeinderat darauf hingewiesen, dass Mario Cortesi in seiner Berichterstattung Beschimpfungen gebraucht habe, die man sich nicht gefallen lassen müsse. Zudem habe das Schweizer Fernsehen Mario Cortesi dabei unterstützt, obwohl er den Anforderungen seines Berufes als Journalist in keiner Weise nachgekommen sei. Es wurde weiter festgehalten, dass man als Bevölkerung dem Hinweis des Gemeinderates, während der Veranstaltung Ruhe zu bewahren, gefolgt sei und dass die Veranstalter der Demonstration psychologisch ungeschickt vorgegangen seien.[55] Das Fazit der «Tat» überrascht vor diesem Hintergrund wenig: «Ressentiments und Uneinsichtigkeit stehen verbissenen Fanatismen gegenüber und verunmöglichen die Annäherung der Standpunkte.»[56]

Eine Aussprache wurde trotzdem gesucht. Am 31. August wurde zur Inser Demonstration eine Veranstaltung in der «Junkere 37» organisiert. Eingeladen waren alle Interessierten, und es kamen neben den (gewohnten) nonkonformistischen Lokalbesuchern auch Vertreter der Inser Bevölkerung. «Der Abend sollte die interessierten Berner aufklären über die Wahrheit von Ins. Aber der Keller war gefüllt mit Bauern und Schulmeistern aus Ins, die mit Cortesi ein Wörtlein reden wollten und die Gelegenheit wahrnahmen, öffentlich und entschieden zu protestieren.»[57]

Offiziell eingeladen war auch Mario Cortesi, der ein privates Tonband mit den Aufnahmen von Jörg Steiners und Roman Brodmanns Reden an der Demonstration vom 4. Juli 1966 mitgebracht hatte. Jörg Steiner hatte in Ins ein Umdenken gefordert: «Dass wir hier zusammenkommen, hat einen politischen Grund. Indem

49 Zürcher Woche: 8. 7. 1966.
50 Ebd.
51 National-Zeitung: 8. 7. 1966.
52 Volksrecht: 8. 7. 1966.
53 Mario Cortesi hatte für das Schweizer Fernsehen einen Beitrag für die Sendung «Antenne» des Schweizer Fernsehens zusammengeschnitten, der am 5. Juli 1966 gesendet wurde. Eine Kopie der Sendung ist dank «Memoriav» im Bundesarchiv wieder leicht zugänglich. Bundesarchiv: J2.225#2004/29#663*, Bd. 52. In der Folge hat sich das Schweizer Fernsehen dann aber vom Beitrag Cortesis distanziert. Siehe dazu National-Zeitung: 11. 7. 1966.
54 National-Zeitung: 8. 7. 1966.
55 Volksrecht: 8. 7. 1966.
56 Tat: 9. 7. 1966.
57 Zeitdienst: 9. 9. 1966.

zurück

wir hier sind, kritisieren wir eine bestehende Politik und die sie nährende öffentliche Moral. […] Meine Sache ist es als einer unter vielen, als einer unter euch, als Beliebiger und Austauschbarer zu unserer Sache zu stehen. Unsere Sache ist die Schweiz. Wir stehen heute für sie ein, wir die unbrauchbaren Festredner, die Linkischen, die Leute, die stottern, die Leute ohne Rezept und Slogan, die Leute, die von Missbehagen über unsere selbstzufriedene parlamentarische Sattheit erfüllt sind. […] Der Mythos Schweiz half 1942 unserem Land zu überleben. Erst in den Nachkriegsjahren wucherte er zum Mythos ‹Überschweiz›. […] Smarter Opportunismus gesellt sich bei uns zur historischen Legendenlüge. Die Glorifizierung der Vergangenheit verstellt den Blick auf die Tatsachen. […] Witzwil, das Zuchthaus, soll die ungeheuerliche Söldnermoral schützen und stützen. Gefängnis tuts nicht mehr; Ruhe und Ordnung dürfen nicht gestört werden. Gegen die so beschaffene Ruhe und Ordnung stehen wir hier. […] Witzwil, hören wir, ist der falsche Platz. Witzwil ist die Schweiz, Witzwil wächst. Wie lange noch? Danke.»[58]

Und Roman Brodmann: «Ich bin kein Militärdienstverweigerer. Ich verbrachte rund zwei Jahre meines Lebens in der Uniform eines Schweizer Soldaten. Das war vorwiegend im Aktivdienst während des 2. Weltkriegs. Ich bin also nicht dazu legitimiert, hier zur Dienstverweigerung aufzurufen oder im Namen der Dienstverweigerer das Wort zu ergreifen. Es ist etwas anderes, das mich hierhergeführt hat. Als wir damals mit den Gewehren an der Grenze standen, da glaubten wir, nicht nur das Bankgeheimnis der faschistischen Bonzen und Kriegsverbrecher verteidigen zu müssen. Wir glaubten auch an der Grenze zu stehen für die Würde des Menschen, die Freiheit des Gewissens und für die Freiheit der Gesinnung. […] Was aber gerade in diesem Land mit den Dienstverweigerern geschieht, das ist eine nationale Schande. Ich kann es nicht begreifen und will es nicht einsehen, dass in diesem Land, das seit bald 700 Jahren die Freiheit auf die Fahne geschrieben hat, Zivilcourage mit Gefängnis bestraft wird. […] Ich will daran glauben, dass die Schweiz von morgen menschliche Gesinnung nicht mehr zum Delikt macht. […] Ich halte nicht sehr viel von übertriebenem Nationalstolz, aber ich bin stolz darauf, einen Mann wie Pierre Annen meinen Landsmann nennen zu dürfen.»[59]

Nach diesen O-Tönen wurde die Diskussion in der «Junkere 37» eröffnet. Als Erster trat Robert Seiler aus Ins auf. Er sei vor 14 Jahren nach Ins gekommen, was nicht leicht gewesen sei, denn die Inser Bevölkerung sei verschlossen. Das, was von aussen komme, werde nicht sofort angenommen. Aber es seien «rechte Leute», die «werchen, büetzen und schaffen täten», und zwar von morgens früh bis abends spät. Und Ins sei halt ein «schlechter Eggen» im Kanton Bern. Da komme aller Dreck der Stadt Bern den Fluss herunter und jetzt halt auch noch die Demonstranten. Über den Zivildienst wolle er nicht sprechen, er sei vor 25 Jahren an der Grenze gestanden und dazu müsse nichts mehr gesagt werden. Aber wie ein ganzer Dorfteil, ein Dorf von der Presse durch den Dreck gezogen worden sei, das

58 Schweizerisches Literaturarchiv: Nonkonformismusarchiv: D-1-15. Die Rede ist auch abgedruckt in der Zürcher Woche: 29. 7. 1966.

59 Schweizerisches Literaturarchiv: Nonkonformismusarchiv: D-1-15.

zurück

sei nicht in Ordnung. Wie dort von den «volksdümmlichen» Insern geschrieben worden sei, von Leuten, die schaffen und werchen müssten den ganzen Tag. Man habe lesen müssen von «Mördern und Henkern» und dass man «Faschist» sei. Dies alles sei nicht mehr sachlich gewesen. Solche, die so etwas schreiben täten, das sei «B'schütti gfüehrt».[60] Ausgerechnet nach der Polizei habe man gerufen, als man die Hosen voll hatte. Er sehe, dass es in der Heimat Mängel gebe, er sehe aber auch einen Willen, etwas zu ändern. Deshalb seien sie alle in die «Junkere» gekommen, damit auch einmal ihr Standpunkt gesagt werden könne. Sie täten aber «keine Pöblete» suchen, sondern wollten einfach reden. Denn man sei es der Schweiz schuldig.[61]

Nachdem Sergius Golowin einige Gedichte zur Schweiz gelesen hatte, ging die Diskussion in die nächste Runde. Ein weiterer Inser Bürger betonte, dass Ins generell ein manipuliertes Ereignis gewesen sei. Wenn man dorthin demonstrieren gehe, dann müsse halt mit einer Reaktion gerechnet werden. Denn es sei ein Teufelskreis. Der Inser Bürger habe nicht verstanden, warum genau in Ins demonstriert worden sei, und darauf mit Protest reagiert. Diese Reaktion wiederum habe eine Anklage der Redner zur Folge gehabt, und so sei es zur gereizten Spannung gekommen. In seinen Augen wäre die Demonstration gar nicht nötig gewesen, denn es seien ja sowieso immer die Gleichen, die demonstrierten.[62] Darauf antwortete der Gesprächsleiter, dass die Demonstration von der Polizei nach Ins verwiesen worden sei und dass die Übergriffe schon vor den Reden angefangen hätten und darum die dargestellte Kreislauftheorie leider nicht funktioniere.[63] Aus dem Publikum folgte die Zwischenbemerkung, dass eine Diskussion auf der Strasse generell etwas Schwieriges sei und dass es wahrscheinlich auch in Witzwil zu Zusammenstössen gekommen wäre.[64] Sergius Golowin erinnerte seinerseits daran, dass die Polizei doch generell zum Schutz von allen da wäre, parteifrei sozusagen, und dass deshalb Marcel Schwander seine Polizeischutzforderung nicht zum Vorwurf gemacht werden könne.[65] Darauf reagierte ein Inser Bauer mit der Bemerkung, dass es nur drei Prozent der Inser Bevölkerung gewesen seien, die an der Gegendemonstration teilgenommen hätten. Die Presse könne deshalb nicht das ganze Dorf so durch den Dreck ziehen. Abgesehen davon sei die Demonstration sowieso unangebracht gewesen. Der Krieg könne jederzeit wieder ausbrechen und deshalb akzeptiere er «volksdümmlich» nicht. Er verurteile Mario Cortesi aufs Schärfste.[66]

Das Stichwort war damit gegeben. Ein Bauer vermisste immer noch Mario Cortesis Reaktion zum Gesagten und stellte infrage, ob Cortesi denn überhaupt die notwendigen journalistischen Fähigkeiten habe. Die Berichterstattung sei nicht

60 Ebd.
61 Ebd.
62 Ebd.
63 Ebd.
64 Ebd.
65 Ebd.
66 Ebd.

zurück

in Ordnung gewesen, denn diese «Fünfliber-Journalisten» hätten demagogisch und verzerrt berichtet. Und dann wieder: Cortesi solle doch endlich einmal Stellung beziehen. Darauf Cortesi selbst: Er selber dürfe nicht antworten, er habe diesbezüglich eine Vereinbarung mit dem Fernsehen.[67]

Noch wenige Wochen zuvor war das nicht der Fall gewesen, da hielt Mario Cortesi nämlich eine 1.-August-Rede in der «Junkere 37». Ursprünglich war er von der Gemeinde Bützberg eingeladen worden, eine Nationalfeiertagsrede zu halten, er wurde dann aber wegen Gewaltandrohungen von unbekannter Seite wieder ausgeladen. Auf seine Person Bezug nehmend sagte er: «Steht hier oben nicht der falsche Redner?»[68] Er sei – man habe das nach den Zwischenfällen von Ins gelesen – ein Pazifist – ein Dienstverweigerer, auch das sei behauptet worden. Hier stehe ein Nonkonformist, ein Linksintellektueller. Er sei Journalist, aber ein verachtenswerter Journalist, denn er schreibe so, wie er denke, er denke unschweizerisch, er schreibe unschweizerisch, er sei also unschweizerisch.[69] «Unschweizerisch ist also – wer anders zu denken versucht – wer sich als Journalist nicht zum regierungstreuen Sprachrohr verwenden lässt und in dieser Haltung in Opposition zur gouvernementalen Schweizer Presse steht.»[70]

Als Folge der turbulenten Wochen in der Bieler Umgebung sind die geheimen und informellen Treffen von Nonkonformisten zu sehen. In Fredi Lerchs Buch zum Nonkonformismus erinnert sich einer dieser Nonkonformisten, Heinz Däpp. Die Inser Kundgebung habe elektrisierend gewirkt und zu einer starken Politisierung im ganzen Kanton geführt. Dort, in Ins, sei diese Nonkonformistenbewegung entstanden und man habe sehr rasch Zusammenhalt gesucht. Am Anfang sei es ein verschworener Zirkel über den ganzen Kanton hinweg gewesen.[71] Es entstand die Idee der Nonkonformistentreffen, welche auf das von Mario Cortesi ins Leben gerufene «Büro Cortesi» in Biel zurückging. Neben Mario Cortesi schrieb dort seinerzeit auch Frank A. Meyer. Beide produzierten sie Inhalte für die damalige «National-Zeitung», unter anderem mit Fokus auf den Raum Biel und Bern.[72]

Diggelmann war zu jener Zeit ebenfalls Teil des intellektuellen Mikrokosmos der Nonkonformisten. Es ist daher nicht so abwegig, davon auszugehen, dass er die Frage der Dienstverweigerung in dieser Zeit bereits hautnah miterlebte. Vom engen Kontakt zum Strippen ziehenden «Büro Cortesi» zeugen auch etliche, zum Teil sehr persönliche Briefe zwischen Diggelmann und Mario Cortesi einerseits und Diggelmann und Frank A. Meyer andererseits.[73]

67 Ebd.
68 Seeländer Volkszeitung: 1. 8. 1966. / Neutralität: 9. 1966.
69 Seeländer Volkszeitung: 1. 8. 1966. / Neutralität: 9. 1966.
70 Seeländer Volkszeitung: 1. 8. 1966. / Neutralität: 9. 1966.
71 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 410.
72 Siehe dazu Kapitel 3.4.2.
73 Siehe dazu Kapitel 3.4.2. Das dort abgebildete Porträt Diggelmanns von Hans Ulrich Steger belegt, dass Diggelmann mindestens einmal, wahrscheinlich aber mehrmals an diesen Nonkonformistentreffen in Biel mit von der Partie war.

zurück

Obwohl sich Walter Matthias Diggelmann nachweislich schon vorher mit dem Thema Dienstverweigerung auseinandergesetzt hatte,[74] schaltete er sich erst in den Jahren 1969 und 1970 richtig in die öffentliche Diskussion ein. Im April 1969 betrat er das Terrain mit einem langen Essay im «ZW-Sonntags-Journal». Unter dem Titel «Make love – not war»[75] stellte er die Frage, ob denn Dienstverweigerer Idealisten, Dummköpfe, Psychopathen oder vernünftige Menschen seien. Für Diggelmann war klar, dass Dienstverweigerer, von immer auftretenden Ausnahmen abgesehen, nicht in totaler Negation zum Staat standen. Sie seien, so Diggelmann, lediglich auf der Suche nach einer neuen Form der Dienstleistung am Staat, zum Beispiel in Form eines Zivildienstes. Allerdings sei in dieser Frage noch nicht besonders viel erreicht worden. Die Gründe dafür seien, so Diggelmann, nicht in der fehlenden Vernunft, sondern eher in der unterschwellig emotionellen Antwort auf die komplexe Frage der Dienstverweigerung zu sehen.[76]

Im weiteren Verlauf des Artikels befasste sich Diggelmann, der für verschiedene Zeitungen als Gerichtsberichterstatter über Verhandlungen geschrieben hatte, ausführlich mit dem konkreten Gerichtsfall eines Dienstverweigerers. Der Ankläger Burckhardt habe dem «Delinquenten» vorgeworfen, Bert Brecht, Tucholsky und die «linksgerichtete» «National-Zeitung» als Lieblingslektüre gepflegt zu haben, und betrachtete dies als «strafverschärfend», wie es im Jargon unserer Gerichte heisse. Laut Diggelmann vertrat der Ankläger damit eine ganz bestimmte Denkart, eine Denkart, die in vielen Köpfen der Schweizer verwurzelt sei und vor allem eines anstrebe: Ruhe und Ordnung.[77] Das passte mit den Anliegen der Dienstverweigerer natürlich nicht zusammen.

Aber Diggelmanns Problemanalyse beschränkte sich nicht auf die Kritiker der Dienstverweigerung. Obschon er die Dienstverweigerer grundsätzlich für schützenswert hielt, sparte er auch ihnen gegenüber nicht mit Kritik. Es sei vielen Dienstverweigerern noch immer nicht klar, dass ihr Nein zur Armee auch ein Nein zu ganz bestimmten gesellschaftspolitischen Zuständen sei. Die Gegner der Dienstverweigerer sähen dies oft viel deutlicher, denn ihr Nein an die Adresse der Dienstverweigerer sei immer auch ein deutliches Ja zum Status quo.[78]

Was aber war der Status quo? Diese Frage bot Diggelmann die Gelegenheit, im Gegenzug einmal den Dienstwilligen in den Fokus zu rücken. «Bis heute hat man stets nur den Dienstverweigerer psychiatrisch untersucht, den Dienstwilligen, den hat man nie in Frage gestellt. Ich denke aber, das Problem der Dienstverweigerung ist im Wesentlichen das Problem der Dienstwilligen. […] Wir wissen nur, wie lustvoll unsere Bürger über ihre Soldatenerlebnisse reden, auch wenn es sich in der Regel nur um blinde Munition handelt. Immerhin schwingt da stets ein Hoffen auf scharfe Munition mit. Und: Angestaute Aggressionen infolge Triebunterdrückung

74 Neue Presse: 21. 2. 1968.
75 ZW-Sonntags-Journal: 26./27. 4. 1969.
76 Ebd.
77 Ebd.
78 Ebd.

zurück

lassen sich durchaus auch auf dem Kasernenhof ausleben. Eine Frage der Disziplin, einen Zwanzigjährigen zwanzigmal um einen Kasernenblock im Laufschritt zu jagen? Eine Frage der Disziplin, sich als Hauptmann hundertmal täglich mit HERR anreden zu lassen?»[79]

Diggelmann schlug eine neue Interpretation des Dienstverweigererproblems vor. Seiner Ansicht nach verweigerten die Dienstverweigerer nämlich nicht nur den Militärdienst, sondern zugleich jeglichen Gehorsam gegenüber der aus den vergangenen Jahrhunderten übernommenen Moral. Vor allem auf die Sexualität und freie Liebe anspielend, meinte er weiter, dass man Dienstverweigerer für etwas bestrafe, was man selbst nicht habe, sich nicht einmal zu wünschen wage.[80] Er kommt zum Schluss, dass «Kriegsdienstverweigerer, die keine Waffe zur Hand nehmen wollen, weil sie genau wissen, dass der Mensch mit jeder kriegerischen Handlung sein eigenes Unglück nur noch grösser macht, diese Kriegsdienstverweigerer sind nichts weniger als die Vorboten, die radikalsten und meinetwegen oft auch die undiplomatischsten, einer neuen Moral, einer Moral, die auf die Bedürfnisse des Menschen zugeschnitten ist, auf seinen Anspruch, sein Triebleben befriedigen zu können.»[81]

Dieser These widersprach der marxistische Psychologe und damalige «Zeitdienst»-Redakteur Franz Keller in einem Brief an Diggelmann und schlug in einem Vortrag vom 1. Mai 1969 eine andere Interpretation vor.[82] Seiner Meinung nach würden die Pazifisten nicht gehasst, weil die Patrioten auf die Lebensweise der Dienstverweigerer neidisch seien. Das Establishment erlaube sich die Freiheiten genauso sehr, er könne dies als Eheberater bezeugen.[83] In seinem Brief an Diggelmann präzisiert er: «Die Sänger, Schwinger und Schützen sind nicht frustriert. Die machen täglich mit ihrer Alten den coitus helveticus, und wenn der Verein eine Auslandreise macht, muss einer sich schämen, wenn er nicht ins Buff mitkommen will. Und was mir erst die Sekretärinnen höherer Herren ausplaudern.»[84] Weder die Sänger und Schützen noch die «besseren Herren» seien frustriert und wenn sie die langhaarigen Pazifisten nicht ausstehen könnten, dann aus Angst um ihre Sicherheit des Vermögens und Geldverdienens. Sie befürchteten, dass die Schwächung der Wehrkraft die revolutionäre Bewegung stärken oder sogar die Russen einladen könnte.[85]

Wie einem Flugblatt zu entnehmen ist, hat die Gruppe Zürich der «Internationalen der Kriegsdienstgegner»[86] nur wenige Wochen später, am 3. Juli 1969,

79 Ebd.
80 Ebd.
81 Ebd.
82 Sowohl Brief als auch Vortrag sind im Sozialarchiv Zürich zu finden. Sozialarchiv Zürich: Nachlass Keller, Franz: Ar 128.1. / Sozialarchiv Zürich: Nachlass Keller, Franz: Ar 128.1.
83 Sozialarchiv Zürich: Nachlass Keller, Franz: Ar 128.1.
84 Ebd.
85 Ebd.
86 Zur Gruppe Zürich der Internationale der Kriegsdienstgegner und zum Schweizer Zweig der Internationale der Kriegsdienstgegner siehe Sozialarchiv Zürich: Internationale der Kriegs-

zurück

im Restaurant Pfauen in Zürich ein Teach-in zum Thema organisiert, unter dem Motto «Make love not war». Diggelmann war als Diskussionspartner gross angekündigt. Fünf grössere Themenblöcke waren geplant: die legale Repression gegen eine schuldlose Minderheit, die Bestrafung von anderen moralischen Prinzipien, der schweizerische Rechtsstaat, die globale Abrüstung und das Postulat «Arnold» für einen Zivildienst sollten an diesem Abend ab 20 Uhr angesprochen und diskutiert werden.[87]

Zum eigentlichen Anlass sind allerdings keine Quellen erhalten. Nur in einer Ausgabe des «Kriegsdienstgegners» wird auf das Teach-in eingegangen. Dort soll Diggelmann nochmals das bereits im Artikel im «ZW-Sonntags-Journal» angedeutete fehlende Bewusstsein der Kriegsdienstgegner von der Tragweite ihrer Verweigerung angesprochen haben. Die im Anschluss abgehaltene Diskussion habe deutlich aufgezeigt, dass die zum Teil sehr jungen Dienstverweigerer ihr Engagement nicht so umfassend verstünden, wie es Diggelmann forderte. Es wurde auch ein vom Schriftsteller geplantes Buch zum Thema erwähnt, dem mit grosser Hoffnung entgegengeschaut werde.[88]

Diggelmann griff die Problematik der Dienstverweigerer in der Zeit zwischen 1969 und 1971 wiederholt auf. Manchmal auch nur, indem er den Dienstverweigerern in seiner Kolumne eine Stimme gab. So zum Beispiel in einem «Gespräch an der Limmat» im «Züri-Leu». Er liess dort sein zwanzig Jahre junges Gegenüber sagen, dass der Faschismus nur dann blühen könne, wenn anstelle des Denkens ein Hurra-Patriotismus vorherrsche. Zum Hurra-Patriotismus gehörten Armeen und der widersinnige, tödliche Glaube, dass sozioökonomische Probleme durch Waffengewalt gelöst werden könnten. Kurz darauf «sprach» er mit dem jungen Mann über das Potenzial des gewaltlosen Widerstandes und kam zum Schluss, dass doch eigentlich die gesellschaftlichen Strukturen geändert werden müssten und dass man mit der Dienstverweigerung nur das Symptom und nicht die Ursache bekämpfe. Sein Gesprächspartner hingegen sah Handlungsbedarf dort, wo die Aussicht auf Erfolg am grössten sei. Indem man den Dienst verweigere, so der junge Mann, wende man sich gegen die Armee, die in der Schweiz den Status einer Heiligen innehabe. «Diese Heilige gilt es vom Sockel zu reissen.»[89] Das klang schon fast nach dem «Zertrümmern von erstarrten Institutionen», wie es Diggel-

dienstgegner: Ar 43 und entsprechende Unterordner. Allgemein zur deutschen Internationale der Kriegsdienstgegner, einer Sektion der War Resisters' International, siehe Grünewald, Guido 1982: Die Internationale der Kriegsdienstgegner.

87 Sozialarchiv Zürich: IdK Gruppe Zürich: Ar 43.20.1.

88 Kriegsdienstgegner: 8./9. 1969. / Die Teilnahme am Teach-in hat Diggelmann einen Ficheneintrag beschert, der bestätigt, dass am 3. 7. 1969 eine öffentliche Diskussion unter dem Motto «Walter Diggelmann diskutiert mit Kriegsdienstgegnern der Schweiz» stattgefunden hat. Er hatte dort offensichtlich für ein klares Nein zum Militärdienst eingestanden und war überzeugt, dass die Zukunft den Kriegsdienstgegnern recht geben würde. Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-1-1-d. Eintrag vom 5. 7. 1969.

89 Züri-Leu: 18. 12. 1969.

zurück

mann 1964 anlässlich des Schriftstellertags an der Expo 64 an einer Podiumsdiskussion gefordert hatte.[90]

Aus seiner Auseinandersetzung mit dem Thema der Dienstverweigerung resultierte schliesslich kein Buch, dafür machte Diggelmann als Verteidiger des Dienstverweigerers Martin Schwander auf sich aufmerksam. Er begab sich damit, in doppeltem Sinne des Wortes, in die Rolle des Anwalts. Martin Schwander seinerseits hatte sich als Hauptakteur im Burgdorfer Literaturskandal und als Leaderfigur der «Progressiven Mittelschüler» bereits einen Namen gemacht als engagierter Jugendlicher.[91]

Einen ersten Kontakt zwischen Diggelmann und Schwander hatte es bereits im Sommer/Herbst 1966 gegeben. Schwander hatte Diggelmann und 30 andere Autoren angeschrieben mit der Bitte um eine Antwort auf die Frage «Warum schreiben Sie?». Diggelmann gab sie ihm, kurz und bündig: «Weil ich Geschichtenerfinder bin. Weil ich einmal in früher Jugend meine eigene Geschichte mir und anderen erzählte. Und die anderen nahmen meine Geschichte als Geschichte, nicht als meine Wahrheit, meine Wirklichkeit. Und sie sagten: köstlich, spannend, wie du fabulierst. Wenigstens das kannst du! Und da habe ich denn diese Rolle angenommen und habe unendlich lange Jahre probiert, etwas Rechtes und Gutes daraus zu machen. Ja und heute? Ich kann gar nichts anderes! Darum schreibe ich, muss ich schreiben.»[92]

Eine über sporadische Briefe hinausgehende Bekanntschaft ist zwischen Diggelmann und Schwander aber erst ab 1969 auszumachen. Schwander schrieb am 18. März 1969 an Walter Matthias Diggelmann: «Ich muss im Frühjahr 1970 wie jeder andere Schweizer meines Alters in die RS einrücken. Ich bin als Sanitäter registriert. Ich werde aber keinen Dienst leisten. […] Ich werde also den Dienst verweigern; ich bin der Meinung, zu einer Dienstleistung braucht es eine bejahende Einstellung zum Staat, und diese bejahende Einstellung besitze ich nicht. Ich kann nicht einerseits überzeugter Sozialist sein und andererseits ein kapitalistisches Staatsgefüge meiner Unterstützung versichern. Ich kann nicht einen Staat verteidigen wollen, der nicht mein Staat ist, in dem mir nichts gehört als das bisschen Narrenfreiheit, unbequeme Dinge zu sagen. […] Und nun komme ich zu meiner Bitte: um im Prozess bestehen zu können, um aus dem Prozess über mich einen Prozess über den Staat zu machen, brauche ich einen guten Verteidiger. Und dabei habe ich an Sie gedacht. […] Es ginge nicht darum, mir möglichst wenig Gefängnis herauszuholen, sondern es ginge darum, mich moralisch und ideologisch gegenüber den Herrschenden zu behaupten.»[93]

Diggelmanns Antwort liess keine zwei Tage auf sich warten: Seit Monaten sammle und studiere er die Akten von Dienstverweigerern. Die Geschichte eines Dienstverweigerers werde sein nächster Roman. Darum: Wenn es juristisch (also

90 Siehe dazu Kapitel 3.1.1.
91 Siehe dazu Kapitel 3.1.3.
92 Schwander, Martin (Hg.) 1966: Warum schreiben Sie?
93 Schwander, Martin an Diggelmann, Walter Matthias: 18. 3. 1969.

zurück

nach Gesetzbuch) möglich sei, wolle er gerne die Verteidigung Schwanders übernehmen. Letzterer müsse aber wissen, dass er absolut keine Chance habe, mit einer Strafe unter vier Monaten davonzukommen.[94] «Vielleicht wissen Sie, dass ich seit zwei Jahren auch akkreditierter Gerichtsberichterstatter bin, also vielen Verhandlungen beiwohne und genau weiss, was ein Plädoyer ist. […] Wenn ich darum Ihre Frage mit Ja beantworte, dann nicht, weil ich glaube, Sie heraushauen zu können, sondern weil es möglich wäre, dass wir damit eine breitere Öffentlichkeit aufwecken könnten; mein Plädoyer wäre ja denn auch ein grundsätzliches. Und gewappnet bin ich.»[95]

Wer die Kolumnen Diggelmanns durchgeht, entdeckt eine Häufung von Berichten über Prozesse gegen Dienstverweigerer, an denen Diggelmann als Gerichtsberichterstatter teilgenommen hatte.[96] Er deutet dies in einem Brief an Martin Schwander auch an.[97] Es ist wahrscheinlich, dass das vermehrte Teilnehmen an Gerichtsverhandlungen mit Dienstverweigerern Diggelmanns Sensibilität für deren Anliegen schärfte.[98]

Nachdem er seine Absicht bereits am 14. November 1969 der zuständigen Militärdirektion mitgeteilt hatte, weigerte sich Martin Schwander dann am 23. Februar 1970 tatsächlich, dem Aufgebot zur Rekrutenschule nachzukommen.[99] Den am 20. November 1969 zugestellten Marschbefehl für die San RS 39 vom 23. Februar bis zum 30. Mai 1970 in Lausanne sandte Martin Schwander mit dem Vermerk «refusé» ungeöffnet an den Sektionschef von Oberburg zurück.[100] Wie den Akten zum späteren Gerichtsurteil zu entnehmen ist, hatte Martin Schwander, offenbar auf eigenen Wunsch den Sanitätsrekruten zugeteilt, bereits an der Aushebung in Burgdorf am 16. Oktober 1968 angekündigt, dass er in dieser Sache noch einen «Fall Schwander» heraufbeschwören würde.[101]

Im Juli 1970, einige Monate vor seinem Prozess, wandte sich Schwander erneut an Diggelmann. Diesmal ging er auf seine Motive der Dienstverweigerung ein, die Diggelmann helfen sollten, das Plädoyer vorzubereiten. Schwander sah in der Armee allgemein ein Werkzeug der Klassenherrschaft im Inland gegenüber dem arbeitenden Volk. Mit dem verfassungsmässigen Auftrag, Ruhe und Ordnung im Innern aufrechtzuerhalten, sei sie Organ der Verteidigung der Privilegien einer kleinen Minderheit von Besitzenden und damit Instrument der Unterdrückung.

94 Diggelmann, Walter Matthias an Schwander, Martin: 20. 3. 1969.
95 Ebd.
96 Darauf stiess auch Ruth Scherrer in ihrer Lizenziatsarbeit. Scherrer, Ruth 2005: «1968» – und dann?, S. 66.
97 Diggelmann, Walter Matthias an Schwander, Martin: 20. 3. 1969.
98 Ebd.
99 Kolibri: 4. 12. 1970. / Privatarchiv Martin Schwander: Urteil des Divisionsgerichts 10B. / Privatarchiv Martin Schwander: Revolutionäre Sozialistische Bewegung.
100 Privatarchiv Martin Schwander: Urteil des Divisionsgerichts 10B. / Privatarchiv Martin Schwander: Revolutionäre Sozialistische Bewegung.
101 Privatarchiv Martin Schwander: Urteil des Divisionsgerichts 10B. / Privatarchiv Martin Schwander: Revolutionäre Sozialistische Bewegung.

zurück

Zusammen mit anderen Institutionen wie den Schulen sei die Armee informell mit dem Auftrag ausgestattet, die Massen dem Vaterland gefügig zu machen.[102]

Dabei, und dies ist interessant, schien Martin Schwander nicht grundsätzlich ein Problem mit der Armee zu haben. Eine Volksarmee, revolutionär in Aufbau und Vorgehen, bilde, nach der Erlangung der Diktatur des Proletariats in der langen Übergangsphase vom Sozialismus zum Kommunismus eine wichtige Stütze des sozialistischen Systems. Deshalb habe er dem Untersuchungsrichter auch gesagt, dass er in einer sozialistischen Gesellschaft bereit wäre, in der Volksarmee zu dienen.[103] Mit der Idee einer Volksarmee folgte Martin Schwander den Gedanken und Schriften Maos, speziell denjenigen im kleinen «roten Büchlein».[104]

Es sei hier darauf aufmerksam gemacht, wie stark sich doch offenbar Walter Matthias Diggelmanns Haltung in diesem Punkt, bei der Frage der Armee, mit derjenigen von Martin Schwander deckte. Selbst hatte Diggelmann seine Dienstpflicht zwar fast bis auf den letzten Tag erfüllt – im letzten und achten Wiederholungskurs hatte er einen Verkehrsunfall, bei dem seine linke Hand zerquetscht wurde[105] –, seine politische Haltung aber war eine andere. In einem Artikel für das «Konzept» im Juni 1973 hielt er unter dem Titel «Plädoyer für eine starke Armee» fest: «Eine starke Armee? Ja, wenn's halt anders nicht geht, wenn die Mehrheit unseres Volkes noch nicht daran glaubt, dass es auch ohne geht, aber wenn eine starke Armee, dann wirklich eine starke Armee, und nur eine echte Volksarmee kann eine starke Armee sein.»[106] Kennzeichen dieser starken Volksarmee: Soldaten, von denen jeder einzelne wisse, wann, warum, wieso und womit er sich verteidigen wolle. Eine starke Armee sei eine Armee von Bürgern in Uniform.[107] Ob hier Diggelmann Schwanders Haltung übernahm oder Schwander Diggelmanns Gedanken übernommen hat oder keines von beidem zutrifft und jeder für sich und auf seine Art zum identischen Schluss kam, ist nicht mehr zu rekonstruieren. Aus der ideologischen Warte betrachtet, kann man rückblickend sagen, dass mit Diggelmann damals sicher die richtige Person Martin Schwander «verteidigt» hat.

Was Diggelmanns Auftrag der Verteidigung anbelangte, hatte Schwander bereits ziemlich konkrete Vorstellungen: «Wir wissen, dass wir nicht das Gericht, nicht die verfolgende Behörde von der Richtigkeit unserer sozialistischen Haltung zu überzeugen haben […]. Vor Gericht bedingt das, dass sich der Verweigerer nicht zu rechtfertigen versucht, sich nicht verteidigt (für was?). Sein ‹Verteidiger› darf deshalb in seinem Plädoyer nicht die Person des Verweigerers zur Sprache bringen, sondern allein das System, welches der Verweigerer nicht als Person, son-

102 Schwander, Martin an Diggelmann, Walter Matthias: 5. 7. 1970.
103 Ebd.
104 Das «rote Büchlein» hatte Martin Schwander zuhanden des Gerichts zu den Akten gegeben. Siehe dazu Bund: 7. 11. 1970. / Privatarchiv Martin Schwander: Urteil des Divisionsgerichts 10B. / Privatarchiv Martin Schwander: Revolutionäre Sozialistische Bewegung.
105 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-D-1-d. / Obermüller, Klara 1993: Walter Matthias Diggelmann, S. 366.
106 Konzept: 6. 1973.
107 Ebd.

zurück

dern als Vertreter einer Ideologie angreift. Der ‹Verteidiger› muss mit seinen Worten klar machen können, dass es nicht primär ums Militär geht, sondern um dessen Hintergrund, dessen Funktion und dessen Zweck innerhalb der kapitalistischen Herrschaftsstruktur. Er sollte sich dabei ausschliesslich politischer Argumente bedienen.»[108]

Schwander betonte diesen Gedanken an anderer Stelle auch gegenüber dem verantwortlichen Divisionsgericht nochmals, indem er die zuständigen Richter mit einem Brief am 1. November 1970 darauf aufmerksam machte, dass er die Gerichte als Teil des Problems sehe, es vor ihnen nichts zu verteidigen und zu diskutieren gebe und er sich daher nicht verteidigen werde.[109]

Diggelmann hat Schwander fünf Tage später, am 6. November 1970, wirklich nicht im engen Sinne des Wortes verteidigt und stattdessen, in der Angelegenheit der Dienstverweigerer, eine allgemeine Anklage vorgetragen. «Hier und jetzt stehe ich da wie Sie, nämlich auch als Ankläger. Zwar mache ich es mir nicht so leicht wie Sie, ich klage Sie nicht persönlich an, wie Sie umgekehrt Martin Schwander persönlich anklagen, und Sie haben auch nichts zu befürchten, meine Anklage führt Sie nicht ins Gefängnis, Ihre Anklage aber wird zu einer Verurteilung Martin Schwanders führen und er wird, wie wir aus der Praxis kennen, sechs oder sieben Monate im Gefängnis verbringen. Ein sehr sinnvoller Aufenthalt für einen jungen Menschen, der gerade eben das Universitätsstudium begonnen hat. […] Ich ersuche Sie also nicht, den Angeklagten Martin Schwander freizusprechen, ich ersuche Sie nicht einmal, ein mildes Urteil auszusprechen, denn nicht der Angeklagte und nicht ich müssen mit dem Urteil fertigwerden, sondern das ist Ihre Angelegenheit und vor der Geschichte werden Sie sich zu verantworten haben. […] Ich muss Sie leider verdächtigen, dass auch Sie sich, wie die meisten Schweizer, niemals ernsthaft mit dem Sozialismus beschäftigt haben und dass auch Sie lediglich das an den Sozialistischen Ländern sehen, was noch nicht hat erreicht werden können. […] Wenn es doch so wäre, wie bei uns behauptet wird, wir seien das freieste Land aller Länder dieser Welt, sagen Sie mir doch: Warum muss man bei uns die Leute zwingen, Militärdienst zu leisten, warum spricht man Gefängnisstrafen aus für jene, die da nicht mitmachen wollen. Für ein wirklich freies Land, meine Herren, für eine wirkliche Demokratie stehen sowohl der Angeklagte Martin Schwander als auch ich ein. […] Darum bitte ich das Gericht, Martin Schwander hart zu bestrafen in der alleinigen Hoffnung, das autoritäre Gebaren unserer Herrschenden und ihrer Polizeiarmee erzeuge Rebellion und folglich Freiheit. Amen.»[110]

Wie das «Thuner Tagblatt» schon damals korrekt festhielt, kann man in diesem Prozess durchaus von einer «Konfrontation zweier Auffassungen, zweier Ideologien»[111] sprechen. «Hier das Gericht als Vertreter der ‹Herrschenden›, angetan mit den respektheischenden Uniformen der von der andern Seite verhassten

108 Schwander, Martin an Diggelmann, Walter Matthias: 5. 7. 1970.
109 Der angesprochene Brief ist abgedruckt in Kolibri: 4. 12. 1970.
110 Focus: 12. 1970. / Kolibri: 4. 12. 1970. / Frau Hofers Storch: 12. 1970.
111 Thuner Tagblatt: 9. 11. 1970.

zurück

Armee als ‹Werkzeug der Klassenherrschaft im Inlande gegenüber dem arbeitenden Volke› (Diggelmann). Vor dem Gericht Martin Schwander, der Kämpfer für eine ‹bessere Welt›, Vorkämpfer und Märtyrer für die 50 hinten auf den Zuschauerbänken harrenden ‹Aussenseiter der Gesellschaft›.»[112]

Das Divisionsgericht 10 B folgte im Schloss Thun der Bitte Diggelmanns und verurteilte Martin Schwander am 6. November 1970 wegen Dienstverweigerung aus politischen Gründen zu sieben Monaten Gefängnis, zum Ausschluss aus der Armee und zu 120 Franken Verfahrenskosten.[113] Allerdings blieb das Gericht damit unter den von der Anklage geforderten acht Monaten und folgte dem Auditor nicht in seiner Forderung, Martin Schwander die bürgerliche Ehrenfähigkeit für drei Jahre zu entziehen. Es solle ihm nicht verwehrt bleiben, mit legalen politischen Mitteln die Gesellschaftsunordnung zu bekämpfen, so der Richter, denn die Schweizer Demokratie sei genügend stark, um Leute wie Martin Schwander zu ertragen.[114]

Die Verhandlung selbst erfuhr damals einige Aufmerksamkeit. Am Prozess haben ungefähr achtzig Personen teilgenommen. Darunter auch Sergius Golowin, Heinz Däpp, Heidi Ramseier, alles bekannte Personen der «Berner Szene», und die Familie von Martin Schwander.[115] Eine Familie, die zwar nicht dieselbe Meinung vertrat wie Martin Schwander, die aber fand, so Diggelmann in einem Artikel im «Züri-Leu», dass Eltern für den Sohn dieselben bleiben müssten, ganz gleichgültig, ob dieser den Dienst verweigere.[116]

Dass diese Haltung im damaligen Oberburg und Umgebung, Schwanders Heimat, nicht selbstverständlich war, zeigten Leserreaktionen im «Burgdorfer Tagblatt». Willy Gerber empörte sich am 18. November 1970 darüber, dass das «Burgdorfer Tagblatt» einmal mehr Schwanders «Kindereien» rechtfertige und mit Bewunderung über diesen «Hobby-Kommunisten» und Fantasten berichte. Dieser verhalte sich wie ein Schmarotzer, der zum einen gegen den Kapitalismus ankämpfe und gleichzeitig vom Geld, den Einrichtungen und Institutionen der Gesellschaft zehre. Die Dienstverweigerung schmecke doch nach einer billigen Ausrede, um die Pflichten und die Verantwortung gegenüber der Gesellschaft nicht wahrnehmen zu müssen. «Aber vermutlich lässt es sich eben am Schürzenzipfel der Schweiz, dieser ‹alten Hure›, doch noch bedeutend besser leben als anderswo, sonst wären ja Leute wie Schwander, Diggelmann, Golowin & Co. sicher schon längst ausgezogen – in das ‹sozialistische Paradies›! Ja, warum halten sich eigentlich jene immer noch bei uns auf? Warum lassen sie sich von unserer ‹Ausbeuterklasse› noch länger wie Sklaven behandeln? Wieso gehen sie nicht?»[117] Eine Feststellung, auf die Fritz Bürki von «Frau Hofers Storch» – eine damals neue

112 Ebd.
113 Kolibri: 4. 12. 1970.
114 Züri-Leu: 19. 11. 1970. / National-Zeitung: 15. 11. 1970.
115 Bundesarchiv: E 4320 C 1995/392, Bd. 244.
116 Sperisen, Vera 2008: Ausbruch aus dem Elfenbeinturm: Martin Schwander, S. 91. / Züri-Leu: 19. 11. 1970.
117 Burgdorfer Tagblatt: 18. 11. 1970.

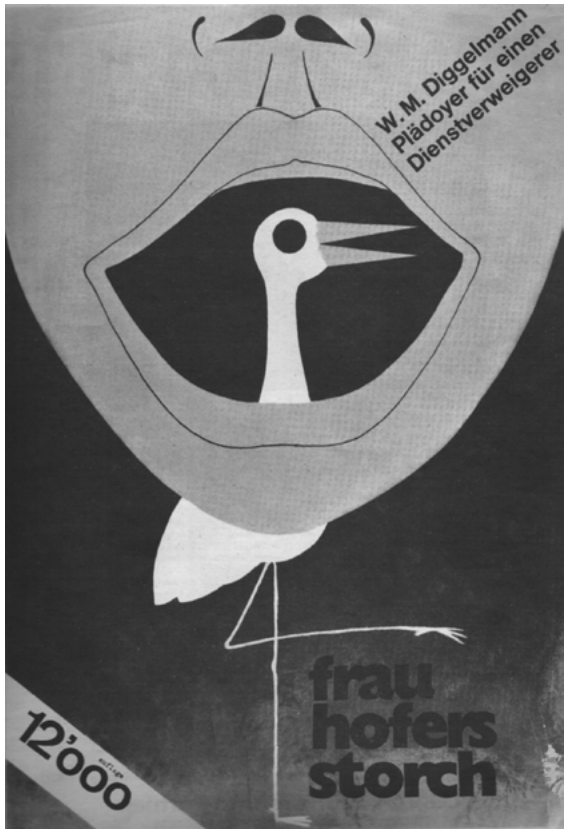


Abb. 20: Diese Ausgabe von «Frau Hofers Storch» gelangte in einer Auflage von 12 000 Exemplaren in Umlauf und thematisiert den Dienstverweigererprozess von Martin Schwander.

Lehrlings- und Mittelschülerzeitung, die in einer Auflage von 12 000 Exemplaren gratis an Gewerbeschulen und Mittelschulen abgegeben wurde[118] – nur zu antworten wusste: «Aber man kann eine Idee, eine Hoffnung nicht aufhalten, indem man Leute ins Gefängnis wirft.»[119]

Schwanders Fall von Dienstverweigerung ist besonders interessant, weil der Dienst hier nicht, wie sonst zu jener Zeit üblich, aus ethischen oder religiösen Motiven, sondern aus politischen Gründen verweigert wird.[120] Dies hob auch das Urteil in diesem Militärgerichtsfall hervor: «Der Angeklagte verweigert vielmehr den Dienst, weil er nach seinen Worten nicht bereit ist, auch nur einen Finger zur Erhaltung des kapitalistischen Systems zu rühren. Das Buch ‹Ecrits militaires de Mao Tse-Toung› dient ihm weitgehend als Vorbild für seine Ansichten. Die Beweggründe seines Verhaltens sind somit rein politischer Natur. Nach ständiger Praxis können jedoch nur wahrhaft ethisch-humanitäre Gründe, die den Täter in

118 Privatarchiv Martin Schwander: Schwander, Martin an Diggelmann, Walter Matthias: 20. 11. 1970.
119 Frau Hofers Storch 12. 1970.
120 Thuner Tagblatt: 9. 11. 1970.

zurück

eine schwere Gewissensnot führen, Anlass zur milderen Bestrafung nach Art. 81 Ziff. 2 MStG geben; der Täter muss dabei seine Entscheidung auf Grund seines eigenen Massstabes von Gut und Böse gefällt haben. Die Einstellung des Angeklagten gegenüber dem Staat und der Armee liessen jedoch darauf schliessen, dass seine Handlungsweise nicht auf diesem Massstab beruht, sondern an den Kategorien von Richtig oder Falsch orientiert ist. Doch auch wenn anderweitige höhere Beweggründe des Angeklagten vorliegen würden, könnte ihm das Gericht nicht zubilligen, sich in einer schweren Gewissensnot zu befinden, da er den Dienst nicht generell ablehnt, sondern bereit wäre, in einer nach seinen Worten wirklichen Volksarmee Dienst zu leisten.»[121]

Strafmildernd wirkten sich laut Urteil der gute Leumund und das Fehlen von Vorstrafen aus. Die Strafe wurde unbedingt ausgesprochen, obschon laut Urteil formell die Voraussetzungen für die Gewährung einer bedingten Strafe gegeben gewesen wären.[122] «Da jedoch nicht zu erwarten ist, dass die Strafe innere Umkehr des Verurteilten bewirken wird, muss damit gerechnet werden, dass ihn seine gegen die Landesverteidigung und gegen den Staat an sich gerichtete Grundgesinnung zu andern Delikten verleiten könnte, z. B. zu Ungehorsam gegen amtliche Verfügungen oder zu Ungehorsam gegen militärische und behördliche Massnahmen i. S. von Art. 107 MStG (vgl. MKGE 6 Nr. 27 E.2). Die Rechtswohltat des bedingten Strafvollzuges kann daher nicht gewährt werden.»[123] Eine bemerkenswerte Begründung. Dienstverweigerer Martin Schwander wird hier präventiv-vorsorglich mit Gefängnis bestraft, unbedingt, und zwar aufgrund von für die Zukunft vermuteten beziehungsweise wahrscheinlichen Delikten.

Am 15. Januar 1971 war es dann so weit: Martin Schwander hatte sich punkt 8.30 Uhr auf dem Statthalteramt in Burgdorf zwecks Strafantritt zu melden. Seine Strafe abzusitzen hatte er im Bezirksgefängnis Olten. Dies allerdings, ohne vorher je die schriftliche Urteilsbegründung des am 7. November 1970 gesprochenen Urteils erhalten zu haben.[124]

Der «Trumpf Buur» von Robert Weibel stellte in einem seiner bekannten Inserate derweil die Frage, ob die Schweiz «eine Nation von Dienstverweigerern»[125] sei. Die Antwort auf die rhetorische Frage gab er natürlich gleich selbst. Der «Trumpf Buur» sei besorgt, dass ein zufällig in der Schweiz weilender Ausländer, aufgrund der im Fernsehen und der Presse betriebenen Sensationshascherei um Fälle von Verweigerung des Militärdienstes, den Eindruck bekommen könnte, dass jeder zweite oder dritte Schweizer Dienstverweigerer sei. Dem stehe die Tatsache gegenüber, dass 1970 lediglich 120 Soldaten wegen einer Verweigerung vor Gericht gestanden hätten. Der publizistische Lärm um die wenigen Fälle von Dienstver-

121 Privatarchiv Martin Schwander: Urteil des Divisionsgerichts 10B.
122 Ebd.
123 Ebd.
124 Privatarchiv Martin Schwander: Kanzlei des Divisionsgerichts 10B an Schwander, Martin 23. 4. 1971.
125 Trumpf Buur: 3. 1971.

zurück

weigerung stehe im umgekehrten Verhältnis zur zahlenmässigen Bedeutung der Frage und es sei an der Zeit, der Gesellschaft klarzumachen, dass der Handvoll Dienstverweigerer eine Armee von Dienstwilligen aus Gewissensgründen gegenüberstehe, die ohne publizistischen Lärm ihre Pflicht und ihren Dienst an der Gemeinschaft erfüllten.[126]

Die Gesellschaft über eine Armee von Dienstwilligen aus Gewissensgründen ins Bild setzen? Eine Aufgabe, der sich damals unter anderem der Verein zur Förderung des Wehrwillens und der Wehrwissenschaft verschrieben hatte. Dieser Verein wurde 1956 durch die Gegner der Rüstungsbegrenzungsinitiative Chevalier ins Leben gerufen und war als politische Organisation zu sehen, deren Arbeit durch die Dr. Rudolf Farner Public Relations Agentur AG betreut wurde.[127] Es handelte sich dabei um dieselbe PR-Agentur, für die Diggelmann gegen Ende der 1950er-Jahre selbst in die Tasten gehauen hatte und die 1962 in seinem Roman «Das Verhör des Harry Wind»[128] prominent in den Mittelpunkt gerückt worden war. Diese Dr. Rudolf Farner Public Relations Agentur AG war damals die grösste PR-Agentur der Schweiz und eines von zwei von Rudolf Farner gegründeten Büros. Das zweite Büro war die Dr. Rudolf Farner Werbeagentur AG, ihrerseits das zweitgrösste Werbebüro der Schweiz. Beide waren schliesslich Teil der Dr. Rudolf Farner Holding AG. Deshalb wird rückblickend auch vom «Farner-Imperium» gesprochen.[129] Der Verein zur Förderung des Wehrwillens und der Wehrwissenschaft hatte laut Geschäftsführer Dominique Brunner die «Ausarbeitung und Verbreitung von Analysen, Beurteilungen und Kommentaren zur strategischen Entwicklung und Lage sowie zu den Möglichkeiten und Problemen unseres Landes»[130] zum Ziel. Neben gut zwei Dutzend Offizieren und Rüstungsindustriellen waren auch Gustav Däniker, der Direktor der genannten PR-Agentur und Rudolf Farner selbst Mitglieder des Vereins. Sie alle wollten in der Schweiz ein wehr- und vor allem rüstungsfreundliches Klima schaffen.[131] Deshalb wohl hat sich der Verein auch dem Thema Dienstverweigerung gewidmet. Die Nachforschungen des Vereins bildeten die Grundlage einer Nummer des «Schweizer Soldaten» im September 1971, die sich fast ausschliesslich diesem Themenbereich widmete. Und exakt diese Ausgabe steht im Mittelpunkt von Diggelmanns letzter intensiver Auseinandersetzung mit den Dienstverweigerern.

Der «Schweizer Soldat» hielt in Anlehnung an eine vom Verein zur Förderung des Wehrwillens und der Wehrwissenschaft und vom Meinungsforschungsinstitut Isopublic durchgeführte Studie fest, dass 75 Prozent des Schweizer Volkes Ja sagten zur Armee. Unter den übrigen 25 Prozent finde sich eine unbekannte

126 Ebd.
127 Frischknecht, Jürg; Haffner, Peter et al. (Hg.) 1979: Die unheimlichen Patrioten, S. 213.
128 Diggelmann, Walter Matthias 1962: Das Verhör des Harry Wind.
129 Frischknecht, Jürg; Haffner, Peter et al. (Hg.) 1979: Die unheimlichen Patrioten, S. 201.
130 Ebd., S. 213. Dort zitiert nach einem «Weltwoche»-Leserbrief von Dominique Brunner im März 1976.
131 Frischknecht, Jürg; Haffner, Peter et al. (Hg.) 1979: Die unheimlichen Patrioten, S. 213.

zurück

Menge an Personen, die aktiv und kompromisslos die Armee bekämpften und mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln versuchten, gegen die bewaffneten Kräfte vorzugehen.[132] Deshalb und weil von «einer kleinen Elite fanatisch Überzeugter»[133] eine Gefahr ausgehe, müsse man sich, so der «Schweizer Soldat», mit dieser Minderheit auseinandersetzen. «Diese Ausgabe unserer Zeitschrift macht Sie, liebe Leser, bekannt mit den Mitteln und Argumenten, die von den Gegnern der Armee eingesetzt werden, um die in Gesinnung und Meinung noch ungefestigte Jugend gegen die Armee, gegen den Widerstandswillen des Volkes und gegen unsere Demokratie mobil zu machen.»[134]

Der Leser wurde in der Folge auf knapp 25 Seiten konfrontiert mit Untersuchungen zum Phänomen der Dienstverweigerer. Einerseits wurden Ergebnisse der SAD-Fachgruppe für Wehrpolitik präsentiert. Sie hatte untersucht, wie die Jugend zur Landesverteidigung stand, und festgestellt, dass eine Krise der Autorität in der Gesellschaft, die Entfremdung vom Staat und von seinen Institutionen, die Konsum- und Wohlfahrtsgesellschaft, ein fehlendes Bewusstsein der inneren und äusseren Bedrohung und ein mangelnder Glaube an die Möglichkeiten der Landesverteidigung verantwortlich seien für die wachsende Wehrverneinung.[135] In der darauf folgenden, bereits erwähnten Umfrage des Vereins zur Förderung des Wehrwillens und der Wehrwissenschaft wurde neben vielen weiteren Ergebnissen darauf hingewiesen, dass sich diverse Künstler, Schriftsteller und Theologen von militanten Gruppen und der jungen Linken einspannen liessen. Besonders beliebte Mittel zur Verbreitung des Gedankengutes seien Flugblätter, Broschüren, Zeitungen, Demonstrationen und Unruheverbreitung. Die Umfrage hielt aber auch fest, dass es nicht darum gehe, den Teufel an die Wand zu malen und nur noch Provokationen der Linken zu sehen. Auch lange Haare seien noch kein Beweis für antimilitaristische Absichten. Wichtig sei vor allem, dass man informiert bleibe und sich der Herausforderung durch die Jugend bewusst sei.[136] Zum Schluss liess der «Schweizer Soldat» in Form einer Collage die Internationale der Kriegsdienstgegner und verwandte Institutionen mit früher publizierten Zeitungsartikeln zu Wort kommen. Walter Matthias Diggelmann wurde als einziger Schriftsteller wörtlich zitiert.[137]

Ob Diggelmann die Ausgabe per Zufall in die Hand bekam oder zu den Abonnenten des «Schweizer Soldaten» zählte, ist nicht mehr zu rekonstruieren. Was auch immer seine Beweggründe gewesen sein mögen, Diggelmann hat in zwei Texten auf die Septemberausgabe des «Schweizer Soldaten» reagiert. In einem für die Sendung «Carte Blanche» des Radio-Studios Basel aufgesetzten, vielleicht aber nie gesendeten Text befasste er sich mit der Frage des Friedens und kam direkt

132 Schweizer Soldat: 9. 1971.
133 Ebd.
134 Ebd.
135 Ebd.
136 Ebd.
137 Es ist eine Stellungnahme zu den Verstrickungen der neutralen Schweizer Armee mit der NATO.

zurück

auf die Frage der Dienstverweigerer zu sprechen.[138] An Chefredakteur Ernst Herzig war der Vorwurf gerichtet, seine Informationen lediglich beim antikommunistischen «Ost-Institut», beim Schweizerischen Aufklärungsdienst und bei Rudolf Farners Verein zur Förderung des Wehrwillens und der Wehrwissenschaft eingeholt zu haben. Zugleich griff Diggelmann den Aspekt der «Internationalität» der Kriegsdienstverweigerer auf und verwies darauf, dass es nicht um die Frage gehe, ob man die Schweiz mit Waffen verteidigen wolle, sondern viel allgemeiner um die Frage, ob man Kriege wolle. Er verstehe seinen Einsatz gegen Armeen sowohl als Aktion gegen die amerikanischen GI als auch als Einsatz gegen die Rote Armee.[139] «Soldat, glauben Sie mir, ist Soldat. Wenn der Mensch einmal in der Uniform steckt, wenn man ihm Schiessbefehle erteilt, wird er schiessen.»[140]

In einem Artikel in der «Neutralität», wahrscheinlich eine überarbeitete Version des eben zitierten Textes, wurde Diggelmann noch etwas konkreter. Nachdem er erläutert hatte, auf welche Erfahrungen er selbst zurückschauen könne, stellte er fest, dass die Dienstverweigerer es vermeiden möchten, einem militärischen Geist nachzuleben. Sie lehnten die Gewalt ab, seien Pazifisten und deshalb das Gegenteil der Militaristen. Pazifismus und Militarismus seien zwei Ideologien, die von zwei grundsätzlich verschiedenen Menschenbildern ausgingen. Der Pazifist verteidige sich nicht mithilfe einer Waffe, sondern gewaltlos. «Lernen wir in Rekrutenschulen und Wiederholungskursen den passiven Widerstand. Ich weiss, es ist sehr viel einfacher, Prügel auszuteilen, als Schläge einzustecken. Es ist viel, viel einfacher, die Handhabung eines Schiesseisens zu erlernen, als die eigene geistige und seelische Widerstandskraft zu fördern. Wir müssen bei all diesen Überlegungen selbstverständlich daran denken, dass die Gewaltlosigkeit auf internationaler Ebene spielen müsste. Doch immerhin: Wer wirft den ersten Stein nicht?»[141]

Für Diggelmann stand fest, dass der Fokus einer pazifistischen Friedensbewegung auf dem ersten Wort der Internationalen der Kriegsdienstgegner liegen müsste, denn die isolierte Aktion von Kriegsdienstverweigerern, so Diggelmann, würde niemals geschichtliche Relevanz erhalten. Es müsse darum gehen, die gesellschaftlichen Machtverhältnisse insgesamt und global zu verändern. Es gehe letztlich um die Frage nach Funktion und Zukunft der Armee generell.[142] «Wozu könnten wir die eines Tages brauchen? Zum Beispiel nicht nur, wie bis heute, um auf streikende Arbeiter zu schiessen. Man könnte ja mit der Armee auch einmal den Bührle-Konzern und die BBC und die Vereinigten der Basler Chemie besetzen und den Arbeitern übergeben.»[143]

138 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-6-09. Der Hinweis, dass die Arbeit wahrscheinlich nicht im Radio gesendet wurde, findet sich in einem Brief an Paul Ignaz Vogel, den Chefredakteur der «Neutralität». Diggelmann, Walter Matthias an Vogel, Paul Ignaz: 21. 10. 1971.

139 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-6-09.

140 Ebd.

141 Neutralität: 1. 1972.

142 Propaz: 3. 1972.

143 Ebd.

zurück

Diggelmann blieb seinem Engagement für die Dienstverweigerer bis zuletzt treu. Noch im Sommer 1975 engagierte er sich, fast 50-jährig, im «Komitee für demokratische Rechte in der Armee» und nahm an einer Demonstration gegen die Militärjustiz teil, die die hohen Strafen bei Dienstverweigerung thematisierte.[144]

3.3.2 Engagiert für Homosexuelle und Jugendstraftäter

«Gesucht: Gespräch»[145] – das schrieb Diggelmann am 1. November 1963 in der «Zürcher Woche» und mit diesen zwei Worten brachte er eines der zentralen Anliegen in seinem Verhältnis zu den sogenannten Minderheiten, Aussenseitern und Jugendlichen der 1960er- und 1970er-Jahre treffend auf den Punkt. Gespräche nämlich, die hat Diggelmann pausenlos gesucht – und meist auch gefunden. Platz genommen hat er nicht selten auf Stühlen, auf die sich nicht jeder gesetzt hätte. Die vielen Gespräche mit Aussenseitern waren es auch, durch die sich Diggelmann im grossen Stil von den meisten anderen Intellektuellen seiner Zeit unterschied. Nur wenige andere Intellektuelle haben sich, soweit es anhand des heutigen Forschungsstands zu beurteilen ist, so intensiv auf Minderheiten, Aussenseiter und Jugendliche eingelassen wie Diggelmann. Er wollte, das hat sich bereits im Kapitel zu den Dienstverweigerern gezeigt, jenen eine Stimme geben, die keine hatten. Im Folgenden soll, konsequent dem Konzept der Biographeme und den «Splittern der Erinnerung» folgend, auf sein Verhältnis zu einzelnen Vertretern der Hippie- und 68er-Generation, damals abschätzig nur die «Langhaarigen» genannt, eingegangen werden, ebenso auf sein Engagement in der Sache der Homosexuellen und der jugendlichen Straftäter.

«Gestern stand ich vor sehr jungen Menschen in einem unserer Freizeitzentren. Es waren nicht sehr viele Jugendliche gekommen. Und sie räkelten sich und lümmelten in den Stühlen, rauchten wie Fabrikschlote – wenn auch nicht alle –, und es mutete mich schon seltsam an, dass der Leiter dieser ‹Veranstaltung› erklärte, ich sei nicht etwa von mir aus hergekommen, sondern er hätte mich darum gebeten. Und dann hörte ich, dass einer sagte, das Thema, das ich da behandeln wollte, sei in höchstens fünf Minuten erledigt. Darüber gebe es wenig zu sagen. Ich fühlte mich keineswegs unbehaglich, aber ich gebe es zu, ich fühlte mich etwas unsicher. Und meine jungen Zuhörer – hörten sie mir überhaupt zu? – ermunterten mich nicht im Geringsten. Sie rauchten weiter ihre Zigaretten, räkelten sich und lümmelten auf ihren Stühlen, standen auch bedenkenlos auf, verliessen den kleinen Saal und kamen wieder zurück … Und ich, während ich versuchte, meine kleine Rede in Fluss zu halten, versuchte herauszufinden, was sich eben jetzt und hier eigentlich zutrug, versuchte, während ich als Redner vor den Stuhlreihen stand, mich als Hörer auf einem der Stühle zu sehen – mich zu hören. Und dann

144 Bundesarchiv: E 4320 C 1995/392, Bd. 244.
145 Zürcher Woche: 1. 11. 1963.

zurück

glaubte ich es plötzlich zu wissen, was sich jetzt und hier zutrug. Meine jugendlichen Zuhörer waren nicht hergekommen, um mir zuzuhören. […] Und während der Pause, kaum stand ich im Freien, die Luft schon herbstlich feucht, kam einer zu mir, und dieser eine wollte enorm viel wissen. Nur eines wollte auch er nicht: eine Rede. Er suchte das Gespräch. […] Und so begann nach der Pause die eigentliche Veranstaltung. Es begann das Gespräch. Bei weitem aber nicht nur zwischen mir und den Jungen. Da war ich mit einem Male auch nur einer von ihnen […] und meine Voten hatten nicht mehr Gewicht, nur weil sie von mir kamen. […] Wir haben viele, viele junge Menschen, die heute mit ihren fünfzehn, sechzehn und siebzehn Jahren erschütternd passiv, ja phantasielos sind – scheinbar. Sie sind es aber nicht in Wirklichkeit. Sie haben nur eines noch nicht gelernt: Das Gespräch.»[146]

Diggelmann verstand die Erkenntnis zugleich als Aufforderung an sich selbst. Und so kam es, dass er im «Züri-Leu» zwischen Februar 1969 und Dezember 1969 insgesamt zwei Dutzend «Gespräche an der Limmat» veröffentlichte. Mit dieser Rubrik wurde Diggelmann über den Raum Zürich hinaus bekannt und lieh, wie es Ehefrau Klara Obermüller einmal sagte, «denen seine Stimme, die selbst sprachlos bleiben mussten».[147] Als eine Art Anwalt, der als Sprachrohr ihre Sache in der Öffentlichkeit vertrat. Entstanden sind die «Gespräche an der Limmat» häufig aus spontanen Begegnungen heraus, aus Geschichten, die auf Diggelmann zugekommen sind. Personen wandten sich per Brief an Diggelmann mit ihren Sorgen, Problemen und Konflikten, oder sie begegnetem ihm in der Beiz, riefen in an, besuchten ihn oder schrieben einen Leserbrief. Und Diggelmann hat die Menschen ernst genommen, ihnen zugehört und Kolumnen dazu geschrieben.[148] «Mehr noch: er hat sich ihrer angenommen, sich für sie eingesetzt, nicht nur mit Worten. Manch eines dieser Gespräche hat sein Nachspiel gehabt, das literarisch nirgendwo mehr festgehalten ist. Beistandschaften, Fürsprachen bei Behörden, Vermittlung von Rechtshilfe und Ähnliches sind Mittel, mit denen Diggelmann seine Rolle als Schriftsteller weit hinter sich gelassen hat.»[149]

Die «Gespräche an der Limmat», sie behandelten nicht ausschliesslich die Geschichten der Jugendlichen. Mal ging es auch um einen Polizisten, um einen italienischen Gastarbeiter, um die Reichen oder um einen Aussteiger. Einen Aussteiger wie Tom zum Beispiel, der eigentlich Hans hiess und den Diggelmann auf dem Weg vom Tessin nach Zürich aufgelesen hatte, als Autostopper. Und auf dieser langen Fahrt nach Zürich, da erzählte Tom respektive Hans dem Diggelmann seine Lebensgeschichte. Sie kamen auf Toms Privat- und Eheleben zu sprechen, seine jetzige Scheidung, auf Toms Beruf und seine Ausbildung, auf sein Verhältnis zu den Eltern und auf die Gesellschaftsvisionen, für die Tom lebte. Auch von der Jugendzeit war die Rede und davon, wie Tom Mitglied einer Gang wurde.[150] Kurz,

146 Ebd.
147 Diggelmann, Walter Matthias 1978: Feststellungen, S. 55.
148 Ebd.
149 Ebd.
150 Züri-Leu: 3. 4. 1969.

zurück

es war, auf einer halben Zeitungsseite zusammengefasst, die Geschichte eines Aussteigers eben, eine Geschichte, wie man sie damals nicht täglich las.

Das Gleiche galt für das «Gespräch an der Limmat», das Diggelmann im August 1969 an der Zürcher Riviera führte – mit Niggi (17), Freddy (15), Claudio (15) und seinem Sohn Daniel (15). Er sprach mit den vier Jugendlichen über Schule, Beatmusik aus dem Untergrund, über russische und Schweizer Geschichte und über das Verhältnis zu den Erwachsenen und den Eltern. Niggi, der nebenbei gesagt die militärische Ausbildung für nichts anderes als eine andere Form der Prügelideologie hielt, berichtete von negativen Erfahrungen mit Erwachsenen und Lehrern. Die meisten seien hinterhältig und verlogen, sie gäben sich fortschrittlich und aufgeschlossen, aber der Schein trüge, wo immer möglich schlügen sie zu.[151] «Die Erzieher sollten sich einmal die Mühe nehmen und ihre Sprache, die sie uns gegenüber anwenden, analysieren. ‹Und überhaupt› sagen sie immer, wenn ihnen kein vernünftiges Argument mehr einfällt. Und uns gegenüber fällt den meisten Erwachsenen selten ein vernünftiges Argument ein …»[152] Die vier jugendlichen Gesprächspartner, sie trugen die Haare allesamt lang – und das war damals ein politisches Statement. Solange sich die Kurzgeschorenen über die Langhaarigen ärgerten, so ihr Credo, war dies allein Grund genug, die Haare lang zu tragen.[153] «Warum keine langen Haare? Jesus und alle früheren Päpste waren langhaarig»,[154] sagte Freddy und Daniel ergänzte: «Auf lange Haare passen keine Helme.»[155]

Sie beschäftigten Diggelmann auch nach dieser Begegnung noch, die langen Haare der Jugendlichen. Einmal berichtete er in der «National-Zeitung» von einem Gespräch mit seinem Sohn,[156] ein andermal sprach er von den «Linkshaarigen»[157] und immer suchte er den bewussten Dialog. «‹Warum setzt ihr euch ständig solchen Angriffen aus›, fragte ich meinen Sohn, ‹was solls denn?›. ‹Die Mörder von Auschwitz›, antwortet mein Sohn, ‹waren alles Kurzhaarige. Es kommt wohl nicht auf die Länge der Haare an, sondern darauf, was man ist und tut.› ‹Mich stören die langen Haare auch nicht, und ich trage sie selbst auch nicht sehr kurz, aber wenn du sagst, es komme nicht auf die Länge der Haare an, dann kannst du sie ja auch kurz tragen.› ‹Ich will aber nicht.› […] ‹Die Erwachsenen, die du meinst›, antwortete jetzt mein Sohn, ‹die würden, hätten wir keine langen Haare, schnell einen anderen Grund finden, um uns anzugreifen.›»[158]

Mit Nachdruck suchte Diggelmann, selbst Vater eines sogenannten Langhaarigen, hervorzuheben, dass auch Jugendliche mit langen Haaren einer richtigen, einer sinnvollen Arbeit nachgingen, dass sie aber vielleicht, was die Zukunft anging, für eine etwas andere gesellschaftlich-politische Vision einstanden. «Ei-

151 Ebd.: 21. 8. 1969.
152 Ebd.
153 Ebd.
154 Ebd.
155 Ebd.
156 National-Zeitung: 15. 8. 1971.
157 Züri-Leu: 26. 11. 1970.
158 National-Zeitung: 15. 8. 1971.

zurück

gentlich habe ich schreiben wollen ‹Die Langhaarigen›, aber meine Finger haben ‹Die Linkshaarigen› getippt, und nun, nachdem das geschehen ist, will ich den Titel nicht korrigieren. Allerdings unterstelle ich damit den Langhaarigen nicht, sie stünden links, sie seien Linke, höchstens, sie seien linkisch. Hingegen unterstellen viele meiner Mitbürger den Langhaarigen, sie seien Linke. Warum, ist mir rätselhaft. Ich komme zuweilen mit Linken zusammen, aber es sind kaum Langhaarige dabei. Im Gegenteil, und das mache ich den Linken ja auch zum Vorwurf: Sie sind meistens puritanischer als die Calvinisten. Sie sind kurzhaarig und lächeln kaum und stehen jedem Lustgewinn ablehnend gegenüber. […] Ich komme auch oft mit Langhaarigen zusammen. Mein eigener Sohn ist beispielsweise ein sehr Langhaariger. Mit wenigen Ausnahmen sind die Langhaarigen, mit denen ich jeweils zusammenkomme, freundliche, liebenswürdige, hilfsbereite junge Menschen. […] Mich irritieren die Kurzhaarigen. […] Es ist noch kein Jahr her, da betrat ich mit meinem Sohn in Zürichs Arbeiterviertel ein kleines Wirtshaus. Wir wollten eine Kleinigkeit essen. Doch wir bekamen beide nichts. Der dicke Wirt kam an unseren Tisch und sagte: ‹Schweine bedienen wir nicht.› Wir nahmen ein Taxi und fuhren zu Mama Zumsteg in die ‹Kronenhalle›, wo die Preise höher sind als im Wirtshaus im Arbeiterviertel. Mama Zumsteg, die in diesen Tagen den achtzigsten Geburtstag feierte (übrigens herzlichen Glückwunsch) kam auch an unseren Tisch und sagte: ‹Er hat aber wirklich schöne Haare.› Er hat auch wirklich schöne Haare, mein Sohn. […] Dennoch müssen mein Sohn und seine langhaarigen Freunde ohne Unterlass Entsetzliches über sich ergehen lassen. Sie glauben es wohl nicht, doch es ist die reine Wahrheit: Da versuchte mein Sohn per Autostopp von Basel nach Zürich zu fahren. Es hielt ein grosser Lastenzug an. Der Fahrer stieg aus, mein Sohn glaubte, der nehme ihn mit. Doch statt dessen langte der Fahrer meinem Sohn eine ’runter, dass ihm Sehen und Hören verging; das heisst, mein Sohn hörte noch, wie der Fahrer sagte: ‹Langhaariger Souhund.› […] Meine eigene Mutter, die weiss Gott tolerant ist, kommt mit den langen Haaren ihres Enkels auch nicht klar. Sie meint, das sei halt doch nicht so recht männlich. Im Schlafzimmer über den Betten hängt so ein richtiger Kitschhelgen: Jesus als guter Hirte im Ährenfeld. Ich führte meine Mutter wortlos vor den Helgen und sagte: ‹Der hat aber auch sehr lange Haare.› Sie errötete, lächelte unsicher, gab mir sanft eine Ohrfeige und sagte: ‹Das isch doch nöd s’gliich.›»[159]

Die gleiche Antwort erhielt Diggelmann jeweils, wenn er über Haschischkonsum sprechen wollte. Alkohol- und Nikotinsucht, das sei mit Drogensucht nicht zu vergleichen, so der Tenor, Haschisch sei stattdessen in die gleiche Kategorie einzuordnen wie die «harten Drogen» wie Opium, Morphium und Heroin. Dies jedenfalls hatte der Kassationshof des schweizerischen Bundesgerichts zu Beginn des Jahres 1972 entschieden. Mit dieser Einschätzung war Diggelmann alles andere als einverstanden. Er selbst wie auch sein Sohn hätten ihre «Hasch-Periode» hinter sich und das Fazit sei eindeutig: Hasch mache wirklich nicht süchtig, sei

159 Züri-Leu: 26. 11. 1970.

zurück

schlimmstenfalls einschläfernd. Alkohol sei da viel schlimmer. Doch über Alkohol rede man erst, wenn er am Steuer vorkomme, und man versteuere ihn ja auch, mache die besten Geschäfte mit dem Alkohol. Was Diggelmann beschäftigte: In einem der renommiertesten Renommierlokale, so meinte er, da sei der Griff zum Joint an der Tagesordnung, die Polizei sei dort trotzdem noch nicht gesichtet worden.[160] «Warum stehen bei uns eigentlich immer nur jugendliche ‹Hascher› vor dem Richter? Ich könnte jedem Richter eine lange Liste höchst prominenter Persönlichkeiten, darunter auch Richter, vorlegen, die entweder regelmässig oder unregelmässig ihren Joint zu sich nehmen. Die Öffentlichkeit würde sich wundern, was für Namen dabei zutage kämen.»[161] Diggelmanns Fazit: Vor dem Staat waren alle Bürger gleich – nur die Langhaarigen waren etwas ungleicher.[162]

Allen Eltern Hasch rauchender Kinder empfahl er, die Ursache des Übels bei sich selbst und nicht bei den Kindern zu suchen. Wenn Kinder psychisch krank seien, dann hätten sie diese Krankheit von den Eltern. Nicht der Sohn oder die Tochter müssten zum Psychiater, nein, die Eltern hätten ihn zu besuchen. Am meisten Heilung bringe aber vielleicht, wenn die Eltern sich auch einen Joint drehten und sich von ihren Kindern in die Kunst des «Jointens» einweihen liessen.[163] «Vielleicht müsste unsere Gesellschaft auch gelegentlich lernen, statt sich Sündenböcke zu halten, nach der Wurzel des Übels zu suchen.»[164]

Diggelmann war überzeugt, dass das Drogenproblem in der Gesellschaft nicht mit drakonischen Strafmassnahmen gelöst werden konnte,[165] für ihn gab es nur einen Weg, das Gespräch. In einem «Brief an einen Hasch-Raucher»[166] gestand Diggelmann ein, dass er mit seiner Alkohol- und Nikotinsucht nicht besser sei als die Haschraucher, dass aber die Tatsache, dass die Väter alkoholsüchtig seien, kein Grund sei, dass die Jugend rauschgiftsüchtig werden müsse. Auch wenn die Jungen gerne behaupteten, dass Drogen ein politisches Kampfmittel seien, treffe genau das Gegenteil zu: Rauschmittel verhinderten, dass die Jugend an der politischen Auseinandersetzung bewusst teilnehmen könne. Wer Ursachen und Fehler suchen, finden und bekämpfen wolle, der dürfe sich nicht einnebeln.[167]

Mit seinen «Gesprächen an der Limmat» schlüpfte Diggelmann regelmässig in die Rolle des anwaltschaftlichen Journalisten, der dem Jugendlichen eine Stimme gab, ein Gespräch anbot, eine Plattform schuf. Diese Jugendlichen standen in der Tradition einer vor allem in den USA kulthaft verehrten Gestalt, des «rebel without a cause». Ein Aufständischer, ein «Halbstarker» mit einem lebendigen Gesicht, der auf die gesichtslose Macht traf, wobei beide feststellten, dass sie einander

160 Du & Ich: 8. 1972.
161 Ebd.
162 Neutralität: 10. 1972.
163 Du & Ich: 8. 1972.
164 Ebd.
165 Neutralität: 10. 1972.
166 Züri-Leu: 21. 1. 1971.
167 Ebd.

zurück

nicht verstanden.[168] Über seine «Gespräche an der Limmat» und Bücher wie «Ich heisse Thomy»[169] wurde Diggelmann zum öffentlichen Vermittler zwischen der gesichtslosen Macht, man könnte auch sagen, der schweigenden Mehrheit, und der schweizerischen Variante des «rebel without a cause».

Die «Gespräche an der Limmat» zeichneten sich dadurch aus, dass Diggelmann Minderheiten zu Wort kommen liess. Ob er die Personen jedes Mal wirklich getroffen und befragt hat, ist im Rückblick nicht ohne Weiteres zu klären. Wenn er den Gefängniswärter sagen liess, dass die Gefängniswärter kaum eine Ausbildung erhielten, ja nur den entsprechenden Leumund haben müssten, um an eine Stelle zu kommen, wenn er ihn sagen liess, dass alle Wärter ihr Amt anträten, ohne eine Ahnung zu haben, was zu tun sei, dann ist nicht sicher, ob der Gesprächspartner von Fakten berichtete oder Diggelmann dem Sprechenden Sätze in den Mund gelegt hat.[170] Es bleibt unklar, wie stark die «Gespräche an der Limmat» fiktive Elemente enthielten. Klara Obermüller hat in einem Interview einmal gesagt, sie denke, dass die Gespräche in irgendeiner Form stattgefunden hätten. «Unter Umständen sind es auch Mosaike gewesen: Dass er Elemente vom einen und vom andern verbunden hat und selber dann etwas Drittes daraus gemacht hat. Aber sie hatten sicher immer einen authentischen Kern. Er konnte nämlich nichts erfinden. Ohne eigene Biographie, ohne Freunde und Verwandte, Begegnungen und Kontakte auf der Strasse, im Tram oder in der Beiz hätte er nicht schreiben können.»[171]

Wenn Diggelmann einen jungen Mann aus Zürich vom Globuskrawall berichten liess in seinem «Gespräch an der Limmat»,[172] dann bot er aber auch dem konformistischen Pendant zum kiffenden Langhaarigen oder zum protestierenden Jugendlichen eine Plattform, dem Ordnung wahrenden Polizisten. Wenn er mit einem Offizier sprach, der seit 38 Jahren im Polizeikorps stand, dann widmete er auch ihm ein «Gespräch an der Limmat» – war überrascht, wie menschlich und offen der Polizist auftrat, und diskutierte mit ihm schliesslich, ob die Demokratie auch im Alltag der Polizei zu praktizieren sei.[173] Oder Diggelmann traf sich mit der Frau eines Polizisten und fragte sie, wie es sei, mit einem Polizisten verheiratet zu sein. Er zeichnete das Bild eines menschlichen Polizisten, der Familie hat, der Zeit mit seinen Kindern verbringt und der den Nächsten mehr liebt als sich selbst.[174] Teilweise scheint es, als würde Diggelmann erst im Gespräch mit Polizisten klar, dass nicht jeder Polizist ein Schläger war – «Polizisten wie Du und ich»[175] – und

168 Von Matt, Peter 2001: Die Tintenblauen Eidgenossen, S. 46. / Der Begriff «Rebel without a cause» wurde 1955 geprägt, als Regisseur Nicholas Ray einen gleichnamigen Film zum Thema der «Halbstarken» produzierte; mit James Dean in der Hauptrolle.

169 Diggelmann, Walter Matthias 1973: Ich heisse Thomy.

170 Züri-Leu: 19. 6. 1969.

171 Klara Obermüller im Interview mit Ruth Scherrer, zitiert in: Scherrer, Ruth 2005: «1968» – und dann?, S. 83.

172 Züri-Leu: 31. 7. 1969.

173 Ebd.: 20. 2. 1969.

174 Ebd.: 7. 5. 1970.

175 Ebd.: 1. 10. 1970.

zurück

dass Medien und Politik ein unvollständiges Bild des Polizisten gezeichnet hatten im Anschluss an die Ereignisse von Zürich Ende Juni 1968.[176]

Thema seiner Kolumnen war auch die ältere Generation. So zum Beispiel am 8. Mai 1969, als Diggelmann mit dem Jugendlichen Hans über dessen Eltern redete und Hans konstatierte, er glaube, dass die Generation seiner Eltern schlicht überfordert sei. Früher, da habe man doch einfach Kinder auf die Welt gestellt, sich nichts dabei gedacht und darauf vertraut, dass die Welt funktioniere wie in den letzten hunderttausend Jahren. Es habe ja immer alles irgendwie funktioniert und werde darum wohl auch in Zukunft funktionieren. Aber dann seien sie überrumpelt worden, von der Atombombe, dem Überschallflugzeug, dem Fernsehen.[177] Dazu Hans: «Ich meine, wir sind darum ganz andere Menschen als die Generation vor uns. Uns kann man nicht so schnell etwas vormachen. Im Fernsehen sehen wir die Olympischen Spiele in Mexiko, wir sehen die Explosionen in Saigon, wir sehen die knüppelnde Polizei in Berlin, wir sehen die Revolution der Pariser Studenten, wir sehen die ermordeten Kennedy und Martin Luther King … und dann, ja dann kommen unsere Eltern und wollen uns eine heile Welt anbieten, die sie wahrscheinlich aus dem letzten Jahrhundert herübergerettet haben. Die Erwachsenen haben einfach keine Phantasie. Sie sind gewohnt, so erzogen, die Welt in einzelne übersichtliche Teile einzuteilen. Das Wissen besteht für sie aus Fächern. […] Nicht wir Jungen sind ein Problem. Nicht wir Jungen haben schwere, unlösbare Konflikte. Die Alten haben Probleme, *sie sind ein Problem*, die werden nicht fertig mit der neuen Welt, und weil sie damit nicht fertigwerden und dadurch ihre Einrichtungen ablehnen und eigene aufstellen wollen, greifen sie einfach zu den Knüppeln und versuchen uns zusammenzuhauen.»[178]

Sicher, Diggelmann liess hier Hans sprechen, überliess es seinem Gesprächspartner, den Habitus des «Alten» nachzuzeichnen. Dass aber auch Diggelmanns persönliche Auffassung sehr nahe bei der Meinung von Hans lag, offenbarte sich nur drei Monate später, im August 1969, als Diggelmann den Artikel «Die Konterrevolution der Alten»[179] zu Papier brachte und Aussagen von Hans fast eins zu eins übernahm.

Diggelmanns Text ist eine radikale Abrechnung mit der eigenen Generation, mit den «Alten» und ihrer so herrlich und systematisch geordneten Welt, in der alles stimmte. Dieser «heilen Welt», in der die rebellierende Jugend nur eines war, nämlich ein störendes Element, stellte Diggelmann die Welt der Jugend gegenüber. Diese sei weder übersichtlich noch geordnet und doch verbinde diese protestierende Jugend eine grosse Sehnsucht: das Verlangen nach Freiheit.[180] «Und wenn die Jungen Freiheit sagen, dann meinen sie Menschlichkeit, und wenn sie Menschlichkeit sagen, meinen sie Natürlichkeit, sie meinen tatsächlich die klassenlose Gesell-

176 Ebd.: 20. 8. 1970.
177 Ebd.: 8. 5. 1969.
178 Ebd.
179 ZW-Sonntags-Journal: 9./10. 8. 1969.
180 Ebd.

zurück

schaft, klassenlos in der umfassendsten Bedeutung dieses Wortes. […] Die Jungen sehen nicht ein, weshalb sie den Alten kritiklos gehorchen sollten. […] Die Alten haben die Welt eingeteilt und katalogisiert. Aber die Jungen lassen sich nicht mehr betrügen und belügen. Sie sehen, erleben und erfahren die Welt in ihrer Totalität. Unsere Kommunikationsmittel entlarven die Alten. […] Das Problem, das die Alten das Problem der rebellierenden Jugend nennen, ist in Wahrheit das Problem der konterrevolutionären Alten. Wer vom Aufstand der Jungen spricht, muss im gleichen Atemzug auch vom Aufstand der Alten sprechen. Denn ist das kein Aufstand, ist das keine echte Konterrevolution, wenn die Alten eine bis an die Zähne bewaffnete Polizeimacht gegen die Jugend einsetzen, die lediglich Freiheit fordert und im schlimmsten Fall den Verkehr lähmt für einige Stunden?»[181]

Diggelmann erkannte einen Generationenkonflikt, der vielleicht zu lösen wäre, sofern die Bereitschaft zum Dialog auf beiden Seiten vorhanden war. Die jungen Menschen, so Diggelmann, fühlten sich unbehaglich, verloren und verraten. Und doch waren sie auf der Suche nach dem Dialog mit der älteren Generation, dies hatte Diggelmann bereits in einem Vortrag betont, den er am 5. Juni 1968 auf Einladung der progressiven Mittelschüler an der Kantonsschule Zürich-Freudenberg gehalten hatte. «Doch das Gespräch gelangt selten über nichtssagende Phrasen hinaus. Man könnte ebensogut übers Wetter reden miteinander. Und so gehen die Jungen auf die Strassen, sie demonstrieren, und das versteht die ältere Generation in der Regel nicht.»[182]

Diggelmann hat sich ab den späten 1960er-Jahren konsequent und regelmässig mit der Jugend und ihren Anliegen auseinandergesetzt und sich den damit verbundenen Themen gestellt. Auch dem Thema Sexualität, welches für Teile der Jugendbewegung der 1960er- und 1970er-Jahre ein sehr wichtiges Experimentierfeld wurde – nach der Marktlancierung der Antibabypille wollten sie sich der bigotten Prüderie der 1950er-Jahre entledigen und hofften auf gesellschaftliche Veränderung durch sexuelle Befreiung –, ging Diggelmann nicht aus dem Weg. Er hat die Sexualität, manchmal auch nur am Rand, immer wieder thematisiert. Und allein schon indem er darüber sprach oder das Thema in seine Artikel und Bücher einbaute, brach er in der damaligen Schweiz ein Tabu. Für Diggelmann war es engagierte, vom Leben ausgehende Literatur, für die Öffentlichkeit war es eine Störung der Ordnung und der Sittlichkeit. Dies galt zum Beispiel für sein Buch «Ich heisse Thomy»,[183] wo Diggelmann den Protagonisten Thomy an einer Stelle sagen lässt: «Bei uns, ich meine, in unserer Kommune, haben wir nie Streit. Wir sagen uns gegenseitig auch keine Worte, die zum Beispiel zwischen mir und meinem Vater gesagt werden. Wir sagen nie, du bist ein Arschloch, wir sagen eigentlich auch nie, jetzt gehe ich vögeln oder, gestern habe ich gevögelt. Wir fragen uns gegenseitig

181 Ebd.
182 Neutralität: 6. 1968.
183 Siehe zur Rezeption des Buches «Ich heisse Thomy» auch Kapitel 3.1.3.

zurück

aus, der eine fragt den anderen, warum bist du so, warum hast du das getan, weshalb tust du das nicht. Wir sagen höchstens, wir haben Liebe gemacht.»[184]

Dass man über Sexualität sprach und dann das Wort «vögeln» ins Gespräch brachte, war ein Tabubruch. Diggelmann war, soweit es die Überschau erlaubt, im Feld der damaligen Linksintellektuellen einer der wenigen, die sich konstant und relativ regelmässig dem Phänomen der Sexualität und dem Dialog darüber zugewandt haben.

Diggelmann versuchte, seine Beobachtungen und Bemerkungen stellenweise mit Erkenntnissen der Wissenschaft zu untermauern, vermutlich um klarzustellen, dass nicht er, sondern die Öffentlichkeit falsch umging mit Fragen zur Sexualität. Anfang August 1968 hielt Diggelmann in einer seiner «WMD»-Glossen fest, dass der Geschlechtsakt für den seelisch gesunden Menschen keine Ersatzhandlung, kein Rauschgift sei, sondern vielmehr ein Teil seiner Natur, den die Jugendlichen furchtlos vollziehen können sollten, sobald es deren Entwicklung ihnen gestatte.[185] «Der geschlechtlich reife Mensch onaniert. Warum soll er nicht die Möglichkeit zum Beischlaf haben? Das ‹Du sollst nicht› ist nur einmal mehr eine jener autoritären Haltungen der Erwachsenen, die sich gegen die freiheitliche Entwicklung des Menschen richtet.»[186] Im Besonderen beschäftigte dies Diggelmann, weil er zum Schluss kam, dass der sogenannte gute Bürger zwar Prostituierte besuche, zugleich aber gegen sie schreie, zwar Sexfilme anschaue, aber die Zensur der gleichen Filme befürworte. Und der gute Bürger, er onaniere, weil es mit der angetrauten Ehefrau nicht klappt, angeheizt durch Fotos von nackten Frauen, die in Zeitschriften mit Massenauflagen erschienen, die von gutbürgerlichen Verlegern herausgegeben werden, welche gegen Pornografie, Sexwelle und Homosexualität seien.[187] Mit all dem war Diggelmann nicht einverstanden: «Wer die Sexualität bekämpft, in welcher Form sie auch immer vorkommt, bekämpft die Liebe.»[188]

Als Basis für seine Aussagen stützte sich Diggelmann nach eigenen Aussagen teilweise auf den Psychoanalytiker und Soziologen Wilhelm Reich und dessen Buch «Die sexuelle Revolution». Es handelte sich dabei um eine Neuauflage des 1936 veröffentlichten Buchs «Die Sexualität im Kulturkampf» und war eines von zwei Büchern Reichs, die in den 1960er-Jahren zu Bestsellern wurden. Das andere war eine Neuauflage von «Die Funktion des Orgasmus». Neben Reich nannte Diggelmann als Quellen auch Arno Placks «Die Gesellschaft und das Böse» und Margaret Meads «Leben in der Südsee. Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften».[189] Sich auf diese Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler abstützend kam Diggelmann unter anderem zum Schluss, dass die monogame Ehe dem Menschen grundsätzlich wesensfremd sei und die befreite Sexualität einem natürlichen

184 Diggelmann, Walter Matthias 1977: Ich heisse Thomy, S. 11.
185 Neue Presse: 2. 8. 1968.
186 Ebd.
187 Du & Ich: 5. 1972.
188 Ebd.
189 Neue Presse: 17. 9. 1968.

Bedürfnis entsprechen musste – und dies, sobald der Körper geschlechtsreif war.[190] Insbesondere das 1965 veröffentliche Buch von Margaret Mead zog Diggelmann wiederholt heran, um nahezulegen, dass Teenager und Jugendliche die geschlechtliche Liebe erleben können sollen, sobald sie geschlechtsreif sind.[191] Wenn man die geschlechtliche Liebe verteufle und tabuisiere, dann, das die Meinung Diggelmanns, sei das falsch. Vielmehr müsse man es so manchen wie die Menschen in der Südsee, die Mead untersucht hatte. «Diese ‹primitiven› Völker kennen keine Kriminalität, keine Kriege!», so Diggelmann. «Ich weiss: ich habe vor dreissig Jahren die Kantonsschule Chur besucht. Auch uns hat man die geschlechtliche Liebe verteufelt. Dafür waren wir gute Kadetten und führten Onanie-Wettbewerbe durch und für Mädchen und Frauen hatten wir lediglich Verachtung übrig. Wieviele Ehen meiner Generation später gescheitert sind aufgrund dieser Erziehung weiss ich nicht, ich weiss nur, dass ich keinen Schulkameraden aus jener Zeit antreffe, in dessen Räderwerk der Ehe nicht zumindest der Sand knirscht.»[192]

In Interviews, wie beispielsweise im Gespräch mit Ruth Schmid und Max Lüscher von «Elle» am 15. Februar 1976, sprach Diggelmann, zusammen mit seiner Lebenspartnerin Klara Obermüller für damalige Zeit ungewöhnlich offen über Sexualität:

«Lüscher: Hat sich Ihnen jetzt eine dritte Art der erotischen Begegnung eröffnet?
Diggelmann: Ja. Schon. Es ist wahnsinnig viel schöner, mit einer Frau zu schlafen, mit der man auch ganz profund diskutieren kann, mit der man auch beruflich eine Gemeinschaft haben kann.
Lüscher: Inwiefern ändert sich das erotische Erleben – wenn man mit einer Frau schläft, mit der man auch diskutieren kann? Was ändert sich?
Diggelmann: Ich muss das auf einem Umweg erklären. Ich kam bei der Eliane [zweite Ehefrau] allmählich in eine starke Isolation, und das führte zu permanenten Depressionen. Und ich habe diese Depressionen teilweise überwinden können durch – ich sage es jetzt einmal ein bisschen brutal – Beischlaf.
Lüscher: War dann wieder ein Verbundenheitsgefühl da?
Diggelmann: Ja, aber das hat eben leider dann aufgehört, im Moment, wo der Orgasmus stattgefunden hat. Aber das hat sich jetzt, abgesehen von der Krise vor zwei Jahren, geändert. Ich habe die Depressionen überwunden.»[193]

Diggelmann setzte sich auch für die gleichgeschlechtliche Liebe ein, das war für die damalige Zeit aussergewöhnlich. Am 4. August 1968 – die Bewegungen der Schwulen und Lesben steckten zu diesem Zeitpunkt noch in den Anfängen –, fragte Diggelmann in einer seiner Kolumnen zum Thema Sexualität, warum es denn in der

190 Ebd.
191 Züri-Leu: 22. 1. 1970.
192 Ebd.
193 Elle: 15. 2. 1976.

Gesellschaft so viele unglückliche Homosexuelle gebe.[194] Ein anderes Mal machte er die Geschichte zweier sich liebenden Maturanden, die aufgrund ihre homosexuellen Neigung von der Schule gewiesen und zur Schau gestellt worden waren, zum Ausgangspunkt einiger grundlegender Gedanken zur Frage der Liebe.[195]

Anfang der 1970er-Jahre thematisierte Diggelmann Homosexualität als einer der ganz wenigen Intellektuellen; in der breiten Gesellschaft war Homosexualität noch nicht «angekommen». Weder die männlichen noch die weiblichen Homosexuellen waren als Schwule respektive Lesben im Alltag präsent.

Dies obwohl knapp dreissig Jahre zuvor, am 1. Januar 1942, das schweizerische Strafgesetzbuch in Kraft getreten war und darin homosexuelle Akte unter Erwachsenen erstmals nicht mehr als kriminell betrachtet wurden. Damit bekam die Schweiz in Bezug auf Homosexualität eines der fortschrittlichsten Gesetze Europas. Nach wie vor untersagt blieben die Verführung von Minderjährigen und männliche Prostitution. Aber das geschriebene Gesetz und die gelebte Realität der Homosexuellen waren zwei paar Schuhe und bis homo- und heterosexuelle Beziehungen bei einheitlichem Schutzalter von sechzehn gleich behandelt wurden, würde es noch weitere 50 Jahre dauern. Nachdem in den 1920er- und 1930er-Jahren bereits erste kurzlebige Homosexuellengruppierungen aufgekommen waren – zum Beispiel in Luzern (1922), in Zürich (1925/31) und in Basel (1931/32) –, konnte die Schweizer Homosexuellenbewegung in den 1940er- und 1950er-Jahren erste kleine Erfolge verbuchen. Das überarbeitete Strafgesetzbuch gab wichtige Impulse, und wenn auch vieles Untergrundcharakter behielt und weiterhin im Verborgenen und nur für Insider zugänglich stattfand, nahm die Vernetzung unter den Homosexuellen zu. Man fing an, sich zu organisieren. Allerdings blieb diese Entwicklung, abgesehen von wenigen Ausnahmen, vornehmlich auf die männlichen Homosexuellen beschränkt. Aus der in den 1930er-Jahren gegründeten «Abonnenten-Vereinigung» (sie hiess zuerst «Schweizerisches Freundschaftsbanner», später «Liga für Menschenrecht») wurde 1943 der Lesezirkel Der Kreis. Zentrale Figur war von Anfang an Karl «Rolf» Meier, einer der «Väter» der Schweizer Schwulenbewegung. Die Maskenbälle des Kreis erhielten immer grösseren Zulauf und die gleichnamige Zeitschrift «Kreis» gewann immer mehr Abonnenten. Zu Bestzeiten zählte das Heft «Kreis» gegen 2000 Abonnenten, wobei ein Drittel davon im europäischen und nordamerikanischen Ausland lebte. Das Cabaret Cornichon, in dessen Reihen bekannte Homosexuelle mitwirkten – Karl Meier war bei über 5000 Vorstellungen dabei –, feierte in der Schweiz Riesenerfolge und bald durften auch homosexuelle Darsteller im europaweit berühmten Zürcher Schauspielhaus auftreten. Allerdings folgte auf diese Hochjahre in den späten 1950er- und den frühen 1960er-Jahren grosse Ernüchterung. Nachdem 1957 kurz nacheinander zwei Homosexuelle von Strichern ermordet worden waren – die Medien berichteten mit homophoben Untertönen über die Morde und machten die Opfer

194 Neue Presse: 4. 8. 1968.
195 Züri-Leu: 22. 1. 1970.

zurück

kurzerhand zu Tätern –, entbrannte eine ordnungspolitische Wut gegen die Homosexuellen. Strichjungen und ihre Kunden wurden verfolgt, einschlägige Treffpunkte der homosexuellen Subkultur wurden überwacht und ein Homosexuellenregister wurde angelegt. An die Polizei ging die Forderung, endlich mit dem «eisernen Besen» aufzuräumen, was prompt in gross angelegten Razzien an allen bekannten Treffpunkten von Homosexuellen in Zürich, Basel, Bern und weiteren Orten mündete.[196]

«Hunderte wurden zusammengetrieben, auf Posten gebracht und mit allen Personalien und Fingerabdrücken registriert: die berüchtigten Homo-Register füllten sich. Zudem wurden – wegen grassierender Syphilis unter den Schwulen – vor allem in Zürich zwangsweise nicht anonyme Bluttests vorgenommen»,[197] heisst es dazu in einem der Standardwerke zur Geschichte der Schwulenbewegung in der Schweiz. All diese Massnahmen gipfelten 1960 in einem von den städtischen Behörden verordneten Tanzverbot für die Organisation Der Kreis. Das war der Anfang vom Ende – zumindest für den Kreis. Die Grossanlässe und Bälle konnten nicht mehr durchgeführt werden, die Abonnentenzahlen des gleichnamigen Heftes gingen, auch aufgrund neuer Konkurrenzprodukte aus dem Ausland, stark zurück. Im Dezember 1967 gingen Heft und Organisation ein.[198]

Auf diesen Tiefpunkt der Homosexuellenbewegung folgte mit den unter der Chiffre «68» zusammengefassten Ereignissen aber praktisch nahtlos der Startschuss für eine Hochphase der schweizerischen Homosexuellenbewegung. In Fachkreisen ist auch von «neuem Aufbruch»[199] die Rede. Der Verein Club68 wurde gegründet, dazu eine unter dem gleichen Namen laufende Zeitschrift lanciert. Der Club68 mündete im April 1971 in die national ausgerichtete Schweizerischen Organisation der Homophilen (SOH). SOH war die Vorgängerorganisation des heute bestehenden nationalen Verbundes Pink Cross und es war kein Zufall, dass der Verbund 1971 einen neuen Namen erhielt. 1971 und 1972 waren zwei Schlüsseljahre der homosexuellen Bewegung. 1971 wurde von Studenten der beiden Hochschulen Zürichs das schwul-lesbische Zentrum Zabriskie Point ins Leben gerufen – benannt nach Michelangelo Antonionis gleichnamigem Kultfilm aus jener Zeit. Auf die Gründung des «Zabi» folgte am 22. März 1972 die Gründung der Homosexuellen Arbeitsgruppen Zürich (HAZ). Dieses Datum wird als Geburtsstunde der studentischen Homosexuellenbewegung der Schweiz gehandelt. Initialzündung war wenige Wochen zuvor die erste öffentliche Aufführung des vom jungen deutschen Filmemacher Rosa von Praunheim produzierten Fernsehfilms «Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt».

196 Eine einschlägige Quelle zur Geschichte der Schweizer Homosexuellen ist die von Ernst Ostertag massgeblich mitgestaltete Internetseite http://schwulengeschichte.ch. / Siehe zur Geschichte der Homosexuellen ausserdem das Schwulenarchiv Schweiz im Sozialarchiv in Zürich. Ausserdem Ostertag, Ernst; Rapp, Röbi 2009: Es geht um Liebe, S. 7–9. / Walser, Erasmus 2013: Homosexualität. / Ostertag, Ernst 2005: 170 Jahre bewegte Schweizer Schwule.

197 Ostertag, Ernst; Rapp, Röbi 2009: Es geht um Liebe, S. 9.

198 Ebd.

199 Ostertag, Ernst 2005: 170 Jahre bewegte Schweizer Schwule.

Praktisch zeitgleich, im Februar 1972, brachte die SOH mit «Hey» die Nachfolgezeitschrift des «Club68» heraus. «Hey» sollte bis 1984 das Organ der SOH bleiben. Daneben wurden weitere, zum Teil provokative Magazine wie «Anderschume» ins Leben gerufen.[200]

Von einer öffentlichen Debatte über Homosexualität war man im Frühjahr 1972 trotz der beachtlichen Initiativen und Gruppengründungen nach wie vor weit entfernt. Auch wenn die allgemeine Individualisierung des Lebensstils nach 1970 die Schwulen- und Lesbenemanzipation in Gang brachte, blieb das Thema weiterhin tabuisiert. Erst mit dem TV-Doku-Drama «Die Konsequenz» des Journalisten Alexander Ziegler, mit der berühmten «Telearena»-Ausstrahlung vom 12. April 1978,[201] mit der am 24. Juni 1978 lancierten (und seither jährlich stattfindenden) Sommerdemonstration zum «Christopher Street Day» und mit der Sammlung von 5500 Unterschriften gegen das Homosexuellenregister wurde Homosexualität in grossem Stil und schweizweit zum Debattierstoff. Schnell wurde das Zebra, das im Sprung einem Löwen ins Genick beisst, zum Symbolbild.[202]

Wer die «Telearena»-Sendung von 1978 heute schaut, stellt ernüchtert fest, dass der Glaube, Homosexualität sei therapierbar, und die Überzeugung, Homosexualität sei eine sündhafte Abweichung von gottgewollten, naturgesetzlichen Verhaltensnormen, damals immer noch allgemein verbreitet waren. Der Homosexuelle musste krank sein, so die These des bürgerlich-konservativ und religiös geprägten Lagers. Vor diesem Hintergrund kann es nicht verwundern, dass ein Teil der homosexuellen Diskussionsteilnehmer der «Telearena»-Sendung maskiert auftraten; sie wollten unerkannt bleiben, weil sonst Jobverlust drohte.[203]

Dennoch erhielten die Homosexuellen durch die «Telearena» des Schweizer Fernsehens eine vorher nicht da gewesene Medienaufmerksamkeit. Die Einschaltquote war mit 1,4 Millionen Zuschauern sehr hoch und das Echo auf die Sendung in den Medien gewaltig. Ebenfalls zu Wort gekommen war in der Sendung eine Minderheit in der Minderheit, die weiblichen Homosexuellen. Sprechen durften sie zwar nur während 13 von über 120 Minuten – Homosexualität wurde Ende der 1970er-Jahre als mehrheitlich männliches Phänomen wahrgenommen –, mit ihrem Satz «Das macht mi suur, Herr Indermuur» wurde Heidi Oberli aber zur öffentlichen Person. Lesbische Aktivistinnen hatten bereits Wochen zuvor als Block an der nationalen Frauendemonstration zur Gleichberechtigung der Frau in Frei-

200 Ostertag, Ernst; Rapp, Röbi 2009: Es geht um Liebe, S. 9 f.

201 Siehe dazu Kapitel 3.5.1.

202 Walser, Erasmus 2013: Homosexualität. / Ostertag, Ernst; Rapp, Röbi 2009: Es geht um Liebe, S. 53. Gefordert wurde mit der von 5500 Personen unterzeichneten Petition 1. die ersatzlose Streichung der diskriminierenden Bestimmungen im zivilen und im militärischen Strafgesetz, 2. das Verbot der polizeilichen Registrierung von Personen nur aufgrund ihrer Homosexualität, etwa nach dem Muster Zürichs, und die Vernichtung der bestehenden sogenannten Homoregister, 3. völlige Gleichberechtigung am Arbeitsplatz, insbesondere freie Betätigung im öffentlichen Dienst ohne Behinderung, 4. faires Verhalten der Presse, vor allem keine Sensationshascherei in der Berichterstattung.

203 Die «Telearena»-Sendung zu Homosexualität ist im Internet auf SRF Play und Youtube in voller Länge zugänglich, www.youtube.com/watch?v=SRC40P0W7S8, abgerufen am 12. 9. 2020.

zurück

burg teilgenommen. Unter ihnen auch die «Lesben Initiative Bern», die mit dem Transparent «Wir haben es satt totgeschwiegen zu werden» auf sich aufmerksam machte. Die lesbischen Frauen bezeichneten die Homosexualität als politisches Problem. Wenn in einer Gesellschaft nur heterosexuelle und monogame Paarbeziehungen erlaubt seien, immerzu von der Kleinfamilie die Rede sei, dann seien nicht die Homosexuellen, sondern die Grundlagen der Gesellschaft, die Gesellschaftsstrukturen, das Problem. Diese gesellschaftspolitischen Argumente blieben 1978 vorläufig unverstanden.[204]

Im Frühjahr 1972, sechs Jahre vor der «Telearena»-Sendung zu Homosexualität und sieben Jahre vor der Vernichtung des Homosexuellenregisters im Februar 1979, schrieb Walter Matthias Diggelmann seine allererste Kolumne für «Du & Ich». «Du & Ich» war das erste Schwulenmagazin Deutschlands und zwischen März 1972 und August 1973 würde Diggelmann nicht weniger als 18 Kolumnen für das Heft schreiben. Weil das offenbar brisant war, hielt Diggelmann gleich im ersten Beitrag fest, dass «das, was ich heute und in Zukunft in dieser Zeitschrift zur Sprache bringe und bringen will, nicht im Auftrag der Redaktion oder des Verlages, oder irgendeiner Partei geschieht […], dass niemand mich gezwungen hat, für die Zeitschrift ‹du&ich› zu schreiben […].»[205]

Das Monatsmagazin war am 1. Oktober 1969 zum ersten Mal mit dem Untertitel «Grosses Magazin für Freunde von Heute» im Kleinformat DIN-A5 erschienen. Zur Zeit, als Diggelmann seine monatlichen Kolumnen schrieb, war der Schweizer Alexander Ziegler Chefredakteur.[206] Ziegler, selbst bekennender Homosexueller, war wegen einer Beziehung zu einem 16-Jährigen 1966 zu einer zweieinhalbjährigen Haftstrafe verurteilt worden und veröffentlichte 1970 den autobiografischen Roman «Labyrinth».[207]

Ziegler war offenbar mit ein Auslöser gewesen, dass Diggelmann als Kolumnist bei «Du & Ich» anheuerte – obwohl er ihm nie zuvor persönlich begegnet war. Diggelmann schätzte die Publizistik Zieglers sehr, besonders beeindruckt hatte ihn ein «offener Brief» Zieglers an Willy Brandt. Der zweite Grund, warum sich Diggelmann bei «Du & Ich» meldete, war eine Reportage der Television Suisse Romande gewesen, die sich mit dem Phänomen der Homosexualität auseinandergesetzt hatte. Ihre Ausstrahlung hatten religiöse Kreise verbieten lassen

204 Ammann, Ruth 2008: Bewegung in der Bewegung, S. 198–203. / Bei der Demonstration handelt es sich um die Frauendemonstration zum «3. Internationalen Kampftag der Frau». Die Frauenbefreiungsbewegung (FBB) hatte diesen Kampftag 1975 wiederbelebt, und zwar in Anlehnung an den ab 1910 durchgeführten, aber irgendwann in Vergessenheit geratenen Internationalen Kongress der sozialistischen Frauen. Als die Frauen am 15. März 1975 auf die Strassen gingen, handelte es sich um die erste Frauendemonstration in der Schweiz seit 1927. Dazwischen lagen fast 50 Jahre. 1975 forderten die Frauen die Freigabe der Abtreibung. Es war ein Startschuss. In der Folge wurde jedes Jahr eine 8.-März-Frauendemonstration in je einer anderen Stadt durchgeführt, 1978 wie erwähnt in Freiburg. Suter, Anja; Bernasconi, Sara 2008: Aus der Sponti-Aktion wird ein Virus – die Frauenbefreiungsbewegung FBB, S. 190.

205 Du & Ich: 3. 1972.

206 Nachgelesen am 7. 10. 2008 auf www.homowiki.de/Du_und_ich.

207 Ziegler, Alexander 1970: Labyrinth.

zurück

wollen – durch den Bundesrat höchstpersönlich. Drittens, so Diggelmann zu den Gründen für seine Kolumnentätigkeit bei «Du & Ich», verdanke er den sogenannten Homosexuellen vieles, habe selbst auch viele homosexuelle Freunde.[208] Dass er selbst in jüngeren Jahren bezüglich gleichgeschlechtlicher Beziehungen Konflikte auszutragen hatte, deutete Diggelmann zwar an, blieb aber unklar und vage.[209] Nach eigenen Aussagen soll er in seinen Jugendjahren oft genug das natürliche Bedürfnis gespürt haben, von seinen Freunden «eigentlich auch körperlich geliebt zu werden».[210]

Nicht alle seine «Du & Ich»-Kolumnen waren der Sexualität beziehungsweise der gleichgeschlechtlichen Liebe gewidmet. Er äusserte sich auch zu aktuellen Ereignissen in Deutschland, zum Problem von «links» und «rechts» oder zu Haschisch. Und im Februar 1973 richtete er einen Brief an den Ministerpräsidenten von Rheinland-Pfalz Helmut Kohl. Es ging um das Magazin «Du & Ich». Die Schriftleitung habe ihn darüber informiert, «dass das rheinland-pfälzische Ministerium für Gesundheit, Soziales und Sport den Antrag gestellt habe, die Januar-Ausgabe (I/73) besagter Zeitschrift als jugendgefährdend zu indizieren. Wohlwissend, dass man sich als Ausländer nicht in fremde Angelegenheiten mischen soll, gestatte ich mir dennoch, Sie auf diesen eklatanten Unsinn aufmerksam zu machen. […] Sind wir, die Schweizer keineswegs ausgeklammert, wieder so tief gesunken, dass Ministerialbeamte bei Ihnen, Bundesanwälte bei uns, erneut gegen Minderheiten wüten dürfen? Beim besten Willen sehe ich nicht ein, was an ‹Du & Ich› jugendgefährdend sein könnte. Wenn in unseren Breitengraden etwas als jugendgefährdend indiziert werden müsste, dann sind es Fernsehsendungen für die Jugend, in welchen Gewalt und Brutalität glorifiziert werden […]. Die Zeitschrift ‹Du & Ich› betrachte ich als lebensnotwendig für die verfemte Minderheit der Homophilen.» Eine Reaktion Helmut Kohls ist nicht bekannt.

Mehrmals hat sich Diggelmann im «Du & Ich» aber auch zur Homosexualität geäussert und für die Anliegen der Homosexuellen Partei ergriffen. In Anspielung auf eine Aussage des ehemaligen Ministers Franz Josef Strauss, er sei lieber ein kalter Krieger als ein «warmer Bruder», konterte Diggelmann: «Lieber ein liebender ‹warmer Bruder› als ein tötender ‹kalter Krieger›!»[211]

Den jungen Homosexuellen stand Diggelmann nach eigener Aussage, wo er konnte, mit Rat zur Seite. Einmal gab er einem kriminell gewordenen Strichjungen, der nicht wusste, ob er wirklich homosexuell sei oder ob er allein aus Protest in diesen Kreisen verkehrt habe, den Rat, sich einem anderen Homosexuellen anzuvertrauen.[212] «Selbst dann, wenn Sie sich von der Homosexualität abwenden sollten. Auch meine homosexuellen Freunde sind wirkliche Freunde und erwar-

208 Du & Ich: 3. 1972.
209 Diggelmann, Walter Matthias an Ziegler, Alexander: 15. 12. 1971. / Diggelmann, Walter Matthias 2000: Der falsche Zug, S. 221.
210 Du & Ich: 3. 1972.
211 Ebd.: 9. 1972.
212 Ebd.: 1. 1973.

zurück

ten nicht, dass ich meine Frau verlasse, doch Ihre Probleme werden sie eben doch gründlicher begreifen als sonst jemand.»[213]

Diggelmann stellte von Beginn weg klar, dass er die gleichgeschlechtliche Liebe für etwas Natürliches und Normales halte. In Anlehnung an die genannte Reportage der Television Suisse Romande hielt er fest, dass das Problem der gleichgeschlechtlichen Liebe ein künstlich konstruiertes und vor allem ein Problem der anderen sei, also jener, die sich als «Normale» bezeichnen würden.[214]

In seiner Kolumne vom Februar 1973 zog Diggelmann Bilanz zum Echo seines Umfeldes auf das Phänomen Homosexualität. Er zitierte seine Frau, die zu bemerken wusste, der einzige wirklich erträgliche, gescheite und liebenswürdige Chef, den sie je gehabt habe, sei ein Homosexueller gewesen. Sohn Daniel meinte gar, er denke über die homosexuelle Liebe gleich wie über die Liebe zwischen Mann und Frau, er sehe da keinen Unterschied. Generell fand er, man sollte von bisexuell sprechen. In jedem Mann, so Diggelmanns Sohn, sei auch eine Frau und in jeder Frau auch ein Mann. Diggelmann zitierte auch seine Freunde und Nachbarn, die sich weniger positiv äusserten. Solange die Homosexuellen es unter sich trieben, so die eine Meinung, sei das kein Problem. Von Homosexualität als Krankheit war da ebenfalls die Rede.[215]

Diese letzte Feststellung war der Ausgangspunkt einer zusammenfassenden Beurteilung des Phänomens durch Diggelmann. In einer seiner letzten Kolumnen für «Du & Ich» gab er unter dem Titel «Liebst du mich oder liebst du mich nicht?»[216] seine Antwort auf die Frage, ob Homosexualität «natürlich» oder «unnatürlich» sei. Diggelmann hielt die Frage für falsch gestellt, denn sie setze das Vorurteil, dass Homosexualität unnatürlich sei, bereits voraus. Diggelmann wollte einen Schritt vorher ansetzen und fragte, ob denn der Mensch überhaupt ein natürliches Wesen sei. Er kam zum Schluss, dass nur wenige Faktoren wie beispielsweise Rasse, Geschlecht, Alter, Abstammung und Verwandtschaftsgrade unbeeinflussbar und daher natürlich gegeben seien. Welche soziale Rolle der Mensch spielen werde, das liege nicht in seiner Natur, sei menschengemacht, durch die Gesellschaft produziert. An diesem Punkt führte Diggelmann die Begriffe «normal» und «anormal» ein und fragte sich, was die Mehrheit denn eigentlich meine, wenn sie von «normal» spreche.[217] «Normal ist, dass sich das Kind eines kleinen Arbeiters eben wie das Kind eines kleinen Arbeiters benimmt. Sobald ein Arbeiterkind ‹höher hinaus will›, ist es schon nicht mehr normal. Es ist aber auch nicht normal, wenn der Sohn aus ‹gutem Hause›, sagen wir Vater, Grossvater, Ur- und Ururgrossvater seien alle hohe Militärs gewesen, auf einmal Neigungen entwickle, Anführer eines proletarischen Revolutionshaufens zu werden.»[218]

213 Ebd.
214 Ebd.: 3. 1972.
215 Ebd.: 2. 1973.
216 Ebd.: 6. 1973.
217 Ebd.
218 Ebd.

Anhand dieses und weiterer Beispiele spann Diggelmann den Faden weiter und fragte abschliessend, ob es überhaupt normal beziehungsweise natürlich sei, dass Frau und Mann miteinander schliefen beziehungsweise zusammenlebten? Er antwortete, es sei nur insofern normal, als die Mehrheit der Gesellschaft dies tue. Es sei nur insofern natürlich, als es naturgegeben sei, dass ein Mann kein Kind gebären könne. Die Frage, ob es denn nun unnatürlich sei, dass ein Mann einen Mann und eine Frau eine Frau liebe, hielt Diggelmann letztlich für unerheblich.[219] «Erheblich für den Homosexuellen wie für den Heterosexuellen sind andere Faktoren. Zunächst einmal das Bewusstsein, dass der Mensch zum Vornherein kein Naturwesen ist, zum zweiten, dass er dennoch ein soziales Wesen ist, das heisst, dass sein Verlangen, mit anderen Menschen zusammenzuleben, eben lebenswichtig ist. Und ferner muss sich der Homosexuelle nicht minder als der Heterosexuelle bewusst sein, dass ein Zusammenleben mit einem Partner nicht einfach durch sein sexuelles Verlangen und sein sexuelles Geben allein möglich ist. In die Rolle des Partners müssen sich alle Menschen hineinerziehen, diese Rolle muss erlernt werden.»[220] Diesbezüglich betonte Diggelmann, dass viele seiner homosexuellen Freunde erschüttert feststellten, wie brüchig homosexuelle Partnerschaften seien. Diggelmann vermutete, dass dies damit zu tun habe, dass der Homosexuelle die soziale Rolle des Mannes in der Gesellschaft irgendwann abgeschüttelt habe und deswegen gefährdeter sei. Ihm wollte aber nicht in den Kopf, wieso es zwischen Männern nicht zu tragfähigen Bindungen reichen sollte.[221] «Liebe ist freilich nicht einfach nur eine Angelegenheit des Bettes.»[222]

Im Spätsommer 1973 kam es zwischen dem engagierten Intellektuellen und dem Magazin «Du & Ich» zum Bruch. Nicht ganz freiwillig, aber auch nicht ganz gegen den Willen Diggelmanns, wie seine Briefe an Chefredakteur Alexander Ziegler verdeutlichen. Diggelmann selbst war es gewesen, der im Juni 1973 den Vorschlag gemacht hatte, die Kolumne einzustellen. «Und zwar aus dem einfachen Grund, weil ich mich in dieser Zeitschrift immer etwas deplaziert fand. Du&Ich ist ja nicht ein vorwiegend politisches Magazin, das nebenbei, wie etwa konkret, nackte Frauen, bzw. Männer zeigt. Es kommt da ein Widerspruch zum Vorschein, den Sie allein mit dem noch so guten Willen nicht aus der Welt schaffen können. […] Die Aversionen seitens der Redakteure und der Leser gegen mich steht sicher in unmittelbarem Zusammenhang mit oben gesagtem: Ich bin ein Fremdkörper, das ist alles.»[223]

Tatsächlich hat das Redaktionsteam Diggelmann im August 1973 mit sofortiger Wirkung von seiner Kolumnistentätigkeit entbunden – in Abwesenheit Zieglers, der Diggelmann eineinhalb Jahre zuvor geholt hatte.[224] Die Begründung der

219 Ebd.
220 Ebd.
221 Ebd.
222 Ebd.
223 Diggelmann, Walter Matthias an Ziegler, Alexander: 6. 6. 1973.
224 Ziegler, Alexander an Diggelmann, Walter Matthias: 4. 6. 1973. Wie Ziegler ausführt, hatte die

zurück

Redaktion: «Diggelmanns Kolumnen lösten nicht nur innerhalb der Redaktion Polemiken aus, sondern stiessen auch beim Gros unserer Leser auf harten Widerspruch. Themenwahl, journalistische Interpretation und nicht zuletzt auch seine extreme politische Gesinnung liessen Herrn Diggelmann im Laufe der Zeit für unser Magazin zum Fremdkörper werden.»[225] Diggelmanns «ultralinke Gesinnung» war, einem Brief Diggelmanns zufolge, bereits im August 1972 in Leserkreisen Stein des Anstosses gewesen.[226]

Die Argumente der Redaktion hielten Ziegler nicht davon ab, in der Septemberausgabe noch einmal für Diggelmann Stellung zu beziehen. Er wollte und konnte die Kündigung aus verschiedenen Gründen nicht gutheissen und sparte nicht mit Kritik an seiner Redaktion. So habe das Redaktionsteam vorher nie Kritik geübt an Diggelmann oder neue Richtlinien erlassen oder das Gespräch gesucht. Die neuste Entscheidung habe ihn nun aus dem Hinterhalt getroffen – demokratisch zwar, aber unverdient. Diggelmann, so Ziegler, sei einer der profiliertesten Schriftsteller im deutschen Sprachraum, einer, der sich mutig und unverdrossen für gesellschaftliche Aussenseiter engagiere. Zeitweise vielleicht auch zu engagiert. Gerade dann, meinte Ziegler weiter, hätte ein Minderheitenmagazin Toleranz zeigen und Platz haben müssen für einen Mann wie Diggelmann.[227]

Obwohl Diggelmann offenbar erkannt hatte, dass er im Magazin zum Fremdkörper geworden war, machte ihm der Umstand, dass für einen Mann wie ihn gerade kein Platz war bei «Du & Ich», doch zu schaffen. «[…] dass Ihre Leser und vor allem Ihre Kollegen in der Redaktion Anstoss nehmen an meinen politischen Äusserungen, erschreckt mich und macht mich traurig. Was ist eigentlich so extrem an meiner politischen Haltung? Dass ich gegen die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen bin? Dass ich als Vorsitzender der schweizerischen Berufsschriftsteller offiziell gegen die Verhaftung der russischen Schriftsteller Bukowski und Amalrik protestiert habe? Dass ich eine Mischung von Christ und Marxist bin? Dass ich mich vehement für die Juden, aber ebenso vehement gegen die lebensgefährliche Politik der Zionisten eingesetzt habe? Dass in meinen Augen ein Homosexueller so ganz normal ist wie jeder andere Mensch? Oder hat man's mir übelgenommen, weil ich zufällig nicht gleichgeschlechtlich empfinde? […] Mein Extremismus gipfelt in der Realität darin, dass ich Mitglied der Sozialdemokratischen Partei bin. […] Es ist ungeheuerlich, dass immer jene Leute negative Urteile über mich formulieren, die weder mich, noch das, was ich im Laufe von dreissig Jahren publiziert habe, kennen.»[228]

Verlagsleitung den Redaktionsetat gekürzt. Er habe drei Monate gekämpft, um die Kolumne Diggelmanns zu halten, allerdings gegen den Willen der Redaktion. Schliesslich habe er sich dem demokratischen Entscheid der Gesamtredaktion beugen müssen.

225 Du & Ich: 9. 1973.

226 Diggelmann, Walter Matthias an Ziegler, Alexander: 1. 8. 1972.

227 Du & Ich: 9. 1973.

228 Diggelmann, Walter Matthias an Ziegler, Alexander: 28. 8. 1973.

zurück

Zu einer Art versöhnlichem Schluss kam es über mehrere Ecken rund eineinhalb Jahre vor Diggelmanns Tod dann doch noch. Zum einen katapultierte am 12. April 1978, wie erwähnt, die «Telearena» die gleichgeschlechtliche Liebe aus der Tabuzone. An ihrer Lancierung war Diggelmann als Fernsehspielautor der ersten Stunde massgeblich beteiligt gewesen. Fast hätte er das Fernsehspiel zur Sendung geschrieben. Die Wege von Diggelmann und dem «Telearena»-Team trennten sich nur wenige Monate davor überraschend.[229] Geschrieben hat Diggelmann 1977 aber das Hörspiel «Ein Mann möchte einen Mann kennenlernen», ein gut 50-minütiges Stück, das die gleichgeschlechtliche Liebe zum Thema hatte und am 24. Mai 1977 auf DRS 2 zweimal gesendet wurde.[230]

Die Dienstverweigerer, die «Langhaarigen», die Homosexuellen – die Liste der Minderheiten, für die sich Diggelmann wiederholt eingesetzt hat, braucht einen Vergleich mit dem Engagement anderer Intellektuellen seiner Zeit nicht zu scheuen. Diggelmann war diesbezüglich sehr aktiv, wurde immer wieder zum anwaltschaftlichen Intellektuellen, der für die Anliegen der Minderheiten einstand. Es blieb selten «nur» bei der Unterzeichnung einer Resolution oder einer Petition, sein Engagement ging darüber hinaus.

Nicht fehlen dürfen auf der Liste der Minderheiten, für die Diggelmann einstand, die sogenannten Heimzöglinge, also jugendliche Straftäter, die in Arbeitserziehungsanstalten untergebracht waren. Für sie hat er sich Anfang der 1970er-Jahren stark engagiert. Ebenfalls eingesetzt hat er sich ab 1975/76 für Straftäter in Isolationshaft.

Diggelmann, der Mitte der 1940er-Jahre sowohl in Deutschland als auch in der Schweiz selbst Gefängniserfahrungen gesammelt hatte, nahm die Anliegen der Delinquenten, der «Verdammten dieser Erde»,[231] wie er sie in einem Brief an einen jungen Straftäter einmal nannte, ernst. An Kundgebungen für eine menschenwürdigere Unterbringung der Straftäter war Diggelmann 1976 im Rahmen der Aktion Strafvollzug (Astra) aktiv beteiligt. Er wurde zur Schnittstelle, zum Vermittler – über seine private Adresse lief die öffentliche Kommunikation der Astra – und er war es auch, der mit Bundesrat Kurt Furgler ein Interview zum Strafvollzug machte.

Wenn auch die Quellenbasis dünn ist, scheint gesichert, dass sich Diggelmann 1971 im Kreis der Aktionsgruppe Heimkampagne bewegt hat, die sich am 11. Dezember 1970 im Anschluss an eine Tagung des Gottfried-Duttweiler-Instituts zum Thema «Erziehungsanstalten unter Beschuss» formierte.[232] Diggelmann war nach eigenen Angaben sogar an der Befreiungsaktion in der Zürcher Arbeitserziehungsanstalt Uitikon Ende September 1971 mit von der Partie, die schweizweit für Schlagzeilen sorgte. Er, so Diggelmann in einem Brief an Seminaristen, habe den

229 Siehe dazu Kapitel 3.5.1.
230 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 461.
231 Diggelmann, Walter Matthias an Jäger, Hans: 7. 11. 1972.
232 Schär, Renate 2008: «Die Winden sind ein Graus: macht Kollektive draus!», S. 88 f.

zurück

«Rädelsführer von Uitikon» aus der Anstalt geholt.[233] Ob das stimmt? Das muss an dieser Stelle offenbleiben. Vermutlich ist es aber kein Zufall, dass Diggelmann drei Jahre später für Radio DRS ein Mundarthörspiel schrieb mit dem bezeichnenden Titel «De Rädelsfüerer». Das dreiteilige Dialektstück wurde 1974 am 11., 18. und 25. Oktober auf DRS 1 gesendet. Die rund 30-minütigen Teile trugen die Untertitel «De Uusbruch», «De Ybruch» und «D'Umcheer».[234]

Dass sich Diggelmann intensiv mit der Frage der Heimzöglinge auseinandergesetzt hat, scheint auch in seinem Roman «Ich heisse Thomy» durch. Auf acht Seiten lässt Diggelmann seinen Protagonisten Thomy, der als junger Journalist unterwegs ist, für einen Artikel über eine katholische Erziehungsanstalt im Kanton Solothurn recherchieren. Was Thomy aufdeckt über den Alltag im Erziehungsheim – Kinderarbeit, Gewalt, sexueller Missbrauch – ist aufwühlend und sorgt im Roman für nationale Schlagzeilen, nachdem Thomy den Artikel in der «National-Zeitung» veröffentlicht hat. Diggelmann nutzte diese achtseitige Romanpassage, so hat man als Leser den Eindruck, um seine Kenntnisse über den skandalösen Alltag in Erziehungsheimen und Arbeitserziehungsanstalten einzuflechten, publik zu machen und einer breiten Öffentlichkeit in Erinnerung zu rufen.[235]

Als «Ich heisse Thomy» 1973 erschien,[236] lag die Befreiungsaktion der Aktionsgruppe Heimkampagne knapp zwei Jahre zurück. Die Heimkampagne hat die Kritik an den «Winden», den Erziehungsheimen in der Schweiz, die bereits in Zeitschriften wie «Sie und Er», «Der schweizerische Beobachter» und «Team» geäussert worden war, verschärft. Zöglingskampf wurde Klassenkampf, denn die Heimkampagne orientierte sich an sozialistischen Konzepten. Ihr Vorbild war das gleichnamige deutsche Pendant, das 1969 gegründet worden war. Die Heimkampagne übernahm deren Strategien und organisierte Teach-ins, Demonstrationen, Flugblattaktionen und Heimbesuche, sogenannte Go-ins. Ein halbes Jahr vor dem Eklat in der Arbeitserziehungsanstalt Uitikon vom 26. September 1971 war es bereits zu einer Grossdemonstration gegen Uitikon gekommen – mit gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Polizei und Demonstrierenden. Ausserdem hatte es mehrere Go-ins gegeben, im Zuge derer zehn bis fünfundzwanzig Mitglieder der «Heimkampagne» in die Anstalt eindrangen, Broschüren verteilten und mit den Zöglingen diskutierten.[237]

Uitikon war eine Arbeitserziehungsanstalt, in der maximal 80 über 18-jährige «arbeitsscheue und liederliche Männer», wie es hiess, mittels regelmässiger Arbeit nacherzogen werden sollten. Gegen die repressiven Erziehungsmethoden in der Anstalt – körperliche Gewalt, Kurzscheren der Haare, Einzelhaft in einer

233 Diggelmann, Walter Matthias an Bloch, Peter: 10. 10. 1973.
234 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 457.
235 Diggelmann, Walter Matthias 1977: Ich heisse Thomy, S. 60–68.
236 Diggelmann, Walter Matthias 1973: Ich heisse Thomy. Das Buch sorgte 1977 mit vier Jahren Verzögerung im Zusammenhang mit dem Erlenbacher Buchstreit landesweit für Aufsehen – siehe dazu Kapitel 3.1.3. – und wurde daraufhin noch einmal gedruckt, diesmal mit Anhang. Diggelmann, Walter Matthias 1977: Ich heisse Thomy.
237 Schär, Renate 2008: «Die Winden sind ein Graus: macht Kollektive draus!», S. 88–91.

Arrestzelle ohne Licht, Kostschmälerung, Urlaubssperre, Briefzensur, verbale Demütigungen, schlechte Arbeitszuteilung, eingeschränkte Wahl der Ausbildungsmöglichkeiten (Landwirt, Gärtner, Schreiner oder Schlosser) – protestierten am 26. September Aktivistinnen und Aktivisten der Heimkampagne, eine Aktionsgruppe, die im Umfeld der Bewegung Autonome Republik Bunker entstanden war. Die Protestaktion verlief nicht friedlich, der Anstaltsdirektor Bernhard Conrad wurde verbal attackiert, Steine wurden geworfen und ein Polizeiwagen wurde demoliert. Siebzehn Zöglingen, wie die ins Heim gewiesenen Jugendlichen damals genannt wurden, gelang im Zuge der Aktion und unter Mithilfe von «Heimkampagne»-Mitgliedern die Flucht aus der Anstalt.[238]

«Zwei Wochen lang konnten sie sich dem Zugriff der Polizei entziehen. Zahlreiche Sympathisantinnen und Sympathisanten stellten ihnen Unterkunft, Essen und Transportmittel zur Verfügung. Ihr Fluchtweg führte durch die halbe Schweiz: Von Zürich ging es in den Kanton St. Gallen, ins Tessin, nach Schwyz und Baselland. Die Heimkampagne und die entwichenen Jugendlichen nutzten die Medienwirksamkeit der Aktion, um ihre Kritikpunkte, die im Wesentlichen denjenigen der Demonstration vom 26. September 1971 entsprachen, mittels Pressekonferenzen und Pressemitteilungen an die Öffentlichkeit zu bringen. Sogar das Schweizer Fernsehen, dessen Reporter mit Säcken über den Köpfen ins Versteck der entflohenen Jugendlichen geführt wurden, zeigte in der am 8. Oktober ausgestrahlten Sendung ‹Antenne› ein ausführliches Interview mit den Zöglingen. […] Am 9. Oktober endete die Flucht der Jugendlichen. An einer von der Heimkampagne einberufenen Pressekonferenz in einer Kiesgrube in der Nähe der Anstalt Uitikon nahm die Polizei sie fest. […] Das Bezirksgericht verurteilte sie zu Geldbussen und bedingten Gefängnisstrafen. Trotzdem zwang die öffentliche Kritik Heimleitung und Behörden zu Reformen im Heimwesen. 1972 liess der Zürcher Justizdirektor Arthur Bachmann eine neue Hausordnung und eine neue Verordnung für die Anstalt Uitikon einführen, die die Strafpraxis entschärfte, mehr Selbstverwaltung für die Zöglinge gewährte und professionelles Personal einplante.»[239]

Die «Heimkampagne» und die Zöglinge, für die sie sich einsetzte, konnten auf ein grosses Netz von Sympathisantinnen und Sympathisanten aus intellektuellen, kirchlichen und juristischen Kreisen zählen. Sie spendeten, wie zum Beispiel Max Frisch, Geld, sie fungierten, wie beispielsweise Hansjörg Braunschweig und Berthold Rothschild, als kostenlose Berater oder sie nahmen selbst Zöglinge bei sich auf.[240] Wenn auch offenbleibt, in welcher Form Diggelmann konkret an der Aktion im September 1971 beteiligt war, gehörte er zu jenen Intellektuellen, die jugendliche Delinquenten bei sich zu Hause aufnahmen. Das verdeutlicht ein Brief an einen Leser zum Thema Sozialismus. Darin führte Diggelmann aus, dass er im Frühjahr 1972 über den Kontakt zum Zürcher SP-Justizdirektor und Regierungsratspräsidenten Arthur Bachmann einen jugendlichen Straftäter aus der

238 Ebd., S. 87–89.
239 Ebd., S. 87 f.
240 Ebd., S. 93.

zurück

Strafanstalt Witzwil geholt habe. Dieser habe in der Folge bei Diggelmanns Familie gewohnt – auf Diggelmanns Kosten. Seither kämen etwa alle zwei Wochen irritierte Jugendliche bei ihm und seiner Familie vorbei, auf der Suche nach einem Gespräch und materieller Hilfe. Sein Sozialismus, so Diggelmann abschliessend, sei weder dogmatisch noch theoretisch, er versuche ihn aber zu leben.[241]

Zur gleichen Zeit stand Diggelmann in Kontakt mit dem inhaftierten Hans Jäger – vermutlich der genannte «Rädelsführer». Diggelmann und Jäger schrieben sich Briefe, was andeutet, wie Diggelmann seinen Auftrag als Anwalt der Benachteiligten verstand. Der Briefwechsel zeigt aber auch, wie ambivalent Diggelmann zu den Inhaftierten stand. Am 7. November 1972 fand er im Brief an Jäger, aller moralischen Unterstützung zum Trotz, klare Worte: «Gefängnisse und Strafvollzug sind Scheisse, aber ich sage hart: Gefängnisse und den Strafvollzug kann man erst abschaffen, wenn es keine Strafgefangenen, also keine sogenannten Kriminellen mehr gibt. […] Nicht Sie und ich sind krank, sondern die Gesellschaft, die Gemeinschaft, das politische System ist krank, todkrank. Und was gibt es nun für Sie zu tun? Wollen Sie ein Leben lang beweisen, wie krank, wie schlecht die Gesellschaft ist? Indem Sie ‹Seich› machen? Warum waren Sie so saudumm und haben sich nach dem Strafgesetz erneut schuldig gemacht? Denken Sie einmal auch darüber nach! Das einzige, was Sie vorläufig für Ihr Leben erreicht bzw. eben nicht erreicht haben: Sie sind wieder inhaftiert. Sie schreiben vom Teufelskreis, den Sie verlassen müssen. Es gibt da nur eines: Verlassen Sie ihn! […] Sie müssen genau wie ich mit Ihren Problemen auf die Dauer selber fertig werden und gründlich damit aufhören, immer die Schuld beim anderen zu suchen. Nehmen Sie die Schuld auf sich! Sie werden überrascht sein, wie gut und erfolgreich diese Therapie ist.»[242]

Hier ist ein frustrierter, vielleicht auch enttäuschter Diggelmann zu erkennen, der nicht um den heissen Brei herumreden wollte. Er habe sich, so Diggelmann, während Jahren mit Leidenschaft für die rebellierenden Jugendlichen eingesetzt, nur um nun die schmerzliche Erfahrung machen zu müssen, dass alles für die Katze gewesen sei. Die jugendlichen Psychopathen seien keinen Dreck besser als die alten Psychopathen. Er könne und wolle solchen Jugendlichen nicht mehr helfen.[243]

Er hat es trotzdem wieder getan und den jugendlichen, bei ihm und seiner Familie wohnenden Straftäter im Winter 1972/73 zum Ausgangspunkt seines Fernsehspiels «In Sachen Fischer» gemacht. Ausschnitte des Stücks wurden im «Konzept» und im Magazin «Du & Ich» unter dem Titel «Das Lernen verlernt»[244] abgedruckt. Diggelmann zeichnet darin den Lebenslauf des Martin nach, wo er aufgewachsen ist, wie er auf die schiefe Bahn geraten ist, in den Drogenhandel hineingeschlittert und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt worden ist. Nach drei Jah-

241 Diggelmann, Walter Matthias an Leser: 24. 4. 1972.
242 Diggelmann, Walter Matthias an Jäger, Hans: 7. 11. 1972.
243 Ebd.
244 Konzept: 12. 1972: Das Lernen verlernt (Walter Matthias Diggelmann. / Du & Ich: 4. 1973: Das Lernen verlernt (Walter Matthias Diggelmann.

ren, so Diggelmann im Stück, sei Martin dann auf Bewährung entlassen worden und wohne jetzt bei ihnen. Diggelmann wurde kurzzeitig sein Beistand. Martin sei ein liebenswürdiger, stiller und williger junger Mann, der seit seiner Entlassung langsam, aber sicher lerne, auf eigenen Füssen zu stehen – und als Hilfsgärtner arbeite.[245] «Er sei trotzig, eigensinnig und asozial, las ich in verschiedenen Berichten der Anstaltsleitungen an die Strafvollzugsbehörden. Doch Martin ist weder trotzig noch asozial. Asozial im grössten Ausmass sind unsere Erziehungs- und Strafvollzugsanstalten. Martin nämlich wünschte, auch während seiner Verwahrungszeit die unterbrochene Mittelschulausbildung fortsetzen zu können. Erst aber musste er sich sagen lassen, dazu sei es nun eben zu spät, das hätte ihm früher einfallen müssen, jetzt müsse er sich halt nach der Decke strecken. Martin streckte sich nach der Decke, und als er seinen Wunsch nach Weiterbildung wieder vorbrachte, bedauerte der Anstaltsdirektor, dass es in unseren Anstalten nicht möglich sei, sich weiterzubilden.»[246]

Diggelmann zog im Stück «In Sachen Fischer» dieses Beispiel heran, um im Rahmen der Strafrechtsreform die Forderung zu stellen, dass die schulische Weiterbildung auch in Arbeitserziehungs- und Strafanstalten möglich bleiben müsse. Er habe, so Diggelmann, mit der Geschichte Martins bewusst den Lebenslauf eines «Versagers» gewählt, denn ihnen und nicht den «Tüchtigen» müsse geholfen werden. Es gelte auch hier der Grundsatz, eine Kette sei so stark wie das schwächste Glied.[247] «Resozialisierung ist eine Frage des Bewusstseins, Bewusstsein ist eine Frage der Bildung, auch der schulischen Bildung. Wenn Martin heute über Strafvollzug spricht und über seine Fehlentwicklung, ist es nicht viel mehr als dumpfes Gemurmel, denn selbst das Lesen hat er inzwischen verlernt. Das sollten wir bedenken.»[248]

Während es Diggelmann zu Beginn der 1970er-Jahre um den Gefangenen selbst ging, also im Prinzip darum, dass es doch nicht sinnvoll sei, einen jungen Menschen in ein Gefängnis zu sperren – ähnlich wie schon in Diggelmanns Verteidigungsrede für den Dienstverweigerer Martin Schwander[249] –, so ging es ihm Mitte der 1970er-Jahre zunehmend ganz allgemein um die Haftbedingungen für Straftäter. Sein Engagement war ab 1975 eingebettet in die Kultur und Logik der Protestbewegung der Astra. Was aber nicht heisst, dass ehemalige Strafgefangene nicht weiterhin im Hause Diggelmanns ein und aus gingen. Inzwischen hatte sich Diggelmann von seiner zweiten Frau Eliane getrennt und Klara Obermüller geheiratet. Sie bestätigt im Rückblick, dass Diggelmann nur sehr schlecht Nein sagen konnte und sie als Paar darum permanent Hilfesuchende und ehemalige Delinquenten bei sich zu Hause gehabt hätten.[250]

245 Konzept: 12. 1972.
246 Ebd.
247 Ebd.
248 Ebd.
249 Focus: 12. 1970. / Kolibri: 4. 12. 1970.
250 Obermüller, Klara 2010: Gespräch mit Thomas Färber am 6. Oktober 2010.

zurück

Vielleicht war es kein Zufall, dass das Gefängnis und dessen innere Dynamiken Diggelmann immer wieder beschäftigt haben. Nicht nur war er zu seiner Jugendzeit Mitte der 1940er-Jahre selbst mehrfach im Gefängnis, später war er im Auftrag verschiedener Zeitungen auch viele Jahre lang als Gerichtsberichterstatter unterwegs. Und so verwundert es nicht, wenn Diggelmann in seinen «Gesprächen an der Limmat» nicht nur den langhaarigen Jugendlichen und den Polizisten zu Wort kommen liess, sondern auch den Gefängniswärter, zum Beispiel im Sommer 1969.

Eben sorgten die Dienstverweigererprozesse wieder einmal für Furore im ganzen Land, Diggelmann traf einen Gefängniswärter, wenn auch einen ehemaligen, der es nicht mehr ausgehalten hatte an seinem Arbeitsort. Zwölf Jahre lang sei er Wärter gewesen, habe Gefangene bewacht und Leute eingeklemmt, wie der Mann selber sagte.[251] «Es wurde mir übel, wenn ich abends den letzten Gefangenen in die Zelle brachte, die Tür verriegelte und dann nur noch meine eigenen Schritte hörte, nur noch meinen eigenen Atem, nur noch meinen eigenen Husten, wenn ich durch den Korridor ging»,[252] zitierte Diggelmann den Mann in seinem «Gespräch an der Limmat». Gleich an mehreren Stellen im Gespräch erhielt der Mann die Möglichkeit, anhand von Beispielen klarzumachen, mit welchen Bedingungen und mit welchen Vorurteilen Strafgefangene in Strafanstalten in der damaligen Schweiz zu kämpfen hatten. Auf Diggelmanns Frage, was der Herr denn für Lösungen zu einem besseren Umgang mit Delinquenten bereithalte, antwortete dieser kurz und knapp, dass Strafgefangene nicht bewacht, sondern betreut werden sollten. Nur um zu ergänzen, dass auch Strafentlassenen geholfen werden müsse. Eine Überwachung allein genüge nicht. Wichtig wäre aber, dass die Helfenden Leute wären, die soziale und psychologische Fähigkeiten hätten und die politischen Zusammenhänge sähen.[253] «Warum nicht die Linken?»,[254] meinte der Herr lakonisch.

«Der Mann hat in einem sehr wesentlichen Punkt die Frage richtig gestellt»,[255] antwortete Diggelmann an die Leser gerichtet. «Frauen und Männer, für die die bestehende Welt die beste aller Welten ist, die sich nach der Vergangenheit orientieren, reaktionär sind, eignen sich denkbar schlecht für so diffizile Aufgaben, nämlich da zu sein für Unangepasste, für ‹Verlorene›, für ‹Gestrauchelte›. Und die Frage meines Gesprächspartners darf ich ruhig weitergeben: Warum kümmern die Zukunftsgläubigen, die Progressiven, die Kritischen, die Zweifelnden sich nicht um die Opfer unserer Gesellschaft?»[256]

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Diggelmann von den Gefangenen als Opfer sprach; als Opfer der Gesellschaft und als Opfer einer falschen Strafvollzugspolitik. Damit lag er auf einer Linie mit der Aktion Strafvollzug, kurz

251 Züri-Leu: 19. 6. 1969.
252 Ebd.
253 Ebd.
254 Ebd.
255 Ebd.
256 Ebd.



Walter M. Diggelmann

Das Lernen verlernt

Wir schreiben und reden heute viel über Strafvollzugs-Reformen, über Erziehungsprobleme und das, meine ich, ist gut und richtig. Zu überlegen ist jedoch, worüber wir schreiben und reden, zu überlegen ist auch, ob wir alle Probleme des Strafvollzuges berücksichtigen. Ich zum Beispiel möchte einmal auf ein Problem hinweisen, das meines Erachtens erstens sehr wesentlich ist und zweitens kaum diskutiert wird:

Martin, 22jährig, kam im April des vergangenen Jahres zu uns. Ich bin sein Beistand, nicht sein Vormund. Martin kam aus einer Strafanstalt, obwohl er »nur« in eine Erziehungsanstalt gehört hätte. Nach Gesetz. Doch wäre unsere Gesellschaft nicht in einem so großen Ausmaße asozial, hätte Martin auch nicht in eine Erziehungsanstalt gehört. Martin war mit 16 Jahren in schwere seelische Nöte geraten, weil sich seine Eltern scheiden ließen. Der Scheidungsgrund: Muß-Ehe, weil Martin unterwegs war. Als ob eine Schwangerschaft ein zwingender Grund wäre, eine Ehe einzugehen. Martins Vater, getrieben von Moralvorstellungen unserer Gesellschaft, die da sind, Ordnung, Ruhe, Erfolg, Geld, Ansehen und so weiter, konzentrierte sich also ausschließlich darauf, den Moral-Vorstellungen unserer Gesellschaft nachzukommen. Er begann ganz klein, sozusagen mittellos, als ein Nichts, er begann im Kirchenchor und Kegelverein, als Angestellter in einer Bank, als Ehrenvorsitzender irgendwelcher Vereine und brachte es im Verlaufe von fünfzehn Jahren zum Inhaber eines gutgehenden Import-Export-Geschäftes. Er importierte schlechten Wodka, Kaninchen, Waschmaschinen, Kohle, Fernsehempfänger und sogar Autos aus der CSSR. Und eines Tages war sein Wille nach Erfolg so mächtig, daß er unmoralisch, skrupellos und asozial wurde. Er begegnete einer Frau, die ihm Türen öffnen konnte zu Schlössern, von denen er bis dahin nur geträumt hatte. Doch diese Frau wollte ihr Honorar für das Öffnen dieser Türen. Sie wollte ihn, sie wollte seinen Schwanz, und er war bereit, diesen Preis zu bezahlen.

Martin war nichts entgangen. Bloß, er konnte sich das, was da geschah, nicht erklären. Seine Eltern wurden schließlich geschieden und Martin, sechzehnjährig, lief in seiner grenzenlosen Verwirrung fort. Er wurde polizeilich gesucht, Rundfunk und Fernsehen gaben die Vermißtmeldung durch, doch Martin war unauffindbar. Martin hatte eine neue, eine andere Gemeinschaft, eine andere Familie gesucht und – gefunden. Er lebte in einer Kommune. Und da wurde gehascht und auch harte Sachen wurden nicht verschmäht. Martin sagte zu mir: »Weißt du, sie kamen alle aus ähnlichen Verhältnissen. Vermögende Eltern, die eine Ehefassade aufrechterhalten, die sich Tag und Nacht gegenseitig belügen, von ihren Kindern erwarten, daß sie diese Scheiße mitmachen . . .«

Martin fuhr eines Tages nach Amsterdam. Von Basel aus. Er war an der Reihe, in Amsterdam Stoff einzukaufen. Als er mit dem Stoff zurückkam, wurde er von Zollbeamten ganz zufällig erwischt. Die Folge: Untersuchungshaft, Jugendgericht. Urteil: Sechs Monate Gefängnis, umgewandelt in »Verwahrung auf unbestimmte Zeit«.

Martin sagte mir: »Ich war gar nicht so unglücklich am Anfang. Schließlich hat man in einer Strafanstalt keine Sorgen. Das Essen, wenn auch schlechtes, wird serviert, der Tag wird eingeteilt, man weiß, wann man schlafen und wann man wach sein muß. Aber dann geschah etwas, ich wollte diese lange Zeit nicht ungenutzt vorübergehen lassen und so schrieb ich einen Brief an die Strafvollzugsbehörden, ich bat darum, daß ich mich weiterbilden könne. Schließlich hatte ich schon zwei Klassen im Gymnasium absolviert.«

Man kam Martin entgegen. Man erlaubte ihm, Fernkurse zu kaufen. Und die Mutter war bereit, diese Fernkurse zu bezahlen. Aber Martin kam mit den Fernkursen nicht zu Rande. Er hatte auf der einen Seite durch den Drogenkonsum einen hohen Grad an »Neulernfähigkeit« verloren, auf der anderen Seite hatte er aber auch nie gelernt, selbständig zu lernen.

»Wenn doch jemand dagewesen wäre, der mir all das erklärt hätte, was ich ganz einfach nicht verstehen konnte, eine Hilfe . . .«, sagte Martin zu mir. Und weiter: »Dann habe ich aufgegeben . . .«

Heute, wie schon gesagt, ist Martin zweiundzwanzig Jahre alt. Er hat keinen Beruf erlernt, es sei denn, daß er im Garten des Zuchthauses während drei Jahren gearbeitet hat. Aber Martin möchte mehr, nur, jetzt ist es zu spät. Es müßte schon jemand da sein, der es Martin möglich machen würde, das Gymnasium zu besuchen. Denn Martin braucht Lehrer. Er braucht eine Schule. Im Alleingang, mit Fernkursen schafft er es nicht. Und so ist Martin nun erneut verurteilt. »Lebenslänglich«.

Ich schlage nicht vor, Strafanstalten und Erziehungsheime in Mittelschulen und Universitäten umfunktionieren zu wollen. Das wäre ein unrealistischer Vorschlag. Aber ich schlage vor, daß in sämtlichen Strafanstalten und Erziehungsheimen die schulische Weiterbildung gewährleistet wird. Gefangene und Zöglinge sollen nicht etwa gezwungen werden, aber sie sollen die Möglichkeit haben. Mein Vorschlag ist realisierbar. Warum sollen nicht Studenten herangezogen werden, die Kurse geben etwa im Sinne der Volkshochschulen?

Man wird einwenden, es könnten auch positive Beispiele angeführt werden. Daran zweifle ich nicht, im Gegenteil, ich kenne nicht nur Versager, sogenannte, aber eine Kette ist nur so stark wie ihr schwächstes Glied. Und weiter meine ich, Resozialisierung sei eine Frage des Bewußtseins und Bewußtsein ist eine Frage der Bildung, auch der schulischen Bildung.

Abb. 21: Ende 1972 und Anfang 1973 solidarisierte sich Walter Matthias Diggelmann in Artikeln im «Konzept» und im Magazin «Du & Ich» mit jugendlichen Straftätern.

zurück

Astra. Diese Gruppe wurde am 29. September 1973 gegründet und war die Konsequenz aus einer Reihe von spontanen, politisch motivierten Protestwellen im Jahr 1972, als Gefangene aus den Kantonen Waadt, Bern und Zürich mit einer Petition an den Bundesrat gelangten mit der Forderung, die Resozialisierung des Gefangenen als vorrangiges Ziel des Strafvollzugs nach Gesetz einzuhalten. «Auf dem Thorberg gibt es zwei Kategorien Zellen: Die Zellen vom Neubau und die Altbauzellen. Die Zellen im Altbau sind noch kleiner als normale Zellen: 2 auf 3 Meter. […] Die Isolation in diesen Altbauzellen ist total und perfekt! Die Zellen bedeuten nichts anderes als Dunkelhaft. Und Dunkelhaft ist psychische Folter»,[257] hiess es zum Beispiel in einer Petition der Astra.

Die Astra galt bei den Bundesbehörden seit ihrer Gründung als linksextreme Gruppierung, welche die öffentliche Ordnung gefährde.[258] Sie hatte zum Thema Strafvollzug eine Art Gegenöffentlichkeit geschaffen und war in mehreren Schweizer Städten präsent. In Zürich und Winterthur traten nach Inkrafttreten der neuen Verordnung über die Polizeigefängnisse am 26. Juni 1975 mehrere Untersuchungsgefangene gleichzeitig in einen Hungerstreik. Sie protestierten damit gegen die menschenunwürdigen Haftbedingungen in zürcherischen Gefängnissen, insbesondere in der Zürcher Polizeikaserne.[259] Die Berner Gruppierung wiederum erreichte im Oktober 1975 mit Aktionen gegen die Missstände in der Berner Strafvollzugsanstalt Thorberg ein beachtliches Mass an Öffentlichkeit. Offenbar so viel, dass das Polizeiinspektorat der Stadt Bern eine Demonstration der Astra vor dem Bundeshaus verbot. Die Astra musste ins Berner Aussenquartier Bethlehem ausweichen. Nur einen Monat später stand die Organisation aber wieder voll im Mittelpunkt. Am 27. November 1975 wurde im Schweizer Fernsehen die Livesendung «Heute abend in der Strafanstalt» ausgestrahlt. Kritikerinnen und Kritiker des Gefängniswesens, Mitglieder der Astra, Gefängnisdirektoren und Gefangene diskutierten auf dem Berner Thorberg. Das Ergebnis: ein erster Erfolg, die sogenannten Sichtblenden im Thorberg wurden entfernt, die Gefangenen bekamen mehr Licht.[260]

Die Astra setzte sich vorderhand für einen humaneren, demokratischeren Strafvollzug ein und nutzte dazu die Strategien und Aktionsformen von «1968». Sie forderte jedoch nicht primär die Abschaffung des Strafvollzugs, vielmehr wünschte sie sich Reformen innerhalb der Gefängnisse. So die Aufhebung der Sprech- und Kontaktverbote und der Einzelhaft, ein für Gefangene gültiges Arbeitsrecht und einen Unfallversicherungsschutz.[261] Vor allem rief sie auf zum Kampf gegen die Isolation in Gefängnissen.[262]

257 Schär, Renate 2008: «Das Gefängnis tötet – Tod dem Gefängnis!», S. 165.
258 Ebd., S. 164, 166.
259 Komitee gegen Isolationshaft (Hg.) 1976: Todesstrafe auf Raten, S. 79.
260 Ebd., S. 164.
261 Ebd., S. 166.
262 Schwarzpeter: 4. 1977.

zurück

Die Nähe dieser Forderungen zu den Anliegen, die Diggelmann und Mitstreitende bereits im Zusammenhang mit der «Heimkampagne» 1971/72 formuliert hatten, sind sichtbar. Darum erstaunt es nicht, dass Diggelmann die Anliegen der Astra teilte. Auch ideologisch stand er der Bewegung vermutlich nah. Zumindest für die Anfangsphase hat Renate Schär innerhalb der Knastbewegung Einflüsse der neomarxistischen Konzepte der Jugendbewegung ausgemacht. So soll die Astra die Gefangenen als revolutionäre Subjekte verstanden haben, deren kriminelles Handeln als Widerstand gegen die kapitalistische Gesellschaft interpretiert wurde. Der Slogan «Gefangene sind Arbeiter» verdeutlichte diese Haltung.[263] «Die Strafjustiz und die Institution des Gefängnisses waren aus dieser Optik ein Herrschaftsinstrument, mit dem die ‹bürgerliche Klasse› die ‹Arbeiterklasse› disziplinierte.»[264] Sätze, die in ähnlicher Form aus Diggelmanns Mund hätten kommen können. Genau wie die Astra forderte auch Diggelmann die Resozialisierung und verteufelte den «asozialen» Strafvollzug.

1974 war die Zürcher Astra-Sektion gegründet worden, im gleichen Jahr kam fortan regelmässig einmal monatlich die Zeitschrift «Schwarzpeter» heraus. Sie diente als Sprachrohr der Astra, der Gefangenen und Exgefangenen. Als Redakteure zeichneten mit dem ehemaligen Häftling Niklaus Graf und mit Ursula Bingler zwei zentrale Figuren der Knastbewegung. Auf Ursula Bingler, die Frau von Jürg Bingler, der in der Astra ebenfalls eine tragende Rolle einnahm, sollte Walter Matthias Diggelmann im Frühjahr 1976 an einer Veranstaltung direkt treffen. Das Thema der Veranstaltung: Isolationshaft.

Verhaftete Mitglieder der deutschen Roten Armee Fraktion (RAF) waren Mitte der 1970er-Jahre mit Hungerstreiks gegen die «Isolationsfolter» im Gefängnis angetreten und erfuhren von Aussenstehenden erstaunlich viel Solidarität und Sympathie. Nicht nur in Deutschland, auch in der Schweiz wurde «Isolationshaft» ab Mitte der 1970er-Jahre zum Schlagwort. Zwischen Frühling und Herbst 1976 kam es zu mehreren Protestkundgebungen zur Unterstützung der Gefangenen. Mit von der Partie waren in der Regel die POCH Zürich, die PdA und die RML.

Laut Statistik der Astra soll es zwischen 1975 und 1977 aufgrund von unmenschlichen Haftbedingungen und Isolationshaft zu 40 Selbstmorden in Schweizer Haftanstalten gekommen sein.[265] Damit, so eine Ausgabe des «Schwarzpeters», lag die Selbstmordrate in schweizerischen Gefängnissen zehnmal höher als in der übrigen schweizerischen Gesellschaft. Die daraus folgende Forderung der Aktion Strafvollzug, der Roten Hilfe Zürich und des Komitees gegen Isolationshaft war unmissverständlich: Rücktritt des Justizdirektors und SP-Regierungsrats Arthur Bachmann.[266]

Das Komitee gegen Isolationshaft war im Frühjahr 1976 aus der Taufe gehoben worden und überwies der Justizdirektion des Kantons Zürich nur wenige Wo-

263 Schär, Renate 2008: «Das Gefängnis tötet – Tod dem Gefängnis!», S. 166.
264 Ebd.
265 Ebd., S. 169.
266 Schwarzpeter: 11. 1976.

zurück

chen später eine Resolution mit zehn Forderungen. Das Komitee war überzeugt, dass die Haftbedingungen in zürcherischen Bezirksgefängnissen miserabel waren und der im November 1974 ratifizierten Menschenrechtskonvention widersprachen. Die Schweiz, so das Komitee, sei das einzige Land in Europa, in dem Isolationshaft für Untersuchungshäftlinge an der Tagesordnung sei. Zweck der Untersuchungshaft sei bekanntlich die Wahrheitsfindung, Isolation führe aber nicht zur Wahrheit, sondern zur Vernichtung. Das Komitee forderte deshalb per sofort eine Aufhebung der Isolation. Das hiess die sofortige Aufhebung der Sprechverbote, die Schaffung von Gemeinschaftszellen und die Schaffung von Gemeinschaftsräumen, in denen die Häftlinge während dreier Stunden pro Tag miteinander kommunizieren konnten. Bis das umgesetzt werden könne, müssten auf jedem Korridor mindestens drei Stunden pro Tag die Zellentüren geöffnet werden. Auch forderte das Komitee die sofortige Abschaffung der Sichtblenden, die Aufhebung von Besuchereinschränkung, die Verlängerung der Besuchszeit auf mindestens zwei Stunden pro Woche und ein unbeschränktes Recht auf Information, das heisst Zugang zu Medien nach freier Wahl. Schliesslich sollten Gefangene mindestens eine Stunde täglich spazieren können, Anspruch auf einen Arzt ihres Vertrauens und auf Nichtüberwachung bei Besuchen haben, und sie sollten unbeschränkt Briefe wechseln können mit Mitgefangenen. Die Zensur im Briefverkehr sei aufzuheben.[267]

Beschlossen worden war die Resolution mit den zehn Forderungen am 14. Mai 1976 im Rahmen einer Veranstaltung im Theatersaal des Zürcher Volkshauses. Organisator des Abends war das Komitee gegen Isolationshaft, in seinen Bemühungen unterstützt wurde es von Ärzten, Rechtsanwälten, Parlamentariern und Publizisten. An der Veranstaltung wurde ausserdem eine Liste aufgelegt mit 14 seit Februar 1975 in schweizerischen Gefängnissen gestorbenen Häftlingen. In der Mehrheit dieser Fälle lautete die Todesursache Suizid.[268]

Als Redner im Volkshaus Zürich mit dabei war auch Walter Matthias Diggelmann. Auslöser des Vortragsabends, für den mit dem Slogan «Isolation = Vernichtung?» geworben wurde und der unter dem Titel «Haftbedingungen und deren Auswirkungen» stand, war der Tod der RAF-Aktivistin Ulrike Meinhof, die sich in ihrer Zelle in Deutschland erhängt hatte. Die Veranstaltung fand vor rund 160 Personen statt. Vorträge hielten neben Diggelmann auch Rechtsanwalt Bernard Rampert, Arzt Heinrich Schenkel, Ursula Bingler im Namen der Astra und Doris Stauffer als Vertreterin des Vereins Rote Hilfe Zürich. Nicht auftreten konnte der angekündigte Redner aus Deutschland, Professor Hans Heinz Heldmann. Er hätte zur Lage der Gefangenen in der BRD sprechen sollen.[269]

Laut Staatsschutzakte ergriff Diggelmann als Referent das Wort und erzählte von seinen 1944/45 in Einzelhaft gemachten Erfahrungen. Er sei, so Diggelmann, zur genannten Zeit des Volksverrates in Deutschland verdächtigt und in schwere Einzelhaft gesteckt worden; dies auch nach seiner Überführung in die Schweiz,

267 Komitee gegen Isolationshaft (Hg.) 1976: Todesstrafe auf Raten, S. 80 f. / Schwarzpeter: 9. 1976.
268 Komitee gegen Isolationshaft (Hg.) 1976: Todesstrafe auf Raten, S. 82.
269 Bundesarchiv: E 4320 (C) 1995/392, Bd. 244.

zurück

wo er in einer Heil- und Pflegeanstalt mit unansprechbaren, schwerkranken Menschen habe zusammenleben müssen. Sein Lebenswille habe damals von Tag zu Tag abgenommen und er sei mit 17 Jahren zum jugendlichen Greis geworden. Im Volkshaus schlug Diggelmann vor, dass Richter und andere Personen, die im Strafvollzug mitzureden hätten, ein Jahr Isolationshaft, gewissermassen als Praktikum, durchstehen sollten. Dann würden auch diese Herren erkennen, dass der Mensch an sich ein soziales Wesen sei, das den Kontakt zum Mitmenschen brauche. Fliessendes Wasser, Fernseh- und Radioapparate, Zeitungen und Bücher seien keine Hafterleichterung. Jeden, den man isoliere, werde man töten, und es müsse für alle darum gehen, weitere Tote zu verhindern. Diggelmann richtete den Appell an die Zuhörer, sich ernsthaft darüber Gedanken zu machen, ob die Todesstrafe in der Schweiz auf kaltem Weg wieder eingeführt werden solle. Er rief die Zuhörer dazu auf, ihre jungen Kräfte unerschrocken für das Recht einzusetzen. Ein Ausweichen nach Moskau oder Peking sei Blödsinn, man müsse in demjenigen Land gegen das Unrecht einstehen, in welchem man lebe, und sich durch Demagogen, welche zufällig Bundes- und Nationalräte geworden seien, nicht beirren lassen.[270]

Nur vier Tage nach dieser Veranstaltung, am 18. Mai 1976, wandte sich Diggelmann an Bundesrat Kurt Furgler, den Vorsteher des Justiz- und Polizeidepartements.[271] Diggelmann wollte im Namen der «Leserzeitung» mit Furgler ein Gespräch zum schweizerischen Strafvollzug führen und Furgler erklärte sich überraschenderweise bereit dazu. Allerdings war Furgler schon im Brief wichtig, eine Aussage Diggelmanns, nämlich dass eine grundlegende Reform des Strafvollzugs in der Schweiz nicht vom Fleck komme, zu korrigieren. Das stimme schlicht und einfach nicht, betonte Furgler. Damit das Gespräch zwischen ihm und Diggelmann im August doch etwas differenziert und sachkundig abgewickelt werden könne, wolle er schon an dieser Stelle kurz auf die verschiedenen Entwicklungen der letzten zehn bis fünfzehn Jahre eingehen.[272]

Nach einem weiteren Brief seitens Diggelmann – der Autor war am 22. Juni auch noch an einer Pressekonferenz des Komitees gegen Isolationshaft aufgetreten – traf man sich am Freitag, dem 20. August 1976, zum Interview.[273] Diggelmann überreichte dem Bundesrat ein den Kindern Furglers gewidmetes Exemplar von «Das Mädchen im Distelwind» und Furgler hatte etwas mehr als eine Woche später immer noch gute Erinnerungen an das Gespräch.[274]

Unter dem Titel «Bundesrat Furglers Vision eines humanen Strafvollzugs»[275] konnte Diggelmann die Ergebnisse des Gesprächs in der «Leserzeitung» als Ti-

270 Ebd. / Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-1-1-d. Eintrag vom 17. 5. 1976.

271 Wie der Kontakt konkret zustande kam ist nicht klar, es könnte sein, dass Diggelmann Furglers Tochter bereits kannte.

272 Die Briefe von Diggelmann an Furgler sind nicht erhalten geblieben. Die Informationen zu Diggelmanns Briefen an Furgler sind den Briefen Furglers an Diggelmann entnommen. Furgler, Kurt an Diggelmann, Walter Matthias: 2. 6. 1976.

273 Furgler, Kurt an Diggelmann, Walter Matthias: 23. 6. 1976.

274 Furgler, Kurt an Diggelmann, Walter Matthias: 1. 9. 1976.

275 Leserzeitung: 7. 9. 1976.

zurück



Abb. 22: Diggelmann (rechts) trat 1976 mehrfach mit Mitgliedern des Komitees gegen Isolationshaft vor die Öffentlichkeit, sei es im Rahmen eines Informations- und Protestabends, sei es, wie hier im Bild, im Rahmen der Pressekonferenz vom 22. Juni 1976.

telgeschichte abdrucken. Bereits im Lead wurde erwähnt, dass Diggelmann als Mitglied des Komitees gegen Isolationshaft die Möglichkeit hatte, mit Furgler zu sprechen.[276] «Zum erstenmal in meinem Leben betrat ich das Bundeshaus, den Westflügel. Ich hatte mich noch kurz vor der Abfahrt bei Furglers Sekretärin erkundigt, wo er eigentlich residiere und wieviel Zeit er für mich habe. Eine Stunde, mehr sei leider nicht drin, und ich soll mich beim Weibel im ersten Stock melden. Ich meldete mich beim Weibel. Auch einen richtigen Bundesweibel sah ich zum erstenmal in meinem Leben. […] Bundesrat Furgler sieht nicht aus, wie ich mir einen Bundesrat vorgestellt habe. Und er benimmt sich auch nicht ‹offiziell›. Er ist elegant, aber unauffällig gekleidet, ganz in dunklem Blau.»[277]

Diggelmann erwähnte Kurt Furgler gegenüber bereits in der ersten Frage, dass er die an die Zürcher Justizdirektion gesandte Petition des Komitees gegen Isolationshaft ebenfalls unterzeichnet habe. Auf seine Einflussmöglichkeiten auf Kantonsebene und die von Diggelmann als dringend notwendig postulierten Reformen des Strafvollzugs angesprochen, kam Furgler über einen Exkurs durch die Geschichte des Strafrechts und Strafvollzugs auf die aktuelle Situation des Straf-

276 Ebd.
277 Ebd.

zurück

vollzugs zu sprechen. Er stellte fest, dass das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement im Hinblick auf einen modernen Strafvollzug beachtliche Fortschritte gemacht habe, und versicherte zugleich, dass man beim Erreichten nicht stehen bleiben wolle. Er sei sich gleichzeitig bewusst, dass in der Frage der Untersuchungshaft noch Probleme zu lösen seien, denn jeder Untersuchungsgefangene habe so lange als unschuldig zu gelten, bis seine Schuld erwiesen sei. Von Isolationshaft zu sprechen, halte er jedoch für fragwürdig.[278] «Es geht ja ausschliesslich um die Wahrheitsfindung, und es kommt häufig vor, dass ein Mensch vorübergehend allein gehalten werden muss. Strafuntersuchungen werden ja nicht zum Vergnügen durchgeführt. Die Untersuchungsbehörden handeln im Auftrag unserer Gesellschaft und zum Schutz dieser Gesellschaft.»[279]

Für Diggelmann schien nicht der Schutz der Gesellschaft das Problem zu sein, sondern die Art und Weise des Schutzes. «Es müsste doch möglich sein, solche Mitbürger, und das sind sie ja trotz allem, daran zu hindern, unsere Gesellschaft an Leib und Gut zu schädigen, ohne dass wir selbst ihnen Unrecht tun. Wir verurteilen sie, schieben sie ab, bauen hohe Mauern, isolieren sie, wir sehen sie nicht mehr, und sie können uns nicht mehr gefährlich werden, und damit ist für uns alle, mich nehme ich nicht aus, das Problem erledigt.»[280] Kurt Furgler stellte fest, dass das erste Ziel des Strafvollzugs in der Tat die Wiedereingliederung der Gefangenen sein sollte, dass es aber gleichzeitig gefährliche Delinquenten gebe, vor denen es die Gesellschaft zu schützen gelte. Für diese gefährlichen und in ihrer Persönlichkeitsentwicklung geschädigten Straftäter werde auch in einer fernen Zukunft die Einweisung in eine Strafanstalt die einzige Alternative bleiben. Gerade für die gefährdeten jungen Menschen aber, die Heimzöglinge, sehe er durchaus andere Möglichkeiten. Worauf ihm Diggelmann seine «Utopie» präsentierte.[281] «Da sind Menschlein, hilflose, ungeliebte, frierende, und auf der anderen Seite sind wir, die Geborgenen und Glücklichen. Wenn jeder von uns, der die äusseren Möglichkeiten, also Wohnung, Familie usw., hat, einen dieser ‹Verschupften› zu sich nähme, ihm Nestwärme und Liebe gäbe, könnten wir diese Menschen und uns schützen. Und dann, meine ich, müsste der Staat all jenen, die zwar gerne helfen möchten, aber aus finanziellen Gründen nicht können, unter die Arme greifen. Und zwar mit harter Währung. Das wäre doch auch ein Beitrag zur Landesverteidigung.»[282] Dazu Furgler: Er wolle eine solche Utopie nicht von vorherein in Abrede stellen. Aber man dürfe sich nicht darauf beschränken, in die Zukunft zu schauen und dabei wie naive Schwärmer die Gegenwart völlig verdrängen. Schliesslich stehe man täglich vor der Tatsache, dass es Straffälligkeit gebe. Es gelte parallel beides anzugehen.[283] Abschliessend las Bundesrat Furgler aus Heinrich Pestalozzis 200 hun-

278 Ebd.
279 Ebd.
280 Ebd.
281 Ebd.
282 Ebd.
283 Ebd.

zurück

dert Jahre altem «Arner Gutachten» vor und wünschte sich, er könnte Pestalozzis Modell so verwirklichen. Dazu sei aber auch der Bürger notwendig und bis dahin gelte es einen Strafvollzug umzusetzen, der sowohl den Schutz der Gesellschaft garantiere als auch das Hauptziel der Wiedereingliederung verfolge. Furgler nannte in der Folge als Beispiel seinen Willen, ein neues Kindsrecht durchzubringen. Damit hatte der Bundesrat ins Schwarze getroffen, Diggelmann am richtigen Punkt abgeholt. Ihm, Diggelmann, kämen Tränen der Wut, wenn er diese Heuchler, die gegen das neue Kindsrecht seien, reden höre. Die sollten am eigenen Leib erfahren müssen, was es heisse, als Ausserehelicher aufwachsen zu müssen. Vielleicht sei er als Jugendlicher nicht ganz zufällig auch straffällig geworden. Er mache sich darüber so seine Gedanken.[284]

Damit schloss das Interview mit dem Bundesrat. Das Engagement in Sachen Isolationshaft aber hielt an. Am 17. Dezember 1976 überreichte das Komitee gegen Isolationshaft dem Regierungsrat anlässlich einer Grossdemonstration in Zürich eine Petition. Unterzeichnet hatten sie über 5000 Personen. Sie forderten, symbolisch Särge auf dem Rücken tragend, die Abschaffung der menschenvernichtenden Isolationshaft.[285]

Ganz verloren stand das Komitee mit dieser Forderung nicht mehr da. seine Initiative trug erste Früchte. Eine am 23. Juni 1976 gefasste Hungerstreikerklärung – die Inhaftierten Petra Krause und Verena Schöb protestierten damit gegen Isolationshaft – und eine erneut vom Komitee eingereichte Erklärung wurden am 14. Juli 1976 vom Zürcher Regierungsrat als Petition an die Justizdirektion überwiesen. Diese Mitteilung ging an Petra Krause im Bezirksgefängnis, an Verena Schöb im Untersuchungsgefängnis Lohnhof und an Walter Matthias Diggelmann, Steinhaldenstrasse 73, zuhanden des Komitees gegen Isolationshaft.[286]

3.3.3 Solidarität mit den italienischen Gastarbeitern

Der Rechtsintellektuelle James Schwarzenbach war eine der schillernden und charismatischen Figuren der 1960er- und 1970er-Jahre. Mitte der 1930er-Jahre als gut Zwanzigjähriger noch im Sog der Nationalen Front als einer von mehreren Rädelsführern bei frontistischen Kundgebungen aktiv, wurde Schwarzenbach später Chefredaktor, Verleger und Nationalrat. 1947 übernahm er den katholisch-konservativ ausgerichteten Thomas-Verlag mit Sitz in Zürich, der auch antisemitische und antikommunistische Schriften publizierte. Als er zehn Jahre später Chefredaktor der zu diesem Zeitpunkt ebenfalls katholischen «Zürcher Woche» wurde (1957–1961), hatte er seinen Ruf als Antikommunist auf Vortragsreisen bereits ge-

284 Ebd.

285 Schwarzpeter: 4. 1977.

286 Komitee gegen Isolationshaft (Hg.) 1976: Todesstrafe auf Raten, S. 85. / Im «Zeitdienst» vom 9. Juli 1976 wird als Adresse des Komitees ebenfalls Walter Matthias Diggelmanns Privatadresse an der Steinhaldenstrasse 73 angegeben. Zeitdienst: 9. 7. 1976.

zurück

festigt. Nach dem Abgang bei der «Zürcher Woche» übernahm Schwarzenbach im Frühling 1961 die «Schweizerischen Republikanischen Blätter» und brachte sie bis April 1964 alle drei Wochen unter dem Namen «Der Republikaner» heraus. Gleichzeitig war Schwarzenbach als aussenpolitischer Korrespondent des katholisch-konservativen «Rheinischen Merkur» tätig. 1967 kandidierte er für die von Fritz Meier gegründete «Nationale Aktion gegen die Überfremdung von Volk und Heimat» und wurde in den Nationalrat gewählt. Dort politisierte er bis 1971 zuerst für die Nationale Aktion und, nachdem er sich mit dieser zerstritten hatte, bis 1979 für die neu gegründete Republikanische Bewegung.[287]

Über die Schweiz hinaus bekannt wurde Schwarzenbach nach 1969, als er die als fremdenfeindlich taxierte Initiative zur Beschränkung der Ausländerzahl in der Schweiz mitlancierte. Sie forderte zum einen den Abbau der ausländischen Wohnbevölkerung in allen Kantonen ausser Genf auf zehn Prozent der Bevölkerung, zum anderen den Schutz der einheimischen Arbeitnehmer. Die «Schwarzenbach-Initiative» wurde nach einer monatelangen und intensiven Debatte in der Öffentlichkeit am 7. Juni 1970 vom Volk mit 54 Prozent Nein relativ knapp abgelehnt.[288]

Die Initiative ist im Rückblick unter anderem als Reaktion auf die in städtischen und industrialisierten Ballungszentren zunehmenden und lauter werdenden Stimmen zu sehen, die den Zustrom ausländischer Arbeitskräfte, insbesondere italienischer Gastarbeiter, anprangerten und vor einer «Überfremdung» der Schweiz warnten. Diese und weitere Anliegen der seit Anfang der 1960er-Jahre auftretenden «Schweizerischen Volksbewegung gegen die Überfremdung» griff die «Schwarzenbach-Initiative» auf. Die vom Bundesrat eingesetzte Expertenkommission trug das ihre dazu bei, dass man von einer Gefahr der «Überfremdung» sprach, als sie in einem Bericht zur Ausländerproblematik 1964 konstatierte, dass sich die Schweiz im Stadium einer ausgesprochenen Überfremdungsgefahr befinde.[289]

Vor diesem Hintergrund präsentiert sich die Überfremdungsbewegung der 1960er-Jahre laut Gaetano Romano «als Neuaufnahme einer klassischen modernekritischen *Gemeinschaftsideologie:* sie tritt für die Erhaltung einer durch die gesellschaftliche Modernisierung, insbesondere den ökonomischen Wandel und die mitgesetzten Migrationsbewegungen bedrohten *kulturellen Gemeinschaft* ein».[290]

287 Peter-Kubli, Susanne 2012: James Schwarzenbach. / Drews, Isabel 2005: «Schweizer erwache», S. 53–68 / Romano, Gaetano 1998: Die Überfremdungsbewegung als «Neue soziale Bewegung», S. 145.

288 Die drei weiteren Volksbegehren gegen die «Überfremdung», eingereicht durch die Nationale Aktion am 3. November 1972, durch die Republikanische Bewegung am 12. März 1974 und die Nationale Aktion am 15. März 1974, wurden durch die Bevölkerung in Abstimmungen am 20. Oktober 1974 und am 13. März 1977 dann deutlicher abgelehnt. Peter-Kubli, Susanne 2012: James Schwarzenbach. / Drews, Isabel 2005: «Schweizer erwache», S. 76 f. / Romano, Gaetano 1998: Die Überfremdungsbewegung als «Neue soziale Bewegung», S. 156.

289 Drews, Isabel 2005: «Schweizer erwache», S. 71, 182.

290 Romano, Gaetano 1998: Die Überfremdungsbewegung als «Neue soziale Bewegung», S. 151.

zurück

Ein erster Durchbruch auf eidgenössischer Ebene gelang der Überfremdungsbewegung bereits 1964/65. Im Frühjahr 1965 hatte die Bewegung, unter anderem als Reaktion auf das «Italienerabkommen» vom 10. August 1964 und den «Überfremdungsbericht» vom 12. Oktober 1964, beim Bundesrat eine Petition mit 38 000 Unterschriften eingereicht, ein halbes Jahr später folgte die Gründung der «Nationalen Aktion gegen die Überfremdung von Volk und Heimat» (NA). Am 29. Oktober 1967 wurde James Schwarzenbach für die NA in den Nationalrat gewählt.[291]

In die mittleren 1960er-Jahre fiel zudem eine wichtige Transformation des Überfremdungsdiskurses. Anders als noch vor 1964, als es mit Blick auf die «Ausländerfrage» und die überhitzte Konjunktur im «Kampf gegen die Überfremdung» vor allem um den Schutz der schweizerischen Arbeitskräfte vor den italienischen Gastarbeitern ging, rückte Mitte der 1960er-Jahre zunehmend die kulturelle Frage der Überfremdung in den Mittelpunkt. Die Fremdarbeiterfrage wurde zur Fremdenfrage; thematisiert wurde jetzt hauptsächlich das Problem des Schutzes der schweizerischen Kultur vor fremden Einflüssen.[292] Schwarzenbach, der sich gegen den Vorwurf wehrte, xenophob zu sein, sprach von der Gefahr der «geistigen Überfremdung», die die geistig-seelischen Grundlagen des «Schweizertums» bedrohe. Demnach war es die «schweizerische Eigenart», die es zu retten, die es vor der fremden Mentalität zu schützen galt. Daneben ortete Schwarzenbach die Gefahr der «politischen Überfremdung». Wenn an die Stelle der Schweizer Arbeiterschaft, die üblicherweise nicht streike, der italienische Gastarbeiter trete, der den Streik als Grundrecht erachte, dann bedrohe dies das austarierte politische System der Schweiz. Schliesslich sah Schwarzenbach die Gefahr einer «wirtschaftlichen Überfremdung» – bedrohte Qualitätsarbeit und Abhängigkeit vom Ausland – und einer «demographischen Überfremdung» – die Schweizer würden im eigenen Land mehr und mehr zur Minderheit, eine Entwicklung, die darin münde, dass die Schweiz zur italienischen Provinz werde. Dem gelte es Einhalt zu gebieten, so Schwarzenbach. Er stilisierte die «schweizerische Volksgemeinschaft» hoch zu etwas Einzigartigem und hielt der «Gefahr der Überfremdung» eine neuartige Form des helvetischen Nationalismus entgegen.[293]

Die Diskussion zur «Überfremdung» erfuhr nicht nur, aber auch deshalb gegen Ende der 1960er- und Anfang 1970er-Jahre die grösste massenmediale Aufmerksamkeit jener Zeit.[294] Die Überfremdungsbewegung fiel, wie alle neuen sozialen Bewegungen, mitten in eine Phase des Strukturwandels des massenmedialen Systems.[295] Der Begriff «Überfremdung», eine schweizerische Wortschöpfung, wurde zunehmend zu einem «Schlüsselbegriff des Politvokabulars».[296] Kam hinzu,

291 Romano, Gaetano 1998: Die Überfremdungsbewegung als «Neue soziale Bewegung, S. 148. / Drews, Isabel 2005: «Schweizer erwache», S. 71–73.
292 Romano, Gaetano 1998: Die Überfremdungsbewegung als «Neue soziale Bewegung», S. 147.
293 Drews, Isabel 2005: «Schweizer erwache», S. 184–196.
294 Romano, Gaetano 1998: Die Überfremdungsbewegung als «Neue soziale Bewegung», S. 144.
295 Ebd., S. 144 f.
296 Drews, Isabel 2005: «Schweizer erwache», S. 179.

zurück

dass die Rede von «Überfremdung» vor dem neuerlichen Boom in den 1960er- und 1970er-Jahren auf eine lange Vorgeschichte zurückblicken konnte. Permanent aktuell war der Überfremdungsdiskurs zwar nie, aber er kam immer wieder auf, so ein erstes Mal in der Zeit um den Ersten Weltkrieg, dann in den 1930er-Jahren und in den 1960er-Jahren – schliesslich wieder in späten 1980er- und frühen 1990er-Jahren.[297]

Trotzdem wäre es irreführend, von einer klassischen «alten» Bewegung zu sprechen. Die Überfremdungsbewegung kam, was Sprachformeln, Kommerzialisierung und Personalisierung anging, den «neuen sozialen Bewegungen» erstaunlich nahe. Gaetano Romano hat das Bild geprägt von «altem thematischen Wein in neuen massenmedialen Schläuchen». Durch Fernsehen, Radio und Presse stand den Protagonisten der Überfremdungsbewegung, zum Beispiel dem Komitee der «Schwarzenbach-Initiative», eine Vielfalt von neuen «Kommunikationsschläuchen» zur Verfügung.[298]

Dies galt auch für die Gegner, zu denen Walter Matthias Diggelmann als Linksintellektueller zählte. Wenn auch nicht im handgreiflichen Sinn, so legte er sich doch mehrfach mit James Schwarzenbach an und versuchte beispielsweise, dessen Wahlkämpfe zu torpedieren. Schwarzenbach blieb zwar meist unbeeindruckt und schaltete sich kaum je in die Debatten ein, für kleinere und grössere Wellen der Entrüstung in die eine oder andere Richtung sorgten Diggelmanns Interventionen dennoch. Umso bemerkenswerter ist vor diesem Hintergrund, dass Diggelmann und Schwarzenbach sich zu Beginn der 1960er-Jahre in der Öffentlichkeit nicht als intellektuelle und politische Gegner kennenlernten, sondern als Männer mit gleicher Einstellung zu einem Genfer Justizfall – fast wäre in der Folge sogar eine Zusammenarbeit der beiden entstanden.

Im Frühjahr und Sommer 1960 setzte sich die «Zürcher Woche» für eine Revision des Prozesses gegen Pierre Jaccoud ein. Der Redakteur Walter Blickenstorfer hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Licht ins Dunkel zu bringen und gewissen Ungereimtheiten bei der Genfer Justiz nachzugehen. Im August 1960 wurde daraus die «Affäre Jaccoud». War Pierre Jaccoud am 18. Januar 1960 von einem Geschworenengericht in Genf tatsächlich zu Unrecht wegen einfachen Totschlags an Charles Zumbach zu sieben Jahren Haft verurteilt worden? Handelte es sich bei diesem Fall – Jaccoud war immerhin vom Pariser Staranwalt René Floriot verteidigt worden – um einen der grössten Justizirrtümer der Schweizer Nachkriegszeit? Jedenfalls sorgte die Affäre für europaweites Aufsehen und wurde später auch als «zweiter Fall Dreyfus» umschrieben.[299]

Zeichnender Chefredakteur der «Zürcher Woche» war zu jenem Zeitpunkt James Schwarzenbach. Neben einer Rechtfertigung des von derselben Zeitung angegriffenen Gerichtsmediziners des Kantons Genf, Pierre Hegg, bezog Schwarzenbach folgendermassen Stellung zur Jaccoud-Affäre: «Unser Redakteur Walter

297 Romano, Gaetano 1998: Die Überfremdungsbewegung als «Neue soziale Bewegung», S. 143.
298 Ebd., S. 145.
299 Jourat, Stéphane 1992: L'affaire Jaccoud.

zurück

Blickenstorfer, beseelt vom Willen zur Gerechtigkeit, hat das zweifellose Wagnis auf sich genommen, als Alleingänger sich in den Dschungel der Genfer Justiz zu begeben und in das Dunkel hineinzuzünden. […] Es scheint uns nichts als recht und billig, dass dem Leiter des Kriminalistischen Laboratoriums zu seiner Rechtfertigung das Wort erteilt wird. Audiatur et altera pars. Das ist gut schweizerische Art. Gut schweizerische Art ist es aber auch, dort, wo es um Recht und Unrecht, um Schuld oder Unschuld geht, sich niemals das Maul verbinden zu lassen, sondern solange keine Ruhe zu lassen, bis die gewünschte Klarheit kommt.»[300]

Eine Haltung, die Diggelmann teilte. In einem Brief und mit einer Stellungnahme wandte er sich an Schwarzenbach,[301] welcher sich bereit erklärte, die Stellungnahme in der «Zürcher Woche» abzudrucken. In seinem Antwortbrief vom 11. August sprach Schwarzenbach Diggelmann seine Anerkennung aus,[302] und in der «Zürcher Woche» vom 19. August war dann Diggelmanns Stellungnahme zur «Affäre Jaccoud» zu lesen. Unter anderem schrieb er, an Schwarzenbach gerichtet: «Zu Ihrer Haltung möchte ich – selber ein Schreibender – herzlich gratulieren. […] Es gehört meines Erachtens zu den vornehmen Pflichten des Journalisten, besonders wenn es um Fragen geht, die eine breite Öffentlichkeit interessieren, eben Fragen zu stellen.»[303]

Wie es im Rückblick scheint, ist der Kontakt zwischen Diggelmann und Schwarzenbach nach dieser Episode nicht sogleich abgebrochen. Einem Brief vom 11. November 1960 ist zu entnehmen, dass eine Mitarbeit Diggelmanns bei der «Zürcher Woche» zur Diskussion stand. Er hatte zu diesem Zeitpunkt noch keine journalistische Erfahrung, hatte aber mit «Die Jungen von Grande Dixence» und «Geschichten um Abel» bereits zwei Bücher veröffentlicht. Diggelmann wurde auf Probe ab 1. Januar 1961 mit der Gerichtsberichterstattung für die «Zürcher Woche» beauftragt.[304] Allerdings konnte sich Diggelmann nur für kurze Zeit freuen, denn bereits zwei Wochen später zog Schwarzenbach sein Jobangebot zurück. Warum, ist nicht bekannt. Schwarzenbach wollte Diggelmann allerdings nach wie vor für lokale Reportagen beiziehen.[305] Dazu kam es aber nicht mehr. Denn, «leicht kopfscheu geworden durch das leidige Hin-und-her bei der Zürcher Woche, bin ich über das Jahresende auf ein äusserst überraschendes Angebot der Weltwoche näher eingetreten, und habe nun gestern mit Herrn Dr. P. von Schumacher einen ausserordentlich guten Vertrag abgeschlossen. Danach bin ich ab sofort vollamtlicher Mitarbeiter der Weltwoche und verpflichtet, für keine anderen Zeitungen und Zeitschriften zu arbeiten.»[306] So weit der erste und einzige nachweisbare direkte

300 Zürcher Woche: 5. 8. 1960.
301 Diggelmann, Walter Matthias an Schwarzenbach, James: 7. 8. 1960.
302 Schwarzenbach, James an Diggelmann, Walter Matthias: 11. 8. 1960.
303 Zürcher Woche: 19. 8. 1960.
304 Schwarzenbach, James an Diggelmann, Walter Matthias: 11. 11. 1960.
305 Schwarzenbach, James an Diggelmann, Walter Matthias: 23. 11. 1960.
306 Diggelmann, Walter Matthias an Schwarzenbach, James: 6. 1. 1961.

Kontakt zweier «Geistesarbeiter», die später so diametral verschiedene Haltungen vertreten sollten.

Mit dem Thema der italienischen Gastarbeiter setzte sich Diggelmann auseinander, lange bevor es zu einem nationalen Thema wurde. Im Januar 1964 – die neue Überfremdungsbewegung gewann gerade an Fahrt – hat Diggelmann zum ersten Mal eine Kolumne zu dieser Frage verfasst. In der «Zürcher Woche» titelte er «Kein Platz für Italienerkinder …»[307] und ging auf den Umgang der Schweiz mit der italienischen Minderheit ein. Ausgangspunkt seiner Betrachtung waren Erfahrungen, die er Anfang der 1960er-Jahre gemacht hatte, als er für das Public-Relations-Büro Farner tätig war. «Da kamen diese Leutchen seit einigen Jahren ins Toggenburg, zu den ‹braven Mannen von Tokkenburg›, um Geld zu verdienen. Sie kamen und taten ihre Arbeit redlich und gut, und man war sehr zufrieden mit ihnen. Man: Die Unternehmungsleitung. Sie, die Italiener, waren mit uns nicht ganz so zufrieden, das heisst, es fiel ihnen zum Teil ausserordentlich schwer, sich den besonderen, ihnen ganz ungewohnten Verhältnissen anzupassen. […] Weit in die Anfänge hinein hielt man sich an die Einheimischen, hatte man Verständnis für deren Kritik und sagte: Ja, ja, ja, wir wollen unsere Fremdarbeiter ‹umerziehen›. Doch dann geschah es, dass es die Italiener vorzogen, zum Beispiel nach den Ferien nicht mehr ins Toggenburg zurückzukehren. […] Die Deutschen gaben sich den Italienern gegenüber grosszügiger. Die italienischen Arbeitnehmer durften ihre Familien mit nach Deutschland bringen. Wir Schweizer hingegen wollten nur die reine Arbeitskraft des Italieners […].»[308] Und wenn er jetzt, so Diggelmann, von den Gesetzen in Genf lese, nach denen die Kinder der italienischen Gastarbeiter erst drei Jahre nach ununterbrochenem Aufenthalt der Erwachsenen in der Schweiz mit in die Schweiz kommen dürften, selbst wenn in Italien keine Angehörigen mehr wohnten, dann könne er nur sagen: «Schande über die reiche, verfettete Schweiz, deren Bürger so unmenschlich denken und handeln. Es gibt ausreichend Möglichkeiten, Gesetze zu umgehen, und von solchen Möglichkeiten wird ausreichend Gebrauch gemacht, wenn es sich für den Schweizer lohnt. Ferner soll der Schweizer nicht andauernd von geistiger Landesverteidigung schwätzen und den Sozialismus anderer Länder bekritteln, so lange innerhalb unserer eigenen Grenzen solche Ungeheuerlichkeiten vorkommen können.»[309]

Am 1. Mai 1968 gelangte Diggelmann mit einem Artikel sogar auf die Titelseite der «Neuen Presse»: «Gastarbeiter: Statt 5%-Abbau Ausweisung!»[310] Diggelmann schilderte als Gerichtsberichterstatter einen Prozess um einen Italiener, der seit fünf Jahren in der Schweiz wohnte. Er war wegen unzüchtiger Handlungen in der Öffentlichkeit zu zwanzig Tagen Gefängnis bedingt verurteilt worden, was eine Ausweisung zur Folge hatte. Diggelmann griff dieses Urteil auf, weil der Angeklagte behauptete, nur uriniert zu haben, was in Italien kein Problem sei. Die

307 Zürcher Woche: 17. 1. 1964.
308 Zürcher Woche: 17. 1. 1964.
309 Ebd.
310 Neue Presse: 1. 5. 1968.

zurück

Zeugenlage, so Diggelmann, sei widersprüchlich und undurchsichtig gewesen, das Urteil daher problematisch, da es zur Konsequenz habe, dass der Betroffene ausgewiesen werde.[311]

Nach 1970 erreichte Diggelmanns Auseinandersetzung mit den italienischen Gastarbeitern und der «Überfremdung» eine andere Qualität und eine andere Intensität. Das Thema wurde zu einer persönlichen Angelegenheit; mehrmals setzte sich Diggelmann in den frühen 1970er-Jahren auch mit der Leitfigur der Überfremdungsbewegung der 1960er- und 1970er-Jahre, mit James Schwarzenbach, auseinander. Rund zehn zwischen 1970 und 1973 verfasste Artikel, die diesen Phänomenen gewidmet waren, zeugen davon. Und mit seinem Engagement für die Sache der italienischen Gastarbeiter stand Diggelmann nicht allein, auch andere Intellektuelle wie Roman Brodmann, Leaderfigur des linksliberalen Journalismus, setzten das Thema schon früh auf die Agenda.[312] Am prominentesten griff Max Frisch das Thema in «Überfremdung I» (1965) und «Überfremdung II» (1966) auf.

Am 8. Januar 1970 bekam Diggelmann im «Züri-Leu» die Gelegenheit, im Rahmen eines Leitartikels zu skizzieren, welche Themen die Stadt Zürich 1970 beschäftigen würden. Unter anderem sprach er die Frage der italienischen Gastarbeiter an: «Und wie haben wir es mit dem Fremdarbeiter? Ist er, Hand aufs Herz, Gast geworden? Die böse Initiative gegen diese Gäste hat zum Geburtsort ebenfalls Zürich. Und ich meine, alle, welche diese Initiative ablehnen, lehnen sie nicht deshalb ab, weil sie's gut mit unserer Stadt meinen, sondern sie meinens nur gut mit sich selbst, sie brauchen diese Menschen, die Stadt braucht sie auch, zum Kübel leeren zum Beispiel.»[313] Mit der «bösen Initiative» meinte Diggelmann die von der Nationalen Aktion am 20. Mai 1969 eingereichte Überfremdungsinitiative. Bereits am 30. Juni 1965 war ein erstes «Volksbegehren gegen die Überfremdung» von der Demokratischen Partei des Kantons Zürich lanciert, am 16. März 1968 unter dem Druck von Behörden und Wirtschaft jedoch zurückgezogen worden.[314]

Schwarzenbach war der Anwalt der zweiten Überfremdungsinitiative. Im «Züri-Leu» durfte er sich bereits im Februar 1969 – die Initiative war zu diesem Zeitpunkt noch nicht eingereicht – zu seinem Anliegen äussern: Nachdem die erste Initiative 1968 zurückgezogen worden sei, «macht heute die ‹Aktion gegen die Überfremdung› von ihrem Initiativrecht – ohne Rückzugsklausel – Gebrauch, damit in dieser Frage auf Leben und Tod das Schweizervolk das letzte

311 Ebd.

312 Schon 1962 äusserte sich Chefredakteur Roman Brodmann in der «Zürcher Woche» zum Thema. «Unser Verhältnis zu den Fremdarbeitern […] ist verkrampft, unnatürlich, ungesund und sehr oft auch verlogen. […] Der italienische Fremdarbeiter, den man früher ‹hinten einsteigen› liess, ist heute offiziell tabu, aus der öffentlichen Kritik ausgeschlossen, bloss unter der Hand bildet man gelegentlich sein abschätziges Urteil, und wenn einer oder mehrere dieser Spezies durch kriminelle Handlungen Aufsehen erregen, schreibt man mit bemerkenswerter Eilfertigkeit in die Zeitung, dass es sich um Italiener handelte.» Siehe dazu Zürcher Woche: 19. 10. 1962.

313 Züri-Leu: 8. 1. 1970.

314 Romano, Gaetano 1998: Die Überfremdungsbewegung als «Neue soziale Bewegung», S. 149, 156. / Züri-Leu: 13. 2. 1969.

zurück

Wort hat.»[315] Die Initiative forderte in ihrem zentralen Punkt eine kantonale Plafonierung des Ausländeranteils auf zehn Prozent der Bevölkerung (mit der Ausnahme von Genf).[316]

«Was ist los mit S.?»,[317] fragte sich Diggelmann in seiner Kolumne im «Züri-Leu» gut ein Jahr, nachdem Schwarzenbach in derselben Zeitung seine Sicht der «Überfremdung» dargelegt hatte. «S. ist ein sehr reicher Mann. S. ist verschwistert und vermählt mit den Reichen, Mächtigen und eigentlichen Herrschern unseres Volkes. S. ist Verleger, S. ist Katholik, S. ist höherer Offizier unserer Armee. […] S. ist gegen die Fremdarbeiter, genauer, gegen zuviele Fremdarbeiter. Und er ist nicht gegen alle. Zum Beispiel nimmt er in seinem ‹Volksbegehren› das Pflege- und Spitalpersonal ausdrücklich aus. Die dürfen bleiben. Aber jemand wie mich, der während sieben Jahren fast ununterbrochen eines Verkehrsunfalles wegen in Kliniken und Spitälern gelegen hat, zumindest stets pflegebedürftig war, muss diese Ausnahmeklausel anekeln. Denn jemand wie ich kommt dabei auf den Gedanken, S. könnte kurz vor der Niederschrift seiner Initiative schwer krank gewesen sein. Er könnte am eigenen Leib erfahren haben, dass unsere Kliniken und Spitäler ohne die nichtschweizerischen Menschen nicht mehr funktionieren. […] Was will er? Will er ein kleines Land, das in Hunderten von Jahren gewachsen ist, inmitten grosser Länder, starker Mächte, isolieren? Will er die kleine Schweiz, an der wir soviel auszusetzen haben aus Eifersucht und Angst und Liebe, kaputtmachen? […] Seit 1291 werden wir überfremdet und sind durch diese permanente Überfremdung das Volk geworden, das Sie angeblich lieben. Erinnern Sie sich? Als wir anfingen, waren wir nur zu Dritt, wir, die Urner, die Schwyzer und die Unterwaldner. Doch wie lange dauerte jene Idylle? Bald kamen die hochmütigen Zürcher dazu, die arroganten Basler, die verstockten Sankt-Galler, die obrigkeitsgläubigen Berner, dann auch noch die Aargauer, die soo schlecht autofahren, und alle, alle überfremden uns. Wir gaben unsere Eigenart preis und wurden dabei reich. Reich? Nicht alle. Aber so alles in allem. Vielleicht zu reich? Wie Sie zum Beispiel? […] Herr S: Ich schäme mich gegenüber meinen italienischen Mitmenschen, weil Sie in Ihrem ‹Volksbegehren gegen die Überfremdung› gerade jene Italiener nicht meinen, die notfalls Ihren Hintern putzen müssen, wenn Sie einmal spitalfähig sind.»[318]

Diggelmann brachte hier unter dem Begriff Überfremdung zum einen den italienischen Gastarbeiter als wirtschaftlichen Faktor der Schweiz ins Spiel, nutzte den Ausdruck aber durchaus auch in kultureller Hinsicht, wenn er den Typus des Zürchers mit denen des Baslers und des Aargauers verglich.

Gut einen Monat nach der eben zitierten Kolumne und wenige Wochen vor der Abstimmung beleuchtete er diese kulturelle Frage in einem weiteren Artikel am Beispiel des Tessins. Er umschrieb, wie Deutschschweizer, Deutsche, Franzo-

315 Züri-Leu: 13. 2. 1969.
316 Romano, Gaetano 1998: Die Überfremdungsbewegung als «Neue soziale Bewegung», S. 156. / ZW-Sonntags-Journal: 29./30. 11. 1969.
317 Züri-Leu: 2. 4. 1970.
318 Ebd.

zurück

sen, Holländer und auch Italiener sich im Tessin über die Jahre niedergelassen und Stück um Stück Land aufgekauft hätten. So besässen in einigen Fällen die Einheimischen, durch die Armut zum Verkauf gezwungen, keinen Meter eigenes Land mehr. Dies, so Diggelmann, sei auch eine Form der Überfremdung, nur diesmal sei der Fremde der Deutschschweizer, der so viel von seiner Eigenart und so wenig von der des Tessiners halte, sich aber trotzdem im Tessin niederlasse.[319] «Ich habe meine Kindheit teils in Basel, teils in Zürich, teils in Walenstadt verbracht. Die Schuljahre habe ich in Graubünden verbracht und auf der Strasse romanisch gesprochen. Später lebte ich einige Zeit in Italien, dann in Deutschland. Als Erwachsener verbrachte ich fünfundzwanzig Jahre in Zürich, siedelte sodann für einige Zeit nach Paris über und wohnte danach mehrere Jahre im Tessin. Heute lebe ich in einem kleinen Waadtländerdorf in der Nähe von Lausanne. Ich will damit sagen: Ich verstehe meine Mitbürger, die von Ueberfremdung reden, nicht, ich begreife ihre Phrasen nicht, ich erkenne keinen vernünftigen Sinn hinter ihrem Tun.»[320]

Er verdanke es Schwarzenbach und seinen Anhängern, dass er sich seit langer Zeit nun wieder Gedanken mache zur Frage, was sein «Vaterland», sein «Heimatland» sei. Bis zum Tag, da Herr Schwarzenbach seine Volksinitiative gegen Überfremdung von Volk und Heimat lanciert habe, sei die Schweiz selbstverständlich sein Vaterland gewesen. Doch seither sei er sich unsicher geworden, und er frage sich immer wieder, was eigentlich ein Vaterland, sein Vaterland sei.[321] «Wenn ich all dem, was ich schon berichtet habe, noch hinzufüge, dass ich mein Einkommen zu 90 Prozent aus dem Ausland beziehe, hauptsächlich aus Deutschland, dass mein Verleger in Frankfurt ist, dass ich mehr für deutsche Fernseh- und Radiostationen schreibe als für schweizerische, fällt es mir nur noch schwerer, im Sinne eines James Schwarzenbach von Vaterland und Heimat, von ‹Volk und Heimat› zu sprechen. […] So betrachtet eigne ich mich nicht zum ‹Patrioten›.»[322]

Die Solidarität mit dem «italienischen Gastarbeiter» ist aus Diggelmanns Texten herauszuspüren und so überrascht nicht, dass er ihnen eine Stimme zu geben versuchte. Zehn Tage nach der Abstimmung vom 7. Juni 1970, als die «Schwarzenbach-Initiative» mit 54 Prozent Neinstimmen bei einer Stimmbeteiligung von 74,7 Prozent verworfen worden war, schilderte Diggelmann ein Telefongespräch mit Severino, einem italienischen Gastarbeiter.[323] Severino habe beschlossen, seine Arbeitsstelle zu kündigen und nach Italien zurückzuwandern, nachdem die Initiative nur so knapp verworfen worden sei. Er wolle nicht in einem Land arbeiten, in dem der italienische Arbeiter gehasst werde. Er könne den Hass nicht verstehen. In Italien sei er wenigstens ein Mensch. In der Schweiz jedoch entweder ein qualifizierter Facharbeiter oder ein unerwünschter Ausländer. Und die schweizerische Eigenart, die Schwarzenbach so sehr erhalten und schützen möchte, habe er auch

319 Ebd.: 21. 5. 1970.
320 Das ideale Heim: 1. 1972.
321 COOP/Genossenschaft: 2. 11. 1972.
322 Ebd.
323 Ob es sich dabei um ein fiktives oder reales Gespräch handelte, ist nicht klar.

zurück

nicht gefunden. Die ganze Schweiz habe er bereist und dabei vor allem festgestellt, dass die Schweiz mehr Eigenarten als Kantone habe und die Schweizer sich untereinander gegenseitig zum Teil gar nicht schätzen würden. Aus all diesen Gründen habe er, Severino, beschlossen auszuwandern.[324]

In der Rolle des Anwalts der italienischen Gastarbeiter hat Diggelmann nicht nur Freunde gefunden. In seiner «Züri-Leu»-Kolumne vom 3. September 1970 widmete er sich den gesammelten Leserbriefstimmen zu Schwarzenbach, den italienischen Gastarbeitern und der «Überfremdung». «S., daran ist nicht zu zweifeln, hat die Gemüter angesprochen, S. müssen wir in diesem Sinne ernstnehmen, mit S. und mit seinen Anhängern müssen wir rechnen. Den Leserbriefen ist vor allem zu entnehmen, dass sich die Anhänger gegen die ‹Anrempelungen›, ‹Lästerungen› und ‹Diffamierungen› der Person S. wehren. […] S. hat in vielem Recht, insbesondere wenn er von uferlosen Expansionsgelüsten der Wirtschaft und Industrie redet. Nur sind seine Schlussfolgerungen falsch. Nicht Wachstum der Industrie und Wirtschaft gefährdet unsere Gesellschaft, sondern das unsoziale, ungesellschaftliche Denken jener, welche in den Führerkabinen der Industrie und Wirtschaft sitzen. […] Ich habe eben wieder einmal in Hitlers ‹Mein Kampf› gelesen. Es ist bitter, feststellen zu müssen, dass S. zum Verzweifeln ähnliche Phrasen drischt. Aber ist es nicht noch viel schlimmer, dass unsere Gesellschaft, vor allem unsere Politiker und Wirtschaftsführer 25 Jahre danach nicht haben verhindern können, dass einer kommt und ähnliche Phrasen wieder dreschen kann?»[325] Ähnliche Töne sind gut ein Jahr später zu vernehmen. Im Dezember 1971 war die Internationale der Kriegsdienstgegner mit der Frage an Diggelmann herangetreten, ob der in der Schweiz herrschende «Schwarzenbachfaschismus» eine latente Gefahr darstelle. Ohne auf den Begriff näher einzugehen oder ihn infrage zu stellen, antwortete Diggelmann, dass er den «Schwarzenbachfaschismus» als sehr grosse Gefahr erachte. Wenn es den Lohnabhängigen nicht gelinge, sich endlich zu solidarisieren, werde es durch die Ausbeuter zu einer intensiven Faschisierung kommen. Man werde wieder Arbeitslager eröffnen und Sündenböcke finden, diesmal möglicherweise nicht die Juden.[326]

Diggelmann machte Schwarzenbach für eine inzwischen unwohnlich gewordene Heimat verantwortlich und fragte: «Wie gefährlich ist James Schwarzenbach?»[327] Diggelmann beurteilte in seiner «Zürcher AZ»-Kolumne den Auftritt Schwarzenbachs in einer Sendung des Westschweizer Fernsehens. Wie liebenswürdig, elegant und lächelnd sich Schwarzenbach als harmloser, von seiner Popularität überraschter Bürger gegeben habe. Schwarzenbach, der lediglich aus einer Industriellenfamilie stamme und erzogen worden sei wie jeder gewöhnliche Schweizer und bei dem katholischer Glaube und Engagement für eine Begrenzung des Fremdarbeiterbestandes sich nicht widersprächen. Politisch ordne sich

324 Züri-Leu: 18. 6. 1970.
325 Ebd.: 3. 9. 1970.
326 Propaz: 12. 1971.
327 Zürcher AZ: 16. 10. 1973.

Schwarzenbach selbst als Linker ein, ein Linker, der aber ein eingefleischter und überzeugter Antikommunist sei.[328]

Das gegenteilige Wissen der Leser voraussetzend, spielte hier Diggelmann mit Rhetorik, um dann abschliessend doch recht angriffig zu werden: «Er ist trotz dem Millionärs-Internat Zuoz ein unwissender, ungebildeter Mensch geblieben. Ein Phantast, fast schon ein Amok. Ein Rattenfänger – nicht von Hameln, sondern von Sempach. Und darum ist er gefährlich. Er ist, umgesetzt in eine andere Sprache, ein ‹Drogenhändler› oder auch nur ein ‹Scharlatan›.»[329]

Die Reaktion auf Diggelmanns Vorwürfe blieb nicht aus. Leser Josef Schwegler meldete sich zu Wort: «Mangels stichhaltiger Beweise versucht er durch perfide Art Dr. Schwarzenbach zu diffamieren, genau wie es Schulbuben tun, wenn sie ihren Gegner fertigmachen wollen. […] Was Herrn Diggelmann sicher zu schaffen macht, ist die Tatsache, dass James Schwarzenbach ein eingefleischter und überzeugter Antikommunist ist. Das ist gut zu verstehen, denn Argumente, wie sie Herr Diggelmann in seinem Artikel verwendet, hört man aus dem Paradies der UdSSR und auch aus anderen kommunistischen Staaten. […] Ich möchte mit Herrn Diggelmann ausrufen: ‹Hütet euch am Morgarten, bei Sempach und beim Forchdenkmal!›, aber nicht vor James Schwarzenbach, sondern vor den kommunistischen Elementen, die unsere Schweiz von innen her aushöhlen und vernichten wollen.»[330]

Diggelmann sah es anders und machte Schwarzenbach auch für Gewaltdelikte gegen Fremdarbeiter verantwortlich. So in einer Kolumne mit dem Titel «Grüezi wohl, Herr Schwarzebach».[331] Ausgangspunkt seiner Betrachtungen war der Fall des Alfredo Zardini, eines italienischen Gastarbeiters, der am 20. März 1971 bei einem Kaffee im Zürcher Kreis 4 von einem betrunkenen Aktivisten der Überfremdungsinitiative verprügelt und tödlich verletzt wurde.[332] «Der Zürcher verstand kein Wort italienisch, aber Zardinis Gesicht gefiel ihm nicht, überhaupt mochte er Italiener nicht, er war wie andere fünfhunderttausend Schweizer gegen die Italiener, die Spanier, die Türken und Griechen. Er mochte nur Schweizer. Aber auch nicht wirklich. Jahrelang schlug er übers Wochenende Schweizer blutig. Doch seit Herr Schwarzwald, Doktor der Philosophie, praktizierender Katholik, Zeitungsredakteur und Mitglied des eidgenössischen Parlaments, herausgefunden hatte, dass die Schweiz überfremdet werde, nicht durch Juden wie in den dreissiger Jahren, sondern durch Gastarbeiter aus Italien, Spanien, Griechenland und der Türkei, seit Herr Schwarzwald die ‹Nationale Aktion für Volk und Heimat› gegründet hatte, fühlte sich Schwager, so hiess der Schläger, als guter Schweizer, fühlte sein patriotisches Herz schlagen, fühlte sich aufgerufen, nicht nur wörtlich gegen die Überfremdung zu kämpfen, erinnerte er sich vielleicht an die Worte des ermor-

328 Ebd.
329 Ebd.
330 Ebd.: [November] 1973.
331 Züri-Leu: 1. 4. 1971.
332 Frigerio Martina, Marina; Merhar, Susanne 2002: «… und es kamen Menschen», S. 71–76.

zurück

deten US-Präsidenten John F. Kennedy, der gesagt hatte, es komme nicht darauf an, was andere für einen tun, sondern darauf, was man für andere tue, und so liess Schwager sich, wie er später sagte, von Zardini provozieren, damit die Schweiz wenigstens um einen Gastarbeiter freier würde. Er stand auf, packte Zardini und schlug ihn tot.»[333] Der Italiener habe ihn provoziert, damit rechtfertigte sich der Schweizer. Diggelmann in einer andere Kolumne zur gleichen Schlägerei: «Ist das ein Grund, einen Menschen totzuschlagen? Abgesehen davon: Gibt es überhaupt einen Grund, einen Menschen totzuschlagen? Abgesehen davon: Hätte man einen Aussersihler oder auch nur einen Schweizer ebenfalls aufs Trottoir geschleift und sterben lassen? Aber ein Italiener, ein Gastarbeiter, das ist ja kein Mensch, denn er ist kein Zürcher, und er ist kein Schweizer. Darum, Herr Nationalrat Schwarzenbach, mache ich Sie persönlich für diesen Totschlag verantwortlich, und ich fordere unsere Behörden auf, der Bevölkerung endlich klaren Wein einzuschenken.»[334]

3.3.4 Im Dialog mit der protestierenden Jugend

Bis 2008 waren die Forschungsarbeiten zur 68er-Bewegung in der Schweiz, welche mehr als nur die oberflächlichen und auf den ersten Blick sichtbaren Phänomene zusammentrugen, dünn gesät. Seither hat sich die Situation stark verändert. Es wurden mehrere Untersuchungen veröffentlicht, welche die Ereignisse, die daran beteiligten Akteure und die damit verbundenen Folgeerscheinungen aus einer lokalhistorischen Perspektive beleuchten und neue Einblicke gewähren. Die neuen Forschungsarbeiten sind nicht mehr darauf fixiert, «68» in der Schweiz allein als soziale Bewegung oder als kulturelle Revolution zu taxieren. Sie wagen den Schritt weg von den im kollektiven Gedächtnis fest verankerten Hauptschauplätzen hin zu den Nebenschauplätzen.[335] Das Ergebnis sind unerwartete Einsichten zum Phänomen «68» in der Schweiz. Nicht zuletzt wird damit einer politischen und emotionalen Überfrachtung der Jahreszahl 1968 entgegengewirkt.[336]

Die Zürcher 68er-Bewegung beispielsweise ist nicht ohne Weiteres mit der europa- und weltweiten 68er-Bewegung gleichzusetzen. So war Zürichs Jugendbewegung im Sommer 1968 laut Historikerin Ursula Stutz im Unterschied zu den Protestereignissen in Deutschland oder Frankreich nicht primär von weltpolitischen Themen bestimmt. Obwohl auch in Zürich lebhaftes Interesse an aktuellen Ereignissen im Ausland bestanden habe, habe es sich bei den gesellschaftlichen

333 Diggelmann, Walter Matthias 1972: Ich und das Dorf. / Neutralität: 7./8. 1972.
334 Züri-Leu: 1. 4. 1971.
335 Zum Beispiel: Schär, Bernhard C.; Ammann, Ruth et al. (Hg.) 2008: Bern 68. / Linke, Angelika; Scharloth, Joachim (Hg.) 2008: Der Zürcher Sommer 1968. / Hebeisen, Erika; Joris, Elisabeth; Zimmermann, Angela (Hg.) 2008: Zürich 68. / Skenderovic, Damir; Späti, Christina 2012: Die 1968er Jahre in der Schweiz. / Gilcher-Holtey, Ingrid 1998: Mai 68 in Frankreich, S. 13, 19–21. Dort zitiert in Anlehnung an Gilcher-Holtey, Ingrid 1994: Die Nacht der Barrikaden, S. 375–392. / Bourdieu, Pierre 1988: Homo academicus. Frankfurt.
336 Linke, Angelika; Tanner, Jakob 2008: Zürich 1968, S. 11.

zurück

Protesten in der Schweiz – die am 29. Juni 1968 im sogenannten Globuskrawall gipfelten – im Kern erst einmal «nur» um einen lokalen Streit, nämlich die Errichtung eines autonomen Jugendzentrums, gehandelt.[337]

Es erhärtet sich zwar der Eindruck, dass, ähnlich wie in Deutschland, Frankreich, Italien und den USA, auch in der Schweiz Städte wie Zürich, Bern, Basel, Biel und Lausanne die zentralen Schauplätze von «68» waren.[338] Allerdings outete sich «68» in diesen Städten als vielschichtiges und vielfarbiges Mosaik, das weit mehr war als einfach nur ein Globuskrawall oder ein «Monsterkonzert» im Hallenstadion, um zwei konkrete Beispiele aus Zürich zu nennen. Die neueren Forschungsarbeiten erhärteten die Feststellung, dass unter der Chiffre «68» nicht ein einziges Schlüsseljahr oder ein singuläres Ereignis zu verstehen ist, sondern dass darunter Zeiträume und Prozesse fallen, die zum Teil von den späten 1950er-Jahren bis in die 1970er-Jahre andauerten. So verstanden steht «68» nicht nur für eine «kulturelle Revolution»[339] respektive einen «kulturellen Umbruch»,[340] sondern war vor allem Kulminationspunkt eines fundamentalen Strukturwandels der westlichen Gesellschaften hin zur modernen Konsumgesellschaft. Dieser Strukturwandel lief aber nicht in allen Ländern synchron ab, sondern zum Teil zeitverschoben.[341]

Indem sie zum neuen Verständnis von «68» beitrugen, haben die Forschungsarbeiten auch auf den wichtigen Umstand hingewiesen, dass es sich beim Phänomen «68» in der Schweiz, anders als in den Nachbarländern, nicht allein um eine Studenten-, sondern um eine Jugendbewegung handelte.[342] Die Studentenbewegung, die die Debatten und Ereignisse rund um die Zukunft der Hochschullandschaft durchaus stark geprägt hat,[343] war nur eines von vielen Puzzlestücken dieser Jugendbewegung. Insbesondere beim im kollektiven Gedächtnis verankerten Globuskrawall ging es nicht um eigentliche Studentenunruhen – die Studentenbewegung distanzierte sich zum Teil sogar davon –, sondern um Jugendunruhen.[344] Diese standen im Kontext einer breiteren Jugendbewegung.

Im Zentrum der sich ab etwa den 1950er-Jahren entfaltenden Jugendbewegung stand die Forderung nach autonomen Räumen, konkret nach einem Jugendzentrum. Diese Forderung hatte ihren Ursprung im Jahr 1949.[345] Die Jugendlichen forderten eigene Räume, Freiräume, die der «gesellschaftlichen Kontrolle» entzogen blieben, Räume, in denen neue Normen und Verhaltensweisen erprobt werden konnten und wo sich die Jugend, in Abgrenzung von der Erwachsenenwelt, eine Identität geben

337 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 39.
338 Linke, Angelika; Tanner, Jakob 2008: Zürich 1968, S. 4.
339 Marwick, Arthur 2000: Die 68er Revolution, S. 330.
340 Kreis, Georg 2014: Viel Zukunft – erodierende Gemeinsamkeit, S. 585.
341 Peter, Nicole 2008: Halbstarke, Kellerpoeten, Studentinnen und Lehrlinge, S. 23.
342 Huber, Martina 2006: 1968. Fortschrittliche Studenten in Zürich, S. 1. / Peter, Nicole 2008: Halbstarke, Kellerpoeten, Studentinnen und Lehrlinge, S. 26.
343 Huber, Martina 2006: 1968. Fortschrittliche Studenten in Zürich, S. 95.
344 Ebd., S. 1, 15 f.
345 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 39.

zurück

konnte. Mit dieser Forderung forderten die Jugendlichen nicht nur die Eltern, sondern die Gesellschaft heraus.[346]

In der Schweiz war dieser Prozess verbunden mit einer Gegenbewegung, einem «Frühlingserwachen im wertkonservativen Milieu der Schweiz».[347] Es kam, mentalitätsgeschichtlich betrachtet, zu einer Neuauflage der seit den späten 1930er-Jahren gefestigten geistigen Landesverteidigung. Roger Sidler spricht von einer «neuen geistigen Landesverteidigung».[348] Diesem «Frühlingserwachen» stand eine sich neu entfaltende mediale Öffentlichkeit gegenüber, die für «68» sowohl Triebfeder als auch Ort der Selbstvergewisserung wurde.[349]

Gut zu beobachten und nachzuvollziehen sind diese Entwicklungen im Zürich der späten 1960er-Jahre, dem Lebens- und Arbeitsmittelpunkt Diggelmanns, der damals für die «Neue Presse» regelmässig Artikel und Kolumnen schrieb. Als im März 1968, am Hauptsitz der einflussreichen bürgerlichen Tageszeitung NZZ, in einer spektakulären Aktion eine Flagge der Nationalen Befreiungsbewegung Vietnams gehisst wurde, konnte niemand ahnen, dass dies nicht nur ein Protest gegen eine konservative und einseitige Vietnamberichterstattung war, sondern dass diese Aktion zugleich ein Vorbote war für das, was einige Monate später als «heisser Sommer» für Schlagzeilen sorgen sollte. Die Flaggenaktion stiess auf allgemeine Empörung, mehr nicht.[350] In Zürich herrschte im Frühjahr 1968, anders als in den Städten der französischen und italienischen Schweiz (Locarno, Freiburg, Lausanne und Genf), die Ruhe vor dem Sturm.[351] Noch im April 1968, als es in Deutschland, Frankreich, Italien und in den USA längst brodelte,[352] zitierte Journalist (und Nonkonformist) Hans Fleig unter dem Titel «Kein Aufstand im Museum»[353] in der «Neutralität» einen «deutschen Professor», der sich wunderte, warum sowohl in Deutschland als auch in Rom, in England und in Warschau, ja in halb Europa die Regierungen von Studenten herausgefordert würden, während in der Schweiz – wieder einmal – alles ruhig und gesittet bleibe. Fleig ortete den Grund dafür, dass die schweizerischen Hochschulen nach wie vor «Horte des Friedens»[354] seien, in der privilegierten Situation, in der sich die meisten Studierenden hierzulande befänden. Diese würden nicht daran denken, ihre beneidenswerte Lage zu gefährden oder aufzugeben, obschon an den Hochschulen aufsehenerregende Mängel und beschämende Rückständigkeiten auszumachen seien.[355]

346 Isler, Andrea 1997: «Die Wahrheit der Oberfläche», S. 13.
347 Peter, Nicole 2008: Halbstarke, Kellerpoeten, Studentinnen und Lehrlinge, S. 23.
348 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 475–484. Mit dem Begriff «neue geistige Landesverteidigung» möchte Sidler eine Neuausrichtung, man könnte auch sagen eine Neucodierung hervorheben, die die geistige Landesverteidigung im Zuge der 1950er-Jahre erfuhr.
349 Peter, Nicole 2008: Halbstarke, Kellerpoeten, Studentinnen und Lehrlinge, S. 30.
350 Ebd.
351 Skenderovic, Damir; Späti, Christina 2012: Die 1968er Jahre in der Schweiz, S. 60–68. / Kreis, Georg 2014: Viel Zukunft – erodierende Gemeinsamkeit, S. 584.
352 Gilcher-Holtey, Ingrid 2005³: Die 68er Bewegung.
353 Neutralität: 4. 1968.
354 Ebd.
355 Ebd.

zurück

Fleigs Urteil deckte sich mit Max Frischs Beobachtungen im Anschluss an eine Veranstaltung der Fortschrittlichen Studentenschaft Zürich am 26. April 1968 an der Universität Zürich, wo auch Rudi Dutschke gesprochen hätte, wäre er nicht vierzehn Tage zuvor in Berlin bei einem Attentat lebensgefährlich verletzt worden.[356] Trocken meinte Frisch nach diesem Anlass, an welchem mit Günter Amendt, Bernhard Achterberg und Gaston Salvatore drei andere Vertreter des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) sprachen,[357] dass der Grossteil der Schweizer Studierenden nicht gewillt sei, die Argumente des SDS ernsthaft anzuhören, geschweige denn zu prüfen. Die emotionale Reaktion erschöpfe sich im «Buh»-Ruf.[358] Eine Feststellung, die Frisch in seinem berühmten Artikel «Demokratie ohne Opposition»[359] in ähnlicher Form wiederholte. Er wies dort darauf hin, dass eine Opposition in der Schweiz nicht auf die Strasse zu gehen brauche, da sie ohne Weiteres im Parlament vorgebracht werden könne.[360] «Unsere Parlamente leisten eine solide Arbeit. Sie verwalten das Land durch Kompromisse zwischen Gruppeninteressen. […] Dieser Hausfriede, seit dem Generalstreik 1918 nicht mehr gebrochen, ist allen heilig, auch den Konsumenten; man ist gut damit gefahren. Ein politischer Entwurf, eine Opposition im Sinne einer Alternative zum Bestehenden, erscheint in unserem Land überflüssig; man weiss: ein politischer Entwurf würde Unruhe bringen, nämlich Politik, und das heisst Kampf, nicht unbedingt Strassenkampf, aber etwas anders als unsere sogenannten Wahlkämpfe, wo es nicht um Alternativen geht, sondern um die Wahl von Physiognomien, die wohl verschiedene Interessen vertreten, aber einig sind in der Erhaltung des status quo.»[361] Wer etwa Peter Dürrenmatt widerspreche,[362] so Frisch, der gebe lediglich zu bedenken, ob nicht auch und andererseits und immerhin und so weiter. Nie aber sei man so weit auseinander, dass einer als Opposition erscheine.[363] Peter Bichsel sollte ein Jahr später das Motiv der Oppositionslosigkeit in «Des Schweizers Schweiz» wieder aufgreifen: «In diesem Parlament wird keine Revolution stattfinden, nicht einmal eine stille, friedliche, denn in diesem Parlament finden nur Dinge statt, die es bereits gibt. Damit haben wir uns abzufinden. Es gibt hier keine Opposition. Das wäre gar nicht der Ort für sie. Denn hier geht es um das Erhalten, auch um das Erhalten von erhaltenswerten Dingen. Hier sitzen die Gralshüter der Demokratie»,[364] hiess es da zum Beispiel.

356 Huber, Martina 2006: 1968. Fortschrittliche Studenten in Zürich, S. 20.
357 Ebd.
358 Frisch, Max 1968: Jemand hat sich geirrt, S. 212 f.
359 Frisch, Max 1968: Demokratie ohne Opposition, S. 215–223.
360 Ebd., S. 215.
361 Ebd., S. 216.
362 Peter Dürrenmatt war von 1949 bis 1969 Chefredaktor der bürgerlich-konservativen «Basler Nachrichten» und 1968 zugleich Nationalrat und Gründer und erster Präsident des Forum Helveticum.
363 Frisch, Max 1968: Demokratie ohne Opposition, S. 219.
364 Bichsel, Peter 1969: Sitzen als Pflicht, S. 37.

zurück

Vor dem Hintergrund dieser Ruhe ist bezeichnend, dass es unter anderen die «Nonkonformisten» waren, die den Ruck, der europa-, wenn nicht weltweit durch die junge Generation ging, früh erkannten und ähnliche Fragen auf die Schweizer Agenda setzten. Intellektuelle wie Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Peter Bichsel und Walter Matthias Diggelmann waren es, die den Status quo schon früh regelmässig und konsequent hinterfragten. So überrascht letztlich wenig, dass Diggelmann laut Staatsschutzakte am 1. Mai 1968 in Zürich in der Gruppe der sogenannten Linksextremen mitmarschiert und vor dem Konsulat der USA gegen die Vietnampolitik der Vereinigten Staaten wettert.[365] Und ebenso wenig, dass er im Mai 1968 – die «Nacht der Barrikaden»[366] in Paris war erst wenige Tage alt – in seiner Kolumne «WMD» Position bezieht für die Jugendlichen: «Die jungen Menschen fühlen sich unbehaglich in unserer Gesellschaft. Sie fühlen sich verloren und verraten. Sie verlangen den Dialog mit der älteren Generation, doch dieser Dialog stockt schon in den Anfängen. So gehen die Jungen auf die Strasse, sie demonstrieren, und das verstehen die Älteren fast gar nicht. Die Frage lautet: Verstehen die Alten die Jungen wirklich nicht, oder wollen die Alten die Jungen nicht verstehen? Ohne Zweifel: Viele der Alten wollen die Jungen nicht verstehen. Die Alten erinnern sich an die elenden zwanziger, dreissiger, vierziger und fünfziger Jahre: Endlich haben sie Wirtschaftskrisen, Kriege, Hunger und Not hinter sich, ein allgemeiner Wohlstand blüht, und der lässt sich ja objektiv nicht leugnen. Keiner der Alten lügt, wenn er sagt: So gut ging's uns allen noch nie. Aber: Jetzt sind die Jungen da und fragen nach dem Preis. […] Nur: Die Jungen müssen lernen, deutlich zu reden, keine Fremdwörter zu brauchen, wenn sie verstanden werden wollen.»[367]

Dieses Verstanden-werden-Wollen sollte zu einer der Kernbotschaften des «heissen Sommers» werden. Ein Zürcher Sommer, im Laufe dessen Diggelmann immer mehr vom anwaltschaftlichen zum protestierenden und manifestierenden Intellektuellen wurde.

Eigentlicher Auslöser des späteren Globuskrawalls waren ein Jimi-Hendrix-Konzert am 31. Mai 1968 und der Zusammenprall von Polizei und jugendlichen Besuchern nach diesem Konzert. Bereits gut ein Jahr zuvor, am 14. April 1967, war es nach dem «Monsterkonzert» der Rolling Stones im Hallenstadion Zürich-Oerlikon zu einer Schlägerei zwischen Stones-Fans und der Polizei gekommen. Allerdings gingen sowohl Jugendliche als auch Polizei während der Auseinandersetzungen nach dem Hendrix-Konzert entschieden härter gegeneinander vor. Es zerbrachen diesmal nicht nur Stühle, es flogen vonseiten der Jugendlichen nun auch Steine, Flaschen und Eier in Richtung der Polizisten. Diese wiederum liessen ihre Knüppel sprechen und hatten Polizeihunde im Einsatz, mit denen die Jugendlichen Bekanntschaft machten.[368]

365 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-1-1-d. Eintrag vom 3. 5. 1968.
366 Gilcher-Holtey, Ingrid 2005³: Die 68er Bewegung, S. 80–94.
367 Neue Presse: 16. 5. 1968.
368 Häsler, Alfred 1976: Das Ende der Revolte, S. 27 f.

zurück

Nach dem Stones-Konzert hatten die Jugendlichen auf den Zusammenprall mit der Polizei noch mit einem Flugblatt reagiert. Unter dem Eindruck der Ermordung von Martin Luther King (4. April 1968), des Attentats auf Rudi Dutschke (11. April 1968) und des Beginns des «Pariser Mai» in der Krawallnacht vom 10. auf den 11. Mai 1968 riefen die Jugendlichen in Zürich auf zu einem «Schauprozess». Bei regnerischem Wetter und auf Initiative der 1967 gegründeten Vereinigung Fortschrittliche Arbeiter, Schüler und Studenten (FASS) marschierten am 15. Juni 1968 Lehrlinge, Schüler und Studierende der rund 20 Mitgliederorganisationen umfassenden FASS gemeinsam durch das Zürcher Niederdorf.[369] Laut Flugblättern wollten die Organisatoren – den Hundeeinsatz nach dem Hendrix-Konzert noch frisch in Erinnerung – mit der Demonstration auf die Missstände bei der Polizei hinweisen. «Unsere liebe Polizei legt ab und zu ein Ei» und «Lasst Meinungen sprechen und nicht Fäuste», sind nur zwei Beispiele für Slogans, die an der Kundgebung skandiert wurden. Vor der Hauptwache der Stadtpolizei kam es zum erwähnten symbolischen «Schauprozess» gegen einen fiktiven Polizisten.[370]

Aber es ging nicht nur um den Umgang der Polizei mit protestierenden Jugendlichen. Wie führende FASS-Mitglieder in einem Interview bekannt gaben, wollten sie mit der Demonstration auch klarmachen, dass die Herrschenden nicht in der Lage oder nicht gewillt seien, der Zürcher Jugend einen Saal oder ein Haus zur Verfügung zu stellen, in welchem diese in Selbstverwaltung ihre Kultur betreiben, diskutieren und politisieren dürfe.[371]

Der «Schauprozess», im Zuge dessen das Volkstribunal über den fiktiven Polizisten zu urteilen hatte, verlief friedlich. Die erste Vollversammlung der Zürcher Jugend am selben Tag, abgehalten in den unbenützten Räumen des Globusprovisoriums in der Innenstadt – der Stadtrat hatte der FASS die Räumlichkeiten für den Abend des 15. Juni 1968 zur Verfügung gestellt –, ging ebenfalls ohne Zwischenfall über die Bühne. Die Polizei kreuzte nicht auf. Allerdings veröffentlichten der radikale Flügel der FASS und das an diesem Abend gegründete Aktionskomitee Autonomes Jugendzentrum am Tag darauf ein folgenschweres Ultimatum an den Zürcher Stadtrat. Gefordert wurde die Zurverfügungstellung des Globusprovisoriums oder eines entsprechenden Gebäudes im Stadtzentrum ab 1. Juli, ein Mitsprache- und Mitbestimmungsrecht im Verhältnis eins zu eins sowie eine von den Behörden unabhängige Verwaltung und Organisation des Zentrums durch die Jugendlichen selbst. Sollte auf das Ultimatum nicht eingegangen werden, so das Komitee, würde das Globusprovisorium besetzt und zu einem Kultur-, Gesellschafts- und Freizeitzentrum ausgebaut.[372]

Für viele war dieses Ultimatum der entscheidende Schritt zu viel. Am 17. Juni 1968, zwei Monate nachdem Hans Fleig noch geschrieben hatte, «kein Aufstand

369 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 39.
370 Ebd., S. 42.
371 Häsler, Alfred 1976: Das Ende der Revolte, S. 29.
372 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 42. / Häsler, Alfred 1976: Das Ende der Revolte, S. 30.

zurück

im Museum», warnte NZZ-Chefredakteur Fred Luchsinger in der Abendausgabe der NZZ unter dem Titel «Wehret den Anfängen!»[373] davor, in dem als Happening aufgezogenen Protest lediglich helvetische Harmlosigkeit zu erkennen. Das veranstaltete Gaudi sei nicht mehr harmlos. Mit radikaldemokratischen Methoden der direkten Aktion solle die Umwälzung eingeleitet und letztlich die Autorität der Behörden systematisch untergraben werden. Zwar sei die Fantasie der einheimischen Revoluzzer begrenzt auf die blosse Imitation ausländischer Vorbilder, mit dem Ultimatum aber bekenne die Minderheit, im Zweifelsfall zu holen, was man nicht bekomme.[374] «Das ist eine neue Sprache in diesem Land, das ist der *offene Terror einer Minderheit*. Wenn man das durchgehen lässt, wenn das Schule macht, dann haben wir die *Anarchie*. […] Unsere Demokratie würde zur *Farce*, wenn die Behörden durch solche Methoden sich in Galopp setzen und ihre Entscheidungen diktieren liessen. […] es ist an der Zeit für ein ‹Bis hierher und nicht weiter!› an die Adresse derer, die diese Ordnung erst stören und dann zerstören wollen.»[375]

Die Reaktion der bürgerlichen Presse, für die hier exemplarisch die NZZ herangezogen wird, ist vor dem Hintergrund zu sehen, dass einerseits der französische «Mai 68» auch in der Schweiz nachhaltig Eindruck hinterlassen hatte, andererseits schon Ende Mai in Zürich, unmittelbar vor dem Hendrix-Konzert, das Problem der rebellierenden Jugend und Pflastersteine werfenden Studierenden intensiv diskutiert worden war. Das Thema war somit nicht neu. Damals hatte die Fortschrittliche Studentenschaft Zürich (FSZ) mitgeteilt, dass sie den traditionellen Fackelumzug des Dies Academicus nutzen würde, um ihre Ablehnung des antiquierten und elitären Rollenverständnisses der studentischen Burschenschaften kundzutun. Die FSZ war in diesem Zusammenhang nicht bereit, den aufgrund der Pariser Ereignisse präventiv formulierten Verzicht auf Gewaltanwendung seitens der Organisatoren des Dies Academicus zu unterstützen. Das Motto des Fackelzugs «Demonstration des Verzichts auf die Gewaltanwendung» lehnte die FSZ ab. Wenn auch die FSZ mehrfach beteuerte, dass sie nicht die Absicht habe, Pflastersteine zu werfen, sondern lediglich mit Transparenten statt mit Fackeln marschieren wolle, wurden die «Fortschrittlichen» nach dem Fackelumzug des Dies Academicus von der Presse mit Pflastersteinen in Verbindung gebracht und damit zur allgemeinen Projektionsfläche für die Furcht vor Unruhen.[376] Eine Furcht, die sich im Rückblick als ein Stück weit berechtigt herausstellen sollte und die wohl auch hinter dem NZZ-Postulat «Wehret den Anfängen» von Mitte Juni stand.

Anders, als es die NZZ vorschlug, reagierte der Stadtrat in einem ersten Schritt auf das Ultimatum der Jugendlichen und lud für den 22. Juni zum Gespräch mit einer Delegation, die aus Mitgliedern des provisorischen Aktionskomitees Autonomes Jugendzentrum, der FASS und weiterer Jugendgruppen bestand. Der Stadtrat zeigte sich gewillt, eine weitere Begegnungsstätte für die Jugendlichen zur

373 Neue Zürcher Zeitung: 17. 6. 1968.
374 Ebd.
375 Ebd.
376 Huber, Martina 2006: 1968. Fortschrittliche Studenten in Zürich, S. 20–24.

zurück

Verfügung zu stellen – eine bestand bereits seit dem 1. Oktober 1967 auf dem Drahtschmidliareal –, und bot ein Areal an der Hofwiesen-/Wehntalerstrasse an. Er sicherte auch seine Hilfe bei der Beschaffung von Materialien und bei der Errichtung von provisorischen Bauten nach den Plänen der Jugendlichen zu. Das Globusprovisorium stand aus Sicht des Stadtrates nicht zur Diskussion, da die Stadt Mitte Juni mit den Magazinen der Globus AG einen Mietvertrag zur Nutzung des Warenhausprovisoriums abgeschlossen hatte. Das Angebot des Stadtrates stiess bei den Vertretern des Aktionskomitees Autonomes Jugendzentrum allerdings nicht auf Gegenliebe. Man forderte eine geräumige Begegnungsstätte im Zentrum der Stadt, das Areal an der Hofwiesen-/Wehntalerstrasse aber lag ausserhalb des Zentrums. Obwohl man sich nicht einigen konnte, vereinbarte man, alternative Areale zu prüfen, und plante die nächste Zusammenkunft von Stadtrat und Jugendvertretern auf Samstag, 29. Juni 1968.[377]

Zu dieser neuerlichen Zusammenkunft kam es jedoch nicht mehr. Stattdessen gelangte das Aktionskomitee Autonomes Jugendzentrum mit einem Gesuch an den Stadtrat, das Globusgebäude für das Wochenende vom 29./30. Juni erneut den Jugendlichen zur Verfügung zu stellen.[378] Und am 26. Juni, einen Tag bevor sich der Stadtrat zur Jugendfrage beraten wollte, versammelten sich rund 200 Jugendliche, ebenfalls auf Initiative des Aktionskomitees Autonomes Jugendzentrum, zu einer unbewilligten Warnkundgebung vor dem Globusprovisorium. Noch einmal wollten sie auf die Anliegen und Wünsche der Jugendlichen hinweisen und den Stadtrat entsprechend unter Druck setzen.[379] «Die ganze Stadt soll sehen, dass wir da sind, dass wir immer wieder kommen, bis wir unser eigenes selbständiges Jugendzentrum haben»,[380] war auf Transparenten zu lesen. Dieses erneute Unter-Druck-Setzen wollte der Stadtrat nicht akzeptieren und blies seinerseits die für den 29. Juni vorgesehenen Verhandlungen ab. Er verwies am Donnerstag, 27. Juni, noch einmal auf das Angebot eines Jugendzentrums an der Hofwiesen-/Wehntalerstrasse und betonte in der Radiosendung «Rendez-vous am Mittag», dass er nach wie vor bereit sei, mit den Jugendlichen eine demokratische Lösung zu finden. Für den Fall aber, dass das Globusprovisorium am darauffolgenden Samstag erneut besetzt würde, drohte er mit dem Einschreiten der Polizei.[381]

Was am 29. Juni dann genau geschah, dazu gehen die zeitgenössischen Zeitungsberichte, sowohl was die Chronik der Ereignisse als auch was die Kommentare dazu angeht, stark, zum Teil diametral auseinander. Sicher scheint, dass sich auf dem von der Stadt bereitgestellten Grundstück an der Hofwiesen-/Wehntalerstrasse – es sollte später den Namen «Hof 103» erhalten – mit rund 200 Jugendlichen nur eine Minderheit einfand. Der weitaus grössere Teil, geschätzte 2000 Demonstranten, folgten dem Aufruf des noch immer provisorischen Aktions-

377 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 42 f. / Neue Zürcher Zeitung: 14. 7. 1968.
378 Neue Zürcher Zeitung: 14. 7. 1968.
379 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 43.
380 Ebd.
381 Ebd., S. 43 f.

zurück

komitees Autonomes Jugendzentrum, sich vor dem Globusprovisorium zu versammeln. Von dort aus wollte man in Richtung Sechseläutenwiese am See ziehen und mit mitgeführten Baumaterialien ein «Altersheim» für die Zürcher Jugend errichten.[382] Alfred Häsler erinnert sich folgendermassen: «Mit einem blauen Flugblatt unter den ironischen Titel: ‹Wir sind brave Kinder – wir bauen uns ein 'Altersheim'› wurde der Stadtpräsident verulkt und als ‹Treffpunkt auf jeden Fall für alle: Samstag, 29. Juni, um 19.00 Uhr vor dem Globus-Provisorium› genannt. Ferner: ‹Unbedingt mitnehmen: Baumaterial, Holz, Latten, Stangen, Bretter, Nägel, Hämmer, usw.›.»[383]

Was in den Stunden darauf folgte, wird in den Standardwerken zur Schweizer Geschichte mit Globuskrawall bezeichnet. Dazu die erste Inlandmeldung der Morgenausgabe der NZZ vom 1. Juli 1968: «Zum erstenmal seit den von der Wirtschaftskrise belasteten dreissiger Jahren, in denen es zu Zusammenstössen mit Frontisten und Kommunisten kam, haben am Samstagabend in Zürich schwere Krawalle stattgefunden. Was noch vor einem Jahr als völlig undenkbar erscheinen mochte, ist Wirklichkeit geworden: vor den Augen einer Tausende zählenden schaulustigen Menge hat sich in mehreren Phasen eine *Strassenschlacht* abgespielt, die sich von den Ereignissen in Berlin, Rom und Paris nicht mehr grundsätzlich, sondern nur noch nach dem Grad der Zerstörungswut unterscheidet. Es wurden keine Autos umgeworfen, und es fanden keine Brandstiftungen statt, aber es flogen Flaschen und Pflastersteine, und es gab Verletzte. Der Funke der Gewalttätigkeit, die sich wie eine Seuche über die grossen Städte der modernen Wohlstandsgesellschaft ausgebreitet hat, scheint auf die Schweiz übergesprungen zu sein.»[384]

Die NZZ ortete die Schuldigen für die Krawalle bald und eindeutig bei den Jugendlichen. Konkreter bei jenen Kräften, welche sich die systematische Provokation als politische Waffe auf die Fahne geschrieben und durch gezieltes Ausloten und zuletzt durch Überschreiten der Grenzen einen Einsatz der Ordnungskräfte provoziert hätten. Nicht gelten liess die NZZ das Argument der Jugendlichen, sie hätten lediglich Selbstverteidigung geübt, sprich mit Gegengewalt auf die Gewalt der Polizei beziehungsweise des Staates reagiert. Bemerkenswert war für die NZZ die Austauschbarkeit der Motive. Zuerst sei es um Vietnam und die Stadtpolizei gegangen, dann um die Reform der Hochschule und nun um das Jugendhaus.[385] «Gleichzeitig stellt man fest, dass die *Drahtzieher* immer dieselben sind: Es handelt sich vor allem um Mitglieder der *Jungen Sektion der PdA* und der *Fortschrittlichen Studentenschaft Zürich*, die seit mindestens einem Jahr bei allen Strassendemonstrationen eine enge Aktionsgemeinschaft bilden.»[386] Extremisten machte die NZZ auch im sogenannten Republikanischen Klub und einer Gruppe, welche sich «Anarchisten» nannte, aus. Den Anfang der Eskalation der Ereignisse ortete

382 Ebd., S. 44.
383 Häsler, Alfred 1976: Das Ende der Revolte, S. 34.
384 Neue Zürcher Zeitung: 1. 7. 1968 (von unbekannt).
385 Ebd.
386 Ebd.

zurück

die NZZ gegen 19.15 Uhr, nach dem «Lautsprecherkrieg»,[387] als die Verkehrswege, die Bahnhofbrücke und das Areal des Globusprovisoriums auch nach mehrmaliger Aufforderung und Warnung seitens der Polizei, konkret durch Polizeikommandant Rolf Bertschi, von den Demonstranten noch nicht geräumt worden waren.[388] «Nichts geschieht: die Jugendlichen (und die Zuschauer) bleiben stehen, wo sie sind. Nun kommen die bereitstehenden Mannschaften mit *drei Schlauchleitungen* aus dem Innern des Globus und fangen an zu spritzen. Die Reaktion der Genässten: Pfeifkonzert, Flucht aus dem unmittelbaren Wasserstrahlbereich; dann aber werden Steine, Latten und Kisten gegen die Polizisten geschleudert, von denen ein Teil mit schützenden Strohschildern ausgerüstet ist. Sachbeschädigungen werden begangen und mehren sich: abgerissene Plakate und Bauabschrankungen müssen als Wurfgeschosse herhalten; einzelne Burschen gehen auf die Beamten an den Schläuchen los; es setzt die ersten Knüppelhiebe ab, und die Festnahmen beginnen.»[389]

Dies ist aber nur der Anfang. Laut NZZ folgten ab 20.30 Uhr weitaus gröbere Kämpfe am Bellevue. Erste Bierflaschen flogen durch die Luft. Von der «anderen Seite» sausten Gummiknüppel herab. Alsdann wurden die Polizisten mit Flaschen, Pflastersteinen und anderen massiven Gegenständen beworfen. Gegen 22 Uhr beruhigte sich die Situation am Bellevue, um nur eine halbe Stunde später vor dem Globusprovisorium erneut zu eskalieren. Wieder kam es zur Strassenschlacht und zum Einsatz der Wasserwerfer. Die Randalierer, so die NZZ, seien nun aber hartnäckiger geblieben. Besonders Widerspenstige wurden von der Polizei festgenommen und ins Innere des Provisoriums gezerrt.[390] Die Demonstranten ihrerseits hätten begonnen, in «blinder Zerstörungsekstase»,[391] Barrikaden zu errichten. «Nun greift die Polizei hart durch: in wenigen Angriffswellen stösst sie bis zum ersten Fussgängerübergang vor dem Bahnhof vor und hält diesen Platz einstweilen. Wer nicht freiwillig flieht, kriegt den Knüppel zu spüren; mit den Festgenommenen gehen die Beamten nicht zimperlich, aber auch nicht brutal um. Wir beobachten keinen Fall, in dem jemand auf dem Abtransport noch geschlagen wird. Sicher, man sieht Szenen, die alles andere als erbaulich sind: fünf Polizisten nehmen zusammen ein Mädchen fest (das allerdings einen Pflasterstein geworfen hat); ein Bursche, der sich schon ergeben hat, kriegt noch einen Knüppelschlag; ein anderer, der den Beamten Unflätigkeiten zuschreit, erhält einen heftigen Stoss und schürft sich beim Fallen das Gesicht auf. Lautstark beklagen die Jungen diese Gewalttätigkeit der Polizei. Dass sie selbst sie dazu gezwungen haben, kommt ihnen nicht in den Sinn.»[392] Auch am Central sei es gegen Mitternacht zu weiteren Zusammenstössen

387 Ebd. (k.).
388 Ebd.
389 Ebd.
390 Ebd. (su.).
391 Ebd. (k., Teil 2).
392 Ebd.

zurück

von «randalierendem Pöbel»[393] und «starken Polizeiformationen»[394] gekommen. Erst in den frühen Morgenstunden habe sich die Situation beruhigt.

Ergebnis der ersten Nacht waren laut Mitteilung der Stadtpolizei an einer Pressekonferenz am Sonntagnachmittag 169 festgenommene Personen und 41 Verletzte. Unter den Festgenommenen befanden sich 55 Jugendliche unter 20 Jahren. Unter den Verletzten waren 15 Polizisten, 7 Feuerwehrleute und 19 Demonstranten auszumachen.[395] Insgesamt, kam die NZZ zum Schluss, sei der Einsatz der Polizei zwar hart, aber korrekt gewesen. Der Gummiknüppel sei in den meisten Fällen erst benutzt worden, nachdem die Leute mit Wasserwerfern gewarnt worden seien oder wenn es gegolten habe, direkte Gefahr abzuwenden. Einmal festgenommene Personen seien, mit wenigen Ausnahmen, nicht mehr geschlagen worden. Gewiss sei die Polizei nicht zimperlich, der Situation aber angemessen vorgegangen.[396]

Zu einem ganz anderen Urteil kam, wenig überraschend, das Aktionskomitee Autonomes Jugendzentrum. Bereits am Sonntagnachmittag teilte es im Rahmen einer Pressekonferenz mit, dass die Polizei die Schuld dafür trage, dass es am Samstag zu Störaktionen gekommen sei. Zudem, so das Komitee weiter, seien alle in der Nacht auf Sonntag festgenommenen Personen im Innern des Globusprovisoriums und dann später in der Hauptwache systematisch verprügelt worden.[397]

Am gleichen Sonntagnachmittag wandte sich auch Stadtpräsident Sigmund Widmer übers Radio an die Bevölkerung Zürichs: «Die überwältigende Mehrheit der Zürcher Bevölkerung ist empört über die von Jugendlichen hervorgerufenen Unruhen während der letzten Nacht. Auch ich bin empört. Der Stadtrat wird vor solchen Demonstrationen der Gewalt nicht zurückweichen. Ruhe und Ordnung in unserer Stadt müssen aufrechterhalten werden. Wenn es nötig ist, werden die Ordnungskräfte verstärkt. […] Die Jugend wird durch Trotz und Gewalt nicht an ihr Ziel gelangen. Ich glaube an die starken, aufbauenden Kräfte in unserem Land und in unserer Stadt. Diese guten Kräfte der Ordnung und der Menschlichkeit müssen sich durchsetzen.»[398]

Trotz dieser mahnenden Worte des Stadtpräsidenten kam es in der Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli in Zürich erneut zu Gewalttätigkeiten. Wieder drohte der Verkehr vor dem Globusgebäude zum Erliegen zu kommen. Insbesondere nachdem Friedensapostel Max Daetwyler eine Verkehrskanzel bestiegen hatte und Hunderte Schaulustige das Evenement mitverfolgten. Gegen 21.45 Uhr zogen Demonstrierende unter dem Slogan «Solidarisieren – Mitmarschieren» und mit Daetwyler an der Spitze zur Hauptwache der Stadtpolizei an der unteren Lindenhofgasse. Dort forderten sie die Freilassung der in der Nacht zuvor Festgenommenen. Danach folgte eine Ruhephase, bevor es kurz vor Mitternacht zu einem erneuten

393 Ebd.
394 Ebd.
395 Ebd. (b.).
396 Ebd. (Su., Teil 2).
397 Ebd. (Su., Teil 3).
398 Ebd. (ag.).

zurück

Ausbruch der Gewalt kam. Zuerst flogen Pflanzen und dann Flaschen in Richtung der Hauptwache. Die Polizei reagierte sofort mit Wasserschläuchen. An der Kreuzung Uraniastrasse/Bahnhofquai kam es zu einer Schlägerei, die eine fast dreistündige Gewaltphase auslöste. Ein Schlichtungsversuch von Polizeikommandant Rolf Bertschi blieb ohne Erfolg. Erst in den Morgenstunden beruhigte sich die Situation.[399] Aufgrund der angespannten Lage sprach der Stadtrat am Montag, 1. Juli 1968, für das Gebiet der Stadt Zürich ein allgemeines Demonstrationsverbot aus.[400] Es trat am 2. Juli 1968 um 12 Uhr in Kraft und untersagte jede Ansammlung demonstrativen Charakters ohne ausdrückliche Bewilligung des Stadtrates auf öffentlichem Grund und in öffentlichen Anlagen der Stadt Zürich bis auf Weiteres.[401] Das Verbot blieb bis zum 16. Juli 1968, 12 Uhr, bestehen.[402]

Auf den Strassen Zürichs wurde es nach dem 30. Juni 1968 ruhiger, in der Bevölkerung aber brodelte es weiter. Privatpersonen, Landwirte, Männerchöre, Turnvereine, Metzger, Akademiker, Schwinger, Unternehmer und Unteroffiziere sicherten der Polizei für einen allfälligen nächsten Einsatz ihre Hilfe zu. Frauen, Männer, Kinder und Angestellte von Unternehmen brachten Blumen, Schokolade, Getränke und Geld auf die Polizeiwachen. Sie stellten sich auf die Seite der Polizei. Während der Demonstrationen waren Rufe laut geworden wie «Konzentrationslager für die Demonstranten!», «Vergasen sollte man sie!», «In die Limmat mit ihnen!». Empörte und hasserfüllte Leserbriefe füllten seitenweise die Zeitungen.[403] In einem Artikel in der «Weltwoche» vom 12. Juli 1968 hielt Max Frisch nüchtern fest: «Es wird kaum nötig sein, aber es wäre jederzeit möglich, einen freiwilligen Volkssturm zu haben gegen die Jugendlichen.»[404]

In der Gesamtbeurteilung des Globuskrawalls waren in den ersten Tagen hauptsächlich zwei Meinungen auszumachen. Als exemplarisch für die eine Seite kann erneut jene der NZZ gelten. Zum Beispiel der mit spitzer Feder geführte Leitartikel in der Morgenausgabe vom 2. Juli 1968 unter dem Titel «Gewalt gegen Gewalt».[405] Die NZZ stand mit ihrer Kritik nicht allein. Auch der Berner «Bund», die «Basler Nachrichten», das «St. Galler Tagblatt», das «Vaterland» oder die «Neuen Zürcher Nachrichten» verurteilten die Demonstrationen deutlich. Krawall um des Krawalls willen hiess es vielerorts pauschal,[406] auch der Drahtziehervorwurf wurde angeführt und auf die Verbandelung mit der ausländischen, vornehmlich russisch-kommunistischen neuen Linken verwiesen.[407]

399 Ebd. (kwi.).
400 Ebd.: 2. 7. 1968 (ag.).
401 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 46.
402 Ebd., S. 56.
403 Häsler, Alfred 1976: Das Ende der Revolte, S. 39.
404 Frisch, Max 1968: Die grosse Devotion, S. 241.
405 Neue Zürcher Zeitung: 2. 7. 1968 (Fred Luchsinger).
406 Eine Überschau einiger Pressestimmen bietet zeitgenössisch National-Zeitung: 5. 7. 1968. Wissenschaftlich aufgearbeitet sind die Pressereaktionen in Bühler, Rahel 2008: Krawall!, S. 66.
407 Bühler, Rahel 2008: Krawall!, S. 69.

Für die NZZ stand fest, dass, was in Paris und in einigen deutschen Städten mit einem subjektiv stark empfundenen Anliegen begonnen und sich erst mit der Zeit vom Protest zum Krawall entwickelt hatte, in Zürich bereits degeneriert begonnen habe. Der Globuskrawall sei nicht mehr als eine schlechte Kopie dessen, was andernorts bereits mehr oder weniger überstanden sei.[408] «Es ist ein höchst vulgäres, niedriges und – man kann das Wort nicht mehr umgehen – kriminelles Happening daraus geworden, für das nicht irgendeine Revolutionsdoktrin, sondern vielmehr eine üble Phase der Schweizergeschichte das Muster liefert: ein neues ‹*Saubanner*›-Treiben. […] Was damals überschäumende, entfesselte Lebenskraft eines junges Volkes gewesen sein mochte oder im Rückblick als das dargestellt, wenn auch nicht gerechtfertigt werden kann, ist heute allerdings nur noch eine Art von *Wohlstandstollwut*.»[409] Diesem «anarchischen Treiben»[410] gelte es, so die NZZ weiter, mit allen Mitteln ein Ende zu setzen. Im Falle der Unruhen handle es sich um mehr als einfach eine «sommerliche Explosion»,[411] über die einige «Apostel der Provokation»[412] die Herrschaft verloren hätten. Wer Gewalt bewusst herausfordere, sie also wolle, der könne nur durch legale Gewalt zur Einsicht gebracht werden, dass dies in einem geordneten Gemeinwesen nicht toleriert werde. «Es ist zu hoffen, dass die *Justiz* über die Steine- und Flaschenwerfer hinaus zu den ‹geistigen› Urhebern der Gewalttaten durchzugreifen vermag, die man mit Namen und Vornamen kennt. Jene, die das Gesetz mit Füssen getrampelt und die öffentliche Ordnung in schwerste Gefahr gebracht haben, müssen die *Härte dieses Gesetzes* jetzt zu spüren bekommen. Milde, gar Amnestie, würde nach unserem Eindruck vom Zustand der öffentlichen Meinung nicht verstanden; sie wäre Benzin ins Feuer und würde uns allen nichts ersparen.»[413]

Einige Tage nach dem NZZ-Artikel zog das Aktionskomitee Autonomes Jugendzentrum mit einem eigenen Informationsextrablatt, einem Sonderdruck der «National-Zeitung», ebenfalls eine erste Bilanz. Es sah die NZZ selbst stark in der Verantwortung. So antwortete das Komitee auf die Frage, warum ein geordneter Ablauf der Demonstration nicht möglich gewesen sei, eindeutig: «Die Antwort auf diese Frage sucht man am besten im Leitartikel ‹Wehret den Anfängen› […]. Vordergründig wurde der alte, aber anscheinend immer noch wirksame Kommunistenschreck hochgespielt. Mit welchem Recht? Musste man von einer Jugend, die sich von den Lügen und Leerläufen der Partei- und Parlamentsbetriebe abwandte, erwarten, dass sie allfälligen Lügen einer PdA auf den Leim kriechen würde? Sahen die NZZ-Kreise die bisher bedeutungslose PdA schon zu einem politisch bedeutsamen Faktor heranwachsen? Wohl kaum. […] Hier zeichnete sich die Möglichkeit ab, dass eine erklärt antiautoritäre Organisation, die auch Leute von der

408 Neue Zürcher Zeitung: 2. 7. 1968 (Fred Luchsinger).
409 Ebd.
410 Ebd.
411 Ebd.
412 Ebd.
413 Ebd.

zurück

PdA nicht von gleichberechtigter Mitarbeit ausschloss, nicht notwendig ins Chaos führen musste; dass Jugendliche (jeglichen Alters!) Tabus in Frage stellen könnten; dass sogar 100 Jahre alte ‹bewährte› Ordnungen nicht undiskutiert gelassen würden. Dies war die Mine mit grosser Sprengkraft, vor der sich offenbar die Kreise um die NZZ fürchteten.»[414]

Die Schuldigen sah das Aktionskomitee Autonomes Jugendzentrum nicht auf der Seite der Demonstranten. Zwar sah man den Faschismus noch nicht direkt vor der Tür stehen, stellte aber immerhin fest, dass in der Polizeileitung, in einigen Redaktionen sowie im Gemeinde- und Stadtrat nicht wenige an den Schalthebeln der Macht sässen, deren faschistoide Gesinnung in diesen Tagen klar zum Ausdruck gekommen sei. So zum Beispiel, wenn eine führende bürgerliche Tageszeitung zum «Pogrom» auf die ihr angeblich mit Namen und Adresse bekannten geistigen Urheber der «Krawalle» aufhetze.[415]

In einer ausführlichen Chronik versuchte das Aktionskomitee Autonomes Jugendzentrum seinerseits den Ablauf der Ereignisse vom 29. und 30. Juni aufzuschlüsseln. Dazu setzte es Bilder von Polizisten, die Jugendliche festnahmen und knüppelten. Erstaunlich ist, dass dieser detaillierte Beschrieb der Ereignisse dem Beschrieb der Ereignisse durch die NZZ ziemlich ähnlich war. Mit einem Unterschied: In der Schilderung des Aktionskomitees Autonomes Jugendzentrum wurde betont, dass die erste gewalttätige Aktion, der Einsatz der Wasserwerfer, von der Polizei ausging. Ausserdem machte das Komitee, anders als die NZZ, nicht einen schlichtenden Polizeikommandanten Rolf Bertschi, sondern im Gegenteil einen provokativen, die Auseinandersetzung suchenden aus. Und wo die NZZ von vereinzelten Polizisten sprach, die vielleicht auch noch einmal zuschlugen, als es nicht mehr notwendig gewesen wäre, erkannte das Aktionskomitee Autonomes Jugendzentrum mehrere Polizeigruppen, die festgenommene Demonstranten systematisch zusammengeschlagen hätten. Ebenfalls im Informationsextrablatt abgedruckte Augenzeugen- und Erlebnisberichte untermauerten die Feststellungen des Aktionskomitees.[416]

Es war dieses Wechselmuster zweier unterschiedlicher Interpretationen der Jugendunruhen, welches in den Tagen nach den Unruhen in der gesamten Presselandschaft auszumachen war. Eine breite Übersicht, kombiniert mit einer Umfrage unter Schweizer Intellektuellen jener Zeit, die in der «National-Zeitung» am 5. Juli 1968 erschien, brachte das deutlich zum Ausdruck.[417] Da war ein Max Frisch, der verlauten liess: «Wenn das stimmt, dass die Polizei sich zur Misshandlung von Verhafteten hat hinreissen lassen, also Strafvollzug sich anmasst, wie ehedem die Leute vom SA und von der SS, so sind wir kein Rechtsstaat. Das ist kein Grund zur Ruhe.»[418] Da war ein Peter Bichsel, der sich wunderte über die Aussage Rolf

414 National-Zeitung: [7. 7. 1968].
415 Ebd.
416 Ebd.
417 Ebd.: 5. 7. 1968.
418 Ebd.

Bertschis, dass, sollte es so weitergehen, er als Polizeikommandant für seine Leute nicht mehr garantieren könne, dass diese die Nerven verlieren könnten, dass dann möglicherweise auch mit Toten gerechnet werden müsste. Damit, so Bichsel, habe Bertschi den ersten, der schiesse, bereits entschuldigt.[419] Da war «Volksrecht»-Redaktor Hans-Rudolf Hilty, der für die entscheidenden Nächte Ende Juni von einer Pogromstimmung sprach, da war ein Walter Vogt, der verlangte, dass die Polizei und ihre Leiter vor Gericht gestellt und abgeurteilt würden; da war aber auch ein Kurt Marti, der den Demonstranten nicht unbedingt folgen konnte und wollte. Das Jugendzentrum, so Marti, das biete doch wohl kaum genügend Grund, um jetzt mit solchen Mitteln dermassen erzwungen zu werden.[420]

Das «Vaterland» sah das Ganze ähnlich wie die bereits zitierte NZZ: «Unseres Erachtens ist von der Zürcher Polizei vollständig zu Recht scharf eingegriffen worden, und jene Randalierer, die Prügel erhielten, mögen nun heulen und mit den Zähnen knirschen. Dass das Vorgehen der Demonstranten gegenüber den Ordnungskräften zum Teil geradezu verbrecherisch war, wird niemand bestreiten wollen.»[421] Für die «Solothurner Zeitung» hörte die Gemütlichkeit mit den Ereignissen in Zürich definitiv auf,[422] während sich Werner Wollenberger für die «Zürcher Woche» unter die Demonstranten gemischt hatte und dort nur einen Sauhaufen, eine schmuddelige, unappetitliche und widerwärtige Schar erkannte, eine dümmliche Meute, vorgestern erst dem Urwald entronnen, mit einem schäbig hochmütigen Lächeln und armseligen Bärten.[423]

Fazit: Die Meinungen gingen stark auseinander. Wie dringend notwendig ein neuer Konsens war, verdeutlichen auch die Leserbriefe im Nachgang zu den Unruhen. Während es auf der einen Seite hiess: «Ich bin dafür, dass diese staatsfeindlichen Demonstrationen auf das Härteste bestraft werden. Ich bin dafür, dass die Demonstrationsführer für sämtliche Greueltaten haftbar gemacht werden. […] In den meisten Fällen waren die Knüppelschläge nichts anderes als erzieherische Nachhilfen»[424] oder «Wenn ein paar Lausbuben glauben, unsere Stadt Zürich zu terrorisieren, täuschen sie sich gewaltig. Diese Taugenichtse gehören in ein Arbeitslager, wo sie schaufeln und pickeln müssen, nicht an die Hochschule»,[425] beklagte die andere Seite: «Diese ‹Super›-Polizisten, die sich anmassen, Richter zu spielen und auch gleich die Bestrafung (den Knüppel) selbst in die Hand nehmen, sind schädlich und stehen auf der falschen Seite. […] Sie schaden der Gesellschaft, für deren Funktionieren sie mitverantwortlich sein sollten.»[426]

Ein Gespräch schien dringlich – das sahen auch die Zeitgenossen so. Und so hoben in den Nächten direkt nach den Jugendunruhen einige Intellektuelle die

419 Ebd.
420 Ebd.
421 Ebd.
422 Ebd.
423 Ebd.: [7. 7. 1968].
424 Neue Presse: 5. 7. 1968 (H. Lötscher).
425 Ebd. (Gottl. Heller).
426 Ebd. (Paul Derron).

Idee eines vermittelnden «Zürcher Manifests» aus der Taufe. Es sollte eine weitere Verhärtung der Fronten verhindern. Zur Kern- und Initiantengruppe und den Erstunterzeichnern gehörte auch Walter Matthias Diggelmann.[427]

«Den Konflikt erforschen!»[428] Diese drei Worte prangten gross auf Seite fünf der «Neue Presse»-Ausgabe vom 5. Juli 1968 und verkündeten öffentlich und offiziell die Lancierung dieses «Zürcher Manifests». Ein Manifest, welches zwei Tage zuvor, am 3. Juli 1968, in Zürich von 21 Personen unterzeichnet worden war. Darunter Schriftsteller Max Frisch, Redaktor Hans-Rudolf Hilty, CVP-Gemeinderat Paul Früh, SP-Kantonsrat Hansjörg Braunschweig, Professor Hans Burla, Rechtsanwalt Franz Schumacher, Arzt Hans Rotter und Walter Matthias Diggelmann. Das «Zürcher Manifest» stellte im Kern sechs Forderungen auf, für die man sich vehement einsetzen wollte.[429] Die Initiative zum «Zürcher Manifest» ging von Künstler, Grafiker und SP-Mitglied Gottfried Honegger-Lavater aus, die Entwürfe entstanden zwischen dem 30. Juni und dem 3. Juli in seinem Atelier in Gockhausen.[430] Ein erster Entwurf lag bereits nach der ersten «heissen Zürcher Nacht» vor, in der Nacht auf den 1. Juli wurde der Entwurf des Manifests redigiert.[431]

In seiner endgültigen Fassung verlangte das Manifest ein autonom verwaltetes Diskussionsforum für Jung und Alt. Zweitens forderte es einen Verzicht auf Sanktionen gegen Studierende, die an den Unruhen beteiligt gewesen waren, sofern nicht schwerwiegende Delikte vorlagen. Drittens verlangten die Manifestunterzeichner die Wiederherstellung des verfassungsmässigen Demonstrationsrechts. Also eine Aufhebung des am 1. Juli ausgesprochenen und ab 2. Juli geltenden Demonstrationsverbots in Zürich. Viertens sollten die Gespräche mit allen involvierten Minderheiten fortgesetzt und fünftens alle Konfliktparteien von Presse, Radio und Fernsehen zur Meinungsäusserung eingeladen werden. Sechstens schlugen die Unterzeichner vor, unverzüglich eine wissenschaftliche Arbeitsgruppe zu bilden, welche den tieferen Ursachen des Konfliktes auf den Grund gehen und praktische Lösungsvorschläge ausarbeiten sollte.[432] Für das «Zürcher Manifest» war klar, dass die Zürcher Ereignisse nicht isoliert betrachtet werden durften. Sie seien eine Folge unzulänglicher Gesellschaftsstrukturen, so die Erstunterzeichner, und sie als Krawalle abzutun und die Beteiligten als randalierende Taugenichtse und Gaffer hinzustellen, sei oberflächlich.[433] «Die Ursache der Krise ist die Unbeweglichkeit

427 Sozialarchiv Zürich: Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1.
428 Neue Presse: 5. 7. 1968 (Verschiedene).
429 Das «Zürcher Manifest» ist im Original unter anderem abgedruckt in National-Zeitung: [7. 7. 1968], und im Zeitdienst: 9. 8. 1968. / Zur Gründung des Zürcher Manifest siehe vor allem Flaschberger, Sabine 2008: «Sechstagerennen» am See, S. 74–85, und für wichtige Eckpunkte Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 39–56.
430 Flaschberger, Sabine 2008: «Sechstagerennen» am See, S. 75.
431 Sozialarchiv Zürich: Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1.
432 «Zürcher Manifest», abgedruckt in National-Zeitung: [7. 7. 1968]. / Zeitdienst: 9. 8. 1968.
433 «Zürcher Manifest», abgedruckt in National-Zeitung: [7. 7. 1968]. / Zeitdienst: 9. 8. 1968.

zurück

unserer Institutionen. […] Einen kulturellen Konflikt lösen weder Prügel und Verbote noch Besänftigung durch gönnerhafte Angebote.»[434]

Wer nun aber meint, das «Zürcher Manifest» sei aufgrund der gut gemeinten Initiative bei den Jugendlichen vollumfänglich auf Gegenliebe gestossen, sieht sich eines Besseren belehrt. Laut Gottfried Honegger hätten die Bürgerlichen die Macher hinter dem «Zürcher Manifest» verurteilt, weil sie Stellung für die Manifestanten genommen hätten, und die Manifestanten seien gegen das «Zürcher Manifest» gewesen, weil es die Versöhnung wollte.[435] Und doch: Mit seinem «Aufruf zur Besinnung»[436] traf das «Zürcher Manifest» den Nerv der Zeit und nahm inhaltlich einen Vermittlungsvorschlag vorweg, der am 11. Juli 1968 dann tatsächlich an den Stadtrat gelangen sollte. Absender war dann aber nicht das «Zürcher Manifest», sondern die beiden Zürcher Hochschulen.[437]

Am 10. Juli 1968 konstituierte sich die Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest definitiv[438] und ab Mitte Juli waren die Mitglieder dieser Arbeitsgemeinschaft an praktisch allen Veranstaltungen, die in irgendeiner Form die Jugendunruhen von Zürich betrafen, mit dabei. Bis September 1968 hatten sie bereits mehrere Tausend Unterschriften für das «Zürcher Manifest» gesammelt.[439] Ziel des Manifests war nicht primär Anklage. An oberster Stelle stand für die Initianten von Beginn weg die Vermittlung. Ein klassisches Beispiel dafür: Erst mit der Unterstützung einiger Unterzeichner des «Zürcher Manifests», namentlich Max Frisch, der im letzten Moment 3000 von benötigten 10 000 Franken Kaution zusicherte, war es möglich, dass das Aktionskomitee Autonomes Jugendzentrum im grossen Saal des Zürcher Volkshauses am 13. Juli 1968 seine Vollversammlung mit anschliessendem Konzert der Band Les Sauterelles abhalten konnte.[440]

Ihre erste Aufgabe sah die Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest darin, eine Dokumentationsstelle zu schaffen. Diese Stelle sollte nicht nur Schaltstelle der Arbeitsgemeinschaft werden, sondern, mit Postfachadresse und Telefon ausgestat-

434 «Zürcher Manifest», abgedruckt in National-Zeitung: [7. 7. 1968]. / Zeitdienst: 9. 8. 1968.

435 Flaschberger, Sabine 2008: «Sechstagerennen» am See, S. 76. Dort zitiert nach einem Gespräch, das Sabine Flaschberger am 8. Dezember 2006 mit Gottfried Honegger geführt hat.

436 «Zürcher Manifest», abgedruckt in National-Zeitung: [7. 7. 1968]. / Zeitdienst: 9. 8. 1968.

437 Rund 40 Dozenten und 2000 Studierende der Eidgenössischen Technischen Hochschule und der Universität Zürich erkannten, ähnlich wie die Autoren des «Zürcher Manifests», dass die Unzufriedenheit unter den Jugendlichen tiefere Ursachen hatte, als es gemeinhin dargestellt wurde. Eine gründliche Analyse der Ursachen stand laut Dozenten und Studierenden aus. Wörtlich forderten sie: «Wir schlagen Ihnen deshalb vor: 1. Der Stadtrat gibt den Jugendlichen Gelegenheit, eine Versammlung abzuhalten, mit dem Zweck, ihren Standpunkt zu klären. 2. Der Stadtrat lädt eine Abordnung der Jugendlichen zu einem erneuten Gespräch ein. Sofern sich einer direkten Kontaktnahme Hindernisse entgegenstellen, möchten wir Ihnen unsere Mitarbeit als Vermittler anbieten. Dieser Vorschlag dient lediglich zur *Ueberbrückung der momentanen Schwierigkeiten*.» Siehe dazu Neue Zürcher Zeitung: 11. 7. 1968.

438 Flaschberger, Sabine 2008: «Sechstagerennen» am See, S. 79.

439 Ebd., S. 76.

440 Staatsarchiv des Kantons Zürich: V.E.c.63, Bd. 274, (018.0)913/226. / Sozialarchiv Zürich: Jugendunruhen – Krawalle in Zürich – Globuskrawall 1968 und seine Folgen: Dossier 36.3 C * 1, Schachtel KS 335/41c, Blatt 17 Mappe 2.

zurück

tet, Zeugenaussagen, Berichte und Dokumente zu den Ereignissen vom 29. und 30. Juni 1968 sammeln. Aus einem Aufruf in Papierform war eine lose Gruppierung geworden. Ziel dieser Arbeitsgemeinschaft war es, eine umfassende Dokumentation zu erstellen, die anschliessend Geschädigten oder Angeschuldigten, zum Beispiel in Strafverfahren, zur Verfügung stehen sollte. Das Aktionskomitee Autonomes Jugendzentrum hatte diesbezüglich seit dem 1. Juli 1968 bereits vorgespurt.[441]

Laut Aussage von Gottfried Honegger wurde die Dokumentationsstelle in der Anfangszeit von der Künstlerin Esther Schwarzer geleitet, einer von vielleicht einer Handvoll Frauen, die an der Arbeitsgemeinschaft überhaupt mitwirkten.[442]

Die erste Sammlung mit Berichten, «Dokumentation I» genannt, erschien bereits am 20. September 1968.[443] Als besonders dringend erachteten die Initianten eine solche Dokumentation, weil «Polizei und Bezirksanwaltschaft mit wenigen Ausnahmen sich entgegen gesetzlichem Auftrag weigerten, Ausschreitungen der Polizei gegenüber Bürgern zur Kenntnis zu nehmen oder gar zu untersuchen, während sie mit umsomehr Eifer gegen Demonstranten und Zuschauer ermittelten und nicht vorhandene ‹Drahtzieher› suchten.»[444] Die «Dokumentation I» enthielt rund 80 Zeugenaussagen zu den Ereignissen auf dem Globusareal, aber auch, im Wortlaut, Auszüge von Pressekonferenzen und Interviews, die direkt vor und nach den turbulenten Ereignissen in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni 1968 stattgefunden hatten.[445] Ein Teil der «Dokumentation I», die in einer ersten Auflage von 1000 Exemplaren gedruckt wurde, wurde unentgeltlich an Behörden, Presse und Parteien verschickt, der Rest war schnell ausverkauft.[446]

In den ersten Wochen und Monaten nach der Veröffentlichung des «Zürcher Manifests» trat Mitinitiant und Erstunterzeichner Walter Matthias Diggelmann wiederholt in Erscheinung. Ein erstes Mal an der Vollversammlung des Aktionskomitees Autonomes Jugendzentrum vom 13. Juli, an der er sich neben Maler Gottfried Honegger-Lavater und Rechtsanwalt Franz Schumacher zu Wort meldete.[447] Er erklärte sich kurzerhand mit der antiautoritären Jugend solidarisch, bezeichnete sich selbst als Demonstranten und bemerkte, dass die seitens der Demonstranten angewandte Gewalt anlässlich der Zürcher Krawalle vom 29. und 30. Juni 1968 durchaus am Platz gewesen sei.[448] An der Vollversammlung wurde, nebst heftiger Kritik an der Polizei, von den 700 bis 1000 Jugendlichen trotzdem auch Selbstkritik geübt. Vor allem das Ultimatum an den Stadtrat und die mangelhafte Vorbereitung der Demonstration vom 29. Juni wurden als Fehler erkannt.

441 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 48.
442 Flaschberger, Sabine 2008: «Sechstagerennen» am See, S. 76.
443 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 55.
444 Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest (Hg.) 1968: Dokumentation I.
445 Ebd.
446 Flaschberger, Sabine 2008: «Sechstagerennen» am See, S. 79.
447 Neue Zürcher Zeitung: 15. 7. 1968: «Vollversammlung» ohne Zwischenfälle (rdk. / National-Zeitung: 17. 7. 1968: Das Gespräch kann beginnen (H. G.
448 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-1-1-d. Eintrag vom 17. 7. 1968.

Die Hauptschuld sahen die Jugendlichen aber weiterhin beim Stadtrat und bei der Polizei, die offensichtlich ein Exempel habe statuieren wollen.[449]

Wenn bereits diese erste Vollversammlung andeutete, dass ein Teil der an den Jugendunruhen Beteiligten nach Tagen der hochschlagenden Emotionen bereit war, etwas nüchterner über das Vorgefallene nachzudenken, dann bekräftigte ein am 16. Juli durchgeführtes Teach-in diese Absichten. Organisiert von der Fortschrittlichen Studentenschaft Zürich und durchgeführt im Zoologischen Institut der Universität Zürich, gingen dort mit «National-Zeitung»-Redakteur Karl Kränzle, Rechtsanwalt Fritz Heeb, Marx-Theoretiker Konrad Farner und Schriftsteller Peter Bichsel vier in der Öffentlichkeit gut bekannte Personen im Rahmen einer Podiumsdiskussion der Frage nach, inwieweit Rebellion legitim und legal sei. Beleuchtet wurden die gesellschaftlichen Voraussetzungen der Strassenschlachten vom 29. und 30. Juni und die Frage, was denn im Detail «demokratisch» heisse.[450] Eine abschliessende Antwort blieb aus.

Wie schon drei Tage zuvor meldete sich im Zuge dieser Diskussion am 16. Juli Walter Matthias Diggelmann zu Wort. Nicht nur berichtete Diggelmann von der Vollversammlung des Aktionskomitees Autonomes Jugendzentrum, zugleich warnte er die kämpferischen Zürcher Jugendlichen davor, «in übertriebener Selbstkritik die Argumente des ‹Establishments› zu den eigenen zu machen».[451]

Nur einen Tag nach dem Teach-in, am 17. Juli 1968, fand im ersten Stock des Schauspielhaus-Restaurants «Pfauen» wieder eine Zusammenkunft der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest statt. Eine Zeit lang trafen sich dort nun wöchentlich einige Manifestler zu öffentlich zugänglichen Versammlungen, sogenannten Arbeitssitzungen, an denen das weitere Vorgehen und mögliche Organisationsstrukturen diskutiert wurden. Die Vollversammlung der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest fand im Gegensatz dazu einmal im Monat und üblicherweise im Restaurant «Weisser Wind» statt.[452] An diesen Vollversammlungen ebenfalls mit dabei war jeweils ein zivil gekleidetes Mitglied des Staatsschutzes, konkret des Kriminalkommissariats III der Stadtpolizei Zürich. Dieses Mitglied notierte akribisch, wer im «Weissen Wind» mit von der Partie war und was an diesen Vollversammlungen der Arbeitsgemeinschaft Thema war.[453]

An der Arbeitssitzung im «Pfauen» am 17. Juli besprach man, wie eine Fünferdelegation der Arbeitsgemeinschaft vor dem Stadtrat – man war auf den 19. Juli eingeladen worden – auftreten sollte und was an Anliegen vorzubringen war. Man wollte nochmals darauf pochen, dass Schüler und Studierende, die am Globuskrawall mitgewirkt und eine Strafe zu erwarten hatten, nicht auch noch von der Schule suspendiert würden. Denn eine mehrfache Bestrafung für das gleiche De-

449 Neue Zürcher Zeitung: 15. 7. 1968 / Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 53.
450 Sozialarchiv Zürich: Fortschrittliche Studentenschaft Zürich: Ar 201.35.1. / National-Zeitung: 17. 7. 1968.
451 National-Zeitung: 17. 7. 1968.
452 Volksrecht: 20. 7. 1968. / Flaschberger, Sabine 2008: «Sechstagerennen» am See, S. 79.
453 Behrens, Nicola 2008: Zwischen Schnüffelstaat und Staatsschutz, S. 111.

zurück

likt entbehre jeder humanen Rechtsprechung. Zudem kam die Frage auf, wie man sich weiter engagieren wolle. Tagespräsident und «Gründervater» des «Zürcher Manifests» Gottfried Honegger-Lavater plädierte für den Beitritt zu einer Partei, da ein Abseitsstehen von der aktiven Politik in Anbetracht der aktuellen Situation nicht mehr möglich sei. Der Vorschlag stiess nicht bei allen auf Zustimmung. Insbesondere Zürcher SP-Kantonsrat Hansjörg Braunschweig und Walter Matthias Diggelmann waren nicht einverstanden. Diggelmann vertrat die Ansicht, dass die Arbeitsgemeinschaft als lose Verbindung in einem erweiterten, möglicherweise die ganze Schweiz abdeckenden Rahmen weitergeführt werden sollte. Für Diggelmann schien klar, dass in der damaligen politischen Situation kein Träger mehr zu finden war, der den Zielsetzungen und Forderungen der kritisch denkenden Menschen gerecht werden konnte. Es müsse darum etwas geschehen und jetzt sei der richtige Zeitpunkt für einen solchen Startschuss.[454]

Wie Diggelmanns Vorschlag aufgenommen wurde, ist nicht überliefert. Es wird aber klar, dass Diggelmann im Modell einer losen Gruppierung, die schnell und über bestehende Grenzen hinweg agieren konnte, eine geeignete Form des Engagements sah. Mit derselben Hoffnung hat er zwei Jahre später, im Frühjahr 1970, die Abspaltung der Gruppe Olten aus dem Schweizerischen Schriftsteller-Verein anfänglich mitgetragen – vergeblich. Die Gruppe Olten wurde 1971 trotzdem zum Verein. Und wie bei der Suche nach der geeigneten Organisationsstruktur der ausgetretenen Schriftsteller konnte sich Diggelmann mit seinem Vorschlag zwei Jahre zuvor auch beim «Zürcher Manifest» nicht durchsetzen.

Am Freitag, 19. Juli, 10 Uhr, empfing der Stadtrat fünf Delegierte der Arbeitsgemeinschaft.[455] Ob Diggelmann unter ihnen war, ist nicht klar. Sicher ist aber: Obwohl der Stadtrat im zweistündigen Gespräch die rasche Bereitstellung eines Jugendhauses zusicherte, waren die fünf Delegierten des «Zürcher Manifests» mit dem Ausgang des Gesprächs nicht zufrieden. Am gleichen Tag noch verteilte die Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest wieder Unterschriftenbögen für ihr Manifest.[456]

Wäre es damals nach Max Frisch gegangen, dann hätte das Treffen zwischen Stadtrat und «Zürcher Manifest»-Vertretern gar nie stattgefunden. In einem Brief, den er den Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft am 9. Juli 1968 im Hinblick auf die erwähnte Arbeitssitzung zukommen liess, plädierte er dafür, dass sich die schweizerischen Intellektuellen von der Regierung und den Interessenverbänden nicht vorschreiben lassen müssten, was sie zu denken hätten. Seiner Meinung nach waren die Unruhen von Zürich keine lokale Zufälligkeit, sondern Ausdruck einer Strukturkrise von internationalem Ausmass.[457] «Die Welt ist umzudenken, damit sie eine Zukunft hat. Infolgedessen ist auch die Schweiz umzudenken. Der Konflikt zwischen einer Minderheit, die ein Umdenken einzuleiten versucht, und dem

454 Volksrecht: 20. 7. 1968.
455 Ebd.
456 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 54.
457 Sozialarchiv Zürich: Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1.

Beharrungsvermögen einer überwältigenden Mehrheit, die sich eine geschichtliche Evolution hofft ersparen zu können, ist ein notwendiger Konflikt; er ist nicht zu ersticken, sondern auszutragen.»[458]

Ganz ähnlich sah das Diggelmann. So präzisierte er in einer «WMD»-Kolumne Ende Juli, dass die Gespräche über die Zürcher Unruhen im Gang seien und dass diese Gespräche zwar oft hitzig geführt würden, der Sache im Kern aber nicht schadeten. Im Gegenteil, die Gespräche machten deutlich, wo ungefähr die Ursachen, die zu den Unruhen geführt hätten, liegen könnten.[459]

Zusammen mit anderen forderte Diggelmann, sich von denen, die in der Krawallnacht mit Pflastersteinen geworfen hatten, nicht zu distanzieren. Denn Pflastersteine würden immer auch aus Ohnmacht und aus Isolierung heraus geschmissen. Nach Diggelmann sollte nun alles daran gesetzt werden, diese Isolierten, diese Einsamen, in die Gemeinschaft zurückzuführen.[460] Wie aber sollte das geschehen? Diggelmann legte einen Vorschlag vor: «Unter anderem gilt es zu erkennen, dass wir alle oder fast alle zwar ein Unbehagen empfinden, eben das berüchtigte ‹Helvetische Malaise›-Gefühl, aber mehr auch nicht. Und darum müssen wir jetzt Mittel, Wege und Formen suchen und finden, um uns selbst dieses Unbehagen bewusst zu machen. So sind nicht Aktionen das Nächstliegende, sondern Produktionen. Aktionen, wie wir heute wissen, sind lähmender Leerlauf. Aktionen sind Opium für die Jugendlichen. Nur produktives, schöpferisches Handeln kann uns weiter bringen. Beispiele: Wir stellen unsere aktuellen Probleme szenisch dar, spielen Volkstheater, echtes, ehrliches. Wir richten Wandzeitungen ein. Jeder Bürger kann darauf schreiben. Auch Lyrik. Wir schaffen uns ein Kulturzentrum. Ein autonomes!»[461]

Die Idee zu genau solch einer Produktion wurde am 31. Juli 1968, nur einen Monat nach den Jugendunruhen, im Rahmen einer Pressekonferenz der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest vorgestellt. Ab 16.30 Uhr informierten im Centre Le Corbusier Künstler Gottfried Honegger, Schriftsteller Walter Matthias Diggelmann, Rechtsanwalt Franz Schumacher, Gemeinderat Peter Gessler und Architekt Peter Thomann zum aktuellen und zum künftig geplanten Engagement der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest. Ausserdem bot sich den Teilnehmern der Pressekonferenz die Chance, mit vom Zürcher Krawall Betroffenen zu sprechen.[462] Diggelmann ging in seinen einleitenden Worten noch einmal auf die Entstehungsgeschichte des Manifests ein, erklärte, wie das Manifest von einer anfänglichen Einzelaktion, dem «Aufruf zur Besinnung», zur permanenten Forderung wurde. Man habe damit bewiesen, mehr zu sein als nur ein «Salon-Manifest», aber gleichzeitig auch gemerkt, dass es um mehr gehe als nur um die Vermittlung im

458 Sozialarchiv Zürich: Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1.
459 Neue Presse: 23. 7. 1968.
460 Ebd.
461 Ebd.
462 Sozialarchiv Zürich: Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1. / Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1. Der Vortrag wurde auch abgedruckt in Volksrecht: 6. 8. 1968.

zurück

Stile eines Friedensrichters. Es seien neue Wege zu suchen.[463] Gottfried Honegger skizzierte sodann die Beweggründe hinter der Arbeit der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest. Man sei mehr denn je überzeugt, dass die Demonstrationen ernst zu nehmende Symptome einer tieferliegenden Kulturkrise seien, einer Kulturkrise, die in Ost und West, wenn auch unter verschiedenen Vorzeichen, zu einem Neuüberdenken der Gesellschaftsstruktur zwinge. Man könne nicht mehr mit den politischen Mitteln des 19. Jahrhunderts die Aufgaben der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bewältigen. Für die Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest seien «Wehret den Anfängen» und «Bis hierher und nicht weiter» keine Antworten. Ebenso wenig würden Relegationen und Strafen das Feuer löschen.[464] «Unser demokratisches Gebäude aber steht nicht zur Diskussion; hingegen sein Innenausbau und seine Beziehungen zu unseren Nachbarn müssen neu gestaltet werden. […] Die Globus-Krawalle sind für uns ein Modellfall und wir sind überzeugt, dass sich die Mühe lohnt, die einzelnen Aspekte wissenschaftlich zu untersuchen und daraus die notwendigen Lehren zu ziehen. […] Natürlich mussten die Unterzeichner des Manifests damit rechnen, dass ihr Dokument als biedermännisch, heuchlerisch und doppelbödig bezeichnet wird. Natürlich mussten wir in Kauf nehmen, dass wieder einmal das Klischee der kommunistischen Drahtzieher zum Einsatz kommt und es erstaunt uns weiter nicht, dass ‹verantwortliche› Persönlichkeiten davon überzeugt sind, dass die stattgefundenen Gewalttaten nicht weniger und nicht mehr als von Moskau oder Peking manipuliert werden.»[465] Dennoch zeigte sich Honegger überzeugt, dass, sollte die Seele des Menschen nicht austrocknen, alles neu zu überdenken sei, die Türen weit zu öffnen seien für ein fantasievolles und kreatives Gespräch.[466]

Das Echo zur Pressekonferenz fiel unterschiedlich aus. Für die NZZ, die mit der Stossrichtung und dem Inhalt des «Zürcher Manifests» nur an einzelnen Stellen einverstanden war, galten die Initianten des Manifests inzwischen als «Zürcher Manifestanten»,[467] die sich als Anwälte der Unruhestifter gebärdeten. Das bürgerliche Blatt verweigerte ihnen die Anerkennung in der Rolle des Vermittlers und erkannte in den Handlungen der Arbeitsgemeinschaft vor allem eines: die Negation des Bestehenden. Anstelle von weiterem Unterschriftensammeln riet der NZZ-Journalist den Initianten daher, doch besser bei der aktuellen Totalrevision der Bundesverfassung mitzuwirken. Dort böte sich auch Gelegenheit, positiv «revolutionär» zu wirken.[468]

Man kann vermutlich sagen, hier passierte in Zürich das, was Knut Hickethier auch für die 1960er-Jahre in der Bundesrepublik Deutschland erkannt hatte: Mit

463 Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1.
464 Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1. Der Vortrag wurde auch abgedruckt in Volksrecht: 6. 8. 1968.
465 Ebd.
466 Ebd.
467 Neue Zürcher Zeitung: 30. 7. 1968.
468 Neue Zürcher Zeitung 30. 7. und 1. 8. 1968.

zurück

der NZZ und dem «Zürcher Manifest» prallten zwei völlig unterschiedliche politische Auffassungen aufeinander. Einerseits die traditionelle obrigkeitliche Auffassung, für die jeder Widerspruch und Protest eine Gefahr bedeutete, andererseits ein neues demokratisches Bewusstsein, für welches gerade das Äussern einer anderen politischen Meinung zum Merkmal der Demokratie und damit zur Basis eines Gemeinwesens gehörte.[469] Vor diesem Hintergrund überraschte das Urteil der NZZ zu den Aktivitäten und der Pressekonferenz der Arbeitsgemeinschaft nicht.

Ganz anders als in der NZZ wurde die Veranstaltung des «Zürcher Manifests» im «Vorwärts» – «eine interessante kultur-kritische Analyse»[470] – und im «Volksrecht» beurteilt. Letzteres warf der freisinnigen Presse eine nicht gerechtfertigte Diskreditierung der Initianten vor und nannte die Pressekonferenz eine Pressekonferenz, wie sie Zürich zuvor noch nie erlebt habe. Endlich einmal seien einem nicht schon vorgekaute Informationen und Meinungen aufgetischt worden, sondern habe sich Gelegenheit geboten, mit Vertretern der zahlreichen Jugendgruppen zu sprechen.[471] «Mehr als fünf Stunden standen einer derart freien Diskussion offen, dass sie den Diskussionsleitern G. Honegger-Lavater und Dr. Peter Gessler seitens eines NZZ-Journalisten den Vorwurf eintrug, sie hätten die ‹Führung der Konferenz› nicht in den Händen. Dieser Journalist hatte nicht begriffen, dass es gar nicht um ‹Führung› gehen konnte, sondern um ein echtes Gespräch, um den Ansatz zu einer permanenten Diskussion, wie sie zu den Zielen der ‹Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest› gehört.»[472]

Konkret schlug die Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest im Anschluss an die Pressekonferenz eine öffentliche Grossveranstaltung im September des gleichen Jahres vor. Sie sollte Plattform bieten für die von vielen Seiten erwünschte «permanente Diskussion»,[473] wie sie schon an der Pressekonferenz ein erstes Mal erprobt worden war. Vorbild waren dabei für Gottfried Honegger die mehrere Wochen dauernden Diskussionsrunden im Théâtre Odéon während des «Pariser Mai», den er selbst live miterlebt hatte.[474] Unter dem Motto «Sechs Tage Zürcher Manifest»[475] plante die Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest darum zwischen dem 4. und 9. September eine Marathondiskussion im Centre Le Corbusier.[476] Damit sollte das Centre Le Corbusier versuchsweise zum autonomen Jugendzentrum werden, welches die Jugendlichen schon seit Jahren forderten.[477] Es sollte aber zugleich ein «kulturelles Sechstage-Rennen»[478] werden, an dem sich Spontaneität in Diskussion, Theater, Malerei und Dichtung voll entfalten konnte. Eine eigene, täg-

469 Hickethier, Knut 2003: Protestkultur und alternative Lebensformen, S. 18.
470 Vorwärts: 8. 8. 1968.
471 Volksrecht: 3. 8. 1968.
472 Ebd.
473 Sozialarchiv Zürich: Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1.
474 Flaschberger, Sabine 2008: «Sechstagerennen» am See, S. 80.
475 Sozialarchiv Zürich: Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1.
476 Ebd.
477 Schnoz, Monika 2008: Ein Hauch von Kulturrevolution, S. 120.
478 Sozialarchiv Zürich: Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1.

zurück

lich erscheinende Zeitung war ebenfalls angedacht und sollte den Besuchern eine Plattform bieten, um Eindrücke und Meinungen festzuhalten.[479] Der Möglichkeit eines aus dieser Vielfalt an Foren entstehenden Chaos war man sich bewusst und man war bereit, es in Kauf zu nehmen.[480]

Mit Kleinplakaten von Gottfried Honegger – jedes ein Unikat – wurde auf die Veranstaltung hingewiesen, auch Flugblätter wurden grosszügig verteilt und Inserate geschaltet.[481] Das Aktionskomitee Autonomes Jugendzentrum warb mit Bildern halbnackter Frauen des Künstlers Urs Lüthi für «Sechs Tage Zürcher Manifest» und kündigte an: «Wir fahren ein, mit Diskussion, Beat, Film, Theater, Politik.»[482]

Und vonseiten der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest hiess es in einem Flyer: «Was das ZÜRCHER MANIFEST anstrebt: Das GESPRÄCH, als Alternative zur Mundtotmachung unliebsamer Revoluzzer, als Überwindung einer kalt-kriegerischen Versteifung, das Gespräch als Einleitung wahrhaft demokratischer schöpferischer Prozesse (an die wir glauben) – dieses Gespräch findet in einer Art Generalprobe statt und zwar im CENTRE LE CORBUSIER (Höschgasse 8, 8008 Zürich) vom 4. bis 9. September, beginnend jeweils Mittags 12 Uhr und bis in die Morgenstunden dauernd. […] Wir wiederholen: im CENTRE LE CORBUSIER soll ein freies Gespräch stattfinden: wir suchen nicht Votanten und Parteigänger: wir suchen Gesprächspartner, also auch Widersacher. Wir suchen das Gespräch. Wir bitten Sie um Ihr Erscheinen.»[483]

Der Einladung ins Centre Le Corbusier am rechten Seeufer der Stadt sind in den angekündigten Septembertagen erstaunlich viele gefolgt. In den Zeitungen war von täglich zwischen 200 und 600 Besuchern die Rede, die sich auf den mit Fotos vom Krawall dekorierten Vortragssaal im Soussol, das Parterre und die Dachterrasse im Centre Le Corbusier verteilten.[484] Zur Verfügung gestellt worden war das Centre Le Corbusier von Heidi Weber.[485]

Im Eingangsbereich waren einerseits rote «Mao-Bibeln», andererseits der NZZ-Artikel «Wehret den Anfängen» von Fred Luchsinger aufgelegt.[486] Der Ablauf der einzelnen Tage blieb relativ offen. Sie begannen gegen Mittag und dauerten bis in die Nacht hinein. Zur Mittags- und Abendstunde wurde Radio Beromünster eingeschaltet. Jeden Tag gab es ein Thema, das um 20 Uhr zur Diskussion gestellt wurde, am Samstag und Sonntag waren es sogar zwei solche offiziell organi-

479 Ebd.
480 Flaschberger, Sabine 2008: «Sechstagerennen» am See, S. 75.
481 Ebd., S. 80.
482 Ebd., S. 78 f.
483 Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1.
484 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 54. / Schnoz, Monika 2008: Ein Hauch von Kulturrevolution, S. 121. / Flaschberger, Sabine 2008: «Sechstagerennen» am See, S. 80 f.
485 Sozialarchiv Zürich: Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1. Der Vortrag wurde auch abgedruckt in Volksrecht: 6. 8. 1968. / Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest (Hg.) 1968: Wandzeitungen und Plakate, S. 2.
486 Flaschberger, Sabine 2008: «Sechstagerennen» am See, S. 80 f.

sierten Diskussionsrunden. «Leben wir in einer Scheindemokratie?», «Kultur oder Scheinkultur», «Erziehung zum Jasager?», «Vertreten die Gewerkschaften die Interessen der Arbeiter?», «Rückkehr zum Kalten Krieg?», «Städteplanung senkt die Mietpreise!», «Mensch und Sexualität» und «Unrecht im Rechtsstaat» waren Themen der Diskussionsabende. Diese konnten in Arbeitsgruppen weiter vertieft werden. Die Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest stellte entsprechend Personal und Hilfskräfte, samt Gruppenleiter. Dazwischen standen freie Diskussion und weitere Produktionen wie Strassentheater, Wandzeitung, Tageszeitung und Filmvorführungen auf dem Programm.[487]

Auf Samstag, den 7. September, lud zum Beispiel die FSZ die sogenannten Gastarbeiter zu einer politisch-kulturellen Begegnung ein. Umrahmt wurde diese Begegnung mit einer öffentlichen Diskussion zum Thema «Menschenrecht und Rechtsstatus des Ausländers in der Schweiz» einerseits, einer Vorführung von zwei Dokumentarfilmen über das Leben der ausländischen Arbeiter in Italien und in der Schweiz mit anschliessender Diskussion andererseits. Dazu wurde eine Ausstellung des Malers Mario Comensoli geboten. Auch für Übersetzung war gesorgt.[488] Die FSZ im Wortlaut: «Wir hoffen, dass diese Begegnung den Beginn einer gemeinsamen fruchtbaren Arbeit zur völligen Demystifikation der herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse bedeutet. […] Die Wissenschaft hängt unmittelbar von der Industrie ab. Der Student ist deshalb als Arbeitskraft und wissenschaftliches Potenzial integrierender Bestandteil des Proletariats, ohne welches die KAPITALAKKUMULATION UNMÖGLICH wäre. […] Wir streben einen Austausch von IDEEN UND ERFAHRUNGEN an, eine Begegnung, welche die PERMANENTE DISKUSSION zur gemeinsamen Hebung des BEWUSSTSEINS fruchtbar werden lässt.»[489]

Unter den vielfältigen möglichen Formen des Austauschs an «Sechs Tage Zürcher Manifest» stechen im Rückblick neben Diskussionen, Flugblättern und (zum Teil im Siebdruckverfahren selbst hergestellten) Plakaten vor allem die Idee und die Umsetzung der Wandzeitungen heraus. Bei einer Wandzeitung handelte es sich um einen grossformatigen Papierbogen, auf welchem Besucher ihre Ansichten, Forderungen und Ideen mit Filzstift zu Papier bringen konnten.[490] Eine unmittelbare, direkte und beliebte Form der Intervention. Die Teilnehmer von «Sechs Tage Zürcher Manifest» wurden auf das Angebot von Wandzeitungen aufmerksam gemacht und konnten an einem separaten Stand Filzstifte und Papierbogen beziehen und direkt drauflosschreiben.[491] Bereits nach dem zweiten Abend sollen die Wände dicht bedeckt gewesen sein.[492] Insgesamt sind in diesen sechs Tagen

487 Sozialarchiv Zürich: Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1. / Sozialarchiv Zürich: Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1.
488 Sozialarchiv Zürich: Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1.
489 Ebd.
490 Schnoz, Monika 2008: Ein Hauch von Kulturrevolution, S. 119. / Flaschberger, Sabine 2008: «Sechstagerennen» am See, S. 81.
491 Schnoz, Monika 2008: Ein Hauch von Kulturrevolution, S. 122.
492 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 54.

zurück

zwischen dem 4. und 9. September 1968 rund 300 Wandzeitungen entstanden. Sie avancierten zu einem wichtigen Medium der spontanen Agitation und der schnellen Information – mit dem charakteristischen Hauch einer kulturrevolutionären Attitüde und einer Ästhetik der Vorläufigkeit.[493] Mao Tse-tung hatte im Zuge der chinesischen Revolution die anonyme Wandzeitung als Kommunikationsweg genutzt und etabliert.[494]

Bei aller Anonymität: Die Wandzeitungen eröffnen auch als Quelle, als «Medium des Dialogs»[495] einen neuen Zugang zum zeitgenössischen Geschehen, zur «anderen Realität».[496] Sie ergänzten die breite Palette an Massenmedien um eine weitere mögliche Sicht auf die damalige Zeit und vor allem um eine Sicht auf den zeittypischen «Schlüsselwortschatz»[497] der Jugendbewegung. Denn die Wandzeitung war ein «Forum für die Meinungsäusserung».[498] Nicht nur griffen die Wandzeitungen neben Themen wie Krieg, Militär, Dienstverweigerung, Sexualität, Pille/Verhütung, Religion, Frauenstimmrecht auch aktuelle Themen aus den Diskussionen bei «Sechs Tage Zürcher Manifest» auf – die Jugendhausdebatte oder das Verhalten der Polizei zum Beispiel –, die Wandzeitungen waren auch sprachlich von ganz unterschiedlicher Ausprägung. Von Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Schweizerdeutsch und von eloquent und im Fachjargon formuliert bis zu hingekritzelter einfacher und obszöner Sprache ist alles zu finden. Mit Begriffen wie Gesellschaft, Autonomie, Repression, Freiheit, Revolution, Gewalt, Autorität, Antiautorität fielen einige der zentralen Leitbegriffe der Zeit.[499] Die Wandzeitung war zum neuen kommunikativen Raum geworden.[500]

Eine eindrückliche Übersicht zu den Wandzeitungen (und dem Ort der Diskussion) bietet die Dokumentation der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest, die nach dem Happening «Sechs Tage Zürcher Manifest» erschienen ist. Meterhohe Wände, tapeziert mit grossen und kleinen Plakaten, mit kurzen und langen Statements, zahllosen Karikaturen und Tausenden und Abertausenden von Parolen.[501]

Die Veranstaltung «Sechs Tage Zürcher Manifest» schloss symbolträchtig mit der Versteigerung eines «echten» Gummiknüppels, wie er am 29. Juni während der Unruhen zum Einsatz gekommen war.[502] Ob diese Aktion das Ende eines vollends gelungenen Happenings markierte? Die Meinungen in den Zeitungen, von denen einige wie die NZZ das Geschehen hautnah und fast mit täglichen Berichten begleiteten, waren geteilt. Grossmehrheitlich beurteilten sie die Veranstaltung zwar

493 Schnoz, Monika 2008: Ein Hauch von Kulturrevolution, S. 119. Die 300 Wandzeitungen sind im Sozialarchiv Zürich greifbar.
494 Schnoz, Monika 2008: Ein Hauch von Kulturrevolution, S. 119.
495 Ebd., S. 122.
496 Ebd.
497 Ebd., S. 123.
498 Ebd., S. 128.
499 Ebd., S. 122 f.
500 Ebd., S. 124, 128.
501 Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest (Hg.) 1968: Wandzeitungen und Plakate.
502 Flaschberger, Sabine 2008: «Sechstagerennen» am See, S. 80.

zurück

als unter dem Strich geglückt; was «Sechs Tage Zürcher Manifest» aber an Veränderung und Lösungen nun im Alltag wirklich bewirken würde, darüber waren sich linke und rechte Presse nicht einig.[503] Auch die zeitgenössischen Kommentare gingen im Urteil über das «Sechstagerennen» auseinander. So hält Historikerin Sabine Flaschberger nach Gesprächen mit Zeitzeugen fest: «Einzelne Teilnehmer des Sechstagerennens bezweifelten schon während der Veranstaltung auf Wandzeitungen den Wirkungsgrad des Happenings. Eine der Wandzeitungen – in Anlehnung an die neu erscheinende Tageszeitung ‹neue presse› als «neue wandpresse› bezeichnet – argwöhnte, dass Zürichs Stadtväter ‹am völlig ungiftigen Treiben der Zürcher Manifestler und der Autonomen› ihre Freude hätten. Die Genossenschaft Progressiver Schriftsteller witterte gar Zensur. ‹Da die Manifest-Mischelmaschine wirklich gut läuft, wurden am 6-Tage-Rennen der Manifestler Lesungen von Mit-Gliedern der GPS weggemischelt.› Noch weiter gingen radikale Flugblätter ohne explizite Autorenschaft, die in der Existenz des Staates ‹pausenloses Unrecht› und dessen Reformierung folglich als ‹sinnloses Unterfangen› sahen.»[504]

Für die Forschung scheint klar: Mit dem Austragungsort Centre Le Corbusier ging eine örtliche Verlagerung der Auseinandersetzung zwischen Jugend und Stadt einher. Die politische Diskussion um die Geschehnisse im Zentrum der Stadt wurde jetzt an einem peripheren, architektonisch aber renommierten Ort geführt und dürfte so zur Deeskalation der aufgeheizten Stimmung in der Stadtmitte beigetragen haben.[505]

Trotzdem ging die Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest mit sich selbst hart ins Gericht. Im Hotel «Pfauen» traf man sich am 11. September 1968 zur Rückschau.[506] Diese Selbstkritik war nach Wochen der Euphorie und des Engagements sogar Auslöser der ersten Krise in den Reihen der Arbeitsgemeinschaft.

Nicht erfüllt hatte sich der Wunsch nach einer neuen Gemeinschaft, wie sie sich das Organisationskomitee «Sechs Tage Zürcher Manifest» im Laufe des Sommers vorgestellt hatte. Unter dem Titel «NICHT nur ANKLAGEN und FORDERN, sondern ENTWERFEN und GESTALTEN» hatte man sich an potenzielle künftige Mitwirkende der Arbeitsgemeinschaft gewandt.[507] «Wir stellen uns vor, dass aus dem Zürcher Manifest eine Gemeinschaft von Arbeitsgruppen entstehen könnte, die für drängende Probleme neue Lösungen suchen, die Bevölkerung darüber aufklären und die Lösungen mit unkonventionellen Methoden zu verwirklichen trachten. Diese Gemeinschaft könnte Jung und Alt, Fachleute und interessierte Laien zusammenbringen. Die Gemeinschaft als Ganzes, vor allem auch die nicht ständig in Arbeitsgruppen tätigen Mitglieder, könnte den Resonanzboden für die in den Gruppen entwickelten Ideen durch Versammlungen bilden, die über

503 Ebd., S. 83.
504 Ebd., S. 81.
505 Linke, Angelika; Tanner, Jakob 2008: Zürich 1968, S. 14.
506 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 54 f.
507 Sozialarchiv Zürich: Jugendunruhen – Krawalle in Zürich – Globuskrawall 1968 und seine Folgen. Dossier 36.3 C * 1, Schachtel KS 335/41a, Mappe 6.



Abb. 23: Mit der Wandzeitung wurde im Rahmen der Veranstaltung «Sechs Tage Zürcher Manifest» eine neue Dialogform ausprobiert.

die Unterstützung und Art des Vorgehens zu beschliessen hätten. Eine solche erweiterte Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest könnte vielleicht Anstoss zur Bildung ähnlicher Gruppierungen in andern Regionen geben und müsste in der Region Zürich selbst offen bleiben für neue Mitglieder und Arbeitsgruppen.»[508]

508 Ebd.

zurück

Wie sich aber zeigen sollte, war nicht das Mitmachen, sondern das Nichtmitmachen ein Thema, welches die Arbeitsgemeinschaft in wachsendem Mass beschäftigte. Besonders ernüchternd war die Bilanz nach der Veranstaltung «Sechs Tage Zürcher Manifest». Obwohl das Happening von hohen Erwartungen getragen worden und im Grunde auch eine erfolgreiche Veranstaltung mit beachtlicher Medienpräsenz war, waren von den bekannten Erstunterzeichnern des «Zürcher Manifests» offenbar nur wenige bei der Dauerveranstaltung anwesend gewesen. Das wurde kritisiert.[509] Auch Diggelmann war wohl einer der Erstunterzeichner, die am «Sechstagerennen» gefehlt haben. Wie zahlreiche Briefe deutlich machen, weilte er zu dieser Zeit noch immer in Paris, wo er nach der überraschenden Trennung von seiner ersten Frau Nelly Gysin vorübergehend in die Wohnung von Gottlieb und Warja Honegger-Lavater gezogen war.[510]

Als Konsequenz der Unzufriedenheit innerhalb der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest nach «Sechs Tage Zürcher Manifest» wurde eine Tagung einberufen, die unter der Leitung von Schriftsteller und Publizist Hans-Rudolf Hilty über die Weiterexistenz der Arbeitsgemeinschaft diskutieren sollte.[511]

Zu dieser Tagung kam es im November 1968 denn auch.[512] Die Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest hatte zwischenzeitlich doch noch ziemliche Erfolge verbuchen können. Sowohl mit einem Besuch beim Zürcher Regierungsrat gegen Ende September 1968, wo der Wunsch nach einer wissenschaftlichen Untersuchung der Ereignisse platziert werden konnte,[513] wie auch mit der zeitgleichen Publikation der «Dokumentation I», der Dokumentation «Repression in der Demokratie» und der Dokumentation «Das tote Kind».[514] Ausserdem war am 1. Oktober 1968 zu einer öffentlichen Versammlung im grossen Börsensaal zum Thema «Repression in der Demokratie» geladen worden. An dieser Veranstaltung, die fast durch eine «Polizei-Aktion» gestört worden wäre,[515] forderte das «Zürcher Manifest» den Rücktritt des Polizeivorstandes Albert Sieber sowie die (vorläufige) Suspendierung von Polizeiinspektor Rolf Bertschi und allen Polizeifunktionären, die die «Polizeiaktionen» am 29./30. Juni 1968 in Zürich geleitet hatten.[516]

Nach einer Versammlung der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest Ende Oktober entstand fast schon der Eindruck, es bilde sich langfristig so etwas wie eine neue Partei heraus. Jedenfalls gab die Versammlung, wie man es von Parteien her kannte, Empfehlungen ab für eine bevorstehende Volksabstimmung zum Quorum von Volksinitiativen und sie diskutierte in ihren Reihen die Herausgabe

509 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 55.
510 Diggelmann, Walter Matthias an Leber, Hugo und Rita: 2. 9. 1968. / Diggelmann, Walter Matthias an Ramspeck, Jürg: 9. 9. 1968.
511 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 55.
512 Neue Zürcher Zeitung: 18. 11. 1968. / Volksrecht: 20. 11. 1968.
513 Neue Zürcher Zeitung: 23. 9. 1968.
514 Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest (Hg.) 1968: Dokumentation I. / Neue Zürcher Zeitung: 18. 11. 1968.
515 Blick: 3. 10. 1968.
516 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 55.

zurück

eines eigenen Blattes.[517] Womöglich haben aber gerade diese ersten Ansätze zu einer fixen, geordneten Struktur den Anfang vom Ende der Arbeitsgemeinschaft eingeleitet.

Zwar diskutierte man an genannter Arbeitstagung in vier Gruppen «Polizei und Armee im Rechtsstaat», «Repression in der Demokratie», «Junge Gesellschaft in der autoritären Gesellschaft» und «Alternativen in der Konkordanzdemokratie» zentrale Dossiers[518] und einigte sich auch auf ein gemeinsames Selbstverständnis – «Das ‹Zürcher Manifest› versteht sich weiterhin als Kontaktforum, dem es nach wie vor dringlich erscheint, die rechtsstaatlichen Normen unserer politischen Ordnung auszubauen und einer Entwicklung zum Polizeistaat in den Anfängen zu wehren»[519] –, trotzdem traten unter einigen Engagierten erste Zeichen von Unmut und Uneinigkeit auf. Wie sich zeigte, wurden Ziele und Nutzen des «Zürcher Manifests» inzwischen unterschiedlich beurteilt. Es kam wiederholt zum Zwist unter Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft, vor allem zwischen alten Friedensaktivisten wie Hansjörg Braunschweig und einem radikaleren Flügel der Interessengemeinschaft, was Unruhe in die Arbeitsgemeinschaft brachte. Die Rede war von gegenseitiger Entfremdung, weil die einen Aktiven das «Zürcher Manifest» laut den anderen lediglich als Werkzeug betrachteten.[520] Radikalere Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft manipulierten mit Enthaltungen nicht nur Abstimmungen und blockierten die Arbeit in der Arbeitsgemeinschaft, sondern nutzten das Manifest zunehmend als Podium, um vornehmlich für eigene Anliegen zu werben. Aufgefallen waren diesbezüglich bereits im Herbst die Anhänger der sogenannten Zürcher Schule, später Verein zur Förderung der psychologischen Menschenkenntnis. Ihre Aktivität gipfelte in einer Flugblattaktion im Februar 1969, als im Kontext des Teufelsaustreiberprozesses – siehe «Der Hexenprozess» von Diggelmann[521] – Vertreter der Arbeitsgruppe Erziehung, die Teil der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest waren, im Namen des «Zürcher Manifests» und ohne Rücksprache im Plenum Flugblätter mit fragwürdigem Inhalt verteilten.[522]

Vor diesem Hintergrund überrascht nicht, dass die Vollversammlung der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest am 16. April 1969 nicht über die vorgesehenen Traktanden diskutierte, sondern über einen Antrag auf Auflösung, den Hansjörg Braunschweig stellte. Laut Agenturmeldung wollte Braunschweig die Arbeitsgemeinschaft auflösen und für die Verwaltung und Verwendung ihres Rechtshilfefonds einen Treuhandschaftsrat bestellen, der im Notfall auch befugt gewesen wäre, eine neue Arbeitsgemeinschaft ins Leben zu rufen. Für Braunschweig hatten das «Zürcher Manifest» und die damit verbundene Arbeitsgemeinschaft ihre Funktion

517 Volksrecht: 1. 11. 1968.
518 Ebd.: 20. 11. 1968. / Neue Zürcher Zeitung: 18. 11. 1968. / Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 55.
519 Neue Zürcher Zeitung: 18. 11. 1968.
520 Zeitdienst: 29. 11. 1968.
521 Diggelmann, Walter Matthias 1969: Der Hexenprozess.
522 Flaschberger, Sabine 2008: «Sechstagerennen» am See, S. 83 f.

zurück

erfüllt und es geschafft, die «Pogromstimmung des letzten Sommers zu brechen».[523] Dies obschon die sechs Grundforderungen des Manifests seiner Ansicht nach nur zum kleinsten Teil erfüllt worden seien. Hier hätten die demokratischen Mittel, auf die sich das «Zürcher Manifest» von Beginn weg gestützt habe, versagt.[524] Das «Zürcher Manifest» habe im Weiteren «viele Kinder, eheliche und uneheliche gezeugt, indem ‹progressive Schriftsteller›, ‹progressive Mittelschüler› usw. aus ihm hervorgegangen seien, die aber heute erwachsen und selbständig seien und vom Manifest nichts mehr wissen wollten».[525] Einige der Vollversammlungsteilnehmer teilten die Meinung Braunschweigs, andere, die mit einem weiteren «heissen Sommer» rechneten, teilten sie nicht und wollten das Manifest als permanent vorhandene «stille Drohung»[526] am Leben erhalten. Der Entscheid wurde zwecks besserer Vorbereitung schliesslich auf die nächste Vollversammlung vertagt.[527]

Als Mario Cortesi in einem Artikel im «ZW-Sonntags-Journal» Anfang Mai von der «Selbstauflösung der Neuen Linken»[528] sprach und kurzerhand das Ende des «Zürcher Manifests» verkündete, welches allenfalls noch der nachträglichen Kritik als gescheitertes Experiment modellartig dienen werde, da schien ein Ende absehbar.[529] «Die grosse Koalition einer Stunde der Not splittert sich auf: doch nicht etwa in zwei Teile – in Apo-Jugend und Linksliberale. Das ‹Manifest› zerfällt in einzelne Apo-Funktionen, die – in sich nicht eben antiautoritär strukturiert – um Einfluss ringen. Die Ersatzgegner von ‹rechts› ziehen sich zurück. So bleibt nun ein Catch-as-catch-can um Richtungen und Aktionen, das sich in endlosen Diskussionen manifestiert […].»[530] Im Juni fragte der «Tages-Anzeiger», ob das «Zürcher Manifest» die Krise überwinden würde, und stellte fest, dass dies nur gelingen könne, wenn kluge Selbstkritik und Neuorientierung erfolgten. Das Manifest müsse entscheiden, ob es neutrales Diskussionsforum, Vermittlungsinstanz zwischen der jungen Linken und dem «Establishment» oder ob es Bestandteil der ausserparlamentarischen Opposition sein wolle.[531]

Ein scheinbar letztes Mal wurde die Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest im Sommer 1969 aktiv, brachte ein Flugblatt heraus unter dem Titel «Ein Jahr danach: Drohungen statt Dialoge» und gab den Anstoss zu einer externen Untersuchungskommission, die sich mit den Ideen und Voraussetzungen für ein Jugendhaus auseinandersetzen und zusammen mit den Jugendlichen ein Konzept erarbeiten sollte. Noch einmal ein Jahr später, im Oktober 1970, wurde im Lindenhofbunker ein autonomes Jugendzentrum eröffnet.[532]

523 Tages-Anzeiger: 18. 4. 1969. Dort paraphrasiert nach Aussage von Hansjörg Braunschweig.
524 Tages-Anzeiger: 18. 4. 1969.
525 Ebd. Dort zitiert nach Hansjörg Braunschweig.
526 Ebd. Dort zitiert nach Votant.
527 Tages-Anzeiger: 18. 4. 1969.
528 ZW-Sonntags-Journal: 3./4. 5. 1969.
529 Ebd.
530 Ebd.
531 Tages-Anzeiger: 13. 6. 1969.
532 Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968, S. 56.

zurück

Das «Zürcher Manifest» war eines von mehreren Manifesten, die Diggelmann als öffentlich bekannter Schriftsteller und Intellektueller unterschrieben hat. Dass er ab und zu aber weiter ging und sich beispielsweise im Rahmen einer Arbeitsgemeinschaft für eine Sache engagierte, unterschied ihn von den meisten anderen Intellektuellen seiner Zeit. Neben seinem Engagement für die Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest sei hier insbesondere auch auf seine Beteiligung an der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest hingewiesen.

Diggelmann gehörte auch im Fall des «Demokratischen Manifests» zu den Erstunterzeichnern.[533] Heute ist die Geschichte der Arbeitsgruppe Demokratisches Manifest kaum mehr getrennt zu betrachten von der Geschichte zum «Fall Cincera». Das DM, wie die Arbeitsgruppe Demokratisches Manifest auch genannt wurde, war aber bereits, Monate bevor der «politische Skandal»[534] um Ernst Cincera seinen Lauf nahm, aktiv.

Das Ziel des Anfang 1976 von Vertretern zahlreicher Organisationen, Parteien und Gewerkschaften in Zürich gegründeten Personenkomitees war der langfristige und breit abgestützte Ausbau und die Verteidigung der demokratischen Rechte. Über 70 Prominente hatten dem Manifest als Erstunterzeichner zu einem grossen Medienecho verholfen. Dadurch wurden die Ziele des Manifests einer breiten Öffentlichkeit bekannt. Im Anschluss daran folgte die Konstituierung der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest als Verein.[535] Sein Ziel lautet nach Statuten: «Die Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest bezweckt die Erhaltung, den Ausbau und die Förderung der demokratischen Rechte und Freiheiten auf der Grundlage der Erklärung der Menschenrechte, der Europäischen Menschenrechtskonvention, der Sozialcharta und der Schweizer Bundesverfassung.»[536] Im November 1976 zählte die Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest bereits 1100 Mitglieder[537] und ein halbes Jahr später, nach dem Bekanntwerden der Machenschaften von Ernst Cincera, sollen es bereits 3100 Mitglieder gewesen sein.[538] Ab November gab die Arbeitsgemeinschaft etwa viermal im Jahr eine «Mitgliederinformation der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest»[539] heraus.

Die Arbeitsgemeinschaft hatte sich zum Ziel gesetzt, dem Abbau der demokratischen Rechte, dem zunehmenden Druck und dem damit verbundenen Klima der Unsicherheit entgegenzuwirken.[540] Beispiele aus der frühen Aktivität sind die Gründung eines Anti-Zensur-Fonds und eine Presseerklärung gegen die Verhinderung eines Theaterstücks von Niklaus Meienberg am Theater am Neumarkt. Mit dem Anti-Zensur-Fonds sollten Kulturschaffende, die in der Ausübung ihrer Tätigkeit durch den Entzug öffentlicher Gelder aus politischen Gründen behin-

533 Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest (Hg.) 1976³: Dossier Cincera, S. 192.
534 Ebd., S. 5.
535 Mitgliederinformation der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest: 2. 1977.
536 Di Ander Zitig: 25. 5. 1976.
537 Mitgliederinformation der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest: 11. 1976.
538 Ebd.: 2. 1977.
539 Ebd.: 11. 1976.
540 Di Ander Zitig: 25. 5. 1976.

dert wurden, finanziell unterstützt werden.[541] Als die Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest an der Vollversammlung vom 8. September 1976 eine Arbeitsgruppe «Medien» ins Leben rief, war der Auslöser der «Fall Meienberg».[542] Niklaus Meienberg wollte mit seinem unter dem Arbeitstitel «Demokratie und Landesverrat» laufenden Stück die Auseinandersetzungen zwischen Henri Guisan und Korpskommandant Wille beleuchten und das Verhalten der Schweiz zu Deutschland zur Zeit des Zweiten Weltkriegs thematisieren. Der Auftrag, ein Theaterstück zu schreiben, wurde Meienberg allerdings nach Bekanntwerden des Themas vom Verwaltungsrat des Theaters am Neumarkt wieder entzogen.[543] Dazu hielt die Arbeitsgemeinschaft fest: «Das Demokratische Manifest fühlt sich verpflichtet, seinen Protest auszusprechen zu diesem eindeutigen Versuch, einen Autor und Journalisten zu hindern, von der Meinungs- und Pressefreiheit Gebrauch zu machen.»[544]

Zum Zeitpunkt dieser Pressemitteilung war noch nicht zu erahnen, dass die Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest selbst ab November 1976 untrennbar verbunden sein würde mit dem, was als «Affäre Cincera» in die Geschichte einging. Wie dem von der Arbeitsgemeinschaft herausgegebenen «Dossier Cincera»[545] zu entnehmen ist, erfuhr der Ausschuss der Arbeitsgemeinschaft nämlich am 12. November 1976, dass der Kassier ihres Vereins, Andreas Kühnis, als Spitzel für Ernst Cincera im Einsatz gestanden hatte. Oberstleutnant Cincera war damals als ehemaliger Zürcher Kantonsrat und Werber auf dem Platz Zürich ein bekannter Mann mit grossem Netzwerk.

Einen Tag nachdem Kühnis am 19. November 1976 an der Ausschusssitzung der Arbeitsgemeinschaft zur Rede gestellt worden war, die Spitzeltätigkeit zugegeben und geschildert hatte, wie er zum Agenten von Ernst Cincera wurde, half er den Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft in den frühen Morgenstunden, Aktenmaterial aus dem Cincera-Archiv sicherzustellen.[546] Am 23. November 1976 konnte die Arbeitsgemeinschaft der Presse – «Unsere Waffe ist die Oeffentlichkeit.»[547] – erste Dokumente vorlegen, «welche die Spitzel- und Denunziantentätigkeit von Cincera beweisen».[548]

Dass damit nur die Spitze des Eisberges ans Licht kam, wurde den Mitgliedern des DM nach der Sichtung des Materials bald klar. Die von Kühnis übergebene Kartei war nicht auf dem neuesten Stand. Trotzdem, so die Arbeitsgemeinschaft, umfasse die sichergestellte Kartei bereits 3500 Personen.[549] «Erfasst worden sind nicht nur ‹Linksextreme›, sondern – das macht den Hauptteil der Kartei aus – Gewerkschafter, Sozialdemokraten, fortschrittliche Christen, Künstler, Journa-

541 Mitgliederinformation der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest: 11. 1976.
542 Ebd.
543 Ebd.
544 Ebd.
545 Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest (Hg.) 1976³: Dossier Cincera, S. 8.
546 Ebd.
547 Ebd., S. 6.
548 Ebd., S. 8.
549 Ebd., S. 76.

zurück

listen etc. Erfasst wurden wenn möglich Name, Wohnort, Telefon, Bürgerort, AHV-Nummer, Beruf, Ausbildung, militärische Einteilung, Parteizugehörigkeit, Aemter, Publikationen, Teilnahme an Aktionen, Verwandtschaft und Kontakte sowie die Quellen, aus denen mögliche Erkenntnisse fliessen.»[550]

Insgesamt schätzten die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft rund 10000 registrierte Personen.[551] Es sollten innerhalb eines Jahres drei Publikationen des DM zur «Affäre Cincera» folgen.[552] Die Zeitungen sprachen von einem «Watergate in Zürich»,[553] im Volkshaus Zürich protestierten am 27. November 1976 rund 2000 Personen «gegen Cinceras Denunziokratie».[554]

Als Reaktion auf die Veröffentlichung des «Dossiers Cincera» kam es jedoch nicht nur zu empörten Stimmen zu den Tätigkeiten Ernst Cinceras. Einige, nach Ansicht der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest «organisierte Leserbriefe»[555] und vor allem die von Rudolf Farner geführte Aktion Freiheit und Verantwortung setzten sich für Cincera ein und verurteilten die Aktivitäten der Arbeitsgemeinschaft. Das DM verschiebe nicht nur die politische Auseinandersetzung auf die kriminelle Ebene,[556] sondern schrecke auch nicht davor zurück, Hausfriedensbruch zu begehen und Dokumente und Material aus einem persönlichen Archiv in einer «Dokumentbeschaffungsinitiative in Wildwestmanier»[557] zu entwenden.

«Wann bricht das ‹Demokratische Manifest› bei Ihnen ein?»,[558] so lautete die Frage in einem Inserat der Aktion Freiheit und Verantwortung, «deshalb brauchen wir Männer vom Format Cincera»[559] eine Bemerkung in einem Inserat der «Informationsgruppe Schweiz». Beides Feststellungen, die Adolf Muschg dazu bewogen, sich einige Gedanken zu Ernst Cincera und dem durch ihn neuerdings verbreiteten «Stoff» zu machen. «Er dient dem kollektiven Kleinbürger zur Narkotisierung der Zweifel, die ihn nach dem ersten Cincera-Schreck beschlichen haben mögen, und zur Wiederherstellung seiner gerechten Entrüstung; Entrüstung nicht etwa über das Zweifelhafte selbst, sondern über die, die den Zweifel anmeldeten und ihn – mit Hilfe von Cinceras eigenem Archiv – dokumentierten. […] Cincera, durch subversive Einbrecher bis auf weiteres am Retten der Demokratie gehindert, bekommt dafür eine Märtyrer-Krone aufgesetzt. […] Es gehört zum wahren politischen Elend unseres Landes, dass man Gruppen wie das DM in Isolation und Unberatenheit operieren lässt, statt ihre Anstösse – die für die Demokratie

550 Ebd.
551 Ebd., S. 77.
552 Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest (Hg.) 1976³: Dossier Cincera. / Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest (Hg.) 1977: Dossier DM-Prozess. / Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest (Hg.) 1977: Cincera alias Cäsar.
553 Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest (Hg.) 1976³: Dossier Cincera, S. 4.
554 Ebd., S. 9.
555 Ebd., S. 190.
556 Ebd.
557 Neue Zürcher Zeitung: 7. 12. 1976.
558 Leserzeitung: 14. 12. 1976.
559 Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest (Hg.) 1976³: Dossier Cincera, S. 196.

lebenswichtig sind – aufzunehmen und zur gemeinsamen Sache zu machen, bevor sie eine Sache der Selbsthilfe werden müssen. […] Man mag die ‹Manifest›-Leute anklagen, aber bitte erst, nachdem man ihre eigene Klage wahr- und ernstgenommen hat. Es ist eine Klage auf Unterlassung; auf unterlassene Mithilfe seitens dieses Staates im Kampf um seine eigene Demokratie.»[560]

Während Adolf Muschg in seiner Kolumne in der «Leserzeitung» bei allem Unrecht des Hausfriedensbruchs in den Handlungen der Arbeitsgemeinschaft einen erbitterten Kampf um die Rettung der Demokratie ausmachte, stellte die NZZ wenige Tage später fest, dass sich die Erstunterzeichner, die seinerzeit das wenig konzise und eher harmlose Manifest unterschrieben hätten, sich in Anbetracht der aktuellsten Entwicklungen doch ernsthaft fragen müssten, ob im Namen jenes Papieres wirklich noch die demokratischen und freiheitlichen Absichten verfolgt würden, die einst angekündigt wurden.[561]

Darauf reagierte Diggelmann als einer der Erstunterzeichner lakonisch mit der Gegenfrage, wie es denn eigentlich sein könne, dass die Schweizer Armee, die ja angeblich die freiheitliche Demokratie verteidigen wolle, Leute wie den nazifreundlichen Obersten Däniker, den Spion Brigadier Jeanmaire und den Oberstleutnant Ernst Cincera hervorbringe.[562] Als Erstunterzeichner hatte sich Diggelmann in der ersten Publikation der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest ausführlich zur «Affäre Cincera» geäussert. In einem Beitrag im «Dossier Cincera» platzierte er deutliche Vorwürfe. Bedenklich sei nicht nur, dass in der Schweiz ein «Fall Cincera» möglich sei, noch bedenklicher sei, dass die bürgerlichen Parteien und ihre Medien nun behaupteten, dass es den Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest gelungen sei, aus dem «Fall DM» einen «Fall Cincera» zu konstruieren.[563] «Zu denken ist, wer in diesem Fall auf die Angeklagtenbank gehört. Das EMD samt Bundespräsident Gnägi und seinen Pressereferenten Mörgeli und Kurz, die Unternehmer, die seit Jahren nicht imstande sind, unsere Volkswirtschaft im Gleichgewicht zu halten, sich dafür kleinkarierte Werbeleute als Steigbügelhalter halten? Die Frage sei erlaubt: ist Cincera, dieses kleingewachsene Grossmaul, der sich noch heute die Fingernägel zerkaut, ein geistiger Bettnässer, ist Cincera der Schuldige? Gehört er angeklagt? […] Ist es nicht endlich an der Zeit, dass dieser Augias-Stall unserer Unternehmer- und Oligarchie-Demokratie ausgemistet wird? Schläft der rechtslastige Bundesanwalt Gerber? Und ist Bundespräsident Gnägi wieder einmal in den Ferien? Ich bin Bürger dieses Landes. Ich erwarte von der von mir mitgewählten Regierung einen Rechenschaftsbericht. In sozialistischen Ländern müssen Leute, die Entscheidungen fällen, Rechenschaft ablegen und wenn nötig über die Klinge springen. Demokratie heisst Volksherr-

560 Leserzeitung: 14. 12. 1976.
561 Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest (Hg.) 1976³: Dossier Cincera, S. 190 f. / Neue Zürcher Zeitung: 18./19. 12. 1976.
562 Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest (Hg.) 1976³: Dossier Cincera, S. 192.
563 Ebd., S. 180. / Bundesarchiv: E 4320 C 1995/392, Bd. 244.

schaft, aber wir leben in einer Unternehmer-Herrschaft. Arbeiter, erwache endlich!»[564]

Auch wenn Diggelmann kaum ihn gemeint hat, aktiv wurde in der Folge ein Mitarbeiter des Staatsschutzes. In einem Brief an Bundespräsident Kurt Furgler fragte er, ob auf Diggelmanns Text in irgendeiner Form reagiert werden müsse. Die Vorwürfe, die Diggelmann erhebe, so der Staatsschutz, gingen sehr weit. Der Tatbestand der Verleumdung sei objektiv und subjektiv erfüllt. Gegen ein strafrechtliches Vorgehen gegen Diggelmann spreche, dass damit unnötiges Aufsehen erregt werde und dass einem Mann Aufmerksamkeit gewährt werde, die er gar nicht verdiene. Für die Durchführung des Strafverfahrens spreche im Gegensatz dazu allerdings, dass von der Gegenseite jeder Verzicht auf eine Reaktion als stille Zustimmung bewertet werde. Auch laufe ein Magistrat, der sich solche Unflätigkeiten gefallen lasse, Gefahr, als unsicher, wenn nicht sogar als schwach beurteilt zu werden.[565] Ob Bundespräsident Kurt Furgler auf diesen Brief des Staatsschutzes in irgendeiner Form reagiert hat, ist nicht bekannt.

564 Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest (Hg.) 1976³: Dossier Cincera, S. 180. / Bundesarchiv: E 4320 C 1995/392, Bd. 244.

565 Bundesarchiv: E 4320 C 1995/392, Bd. 244.

zurück

3.4 Der nonkonforme Nonkonformist

> «Was den Kommunismus betrifft, den ich ‹herbeiseeehne›, habe ich immer und überall erklärt, dass es meines Erachtens (ich bin eine Mischung aus Christ und Marxist) noch keinen wirklichen kommunistischen Staat auf der Welt gebe. Und was meine Haltung meinem Vaterland gegenüber betrifft: Ich meine, unsere Schweiz sei es eben wert, dass wir gewisse Institutionen und Vorgänge sehr kritisieren. Mein Vaterland kritisieren heisst, zehntausend ‹gute Fäden› erkannt oder gefunden zu haben.»[1]

Wer einen Intellektuellen nicht nur über seine Haltung, sondern auch über seine spezifische Intervention beziehungsweise sein Engagement definiert, wird, anders als Sartre, für den es keinen Intellektuellen gab, der nicht links ist,[2] zum Schluss kommen, dass es Intellektuelle jeder Couleur geben kann.[3] Daher macht es durchaus Sinn, im Rahmen dieser Dissertation der Frage nachzugehen, inwiefern Walter Matthias Diggelmann dem Muster eines Linksintellektuellen in den 1960er- und 1970er-Jahren in der Schweiz entsprach. Gab es überhaupt *den* Linksintellektuellen?

Wer genau hinschaut, muss zumindest für die Schweiz mit einem klaren Nein antworten. Es gab *den* Linksintellektuellen genauso wenig wie es *den* Rechtsintellektuellen oder *den* Nonkonformisten gab. Diese Begriffe helfen nur bedingt, sich der Haltung Diggelmanns oder irgendeines anderen Intellektuellen jener Zeit zu nähern. Hier wird für ein Verständnis des Intellektuellen geworben, das sich löst von einer eher statischen hin zu einer dynamischen Einschätzung des Intellektuellen. Der gleiche Mensch kann, muss aber nicht in jeder Phase des Lebens immer dem gleichen Typ entsprechen. Und so wäre der Diggelmann, der 1953 in die Zürcher FDP eintritt, aus Sicht der Intellektuellenforschung sicher anders einzuordnen als der, der sich zwischen 1964 und 1968 im Kreis der Nonkonformisten bewegte, und dieser Diggelmann wiederum wäre anders einzuschätzen als jener, der 1976 eine «Erkundungsfahrt» durch die DDR unternahm, und dieser wieder wäre nochmals anders zu beurteilen als jener Diggelmann, der 1978 für die POCH in den Zürcher Gemeinderat gewählt wird.

Wer von den Debatten Diggelmanns in den 1960er- und 1970er-Jahren ausgeht, erkennt nicht nur, wie schnell bereits unter Zeitgenossen auf stereotype Zuordnungsmuster zurückgegriffen wurde und Kategorisierungen erfolgten, es wird zugleich sichtbar, dass sich viele der damals etablierten Schablonen und Fremd- und Selbstzuschreibungen (fast ungeprüft) ins «Begriffsarsenal» der heutigen Geschichtsschreibung zur Schweiz eingeschlichen haben. Etwas voreilig werden manchmal damals verwendete Begriffe benutzt, um heute zusammenfassend

1 Diggelmann, Walter Matthias an Leser: 24. 4. 1972.
2 Sartre, Jean-Paul 1968: Der Intellektuelle und die Revolution, S. 157.
3 Siehe dazu Kapitel 4.1.1 und 4.2.4.

zurück

Gruppen zu bezeichnen und sogar auf soziale Bewegungen zu schliessen. Dieser Schwierigkeit konnte auch die vorliegende Dissertation nicht immer aus dem Weg gehen.

Es bleibt die Frage, ob sich bei Diggelmann mit Blick auf seine Ideologie und seine Bilder der Welt so etwas wie ein roter Faden herausarbeiten lässt. Dieses Kapitel wagt den Versuch einer Antwort. Die folgenden fünf Unterkapitel machen aber zugleich klar, dass Diggelmann in Bezug auf sein ideologisches Grundgerüst im Rückblick keineswegs so schnell einzuordnen ist, wie es zeitgenössisch zum Teil geschah. Nicht nur blieb Diggelmann zeit seines Lebens permanent widersprüchlich – der Widerspruch gehörte schon fast zur provokativen intellektuellen Attitüde –, es kam hinzu, dass er selbst die politischen Begriffe unsorgfältig, effekthascherisch und reisserisch nutzte.

Es wäre falsch, Diggelmann als Marxisten, als Kommunisten, als Sozialisten oder gar als Stalinisten einzuordnen. Er war ein bisschen von allem und dann aber auch wieder gar nichts von allem. Es ging ihm um den Menschen, wie er immer betonte. Aber was bitte heisst das?

Kommt hinzu, dass sich Diggelmann auch ins Feld der Politik gewagt hat – wenn auch nur für eine kurze Zeit. Das Experiment blieb ein Experiment, aber was sagt es bezüglich seiner politischen Einstellung aus? Dass ausgerechnet NZZ-Literaturkritiker Werner Weber Diggelmanns Abdankungsrede hielt, macht die Einschätzung Diggelmanns nicht weniger komplex. Einzelne Zeitgenossen verstanden damals im Dezember 1979 an der Beerdigung die Welt nicht mehr, dass ein «NZZ»-Mann ans Rednerpult trat, aus der Perspektive Diggelmanns war der Schritt aber nur konsequent. Der genaue Blick, die dichte Beschreibung, bringt hier Grautöne in eine Welt, die auf den ersten Blick schwarz-weiss scheint, und hilft hoffentlich, Diggelmann und seine Zeit besser zu begreifen.

3.4.1 Die Rede von «Faschismus» und den «Linken» und «Rechten»

Für die bürgerlich-konservative Mehrheit stand spätestens nach der «Zertrümmerer»-Debatte und nach der Veröffentlichung der «Hinterlassenschaft» fest: Walter Matthias Diggelmann ist ein «Nestbeschmutzer». Ein Linker. Ein Nörgler. Einer, der immer nur das Negative sehen will. Destruktiv. Diggelmann scheint das nur bedingt gestört zu haben. Es sah es als Herausforderung: Wollt ihr in mir den Destruktiven sehen, dann könnt ihr ihn haben, so das Credo. Klara Obermüller hat einmal betont, dass in Bezug auf Diggelmann an die Bildnisproblematik im Werk von Max Frisch zu erinnern wäre. Ähnlich wie dessen Andrin in «Andorra» habe auch Diggelmann damals ein Bild verinnerlicht, das sich die andern von ihm machten, und er sei, wenn man so wolle, ein Linker geworden, weil die Welt einen Linken in ihm habe sehen wollen. Er habe sich hinfort selbst als ein Linker zu erkennen gegeben. Und weil Diggelmann alles Halbe verabscheut habe, so habe er sich auch hier voll und ganz eingebracht und sei seiner Überzeugung als Linker treu ge-

zurück

blieben bis zuletzt.[4] Mit pointiert-einfach gehaltenen, meist aber zugespitzten und leicht zynischen Stellungnahmen hat er seine «Gegner» regelmässig zur Weissglut getrieben. Auch weil er ohne Skrupel und Zurückhaltung selbst «imagologische Bastelei»[5] betrieb, Episoden der jüngsten Schweizer Geschichte neu erzählte und so «sein» Bild der Schweiz formte. Mit dem Detail nahm es Diggelmann auf dem Weg dahin nicht immer ganz so genau, er hatte sich seine eigene Begriffskiste für den rhetorischen Kampf zurechtgeschustert.

«Ich sagte ja schon, dass auch wir, streng genommen, nur eine politische Partei haben, nämlich die Bürgerliche Einheitspartei. Ich würde gerne auch von der überhaupt nicht ins Gewicht fallenden Kommunistischen Partei der Arbeit sprechen, aber das tut man bei uns nicht. Natürlich haben wir ausserhalb der Parteien einige Nonkonformisten und Linksintellektuelle. Sofern sich diese mit der Hervorbringung von Literatur befassen, nennen wir sie ‹Literarische Gartenzwerge› in Analogie zu den bundesdeutschen ‹Pinschern›. Die ganz Radikalen unter diesen Oppositionellen bezeichnen wir als Kommunisten, was einer, möchte ich sagen, ‹humanen Diffamierung› gleichkommt. Gottseidank hat bei uns die starke Ballung des Grosskapitals auch dazu geführt, dass sich das Gros der Meinungspresse im Besitz der Bürgerlichen befindet. Und sollte bei uns einem Nonkonformisten einfallen, eine eigene Zeitung zu gründen, hätten wir Mittel genug, ihn daran zu hindern. […] Denn Gottseidank weiss bei uns fast niemand (ich rede vom Volk), was Sozialismus, Kommunismus, Marxismus, etc. eigentlich ist. Wir haben frühzeitig angefangen, den Kommunismus als des Teufels anzuprangern, und diese Kommunistenangst bekommen unsere Kinder gleichsam mit der Muttermilch eingeflösst.»[6]

Wer aus diesem Text von 1966 direkt schliesst, Diggelmann sei Sozialist, Kommunist oder Marxist gewesen, der macht es sich womöglich zu einfach. Sicher, er hatte grosse Sympathien für diese Denksysteme, blieb in seinen Statements dazu aber ein ganzes öffentliches Leben lang widersprüchlich. Mehrfach hat er betont, dass ein Sozialismus, wie er ihm vorschwebe, noch nicht in die Praxis umgesetzt worden sei. Und solange dies nicht der Fall war, fand er die Schweiz, bei aller Kritik, als Heimat gar nicht die schlechteste aller Varianten. «Es gibt Schriftsteller, die am linken Ufer des Flusses zur Welt gekommen sind, für die ‹links sein› vorgegeben ist. Es gibt aber auch welche, die am rechten Ufer zur Welt gekommen sind und nun mit den besten geodätischen Instrumenten das linke Ufer beobachten und in einer Form darüber berichten, als wären sie ‹Linksgeborene›. Darüber muss man Bescheid wissen, wenn man wissen will, wovon ein Schreiber, ein Schriftsteller lebt. Ein ‹Linksgeborener› wird seine Herkunft nicht verleugnen können, während ein Rechtsgeborener die Attitüde eines ‹Linksgeborenen› annehmen kann (er muss nicht) und damit Geschäfte macht. Sofern man eben ‹links trägt›. Ist ein ‹Linksge-

4 Obermüller, Klara 1992: Der Wahrheit auf die Spur kommen, S. 292.
5 Marchal, Guy; Mattioli, Aram 1992: Nationale Identität – allzu Bekanntes in neuem Licht, S. 12, 14. Dort zitiert nach Levi-Strauss, Claude 1991: Das wilde Denken, S. 29–48.
6 Schweizerzisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-2-08.

borener› von vorneherein zum ‹wirtschaftlichen Tod› verurteilt? Nicht unbedingt. Zumindest nicht in der Schweiz. Ich finde die schweizerische Gesellschaftsstruktur alles andere als ideal. Aber die Voraussetzungen, die politischen Bedingungen, halte ich für so bedeutend, dass es sich lohnt, in der Schweiz zu verbleiben und die Schweiz zu kritisieren.»[7]

Ob Diggelmann sich selbst meinte, wenn er von «Linksgeborenem» sprach? Die Antwort auf die Frage blieb er an dieser Stelle schuldig. Äusserungen an anderen Stellen lassen aber wenig Zweifel daran, dass er sich tatsächlich für einen «Linksgeborenen» hielt.[8] In «DDR – Tagebuch einer Erkundungsfahrt» wandte er sich mit folgender Aussage an seine Reisegefährtin Klara Obermüller: «Ist der Sozialismus, der Marxismus, realisierbar, praktikabel? Wir streiten uns die halbe Nacht. Du hast nichts begriffen, sage ich K., weil sie anfängt, die Gesellschaftsordnung der DDR zu bewundern. Du weisst nicht, wovon du redest, sage ich. Und ich weiss, dass ich eifersüchtig bin wie ein Kind. Als ob das sozialistische Gedankengut mein politisches Spielzeug wäre. Ich sage, ich habe gelitten. Du weisst nicht, wie es damals war. In Dresden. Und später in den Gefängnissen. Du Bürgerstochter! Du hast kein Recht, dieses Land zu bewundern. Du bist ein Produkt der anderen Klasse. Und, kaum habe ich dies ausgesprochen, schäme ich mich. Bin ich ein besserer Mensch, nur weil ich Dresden und die Gefängnisse von Ansbach und Crailsheim erfahren habe? Ich habe eine miserable Jugend gehabt. Aber darf deshalb nur ich Sozialist sein? Du bist bis zu deinem Tod dazu verurteilt, das Töchterchen aus bürgerlichem Haus zu sein.»[9]

Diggelmann hat sich mehrfach auch in seinen Kolumnen mit den Begriffen «Linke» und «Rechte» auseinandergesetzt,[10] obschon er selbst die Bezeichnungen einmal als untauglich gewordene Schlagworte bezeichnete.[11]

Mit der Sitzordnung der französischen Nationalversammlung von 1789 verfestigte sich die Vorstellung von politisch «links» und «rechts». Aus Sicht des Ratspräsidenten sassen in der französischen Deputiertenkammer links die «Bewegungsparteien», die Veränderung wollten, rechts die «Ordnungsparteien», die bewahren wollten. Dieses Bild vor Augen, hielt Diggelmann 1970 in einer «Züri Leu»-Kolumne allgemein fest, der Begriff rechts sei schon immer mit gerecht und richtig in Verbindung gebracht worden, mit Recht und Gesetz, rechtschaffen, richten, rechnen und senkrecht, während links jeweils mit linkisch, krumm, heimlich, ja sogar verlogen assoziiert werde. Immerhin, zur Linken hätten in der Menschheitsgeschichte auch Lust, Gefühl, Liebe und Intimität gehört. Die Rechte führe das Schwert, die Linke greife nach dem Brot. Die rechte Hand sei die Schwurhand,

7 National-Zeitung: 27. 2. 1972.
8 «Ich verstehe mich als «Linker»» – das hat Diggelmann zum Beispiel gesagt in Konzept: 1. 1973.
9 Diggelmann, Walter Matthias; Obermüller, Klara 1977: DDR – Tagebuch, S. 42.
10 Züri-Leu: 19. 2. 1970. / Neutralität: 11. 1971. / Du & Ich: 9. 1972.
11 Tages-Anzeiger-Magazin: 18. 3. 1972.

die linke die freundliche oder tröstende Hand.[12] «Rechts also Gesetz und Ordnung, links Freundschaft und Friede, rechts Dogma und Strenge, links Freude und Lebensgenuss, rechts Herrschaft, links Freiheit, rechts die Logik und die Berechnung, links das Irrationale, das Geheimnis und das Gefühl. […] Wenn die Rechte zu hartnäckig auf dem Recht pocht, der Rechte zu heftig herrscht und seinen Standfuss zu stark missbraucht, wird eben der Linke kommen, um das natürliche Gegengewicht wieder herzustellen. Dass im Laufe der Entwicklung dann der Linke allmählich zum Rechten wird, überrascht nicht. Und es muss auch nicht ängstigen. Denn es kommt wieder ein Linker, um das natürliche Gleichgewicht herzustellen.»[13]

Auch wenn Diggelmann in Anflügen von Ironie auf die Frage, was ein rechter Schweizer sei, antwortete, der rechte Schweizer sei für ihn bisher doch eher ein linker Schweizer gewesen,[14] oder auf die Frage, wie rechts ein Rechtsstaat sei, antwortete, im Rechtsstaat stehe das Recht immer rechts,[15] blieb das Thema für ihn ein ernstes. Bedenkenswert ist vor diesem Hintergrund, dass bei der Diskussion um «links» und «rechts» bei Diggelmann ein anderes Wort, nämlich «Faschismus», immer schnell, ja allzu schnell zur Hand war. Und er stand damit keineswegs allein. Damir Skenderovic und Christina Späti haben für die späten 1960er-Jahre herausgearbeitet, dass in der Gesellschaftsanalyse der 68er-Bewegung die Kapitalismuskritik eng mit der Auffassung verbunden gewesen sei, dass die «spätkapitalistische Gesellschaft» faschistische oder zumindest faschistoide Züge trage.[16] «Der Faschismusbegriff der 68er-Bewegung ist sehr breit gefasst und als Vorwurf schnell zur Hand. Darüber hinaus ist er auch mit dem Thema der internationalen Solidarität verbunden, denn die Bewegung demonstriert häufig gegen damalige autoritäre Regimes wie etwa Griechenland, Spanien oder Portugal und solidarisiert sich mit deren Bevölkerung, insbesondere mit jenen, die als Arbeitende in der Schweiz weilen. Doch der Faschismusvorwurf bezieht sich nicht nur auf ausländische Regime. Bisweilen werden auch in der schweizerischen Gesellschaft faschistoide Tendenzen ausgemacht und staatliche Institutionen wie Polizei, Armee oder Justiz mit den Instrumentarien des NS-Terrors, etwa der SS, gleichgesetzt. […] Analog zu den Generalisierungen, die beim Gebrauch der Begriffe Faschismus und Nationalsozialismus zu finden sind, kommt es auch in Bezug auf deren Opfer zu Verallgemeinerungen. In dem Masse, wie staatliche Einrichtungen mit nationalsozialistischen Institutionen gleichgesetzt werden, werden Opfer staatlicher Repression öfter als ‹Juden› in der heutigen Gesellschaft apostrophiert. […] Insbesondere die Armee sehen viele Vertreter der 68er-Bewegung als faschistische Institution, als ‹Gerichtsvollzieher des unsichtbaren und täglichen Kleinfaschismus› […].»[17]

12 Züri-Leu: 19. 2. 1970. / Neutralität: 11. 1971. / Du & Ich: 9. 1972.
13 Züri-Leu: 19. 2. 1970. / Neutralität: 11. 1971. / Du & Ich: 9. 1972.
14 Neutralität: 3. 1972.
15 Konzept: 6. 1975.
16 Skenderovic, Damir; Späti, Christina 2012: Die 1968er Jahre in der Schweiz, S. 107.
17 Ebd., S. 107 f.

zurück

Dass die Übernahme von inhaltlich bereits «besetzten» Begriffen zur Beschreibung eines Phänomens in der schweizerischen Gesellschaft nicht auf das Wort «Faschismus» beschränkt blieb, kam bereits im Kapitel zur «Hinterlassenschaft» zum Ausdruck. Dort wurde der Ausdruck «Pogrom» ohne Vorbehalt, vielleicht sogar gezielt, genutzt, um die Ausschreitungen im Rahmen des «Krawalls von Thalwil» zu umschreiben.[18] Die Begriffe «Pogrom» respektive «pogromartig» wurden auch sonst gern benutzt, um Prozesse oder Ereignisse der damaligen Zeit zu beschreiben.[19]

Obwohl es nur wenige Begriffe, um nicht zu sagen Phänomene gab, mit denen sich Diggelmann im Laufe seines öffentlich-politischen Wirkens so explizit auseinandergesetzt hat, wie der Faschismus, erlangte seine Beschäftigung mit dem Themenkomplex dennoch nie wissenschaftlichen Charakter. Dafür lag ihm der Begriff zu locker auf der Zunge – und das, obwohl er 1968 sogar selbst erkannte, dass man es sich zu leicht mache, wenn man jede Reaktion, beispielsweise einer eingreifenden Polizei, per se als faschistisch apostrophiere.[20]

Nach Auffassung Diggelmanns war der «Faschismus» offenbar eine Konstante, die im Wettstreit der Ideen in der Geschichte immer wieder auftritt. Dort, wo das kapitalistische System in Engpässe gerate und die immensen Widersprüche des Kapitalismus evident würden, so Diggelmann, erhalte der Faschismus als Gegenreaktion grünes Licht. So gesehen habe der Urfaschismus seine Ursache in den Produktionsverhältnissen. Schafften es die Kommunisten auf der einen Seite, die Proletarier unter einer Fahne zu versammeln und ihnen ein Klassenbewusstsein beizubringen, dann trete auf der anderen Seite der Faschismus in aller Stärke hervor. Dieser Faschismus werde dann zum eigentlichen Kristallisationspunkt der herrschenden Klassen, des Finanzkapitals und der Grossindustrie. Die liebsten Feinde der Faschisten, welche Diggelmann kurzerhand gleichsetzte mit Antikommunisten, Antimarxisten und Antisemiten, seien dann in der Regel die Kommunisten. Denn wo widervernünftig und im Glauben gehandelt werde, brauche der kleinkarierte und handgestrickte Faschist seine greifbaren Sündenböcke. Und der Kommunist, aber auch der Marxist und der Jude seien denkbar geeignete Sündenböcke.[21]

Besonders anfällig für die faschistische Ideologie war nach Meinung Diggelmanns das Kleinbürgertum, welches im reaktionären Grossbürgertum in der Regel aber einen verlässlichen Partner finde.[22] «Mit anderen Worten, das Grossbürgertum, um nicht aus dem Sattel gehoben zu werden, verbindet sich mit dem Kleinbürger, für den wir Schweizer einen schönen Dialektausdruck haben: Füdlibür-

18 Siehe dazu Kapitel 3.2.3.

19 Für einige Beispiele, im Falle derer die Begriffe «Pogrom» und «pogromartig» genutzt wurden, um Vorgänge in der Schweiz zu beschreiben, siehe Zürcher Woche: 8. 7. 1966. / National-Zeitung: 5. 7. 1968. / National-Zeitung: [7. 7. 1968]. / Tages-Anzeiger: 18. 4. 1969.

20 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-1-1968/85.

21 Ebd.

22 Ebd.

ger. Faschismus ist also, vereinfacht ausgedrückt, die Ideologie des Füdlibürgers.»[23] Der Füdlibürger als Faschist? Aus wissenschaftlicher Sicht ein ziemlich vages Faschismuskonzept. Zwei Artikel, in denen sich Diggelmann mit der Frage des Faschismus auseinandersetzte, können hier vielleicht weiterhelfen.

Im November 1971 erschienen, nach dreijährigem Unterbruch, in der «Neutralität» gleich zwei Kolumnen von Walter Matthias Diggelmann. Eine davon unter dem Titel «Alle reden vom Faschismus».[24] Dort versuchte sich Diggelmann an einer Definition des Faschismus. «Alle reden vom Faschismus, Linksfaschismus, Rechtsfaschismus, doch die meisten Leute, die diesen Begriff anwenden, wissen nicht, wovon sie reden. Am allerwenigsten wissen jene Leute etwas über den Faschismus, die so leichterhand von Linkfaschismus reden. Linksfaschismus aber gibt es nicht, hat es nie gegeben und wird es nie geben. Denn unter Links wollen wir das Revolutionäre, das Progressive, den Kommunismus in allen seinen Schattierungen und Erscheinungsformen, ja selbst den Marxismus verstanden wissen. Faschismus aber ist eine eindeutige und klar zu beweisende Erscheinung der Rechten. […] Faschismus ist die Bezeichnung für einen konservativen, reaktionären Abwehrreflex, Faschismus ist die Kennzeichnung eines Gefühls, einer Emotion, die sich geschichtlich gesehen in Judenverfolgungen, Fremdenhass und Massakrierungen von Kommunisten manifestiert hat und sich noch immer manifestiert. Faschismus ist ein Kind, wenn auch ein sehr böses, brutales, ja ekelhaftes, des Liberalismus, oder andersherum gesagt, Faschismus ist Antibolschewismus, Antikommunismus.»[25]

Obschon Diggelmann ein paar Sätze später eingestand, dass sich der etablierte Kommunist ab und zu tatsächlich auch wie ein Faschist gebärde, wollte er beide unter keinen Umständen in den gleichen Topf geworfen sehen. Der Faschist, so Diggelmann, greife zur masslosen Gewalt, um das Bestehende zu erhalten, der Kommunist aber greife zur Gewalt, um die Konterrevolution zu verhindern. Der Faschist führe demzufolge immer Angriffskriege, während der Kommunist die Zukunft verteidige. Dass der Kommunist in seiner Verteidigungshaltung im Extremfall durchaus zum Stalinisten oder zum Bürokratisten werden könne, gab Diggelmann zu.[26] Aber nur, um sogleich erneut das Wort gegen die Faschisten zu ergreifen. «So ist der Berner Professor Walther Hofer eindeutig ein Faschist. Seine Europa umspannenden Aktionen gegen den Marxisten Hans Heinz Holz sind Beweis genug. Nixon ist ein Faschist. Sein Krieg ist nichts als ein antikommunistischer Krieg. Adenauer war ein Faschist, denn er begründete die deutsche Bundeswehr als antikommunistisches Instrument. Dass es die Schweizer nicht lieben, als Faschisten bezeichnet zu werden, ist verständlich. Wenn wir aber genau hinsehen, erkennen wir, dass die Schweizer nur eines anstreben: Nämlich einen eigenen Faschismus. Und das ist richtig: Denn Faschismus ohne kleinkarierte, nationalisti-

23 Ebd.
24 Neutralität: 11. 1971.
25 Ebd.
26 Ebd.

zurück

sche Mentalität gibt es nicht. Der Kommunismus aber hat sich immer als internationale Bewegung verstanden.»[27]

Bei derart zugespitzt formulierten Sätzen überrascht kaum, dass es Reaktionen gab. Leserbriefschreiber Otto Burri aus Bern reagierte als einer der Ersten auf Diggelmanns Feststellung und warb dafür, einmal fixierte Begriffe nicht willkürlich mit einer neuen Bedeutung zu versehen. Namentlich solle man Ober- und Unterbegriffe nicht miteinander verwechseln. Mit einer Metapher führte Burri aus, dass etwa rote, gelbe und grüne Äpfel immer zuerst Äpfel seien, und es würde niemandem, der eine besondere Vorliebe für rote Äpfel habe, einfallen, zu behaupten, nur die gelben und grünen Äpfel seien gewöhnliche Äpfel, die roten seien aber etwas ganz anderes, Zuckerpflaumen zum Beispiel. So bezeichne denn auch das Wort «Faschismus» nach allgemeinem Verständnis eine geistige und politische Haltung, die im Namen oder mit der Absicht der Schaffung eines totalitären Staates mit Gewalt all jene unterdrücke, die nicht konform denken und handeln. Nach dieser Definition habe es unleugbar schwarzen, braunen und roten Faschismus (namentlich kommunistischen) gegeben.[28]

Eine Korrektur, die Diggelmann nicht gelten lassen wollte. In einer kurzen Replik antwortete er Burri, dass es sicher zutreffe, dass Äpfel Äpfel seien und sogar faule Äpfel seien noch Äpfel, aber Faschismus sei und bleibe ein Synonym für Antikommunismus, früher Antibolschewismus. Faschistische Bewegungen entstünden immer dann, wenn der Liberalismus beziehungsweise der Kapitalismus in schwere Krisen gerate, dazu müsse man nur das Gebaren der Nationalen Aktion mit ihrer «Schwarzenbach-Initiative» verfolgen. Und wer etwas von Werbestrategie verstehe, verstehe auch, warum alle Linksbewegungen als linksfaschistisch diskriminiert würden. Es gehe darum, die antikapitalistischen und antiimperialistischen Kräfte begrifflich und politisch in die Nähe der Auschwitz-Mörder zu bringen. Damit habe man dann das dreckige Spiel gewonnen und könne an die Grundsteinlegung eines neuen Auschwitz gehen. Das neue Vernichtungslager für Fremdarbeiter und Linke könne man ja Bernschwiiz oder Züridachau nennen.[29]

Mit dieser Ergänzung zum Faschismus handelte sich Diggelmann von Leser Sibier nicht nur den Begriff des «Schmierers» ein,[30] sondern auch den Vorwurf der fehlenden journalistischen Sorgfalt. Es gehe nicht an, einen Kampfbegriff wie «Faschismus» so wenig differenziert zu gebrauchen und wie eine Wursthaut zu dehnen, bis er über alles passe, was dem eigenen Weltbild feindlich gegenüberstehe. Bevor man Nixon, den Unerfreulichen, des Faschismus bezichtige, gelte es im eigenen Land, auch beim einfachen Mann, den Faschismusverdacht sorgfältig zu untersuchen.[31] Ansonsten, so Leserbriefschreiber Christian Jordi, laufe man Gefahr,

27 Ebd.
28 Ebd.: 12. 1971.
29 Ebd.: 1. 1972.
30 Ebd.
31 Ebd.

die Menschheit schablonenhaft in Antifaschisten und Antikommunisten einzuteilen, und begründe damit gleichzeitig ein neuerliches Dogma.[32]

Überraschenderweise stiess Diggelmanns Votum nicht nur auf Ablehnung, Leserbriefschreiber Maurer teilte Diggelmanns Meinung in aller Klarheit und hielt fest, dass der Faschismus eindeutig eine reaktionär-nationalistische Bewegung sei, die sich nach aussen hin eine soziale Fassade gebe. Beim Kommunismus hingegen sei das gelockerte totalitäre System zwar eine Entartung der Grundidee, aber kein Faschismus.[33]

In eine andere Richtung zielte Hugo Lebers Artikel im März 1972. In einem Editorial des «Tages-Anzeiger Magazins» beschäftigte er sich mit dem Begriff des «Faschismus» und seiner Verwendung im Alltag der 1960er- und 1970er-Jahre. «Jeder ein Faschist? Linke nennen Rechte Faschisten, Rechte nennen Linke Linksfaschisten, man kennt sich nicht mehr aus. Zumal unter Intellektuellen kam der Begriff ‹Faschismus› in den letzten Jahren vermehrt in Gebrauch und obgleich man von ihnen, den Intellektuellen, die genaue und richtige Verwendung von Begriffen erwarten möchte, haben sie den Nutzungsquotienten von ‹Faschismus› zu einem bedeutenden Teil überschritten. Der leichtfertige Gebrauch dieses Begriffs führte zu Abnutzungserscheinungen, die ‹Faschismus›, mit all seinen Derivaten von ‹faschistisch› bis ‹faschistoid›, zum Schimpfwort verkrüppelten. Man teilt sich ‹Faschist› wie Hiebe aus.»[34] Hugo Leber störte sich vor allem an der Unbedenklichkeit, mit der dieser historisch beladene Begriff, der seiner Meinung nach für eine antiliberale, antidemokratische und antiparlamentarische Haltung stand, genutzt wurde.[35] Schuldige machte Leber durchaus in den unterschiedlichsten Mentalitätenlagern der damaligen Schweiz aus. Linke und marxistische Schnelltheoretiker sprach er von der Schuld der Vernutzung dieses Begriffs ebenso wenig frei wie die Gegenseite.[36] «Der Schimpfwortkrüppel ‹Faschismus› ist heute im Sprachgebrauch nicht mehr tauglich. Wir haben den Weg vom leichtfertig gebrauchten Wort zum historisch reflektierten Begriff zurückzugehen.»[37]

Diggelmann reagierte mit einem Leserbrief auf Hugo Lebers Artikel. Er ging mit Leber einig, dass «Faschismus» als Begriff nicht mehr so tauglich sei wie auch schon. Konkret forderte Diggelmann, dass insbesondere mit Blick auf den Begriff «Linksfaschismus» ein Wiederbesinnen auf die eindeutige Interpretation des historischen Sachverhalts notwendig sei.[38] «Faschismus in seiner heute gültigen historischen Relevanz ist Antikommunismus (früher Antibolschewismus). Wenn die heutigen Antikommunisten den Linken (ein ebenso untauglich gewordenes Schlagwort) ‹Linksfaschismus› vorwerfen, sind wir aufgefordert, gegen die-

32 Ebd.: 2. 1972.
33 Ebd.
34 Tages-Anzeiger-Magazin: 4. 3. 1972.
35 Ebd.
36 Ebd.
37 Ebd.
38 Ebd.: 18. 3. 1972.

zurück

sen Vorwurf anzutreten. Denn das ist bewusst gesteuerte Demagogie, und jene Kreise, die sich des Terminus ‹Linksfaschismus› bedienen, wissen nur zu genau, was sie wollen: Sie wollen alle sogenannten progressiven Kräfte emotionell in Zusammenhang bringen mit Faschismus, also mit Auschwitz, Maidanek, Treblinka, Hitler, Mussolini usw.»[39]

Womöglich hatte Diggelmann sich und seine eigenen Erfahrungen vor Augen, als er von «bewusst gesteuerte[r] Demagogie» sprach. Anfang 1972 hatte er protestiert und sich in einem Brief an den Botschafter der Sowjetunion solidarisch gezeigt mit seinem russischen Schriftstellerkollegen Wladimir Konstantinowitsch Bukowski. Danach wurde er, nach eigener Auffassung, «Opfer» genau dieser «bewusst gesteuerten Demagogie» und kurzerhand als Linksfaschist apostrophiert. Die Karikatur des Karikaturisten Hans Ulrich Steger griff das Thema auf. «Protest» stand da auf der Plakette an Diggelmanns Brust und natürlich kleckerte der engagierte Autor mit seiner Tinte und verschmutzte das schweizerische Nationalsymbol, das weisse Kreuz. Diggelmann als Nestbeschmutzer. Was war geschehen?

Im Brief an den sowjetischen Botschafter Anatoli Tschistiakow hatte Diggelmann das harte Urteil gegen den russischen Schriftsteller Bukowski kritisiert. Bukowski hatte unter anderem eine Dokumentensammlung herausgegeben, mit der er den Missbrauch der Psychiatrie zu politischen Zwecken aufdecken wollte, und war am 5. Januar 1972 in Moskau zu zwei Jahren Gefängnis, fünf Jahren Lager und fünf Jahren Verbannung verurteilt worden. Dazu Diggelmann: «Ich wende mich mit aller mir gebotenen Zurückhaltung und Höflichkeit im Falle meines russischen Schriftsteller-Kollegen Bukowsky an Sie mit der Bitte, Ihrer Regierung in Moskau mitzuteilen, dass meine Freunde und ich, hier in der Schweiz als Sozialisten und Kommunisten oft genug diskriminiert, entsetzt sind über das unmenschlich harte Urteil. Ich hüte mich, mich in die innenpolitischen Vorgänge Ihres Landes einzumischen, aber im Falle Bukowsky geht es nicht mehr um Innenpolitik, sondern um Menschlichkeit. Und um einen Schriftsteller, dessen erste und letzte Aufgabe es ist, die Gesellschaft, in der er lebt, kritisch zu prüfen, seinen Gedanken Ausdruck geben zu dürfen. Ich persönlich sehne den Sozialismus, den Kommunismus herbei und habe für schweizerische Massstäbe ausreichend Prügel dafür einstecken müssen. Doch als Kenner gerade des Marxismus-Leninismus und als Bekämpfer des Kapitalismus und als Kämpfer für die sozialistisch-kommunistische Demokratie kann ich nicht schweigen. Sozialismus, Kommunismus ist ohne Demokratie nicht denkbar, nicht nachvollziehbar, im Gegenteil: Eigentlich setzt wahre Demokratie Sozialismus-Kommunismus voraus und umgekehrt. Und die Freiheit des Wortes ist die wichtigste Voraussetzung. Es bestürzt, ja es entsetzt mich als Schriftsteller, dessen Bücher praktisch in allen sog. Oststaaten in hohen Auflagen erscheinen, immer wieder hören zu müssen, dass ausgerechnet in diesen ‹gelobten Ländern› die Schriftsteller, die Dichter terrorisiert werden.»[40]

39 Ebd.

40 Diggelmann, Walter Matthias an Tschistiakow, Anatoli (Botschafter der Sowjetunion): 27. 1. 1972.

Eine Antwort auf seinen Brief hat Diggelmann seitens der Botschaft nicht erhalten,[41] stattdessen machte der «Trumpf Buur» den «prosowjetischen und prokommunistischen Protest»[42] zum Ausgangspunkt eines seiner berühmten Inserate. Offenbar war der Brief in einer Zeitung veröffentlicht worden.

Der «Trumpf Buur» nannte sich selbst eine «Aktion für freie Meinungsbildung» und hatte sich zum Ziel gesetzt, mit landesweiten Inseraten auf drängende Fragen der Gegenwart aufmerksam zu machen. Das erste Inserat wurde 1947 in vier Zeitungen der Deutschschweiz geschaltet. Fünf Jahre später erschienen die alle vierzehn Tage platzierten Inserate bereits in vierzehn Zeitungen, nochmals acht Jahre später in 42 Zeitungen, 1970 in 52 Zeitungen und schliesslich 1979 in 69 Zeitungen. Die wöchentliche Gesamtauflage der «Trumpf Buur»-Inserate war zwischen 1952 und 1979 von 470 000 auf 2,25 Millionen Exemplare gestiegen.[43] Allerdings, dies gilt es festzuhalten, wurden die «Trumpf Buur»-Inserate beispielsweise im «Thurgauer Volksfreund» oder im «Zurzacher Volksblatt» abgedruckt, aber noch 1967 waren sie weder in der NZZ noch im «Tages-Anzeiger», noch im «Nebelspalter» erschienen.[44] Das Ziel war nach den Inseratemachern klar: «Jeder Trumpf-Buur-Artikel soll eine Botschaft der Freiheit, des Rechtsstaates, der selbstverantwortlichen Persönlichkeit und der freien Marktwirtschaft sein. Deshalb sind wir gegen alles, was nach Sozialisierung riecht und was der Bürokratie zu viel Macht über die Menschen gibt; wir sind gegen kommunistische Infiltration und gegen die Ausplünderung durch masslose Steuern.»[45]

Hinter dem «Trumpf Buur» stand ein Verein aus zwölf Mitgliedern, der das Geld für die Inserate bei rund 9000 Beitragszahlern «einsammelte». Wobei betont wurde, dass der «Trumpf Buur» trotz dieser Zahlungen unabhängig bleibe.[46] Treibende Kraft hinter «Trumpf Buur» war und blieb einunddreissig Jahre lang Robert Eibel, der von 1947 bis 1978 als allein verantwortlicher Redakteur zeichnete.[47] Eibel wurde einmal als «Einzelkämpfer im Zweifrontenkrieg»[48] bezeichnet und war, wenn auch von anderer Prägung als Diggelmann und Konsorten, gewissermassen Nonkonformist – «rechtsorientierter Nonkonformist».[49] Zwar war Eibel seit den frühen 1930er-Jahren Mitglied der Freisinnigen Demokratischen Partei und sass von 1963 bis 1975 im Nationalrat, oft genug hat er aber Inserate geschaltet, die der Parteilinie entgegenliefen.[50]

41 Weltwoche: 16. 2. 1972.
42 Ebd.
43 Frischknecht, Jürg; Haffner, Peter et al. (Hg.) 1979: Die unheimlichen Patrioten, S. 193 f.
44 Zürcher Student: 5. 1967.
45 Trumpf Buur: 3. 1976.
46 Ebd.
47 Frischknecht, Jürg; Haffner, Peter et al. (Hg.) 1979: Die unheimlichen Patrioten, S. 182.
48 Focus: 3. 1977.
49 Zürcher Student: 5. 1967.
50 Frischknecht, Jürg; Haffner, Peter et al. (Hg.) 1979: Die unheimlichen Patrioten, S. 181, 184.

zurück



Abb. 24: Diggelmann hatte sich Anfang 1972 in einem Brief an den sowjetischen Botschafter solidarisiert mit dem Schriftstellerkollegen Wladimir Konstantinowitsch Bukowski – und Hans Ulrich Steger zeichnete im «Nebelspalter» vom 22. März 1972 dazu eine Karikatur.

Die kurzen Inserattexte des «Buurs» waren jeweils einem wichtigen wirtschaftlichen oder politischen Problem gewidmet.[51] Selten galt ein Inserat nur einer einzigen Person, in der Regel wurde ein Thema aufgegriffen. So gesehen kam es fast einer Ehre gleich, dass Diggelmann den Rohstoff lieferte für ein kämpferisches «Trumpf Buur»-Inserat.[52]

«Herr Diggelmann seeehnt den Kommunismus herbei»,[53] so titelte die Aprilausgabe des «Trumpf Buur»-Inserates. «Der Schriftsteller Walter Matthias Diggelmann, insbesondere bekannt geworden dadurch, dass er an den schweizerischen

51 Ebd., S. 182.
52 Zürcher AZ: 24. 4. 1972.
53 Trumpf Buur: 4. 1972.

Einrichtungen keinen guten Faden lässt, hat dem Sowjetbotschafter in Bern, Anatoli Tschistiakow, einen Brief geschrieben»,[54] heisst es da einleitend, und danach nüchtern: «Dass man mit unliebsamen Dichtern, Publizisten, Intellektuellen und Wissenschaftern so verfährt, das ist doch wahrhaftig nichts Neues. […] Dass unter Stalin und Beria alle missliebigen Elemente durch die Geheimpolizei auf grausamste Weise gefoltert und getötet wurden, sollte doch auch Herrn Diggelmann zu Ohren gekommen sein. […] Wer da noch ‹prokommunistisch und prosowjetisch› denkt und diesen Kommunismus ‹herbeisehnt›, der hat entweder nicht alle Tassen im Schrank, oder dann ist er von einer sträflichen Naivität oder – und das wäre das Schlimmste – sein ‹Protest› ist eine reine Propaganda- und Alibi-Aktion.»[55]

Diggelmann reagierte auf unterschiedlichen Wegen. Zuerst mit einem Brief an die Redaktion des «Trumpf Buur». Dabei dankte er zunächst für die willkommene Gratispublizität, fügte dann aber korrigierend bei, dass die Gratispropaganda leider einige Schönheitsfehler enthalte. So habe er nie behauptet, es existiere auf dieser Welt ein kommunistischer Staat. Der Kommunismus, den er, Diggelmann, herbeisehne, habe mit der Sowjetunion nichts gemein. Und eines habe er jetzt begriffen: In der Sowjetunion bringe man unbequeme Schriftsteller ins Irrenhaus, in der Schweiz würden sie durch Inserate disqualifiziert, diskriminiert und fertiggemacht.[56] «Nun ja, jedem seine Methoden! Frage nur: Was unterscheidet einen Nationalrat Eibel von einem KP-Funktionär? Beide wollen die Macht. Eibel dazu wie 1933 den Faschismus, mit Auschwitz in der Folge.»[57]

In einem Artikel in der «Neutralität» doppelte Diggelmann zwei Monate später mit einem offenen Brief nach, wiederholte seine Ausführungen zum Kommunismus und zum Umgang mit den Schriftstellern in der Schweiz, um dann abschliessend sarkastisch festzustellen: «Wenn Ex-Frontisten-Bewunderer und Kapitalisten-Funktionär Eibel einen Schriftsteller für inseraten-würdig hält, kann dieser Schriftsteller mit mindestens zweitausend Bücher-Käufern rechnen. Meine Verleger haben mehr als zweitausend Diggelmänner verkauft nach dem Erscheinen Ihrer Reklame.»[58]

Eibel hat anscheinend auf Diggelmanns Äusserungen nicht reagiert. Stattdessen meldeten sich, stellvertretend quasi, die «Schaffhauser Nachrichten» zu Wort. Der Artikel war mit «Leporello» gezeichnet, einem Pseudonym. Nachdem Leporello eine beträchtliche Zahl von Diggelmann-Zitaten aus dem Brief an den Sowjetbotschafter Tschistiakow und aus einem zweiten Diggelmann-Artikel aus der «Neutralität» gelesen und aufgezählt hat,[59] macht sich bei ihm Erstaunen breit.

54 Ebd.
55 Ebd.
56 Diggelmann, Walter Matthias an Buur, Trumpf: 9. 4. 1972.
57 Ebd.
58 Neutralität: 6. 1972.
59 Neben dem Brief an den Sowjetbotschafter, hatte sich Diggelmann etwa zur selben Zeit in einem «Neutralität»-Artikel mit der Partei der Arbeit auseinandergesetzt und dabei geschrieben, dass er ebenso gewiss nichts gegen die PdA habe. «Ich habe nichts gegen Kommunisten und wäre ja selbst liebend gern einer, wenn man Kommunist sein könnte in Ländern, wo die einst

Erstaunen über die Bestürzung Diggelmanns ob der sowjetischen Behandlung Bukowskis. Leporello fragte sich, ob denn Diggelmann bisher tatsächlich verborgen geblieben sei, welcher Methoden sich die Verwirklicher des Leninismus-Marxismus bedienten. Und ob denn Diggelmann wirklich entgangen sei, dass diese Machthaber weit davon entfernt seien, eine Demokratie zu verwirklichen.[60] «Dem scheint tatsächlich so zu sein. Ja, Diggelmann hat den brutalen Charakter dieses Regimes offenbar nicht einmal erkannt, als der Ungarn-Aufstand niedergeschlagen wurde und als die sowjetischen Truppen in der Tschechoslowakei einmarschierten. Er erinnert in seinem Artikel in der ‹Neutralität› ‹an die hasserfüllte, pogromartige Stimmung von 1956 (Ungarn-Aufstand) und an die antikommunistische Hysterie der Zürcher.› Man kann über soviel Naivität und Verblendung nur noch staunen.»[61]

Ein Vorwurf, den Diggelmann nicht auf sich sitzen lassen wollte. Er wandte sich in einem Leserbrief in den «Schaffhauser Nachrichten» seinerseits an Leporello. Zuallererst mit der Bitte, dass der, der über ihn schreibe, sich doch bitte besser informieren solle. Er sei nie Kommunist gewesen. Gleichzeitig habe er immer öffentlich erklärt, dass er den Marxismus und den Sozialismus herbeisehne, sei es als Marxist oder als Christ. Widersprüchlicherweise sei er beides. Alles, was er wolle, sei eine friedliche Gemeinschaft unter den Menschen. Deshalb habe er 1968, als die Soldaten des Warschauer Pakts in die Tschechoslowakei einmarschiert seien, nicht geschwiegen, wie Leporello andeute, sondern im Gegenteil sich massgeblich an der Organisation der ersten grossen Kundgebung auf dem «Bürkli-Platz» beteiligt.[62] «Es ist doch einigermassen erstaunlich, dass ich erneut von einer gutbürgerlichen Zeitung angegriffen werde, da Springers Star-Kolumnist Hans Habe zur selben Zeit in einer ähnlichen Angelegenheit einen Prozess gegen mich anstrengt, und die ‹Neue Linke› mich einen Scheissliberalen nennt, nur weil ich ein Haus und einen Alfa Romeo besitze. Dass ich eine Siebentage-Woche habe, Steuern bezahle, keinerlei soziale Rückversicherungen habe, darüber spricht man unter ‹Pfarrerstöchtern› eben nicht.»[63] Seine Ausführungen beendete Diggelmann mit der Frage, wer denn eigentlich hinter Leporello stecke. Er habe zeit seines Lebens mit seinem Namen zu seinen Aussagen gestanden.[64]

In einer allerletzten Stellungnahme verriet Leporello, dass er mit bürgerlichem Namen Werner Schmid heisse, es den Redaktionen aber jeweils offenlasse, unter welchem Namen sie seine Artikel veröffentlichen wollten. Ansonsten nehme er dankend zur Kenntnis, dass sich Diggelmann gegen den Überfall in der Tschechoslowakei engagiert habe. Trotzdem erstaune ihn, dass Diggelmann nicht als Kommunist gehandelt werden wolle. Bisher sei dieser seiner Meinung nach ein Kenner

revolutionären Bürger sich allmählich zu Feudalherren entwickelt haben, wo das Kollektiv des Kapitals massgeblich herrscht.» Neutralität: 2. 1972.

60 Schaffhauser Nachrichten: 9. 2. 1972.

61 Ebd.

62 Ebd.: 26. 2. 1972.

63 Ebd.

64 Ebd.

zurück

Herr Diggelmann seeehnt den Kommunismus herbei

Der Schriftsteller Walter Matthias Diggelmann, insbesondere bekannt geworden dadurch, dass er an den schweizerischen Einrichtungen keinen guten Faden lässt, hat dem Sowjetbotschafter in Bern, Anatoli Tschistiakow, einen Brief geschrieben, in welchem er sich «entsetzt über das unmenschlich harte Urteil» im Falle seines russischen Schriftstellerkollegen Bukowski zeigt. Weiter heisst es in dem Brief: «Ich persönlich sehne den Sozialismus, den Kommunismus herbei und habe für schweizerische Massstäbe ausreichend Prügel dafür einstecken müssen».

Er sei bestürzt, schreibt Diggelmann, dass er als Schriftsteller, dessen Bücher in fast allen Oststaaten in hohen Auflagen erschienen, immer wieder hören müsse, dass ausgerechnet in diesen gelobten Ländern die Schriftsteller, die Dichter terrorisiert werden. Er bittet den sowjetischen Botschafter, seiner Regierung diesen Protest, «der durchaus prokommunistisch und prosowjetisch gedacht ist», zu übermitteln.

Vorweg apropos Prügel: Es ist nicht bekannt, dass Herr Diggelmann je geprügelt worden wäre. Auf alle Fälle, wenn ihm trotzdem einer einmal mit Schlägen zugesetzt hätte, wären Polizei, Staatsanwalt und Richter auf seiner Seite gewesen, im Unterschied zum Lande seiner Seeehnsucht, wo die Dinge umgekehrt zu laufen pflegen. Bis jetzt hat sich in der Schweiz als Schläger-Partei nur die Nationale Aktion hervorgetan, wo der neue «Partei-Oobi» seinen abgesägten Vorgänger Weber «zum Gring zwickte».

Abgesehen davon kann man über den sog. Protest des dichtenden Diggelmannes nur den Kopf schüttelo. Dass man mit unliebsamen Dichtern, Publizisten, Intellektuellen und Wissenschaftern so verfährt, wie es im Falle Bukowski geschehen ist, das ist doch wahrhaftig nichts Neues. Hat Herr Diggelmann über die Fälle Solschenizyn, Tarsis, Gorbanewskaja, Grigorenko, Moros, Medwedew, die zum Teil Jahre zurückliegen, nichts gehört? Weiss er nichts davon, dass man abweichlerische Poeten ins Irrenhaus steckt, wie z. B. Kusnezow. Diese Dinge liegen nur wenige Jahre zurück. Dass unter Stalin und Beria alle missliebigen Elemente durch die Geheimpolizei auf grausamste Weise gefoltert und getötet wurden, sollte doch auch Herrn Diggelmann zu Ohren gekommen sein. Dass heute noch Leute zu Zehntausenden in «Arbeitslagern» schmachten, die nichts anderes getan haben, als eine eigene Meinung zu äussern, weiss man. Von der brutalen Unterdrückung von ganzen «Brudervölkern» in der Tschechoslowakei, in Ungarn und anderwärts ganz zu schweigen.

Wer da noch «prokommunistisch und prosowjetisch» denkt und diesen Kommunismus «herbeisehnt», der hat entweder nicht alle Tassen im Schrank, oder dann ist er von einer sträflichen Naivität oder — und das wäre das Schlimmste — sein «Protest» ist eine reine Propaganda- und Alibi-Aktion, auf die hereinzufallen hoffentlich in diesem Lande niemand einfältig genug ist.

Verantwortliche Redaktion:

Dr. Robert Eibel, 8032 Zürich

Herausgeber:

Aktion für freie Meinungsbildung, Zürich. Adressen: 8032 Zürich, Postfach 262; 3000 Bern 23, Postfach 16; 4000 Basel 24, Postfach. Postcheckkonto 80-39102 Zürich.

Jahresabonnement Fr. 5.— (inkl. «Briefe aus dem Nationalrat»). Erscheint 6—7mal jährlich.

Abb. 25: Im April 1972 widmete der «Trumpf Buur» Diggelmann ein Inserat.

des Marxismus-Leninismus und ein Kämpfer für die sozialistisch-kommunistische Demokratie, eben ein Kommunist, gewesen.[65] Schmid schliesst mit der Feststellung: «Ich habe gegen die schwarze und braune Diktatur gekämpft, kämpfe aber auch gegen die rote und sehne sie – im Gegensatz zu Ihnen – nicht herbei. Denn der Kommunismus marxistischer Herkunft ist nur möglich unter einer Diktatur.»[66]

Diktatur – als engagierter Linksintellektueller hat Diggelmann nicht nur gern über den sogenannten Faschismus gesprochen, mehrfach bezog er auch zum Phänomen Diktatur Stellung. In diesen Äusserungen schimmerte immer auch Diggelmanns politische Haltung durch, wenn sie mitunter auch widersprüchlich blieb. Mit Chile sei hier auf ein Beispiel einer solchen Auseinandersetzung mit einer Diktatur kurz eingegangen.

«Solidarität mit Chiles Volk»,[67] «Weisser Terror in Chile»[68] – unter diesen Titeln veröffentlichte der «Vorwärts» am 20. September 1973 mehrere Artikel zum Tod des chilenischen Präsidenten Salvador Allende und zum Sturz von dessen Unidad Popular. Zu jenem Zeitpunkt war noch unklar, wie der vom Volk gewählte sozialistische Präsident in den Morgenstunden des 11. September 1973 zu Tode gekommen war und inwiefern die USA in den von General Augusto Pino-

65 Ebd.: 4. 3. 1972.
66 Ebd.
67 Vorwärts: 20. 9. 1973.
68 Ebd.

chet geführten Militärputsch involviert waren. Ebenfalls noch nicht einzuschätzen war, ob zutraf, was Pinochet der Welt mitteilte, nämlich dass das Militär mit dem Putsch der Installation einer sozialistischen Diktatur und der Ermordung mehrerer konservativer Politiker zuvorgekommen war.

Die Situation in Santiago de Chile war kritisch und in der Schweiz kam es zu grossen Demonstrationen in Basel, Zürich, St. Gallen, Bern, Genf, Lausanne und Delsberg. Sie wurden vor allem von der Sozialdemokratischen Partei, der POCH, der Partei der Arbeit, den Gewerkschaften und Organisationen der ausländischen Arbeiter aufgegleist. Daneben kam es zu etlichen Protesterklärungen.[69]

Diggelmann war betroffen von den Ereignissen. In seiner «Zürcher AZ»-Kolumne – er schrieb damals regelmässig für diese Zeitung – griff er das Thema unter dem vielsagenden Titel «Sehend geworden»[70] auf. Er habe 46 Jahre alt werden müssen, um einsichtig zu werden und um als bislang überzeugter Pazifist, Antimilitarist und Gegner jeglicher Gewaltanwendung den Konkurs anzumelden und die Fahnen des militanten Pazifismus zu streichen. Der blutige Staatsstreich der Generäle und Obristen in Chile habe seinen Glauben an die Friedfertigkeit des Menschen ermordet. Er glaube nicht mehr an die Gewaltlosigkeit. Im Gegenteil, er glaube, dass die Armen, und alle Arbeiter seien arm, nur noch durch Anwendung von Gewalt von ihren schrecklichen Fesseln befreit werden könnten.[71] «Tötet die Sklavenschinder, und ihr werdet frei! Nur die Besitzenden, nur die Imperialisten, nur die Herrschenden predigen via Kirche und anderer humanitär sich maskierender Institutionen Gewaltlosigkeit und Humanität. Damit sie in aller Stille ihre fürchterlichen Mordpläne entwickeln und ausführen können […].»[72] Ein Schlachtruf, der mit der Feststellung endete, dass er, Diggelmann, mithilfe der Reaktionen der bürgerlichen Presse auf die Ermordung Salvador Allendes seine Blindheit ob der Realität verloren habe. Jetzt sehe er klar und erkenne, dass nur jene Kreise, die bei jeder günstigen Gelegenheit Gewalt anwendeten, die Gewaltlosigkeit predigten. Diese Privilegierten, so fuhr Diggelmann fort, würden lässig die Schulter zucken, wenn Hanoi bombardiert werde oder in Mosambik ein Massaker im Gange sei. Wenn aber die Jugend protestiere, er nannte das Beispiel Globuskrawall, dann scheuten sie keine Grausamkeiten.[73] «Und ich weiss heute: Wir brauchen eine starke Armee. Aber eine Volksarmee! Es muss als eine der vordringlichsten Aufgaben der SPS erkannt werden, unsere Armee strikte unter die Kontrolle aller Lohnabhängigen zu bringen. […] Die Rechte darf jederzeit und überall morden, bei uns darf die Armee gegen hungernde und streikende Arbeiter eingesetzt werden, gegen Jugendliche auch, aber wenn die Unterdrückten einmal mit Gegengewalt antworten, verlangen sie Zuchthausstrafen. Es gibt für uns also nur eine Lösung.

69 Ebd.
70 Zürcher AZ: 26. 9. 1973.
71 Ebd.
72 Ebd.
73 Ebd.

Wir müssen die Befehlsgewalt über unsere Armee und die Polizei in unsere Hände kriegen.»[74]

Es überrascht nicht, dass ein solcher Appell, der im Kern einen bewaffneten Widerstand im Dienst einer höheren Sache forderte, nicht unbeantwortet blieb. In der «Zürcher AZ» führte Diggelmanns Artikel «Sehend geworden» zu einer Welle von Reaktionen; eine ganze Zeitungsseite wurde am 12. Oktober 1973 abgedruckt. Erstaunlich ist aber eine in der Staatsschutzakte von Diggelmann erhaltene «Notiz für Herrn Bundesrat Furgler»[75] vom 8. Oktober 1973. Vermutlich vom Bundesrat selbst hatte der Chef des Rechtsdienstes der Bundesanwaltschaft den Auftrag erhalten, Diggelmanns Artikel unter strafrechtlichen Aspekten zu prüfen. Hatte sich Diggelmann strafbar gemacht? Der Chef des Rechtsdienstes tendierte zu einem Nein. Die Aussage «Tötet die Sklavenschinder und ihr werdet frei» beurteilte er als strafrechtlich nicht relevant, zumal Diggelmann die Verwirklichung der Forderung einige Sätze später ausdrücklich als Aufgabe der SPS bezeichnete und somit auf eine verfassungsmässige Lösung verwies. Und wenn Diggelmann davon spreche, dass die Armee in der Schweiz gegen hungernde und streikende Arbeiter eingesetzt werden könne, dann handle es sich dabei zwar um eine Kollektivverleumdung, diese werde aber vom Strafrecht nicht erfasst. Das Strafgesetz, so der Rechtsdienst, kenne keinen allgemeinen Tatbestand der Gerüchtemacherei oder der staatsgefährlichen Propaganda.[76]

Blieb noch die Frage, wie Diggelmanns Aussage «Wir müssen die Befehlsgewalt über unsere Armee und die Polizei in unsere Hände kriegen» einzuordnen war. Laut Rechtsdienst ging dieser Aufruf am weitesten, vor allem weil sowohl Armee wie Polizei übernommen werden sollten. Jedoch werde, so der Rechtsdienst, nicht ausgeführt, wie die Befehlsgewalt übernommen werden solle, und auch der Ausdruck «in die Hände kriegen» sei ambivalent. Er lasse die Möglichkeit rechtswidrigen Vorgehens offen, zumal eine «Übernahme» von Armee und Polizei auf legalem Weg nicht möglich sei. So stelle sich die Frage der Verletzung des Artikels 275 des Strafgesetzbuches betreffend Angriffe auf die verfassungsmässige Ordnung. Denn diese Strafnorm stelle schon die Vorbereitung einer Verletzung der verfassungsmässigen Ordnung unter Strafe, selbst wenn noch nicht feststehe, ob der Umsturz mit Gewalt durchgeführt und Hochverrat begangen werde.[77] «Die Praxis des Bundesgerichts geht indessen dahin, dass nur solche Vorbereitungshandlungen in Betracht fallen, die nach der Erfahrung geeignet sind, in einer mehr oder weniger nahen Zukunft zur rechtswidrigen Störung oder Änderung der verfassungsmässigen Ordnung zu führen. Diese Voraussetzung ist bei diesen Ausführungen Diggelmanns meines Erachtens nicht erfüllt.»[78]

74 Ebd.
75 Bundesarchiv: E 4320 C 1995/392, Bd. 244.
76 Ebd.
77 Ebd.
78 Ebd.

zurück

Abschliessend sah der Rechtsdienst die Grundlagen für die Einleitung eines Strafverfahrens nicht in rechtsgenüglicher Weise vorliegen.[79] Dennoch ist bemerkenswert, dass Diggelmann hier überhaupt vom Radar des Rechtsdienstes erfasst wurde. Die Episode deutet beispielhaft darauf hin, wie fein die Sensoren des Systems fünf Jahre nach dem Sommer 1968 noch immer justiert waren, wie schnell die Zeiger ausschlugen und wie schnell Linksintellektuelle wie Walter Matthias Diggelmann unter Verdacht standen – das Zivilverteidigungsbüchlein lässt grüssen. Sie veranschaulicht im Ansatz zudem Logik und Prinzip hinter dem engmaschig aufgebauten Netz des Staatsschutzes, der die «innere Bedrohung» konstant unter die Lupe nahm. Ausserdem führt das Beispiel vor Augen, dass Bundesräte in diesem Staatsschutzsystem nur kurze Wege zu gehen hatten für eine Extrainformation.

Dass Diggelmann mit seiner an anderen Stellen wiederholten Forderung nach einer Volksarmee nicht alleine stand, belegt das tendenziell zustimmende Echo auf seine Kolumnen in der «Zürcher AZ». Es macht klar, wie nah Diggelmann mit einem Teil seiner Visionen an die Positionen bekennender Sozialisten herangerückt war. Kritisch betrachteten die Leserbriefschreiber vor allem die Aufforderung zur Schaffung einer Volksarmee. Franz Keller aus Bern, der regelmässig für den «Zeitdienst» schrieb und sich häufig im Untergrund-Kellerlokal «Junkere 37» aufhielt, fand die Idee einer Armee, die aus Linken bestand, zwar verlockend, aber auf die Kürze unrealistisch. Denn, so Keller, es sei zu bedenken, dass es viel Zeit brauche, bis sich gute Linke zu höheren Kaderpositionen hochgedient hätten. Deshalb solle der Weg zum Sozialismus, in Anlehnung an Willy Brandt, in kleinen Schritten gegangen werden.[80] Zu Geduld riet Otto Steiger aus Zürich, der den Schwenker Diggelmanns hin zur Forderung nach einer starken Volksarmee bedauerte. Schon oft habe er weitgehende Übereinstimmung in seinen und Diggelmanns Ansichten festgestellt, hier komme er aber nicht mehr mit.[81] «Lieber Diggelmann! Wenn auch Armeen überall in der Welt morden – das ist schliesslich ihre Aufgabe, dazu wurden sie geschaffen – so brauchen wir deswegen noch keine starke Armee. Das sind – wie ich schon sagte – die Argumente, die uns die Werbeberater des Militärdepartements servieren, damit wir die Milliardenausgaben freudiger hinnehmen. Mach sie nicht zu deinen, es wäre schade. Der Weg der Menschheit kann nicht über Soldatenfriedhöfe und zerbombte Städte führen. Wir können nur überleben, wenn wir miteinander reden. Aber man hört uns aufmerksamer zu, wenn wir zuvor den Knüppel aus der Hand legen.»[82]

Im «Treffpunkt» erschien kurz darauf eine Reaktion von Beat Lustig. Da sei also jemand, der blind war, sehend geworden. Dabei sei er so scharfäugig geworden, dass er einen Militärputsch mit vielen Tausend Toten und einen Globuskrawall in Zürich miteinander vergleiche. Obwohl er, Beat Lustig, Diggelmanns Wut

79 Ebd.
80 Zürcher AZ: 12. 10. 1973.
81 Ebd.
82 Ebd.

über die entsetzlichen Vorgänge in Chile verstehe und weitgehend teile, mit plumpem Buchstabenaufstand und verbaler Gewalt erreiche man wenig, werde allenfalls nicht mehr ernst genommen.[83] «Es ist ja so leicht, in einem schnell hingeschriebenen Artikel mit dampfwalzenartiger Selbstgerechtigkeit alles niederzutrampeln – und dann zur Tagesordnung überzugehen. Viel schwieriger ist es, in solchen und ähnlich verzwickten Situationen trotz allem das Mögliche zur Linderung von Not zu tun. […] Walter Matthias Diggelmann ist nicht richtig sehend geworden. Er sollte einen Augenarzt aufsuchen […]. Er sieht nämlich rot und schielt mit beiden Augen stark nach links.»[84]

Ins gleiche Horn blies Ralf Winkler aus Bassersdorf, der den Frieden weiterhin mit den sauberen Waffen des Geistes, der Vernunft und der Menschlichkeit angestrebt sehen wollte. Den Lehren der «sehend Gewordenen» à la Diggelmann sei zu misstrauen. An die Adresse Diggelmanns richtete er die Mahnung, dass es, so wie es Diggelmann gemacht habe, eben auch nicht gehe. Zwischen Volksarmee und Antivolksarmee bestehe im Kern letztlich kein zu grosser Unterschied und daher gelte dem «sehenden» Diggelmann zum Trotz weiterhin, dass, wer den Frieden wolle, immer noch auf die saubere «Waffe» des Geistes, der Vernunft und der Menschlichkeit zu setzen habe.[85] «Die chilenischen Mörder haben also anscheinend den Sieg errungen, einen Menschen mehr zum Gewaltanbeter zu machen. Schade um Walter Matthias Diggelmann!»[86]

Leserbriefschreiber Willi Kobe betonte, dass eine wirkliche Veränderung der Strukturen nur zustande kommen könne, wenn sie von der Einsicht und der Opferbereitschaft der grossen Mehrheit aller Volksteile getragen werde. Eine Armee, die sich aus dem Arbeitermilieu rekrutiere, wie solle das gehen. Es sei stattdessen das Ziel des menschenwürdigen Friedens ohne Hoffnung auf Armee zu verfolgen.[87] «Wir wären dazu die Führer, Lehrer, die durch ihre Bildung, Kenntnisse, Fähigkeiten und persönliche Lebenshaltung der breiten Masse helfen könnten, zu sich selber zu kommen, klare Wege und Ziele zu erkennen, um sie so stark zu fördern, dass sie ihrer Macht bewusst wird und zur Anwendung des Erkannten und zum Aufbau des Besseren willig. Mir scheint, dass solches gerade die Aufgabe der Schriftsteller wäre, der Bearbeiter der Massenmedien, der Lehrer von der Primarschule bis zur Universität und der Technischen Hochschule, Politiker, sogar Priester und Pfarrer – ich spreche absichtlich nicht von den Kirchen – insofern sie sich von ihrem inneren Auftrag her bemühten, einem, in den grossen Möglichkeiten des Menschen gegründeten, Sozialismus zu dienen.»[88]

Diese Zeilen müssen Diggelmann beeindruckt haben, prompt reagierte er auf den Leserbrief von Kobe. Der Brief habe ihn allerdings nicht getröstet, denn das

83 Treffpunkt: 24. 10. 1973.
84 Ebd.
85 Zürcher AZ: 31. 10. 1973.
86 Ebd.
87 Ebd.: 12. 10. 1973.
88 Ebd.

zurück

Geschriebene sei nur zu wahr. Die Sozialdemokratische Partei habe keinen Stolz, keine Würde, kein Selbstbewusstsein und keine Selbstachtung mehr. Zugleich legte Diggelmann in seiner Antwort ein Bekenntnis ab, wie es in dieser Form in all seinen Schriften kaum zu finden ist: «Glauben Sie mir, ich habe meinen kleinen Artikel gleichsam im heiligen Zorn und aus Verzweiflung geschrieben. Sie müssen wissen, dass ich so etwas wie eine Mutation bin, hervorgegangen aus freimütiger christlicher Erziehung (mein Pfarrer war ein Neffe von Leonhard Ragaz), bürgerlicher Repression, marxistischer Aufklärung […].»[89]

Knapp einen Monat nach seiner ersten Kolumne zu Chile in der «Zürcher AZ» doppelte Diggelmann nach mit zwei Artikeln zum Thema. Auslöser des ersten Artikels war erneut ein «Trumpf Buur»-Inserat von Nationalrat Robert Eibel mit der Überschrift «Was geht uns Chile an?».[90] Darin vertrat Eibel die These, dass nicht nur die Militärs gegen Allende Revolution gemacht hätten, sondern auch die chilenischen Proletarier, deren nackte Existenz im vorherigen sozialistischen Chile dem marxistischen Dogma hätte geopfert werden sollen. Nur deshalb habe eine Mehrheit des chilenischen Parlaments die Armee aufgefordert, für Ruhe und Sicherheit zu sorgen – und damit einen Bürgerkrieg zu verhindern.[91]

Mit dieser Sicht der Dinge war Diggelmann alles andere als einverstanden, sie verkörperte seiner Meinung nach ein typisches Muster der rechtskonservativen Logik. Auf die vom «Trumpf Buur» vertretene These Bezug nehmend, bezichtigte Diggelmann Eibel der Lüge. Nicht das chilenische Parlament, sondern eine der «Trumpf Buur»-Aktion ähnliche chilenische Kampfbewegung, die von zwei Faschisten gegründete Patria y Libertad, hätten die Militärs zum Massenmord aufgefordert. Zudem hätten nicht die Proletarier Revolution betrieben, sondern die Besitzer von Lebensmittelgeschäften und Transportunternehmen.[92] Für Diggelmann stand fest: «Eine Rechtfertigung des Massenmordes der chilenischen Militärjunta kann nicht anders ausgelegt und verstanden werden als ein Aufruf zum Massenmord an Sozialisten, Arbeitern und Marxisten.»[93] Eine Reaktion Eibels auf diesen Vorwurf ist nicht bekannt.

Einen Abschluss fand die Diskussion zu Chile in Diggelmanns Kolumne «Blind geworden?».[94] Seine letzte Kolumne «Sehend geworden» habe grosses Echo erfahren, so Diggelmann. Sowohl zustimmendes als auch ablehnendes. Deshalb müsse er noch einmal darauf zurückkommen. Er habe keineswegs der Gewalttätigkeit das Wort reden wollen. Im Gegenteil, mit seiner Idee der Volksarmee habe er zukünftige Gewalt verhindern wollen. Die heutige Armee werde befehligt

89 Ebd.
90 Trumpf Buur: 10. 1973.
91 Ebd.
92 Zürcher AZ: 23. 10. 1973.
93 Ebd.
94 Diggelmann, Walter Matthias 1978: Feststellungen, S. 109–111. Allerdings ist nicht sicher, ob die Kolumne je publiziert wurde. In der «Zürcher AZ» war sie nicht zu finden, obwohl Diggelmann zu Beginn betonte, unter dem Titel «Sehend geworden» in derselben Zeitung einige Wochen zuvor seinen unangefochtenen Glauben an Gewaltlosigkeit angezweifelt zu haben.

zurück

von Superreichen, die die Demokratie ungefähr so ernst nehmen würden wie das Vaterunser. Hier gelte es einzugreifen, denn eine Armee müsse die Interessen aller und nicht nur die der Superreichen verteidigen.[95] «Freunde! Seid doch nicht naiv, seid doch keine Phantasten. Die Armee gibt es. Sie ist eine grauenhafte Realität. Aber nicht die Armee hat ihre Eigengesetzlichkeit, wie ihr alle behauptet. Nein, unsere Gesellschaft hat ihre Eigengesetzlichkeit, solange wir daran glauben. […] Ihr, meine Freunde, seid kleingläubig, ihr habt keine Phantasie. Stellt euch doch eine Armee vor, wo es zum Beispiel keine Rangabzeichen mehr gibt, keine Graduierte, sondern nur gebildete, gescheite Menschen. Stellt euch doch eine Armee vor, die keine Uniform mehr trägt. Stellt euch doch endlich als dritte Phase eine Armee vor, die keine Waffen mehr besitzt, dafür Geist, Kultur, Liebe und Fröhlichkeit. […] Und Willi Kobe und Ralf Winkler und Ebert und Gollwitzer und Stöhr und ganz und gar allen will ich nicht grundsätzlich widersprechen, sondern sie alle nur darauf aufmerksam machen, dass man sehr wohl das eine tun kann und das andere nicht lassen muss. Ich habe Kriegsdienstverweigerer vor Divisionsgericht verteidigt und selbst den Kriegsdienst in unserer Armee nicht verweigert. […] aber stellt euch doch vor, wo ihr heftiger wirken könnt: In der Gefängniszelle oder unter Kameraden? Nein, Freunde: ich bin kein scheissliberaler Idealist, sondern ein sozialistischer Realist: Ich will die Armee nicht in den Griff kriegen, um unsere Konzernherren abzuschaffen, sondern nur um zu verhindern, dass die Konzernherren unsere Armee benützen können, um uns abzuschaffen.»[96] Diggelmann gab im gleichen Text zu, dass viele Massnahmen und Entscheide der sozialistischen Regierungen falsch gewesen seien und sich als Bumerang erwiesen hätten. «Tödlich aber waren solche Fehlentscheidungen nie. Man verweise mich nicht noch einmal auf das Ungarn von 1956 oder auf die CSSR von 1968. Wenn man mir damit kommen will, dann erinnere ich an die ‹Weisse Revolution› in Ungarn und an die Hitler-Armeen, welche praktisch ganz Osteuropa zerstört haben. Dass da die Russen verdammt vorsichtig geworden sind, verstehe ich mehr denn je.»[97]

Was war Diggelmann also? War er Kommunist? War er Sozialist? War er Marxist? Oder doch keines von allen? Welche Gesellschaftsvision schwebte ihm vor? Die untersuchten Beispiele haben gezeigt, dass Diggelmann widersprüchlich blieb. 1971 hielt er in einem Interview mit «Propaz», der Zeitung der Internationalen der Kriegsdienstgegner, zwar fest: «Ich bin – abseits jedes Dogmatismus – ein überzeugter Sozialist und zwar bin ich eher vom Marxismus beeinflusst; man könnte mich also einen Marxisten nennen.»[98] Aber traf das wirklich zu? Und wenn ja, für welchen Sozialismus stand er ein?

Diggelmann hatte, wie bereits in Kapitel 3.2.3 gezeigt wurde, über eine längere Zeit in den mittleren 1960er-Jahren einen intensiven und recht persönlichen Kontakt zu Konrad Farner gehabt. Auch pflegte Diggelmann, wie Abhörprotokolle

95 Diggelmann, Walter Matthias 1978: Feststellungen, S. 109–111.
96 Ebd.
97 Ebd.
98 Propaz: 12. 1971.

zurück

deutlich machen, bereits in den 1960er-Jahren den Kontakt zu Buchhändler und Kommunist Theo Pinkus, der den «Zeitdienst» herausgab.[99] Aber gingen diese Beziehungen über ein rein geschäftliches Verhältnis hinaus? Waren Zeitgenossen wie Farner und Pinkus eine Art ideologische Vorbilder und Vordenker Diggelmanns? Man ist geneigt zu sagen: Nein. Diggelmann ging stets seinen eigenen Weg – und eckte gerade darum nicht an einer einzigen politischen Front, sondern an fast jeder möglichen politischen Front an. «Ich bin kein Rechthaber, und ich habe die Weisheit nicht mit Löffeln gegessen, ich bin kein Fanatiker, aber ich bin auch kein blinder Gläubiger. Wer mich als ‹Linken› oder gar als ‹Kommunisten› beschimpft, vergisst, dass Jesus den Kommunismus gepredigt hat, dass in der Bibel immer von *Gemeinde* die Rede ist und nicht von Privateigentum.»[100]

Es sticht ins Auge, dass sich Diggelmann gegen Ende seines Lebens ideologisch konsequenter und intensiver mit dem Kommunismus beziehungsweise dem Sozialismus als Gesellschaftsform auseinandersetzte als in früheren Jahren. Darauf deutet nicht nur das Buch «DDR – Tagebuch einer Erkundungsfahrt» hin, welches in Kapitel 3.4.3 noch im Detail behandelt wird, darauf verweist auch eine der letzten öffentlichen Reden Diggelmanns, gehalten am ersten öffentlichen Parteitag der POCH im Frühling 1978.[101] Diggelmann war nur wenige Wochen zuvor auf der Liste der POCH in den Zürcher Gemeinderat gewählt worden.[102] In dieser Parteitagsrede befasste sich Diggelmann auf mehreren maschinengeschriebenen Seiten mit der Nationalökonomik von Friedrich Engels und kam zu Schlüssen wie: «Wenn wir die Kriminalität eliminieren wollen, müssen wir das Eigentum abschaffen»,[103] «Es wäre nicht einmal so sehr übertrieben, wenn ich sagen würde, die Wurzel jeder Kriminalität sei das Eigentum»,[104] «Die Eigentums-Ideologie hat nicht nur die Köpfe der Grund- und Kapitalbesitzer verseucht, sondern bereits auch die Gehirne der eigentumslosen Proleten angefressen»[105] oder schliesslich «Worin zum Teufel besteht eigentlich der Unterschied eines Bankiers, eines Grossindustriellen und eines Raubmörders? Nur darin, dass erstere mehr Eigentum besitzen als der Raubmörder.»[106]

3.4.2 Nonkonformistentreffen am Bielersee

Walter Matthias Diggelmann hat nie ein Geheimnis daraus gemacht: Ging es darum, sich selbst einzuordnen in die politische Landschaft der Schweiz der 1960er- und

99 Bundesarchiv: E 4320 C 1995/392, Bd. 244.
100 Team: 4. 1971.
101 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-2-11. / Ein praktisch identischer Text war bereits einmal im Juli 1973 erschienen. Konzept: 7. 1973.
102 Siehe dazu Kapitel 3.4.4.
103 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-2-11.
104 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-2-11.
105 Ebd.
106 Ebd.

1970er-Jahre, dann zählte er sich jeweils zu den ungern Gesehenen. War da die Rede vom «guten» und vom «bösen» Schweizer, dann war für Diggelmann klar, dass die Öffentlichkeit in ihm den «bösen» Schweizer sah.[107] Konformist oder Nonkonformist? Dann war Diggelmann ein Nonkonformist. «Volksfreund» oder «Volksfeind»? Keine Frage, Diggelmann war Letzteres. Der Volksfeind, so Diggelmanns Einschätzung zu den damals in der Schweiz verbreiteten Freund- und Feindbildern, der komme immer von links. «Ein Volksfeind ist einer, der Fragen stellt. Ein Volksfeind ist einer, der unsere Gesellschaftsordnung nicht vorbehaltlos bejaht. Ein Volksfeind ist einer, der die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft historisch betrachtet. Ein Volksfeind ist einer, der den allgemeinen Fortschritt, das Stirb und Werde unserer menschlichen Gesellschaft bejaht, zumindest nicht zu stoppen versucht. Ein Volksfeind ist einer, der die Veränderungen auf dieser Welt nicht verhindern möchte oder gar zu fördern versucht. Die Volksfreunde (als Gegenstück zu den Volksfeinden) bejahen die Veränderungen auch. Wenn es sein muss. Die Waschmittelfabrikanten verändern die Packungen für ihre Waschmittel. Ihre Grafiker kopieren Elemente der modernen Kunst. Auch Pop darf es sein, wenn es sich nur verkauft. […] Die Volksfreunde sind tatsächlich für den Fortschritt. Sie sind sogar für Kritik. Aber es muss aufbauende, konstruktive Kritik sein. Die Kritik muss systemimmanent sein. Systemimmanente Kritik ist zum Beispiel Kritik an veralteten Fabrikations- und Managementmethoden, welche den bisher sicheren Profit gefährden. Negative und destruktive Kritik ist Kritik am System. Denn für die Volksfreunde ist das System a priori gut. Für sie. Denn es ist ihr System; es ist das System, das ihnen erlaubt, auf dem Rücken von Millionen von Arbeitenden ihre privaten Profite herauszuwirtschaften. […] Jene also, die sich als Volksfreunde ausgeben, kommen von rechts, und wenn wir ihnen die Larven von den Gesichtern reissen, erkennen wir, dass sie die Volksfeinde, die Anti-Demokraten sind. Und wer bezahlt diese Agenten des Kapitalimperialismus, diese subversiven Elemente? Das arbeitende Volk! Mit seinen direkten und indirekten Steuern.»[108]

Weil Diggelmann aus zeitgenössischer Sicht dem nonkonformistischen Milieu zugeordnet wurde, aber im Rückblick ebenso regelmässig aus dem Kreis dieser nonkonformistischen Intellektuellen ausscherte, lohnt es sich, der Frage, wer die sogenannten Nonkonformisten tatsächlich waren und ob Diggelmann zu Recht im gleichen Atemzug mit ihnen genannt wird, noch etwas genauer nachzugehen.

Wer das Milieu der Schweizer Nonkonformisten und ihre Aktivitäten in den 1960er-Jahren im Überblick betrachtet, stellt zuerst einmal fest, dass es *den* Nonkonformisten im Grunde genommen gar nicht gab. Vielmehr war der Begriff Nonkonformist eine Konstruktion eines Teils der damaligen, mehrheitlich bürgerlich-konservativ geprägten Schweizer Öffentlichkeit. Wie schon im Vorwort dieser Arbeit festgehalten, unterstellte der in diffamierender Absicht verwendete Begriff einer Reihe von Journalisten, Publizisten und Schriftstellern in der

107 Neutralität: 1. 1972.
108 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-2-11.

zurück

Deutschschweiz, «sie würden ihre masslose Kritik in erster Linie um der eigenen Profilierung Willen öffentlich vortragen und gefielen sich in der Pose junger zorniger Männer. Wichtiger als der Generationenkonflikt war die mit der Anklage verknüpfte Anschuldigung, ihre Attacken am westlichen System würden nur dem Feind im Osten dienen. In den Augen vieler rechtsbürgerlicher wie sozialdemokratischer Wortführer handelte es sich im Fall der Nonkonformisten um nützliche Trottel Moskaus.»[109]

Mit dem Begriff Nonkonformist war eine Person gemeint, die quer zur bestehenden Ordnung dachte und öffentlich dazu stand. Der Nonkonformist war ein Intellektueller, der den damals verbreiteten Antikommunismus kritisch hinterfragte und Fragen zum politischen Zustand der Schweiz, konkret zum Umgang mit der schweizerischen Weltkriegsvergangenheit, zur schweizerischen Armee, zur Expo 64, zur Jugend und zu den Jugendunruhen formulierte. Ein Intellektueller, der die Geschichte der Schweiz lieber mit 1848 beginnen liess – vornehmlich am Nationalfeiertag –, der die geistige Landesverteidigung zur Sprache brachte und mitunter Vertreter des bürgerlich-konservativen «Establishments» direkt kritisierte.[110] Die Schweizer Nonkonformisten der 1960er-Jahre wirkten, wie auch ihr bürgerlich-konservatives Pendant und weitere Gruppierungen und Interessengemeinschaften aus dem linksliberalen und kulturellen Milieu, mit «an der öffentlichen Inszenierung von gesellschaftlichem Dissens.»[111]

Der Nonkonformist, um beim Bild zu bleiben, stammte üblicherweise aus der Deutschschweiz, war immer männlich, dachte tendenziell linksliberal, stand aber gewöhnlich nicht extrem links. Kennzeichnendes und verbindendes Element war, dass der Nonkonformist in der Regel nicht Mitglied einer Partei war. Er trat gerade darum als Teil der autonomen Öffentlichkeit auf, weil er zum Schluss gekommen war, dass die Parteien ihre ursprünglichen und künftigen Aufgaben nicht mehr in genügendem Mass erfüllen konnten. Der Nonkonformist war ein ausgesprochener Einzelkämpfer, der im Laufe seiner Tätigkeit in der einen oder anderen Form auf den Widerstand etablierter, verkrusteter Machtapparate gestossen war oder zumindest auf den hartnäckigen Willen, möglichst alles beim Alten zu belassen.[112]

«Als Nonkonformismus bildet sich Mitte der sechziger Jahre eine heterogene, unorganisierte, mittelständische Männeropposition aus Lehrern, Pfarrern, Ärzten, Beamten, Presseleuten und Schriftstellern heraus – öffentlich auftretende Nonkonformistinnen hat es kaum gegeben.»[113] Das sagt Nonkonformismusexperte Fredi Lerch. Für den selbst vom Vorwurf des Nonkonformismus betroffenen Journalisten Hans Fleig war die lose Gruppierung sicher von 1961 bis Ende 1967 ein Bestandteil der schweizerischen Innenpolitik, die begrifflich in ihren Reihen

109 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 215.
110 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 347 f. / Fleig, Hans 1968: Über den schweizerischen Nonkonformismus, S. 661–672. / Degen, Bernard 2009: Nonkonformismus.
111 Peter, Nicole 2008: Halbstarke, Kellerpoeten, Studentinnen und Lehrlinge, S. 24.
112 Fleig, Hans 1968: Über den schweizerischen Nonkonformismus, S. 663 f.
113 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 347.

sehr gegensätzliche Kräfte sammelte.[114] Erich Gruner hat die Nonkonformisten ein Jahr später, 1969, eindeutig zur Kategorie der Aussenseitergruppen der schweizerischen Politlandschaft gezählt und ideologisch in die Nähe des kritischen Progressismus gerückt.[115] Mit der «Zürcher Woche» bis 1964 und der «Weltwoche», der «Neutralität» und der «Neuen Presse» ab 1964 hatten die Nonkonformisten ihre öffentlichen Sprachrohre – nicht zu vergessen die Basler «National-Zeitung», die auch in Biel mit dem «Büro Cortesi» eine Agenturvertretung hatte. Bekannte Personen, die mit den Nonkonformisten in Verbindung gebracht wurden, waren Rolf Eberhard, Walter Matthias Diggelmann, Roman Brodmann, Arnold Künzli, Paul Ignaz Vogel, Mario Cortesi, Rolf R. Bigler, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Jean Rudolf von Salis, Otto F. Walter, Ahmed Huber, Hans Rudolf Hilty, Paul Nizon, Sergius Golowin, Walter Vogt und Alexander Seiler.[116]

Der Begriff Nonkonformist war zuerst eine allgemein benutzte (Fremd-)Bezeichnung – die so bekannt wurde, dass sogar SP-Bundesrat Willy Spühler sie an einer 1.-August-Rede im kanadischen Montreal benutzte: «Man spricht von Konformismus, und in der Umkehrung der historischen Erfahrung sieht derjenige, der sich als Nonkonformist bezeichnet, in der Gleichrichtung von Denken und politischer Haltung eine Bedrohung der schweizerischen Existenzberechtigung. Wir teilen diese Sorge nicht. Die Schweiz ist nie so stark gewesen wie dann, wenn ihre verschiedenen Gruppen in ihrem Wollen und Fühlen einig waren.»[117] Später wurde der Ausdruck zur unkompliziert benutzten Selbstzuschreibung, etwas böse könnte behauptet werden, dass «Nonkonformismus» mehr und mehr zur Pose wurde. «Nonkonformist» wurde zum Modewort, bald schon war es in, Nonkonformist zu sein, in Abgrenzung vom starren Konformismus der bürgerlich-konservativen Mehrheit fast schon ein Kompliment. Aber: Gerade von der aufbegehrenden, neulinken Jugend sollte Ende der 1960er-Jahre der Vorwurf kommen, dass sich die Nonkonformisten damit begnügten, anders zu sein als die anderen. Zwar hätten sie, wie die Jugend, das Gefühl, dass manches nicht stimme in der Gesellschaft, aber ihr Missbehagen sei nicht tief. Das Missbehagen wandle sich in dem Moment in ein Behagen, in dem sie öffentlich auffielen und das Gefühl bekämen, nicht zur Masse zu gehören. Den Nonkonformisten fehlte aber das, was Bertolt Brecht den «langen Zorn» genannt habe.[118]

Es überrascht, dass drei Jahre bevor sich der Ausdruck «Nonkonformist» um 1964 in der Schweizer Öffentlichkeit etablierte,[119] er in leicht angepasster Form zum Übernamen einer ganz anderen politischen Partei werden sollte. Ausgerechnet Peter Dürrenmatt und seine neu gegründete Liberal-demokratische Union der

114 Fleig, Hans 1968: Über den schweizerischen Nonkonformismus, S. 661.
115 Gruner, Erich 1969: Regierung und Opposition im schweizerischen Bundesstaat, S. 42.
116 Fleig, Hans 1968: Über den schweizerischen Nonkonformismus, S. 661–663, 672.
117 Ebd., S. 667. Dort zitiert nach Willy Spühlers Rede vom 1. August 1967, die dieser an der Bundesfeier der Schweizer Kolonie in Kanada hielt, die aus Anlass der Weltausstelllung in Montreal stattfand.
118 Siegfried, Detlef 2006: Time is on my side, S. 357 f.
119 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 347 f.

zurück

Schweiz wollten sich 1961 nämlich die «Unkonformen» nennen.[120] Das trifft den Rückblickenden unerwartet, weil der gleiche Dürrenmatt in den darauffolgenden Jahren als Chefredakteur der «Basler Nachrichten» einen deutlichen journalistischen Gegenpol zum ebenfalls in Basel angesiedelten nonkonformistischen Stammblatt «National-Zeitung» aufbauen und an der Konstruktion des Feindbildes des «Nonkonformisten» massgeblich mitwirken sollte. Interessant ist ausserdem, dass Dürrenmatt 1961 im Namen der «Unkonformen» Phrasen in die Öffentlichkeit trug, die einige Jahre später ohne Weiteres aus der Feder eines sogenannten Nonkonformisten hätten stammen können. «Wir sind nicht ‹Unabhängige›, die einfach um der Bewegung Willen politisieren. Wir sind aber auch nicht Ideologen und Doktrinäre, die einem Bild vom ‹besten Staate› nachjagen. Wir halten einfach dafür, die heutige Vollkommenheit sei nicht alles, der Konformismus, die Neigung zum Kompromiss und zum Burgfrieden um jeden Preis bedürften einer Korrektur; es gebe gewisse Probleme unserer Politik, die nicht länger als undiskutierbare Tabus behandelt werden sollten.»[121]

Im Gegensatz zu den Nonkonformisten einige Jahre später wurde Peter Dürrenmatt 1961 für solche Gedanken jedoch nicht landesweit als «Nestbeschmutzer» verschrien. Jean Rudolf von Salis ebenso wenig, als er 1961 in seinem berühmten Referat «Die Schweiz im Kalten Krieg» an einer Tagung auf der Lenzburg vom schweizerischen Ungeist sprach, der sich in der Deutschschweiz eingenistet habe.[122] Vom schweizerischen Ungeist, der den Fronten damals zu Gevatter gestanden habe, der Stinkbomben werfe, wenn in einem Kino ein russischer Film laufe, der in einem Dorf am Zürichsee eine Familie drangsaliere und ihr keine Lebensmittel verkaufe, weil der Familienvater ein überzeugter Marxist sei, der die jungen Heimkehrer vom Moskauer Jugendfestival am Bahnhof tätlich angreife, ihnen ihr Gepäck entreisse und es auf der Strasse zerstreue, der in der Presse oder in Versammlungen jeden, der vom geforderten Denkschema abweiche, und sogar solche, die im amtlichen Auftrag sich ins östliche Ausland begäben, nach dem Vorbild des verstorbenen Dr. Goebbels als Staatsfeinde verschreie – dieser Ungeist, dem an einem fairen politischen Kampf, geschweige denn an geistiger Auseinandersetzung nichts, am Niederknüppeln missliebiger Leute alles gelegen sei, habe sich unter dem Mantel der Bekämpfung des Kommunismus bereits tiefer eingenistet, als man wahrhaben wolle.[123]

Wie einem Gesprächsprotokoll zu entnehmen ist, hat von Salis mit diesen Aussagen bei mehreren Teilnehmern der Tagung zwar lebhaften Widerspruch erregt – längst nicht bei allen –, durch die Einwände beirren lassen hat er sich nicht. Im Gegenteil, er soll sogar ergänzt haben, dass man in Zürich als Liberaler mo-

120 Weltwoche: 7. 4. 1961.
121 Ebd.
122 In Buchform veröffentlicht wurde die Rede allerdings erst 1968. Von Salis, Jean Rudolf 1968: Schwierige Schweiz.
123 Von Salis, Jean Rudolf 1968: Schwierige Schweiz, S. 198 f.

zurück

ralisch umgebracht werde. Sanktioniert oder zum «bösen» Schweizer gestempelt wurde Jean Rudolf von Salis deshalb nicht.[124]

Dass bereits 1961 von «Unkonformen» die Rede war, weist darauf hin, dass Ausdrücke wie «Nonkonformist» schon vor der Gründung der nonkonformistischen Zeitschrift «Neutralität» und vor der Initialzündung der «Zertrümmerer»-Debatte an der Expo 64 in der Schweizer Öffentlichkeit kursierten.[125] Das legen auch zeitgenössische Karikaturen und ein Artikel in der «Zürcher Woche» aus dem Jahr 1963 nahe, der sich mit der Absetzung des «Freitagsmagazins»[126] um Roman Brodmann und der darauffolgenden Berichterstattung der NZZ befasste. Werner Wollenberger schrieb dort: «Vor ein paar Jahren war jeder, der nicht hundertundzwei Prozent gouvernemental dachte, ein Kommunist. Als sogar die Stursten einsahen, dass man damit keinen Kampf gegen den Kommunismus bestehen kann, wurde ein neues Schimpfwort gefunden. Wer heute zwei Zentimeter vom Zentrum wegdenkt, ist ein Nonkonformist, und wenn man ihm besonders bös will, dann behauptet man, dass er im konsequenten Nonkonformismus zum Konformisten erstarrt sei.»[127]

Spätestens ab Mitte der 1960er-Jahre war der Begriff Nonkonformist in aller Munde und wurde unter den Zeitgenossen auch intensiv diskutiert. Unter dem Titel «Wie man Linksintellektueller wird»[128] beschäftigte sich Roman Brodmann mit dem Verhältnis von Konformist und Nonkonformist. Der Konformist, der in fest zementierten Kategorien urteile und handle, könne den differenzierenden Intellektuellen nicht verstehen. Für ihn sei jedes Aber, jeder Vorbehalt, jeder Zweifel an der totalen Wahrheit der eigenen Sache ein Zeichen der Schwäche oder des Verrats. Wer ihm seinen schwarzen Teufel grau färben wolle, sei schlimmer als der Teufel selbst. Subversiv, zersetzend, aufweichend, morbid, dekadent, links. Das Delikt des Linksintellektuellen bestehe nicht darin, dass er links denke, sondern dass er überhaupt denke. Deshalb verleihe der Konformist dem Linksintellektuellen die Züge des gefährlichen Konspirateurs, des potenziellen Landesverräters.[129]

Ein Beispiel für eine derartige Etikettierung lieferte kurz darauf der damalige Ausland- und spätere Chefredakteur der NZZ, Fred Luchsinger – in einer Ansprache, die er an der Maturitätsfeier der Kantonalen Handelsschule Freudenberg hielt. Die Nonkonformisten, so Luchsinger, seien eine Schar der Unerfüllten, der Unzufriedenen, der grundsätzlichen Kritiker Helvetiens, die sich dem Engagement im Kleinen verweigerten, indem sie auf das Engagement in der grossen Sache warteten. Mit den Minimalkorrekturen am Getriebe von Staat und Gesellschaft befassten sie sich nicht, forderten aber gleichzeitig die Totalrevision – ohne allerdings genauer die Richtung angeben zu können. Zwar erachtete Luchsinger

124 Bitterli, Urs 2009: Jean Rudolf von Salis, S. 167 f.
125 Zur «Zertrümmerer»-Debatte siehe Kapitel 3.1.1.
126 Zum «Fall Freitagsmagazin» siehe Kapitel 3.5.1.
127 Zürcher Woche: 3. 5. 1963.
128 Ebd.: 23. 8. 1963.
129 Ebd.

zurück

die enttäuschten Idealisten, die Nonkonformisten grundsätzlich als notwendiges Übel, welches als Instanz der Selbstkontrolle nützlich sei, der Beitrag jedoch bleibe gering, solange die Kritik nicht konkretisiert werde.[130] Im O-Ton der NZZ klang das dann so: «Wir sind nicht der Meinung, dass ‹Nonkonformisten› bei uns in die Ecke gehören und vom öffentlichen Gespräch isoliert bleiben sollen. Sofern sie nicht einfach ihrerseits in die bequeme Konformität des Nein-Sagens und der Opposition *à tout prix* verfallen, sondern die Öffentlichkeit, wenn nötig auch mit polemischer Schockwirkung, zum Nachdenken über Fragen zwingen, in denen sie sich mit automatischen Antworten oder auch mit Lethargie begnügt, haben sie in diesem Gespräch eine legitime Funktion.»[131]

Dem Typus, dem «Habitus» des Nonkonformisten wurde in unzähligen Zeitungsartikeln immer wieder nachgespürt; auch aufseiten jener, die direkt vom Vorwurf des Nonkonformismus betroffen waren. Am 4. Dezember fragte die «Schweizer Illustrierte»: «Was sind das für Leute, die Nonkonformisten? Denker, Revoluzzer oder Querulanten?»,[132] und gab im Anschluss sechs Personen, «die alle selbst einmal in irgendeinem mehr oder weniger passenden Zusammenhang als ‹Nonkonformisten› bezeichnet, gerühmt oder verschrien wurden»,[133] die Gelegenheit, sich zum Nonkonformismus zu äussern. Befragt wurden Friedrich Dürrenmatt, Peter Bichsel, Walter Matthias Diggelmann, Charles F. Vaucher, Max Frisch und Werner Wollenberger. Und in der «Zürcher Woche» entbrannte im Februar 1965 ein kleiner Streit darüber, ob Nonkonformismus nun ein Schimpfwort sei oder nicht,[134] im Berner Diskussionskeller «Junkere 37» brachten Sergius Golowin und seine Untergrundmitstreiter ein Jahr später als Happening ein «Kammerspiel» zum Nonkonformismus auf die Bühne[135] und der «Vorwärts» liess in mehreren Ausgaben über mehrere Wochen sogenannte Nonkonformisten über Nonkonformismus reden. In der Öffentlichkeit bekannte Personen wie der Zürcher Buchhändler Theo Pinkus, der Burgdorfer Schriftsteller Sergius Golowin, Marxist Konrad Farner aus Thalwil, der Berner Pfarrer Kurt Marti, Journalist Marcel Brun alias Jean Villain und Redakteur Karl Odermatt durften sich äussern.[136] Psychologe Franz Keller aus Bern wagte sich im «Profil», der sozialdemokratischen Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur, gar an eine Typologie und Geschichte des Nonkonformismus – auf ganzen fünf Seiten – und schilderte, wie inzwischen, 1967, ein Kampf darum entbrannt sei, wer sich überhaupt noch Nonkonformist nennen dürfe, wer wirklich einer sei und wer vielleicht sogar ein Supernonkonformist sei.[137] Derweil stellte Roman Brodmann in der «Zürcher Woche» die ketzerische Gegen-

130 Neue Zürcher Zeitung: 22. 9. 1964.
131 Ebd.: 10. 1. 1965.
132 Schweizer Illustrierte: 4. 12. 1967.
133 Ebd.
134 Zürcher Woche: 19. 2. 1965. / Ebd.: 26. 2. 1965. / Ebd.: 5. 3. 1965. / Ebd.: 12. 3. 1965.
135 Zeitdienst: 25. 2. 1966.
136 Vorwärts: 28. 4. 1966. / Ebd.: 12. 5. 1966. / Ebd.: 26. 5. 1966. / Ebd.: 16. 6. 1966. / Ebd.: 23. 6. 1966.
137 Profil: 3.67.

zurück

frage, was denn bei aller Rede vom Nonkonformisten eigentlich das Gegenteil, der Konformist, sei. Die Antwort: Das ganze Bestreben des Konformisten sei darauf gerichtet, die bestehenden Verhältnisse zu erhalten, weil die bestehenden Verhältnisse ihm persönlich respektive seinem engeren Interessenkreis einen optimalen Nutzen abwerfen. Der Konformist sei folglich ein Nutzniesser aus Erfahrung, mit einer Allergie gegen die Veränderung, selbst gegen theoretische Anzeichen einer möglichen Veränderung.[138] Für Arnold Künzli hatte dieser Konformist aber vor allem eines geschafft: Er hatte es geschafft, Opposition als Verrat zu denunzieren und den Intellektuellen, der schon immer den Auftrag gehabt hatte, Kritik zu üben, zu diffamieren.[139] «Freilich gab es da eine Schwierigkeit: die Oppositionsjäger selbst in ihren Zeitungsredaktionen waren ja nicht geistig unbedarfte Stallknechte, sondern ebenfalls sogenannte Intellektuelle, und es müsste auf den Zeitungsleser doch etwas verwirrend wirken, wenn Intellektuelle Intellektuelle Intellektuelle schimpfen. Aber man wusste sich semantisch zu helfen: einen gouvernementalen Intellektuellen nannte man einen Akademiker und bloss der oppositionelle Intellektuelle war fortan ein Intellektueller, ein ‹gewisser Intellektueller› oder gar ein ‹Links-Intellektueller›, […] diese Intellektuelle wurden näher charakterisiert: sie sind skeptisch, nihilistisch, defaitistisch, dekadent, böswillig, frivol, mit einem Wort – und das ist auch gleich das Schlüsselwort – entwurzelt.»[140]

Den meisten zeitgenössischen Betrachtungen war gemein, dass sie verallgemeinernd vom Nonkonformismus beziehungsweise von den Nonkonformisten sprachen. Hatte sich trotz der vielen verschiedenen unter diesem Begriff zusammengefassten Haltungen eine Gruppenidentität gebildet? Kann aus wissenschaftlicher Sicht von einer sozialen Gruppe gesprochen werden? Wie noch am Beispiel Diggelmann gezeigt wird, kann man darauf mit Ja und mit Nein antworten. Wie bereits angedeutet, täuschte der zusammenfassende Begriff darüber hinweg, wie heterogen die unter dem Label zusammengefassten Intellektuellen waren. Einig waren sich die Nonkonformisten vor allem in ihrem Nonkonformsein. Gemeinsam war ihnen die Forderung nach Wandel, nach kritischer Auseinandersetzung mit der Gegenwart und der Gesellschaft. Gefordert haben sie dies sehr häufig über die Medien. Versuche, die Nonkonformisten als Gruppe zusammenzubringen, gab es zwischen 1966 und 1968.

Betrachtet man die biografischen «Rucksäcke», die die Nonkonformisten durchs Leben trugen, zeigen sich erhebliche Differenzen. Punkto Sozialisierung, Beruf, Ideologie und Lebenseinstellung waren es sehr unterschiedliche Intellektuelle. Zwar stammte eine Mehrheit aus bürgerlichen Kreisen und betätigte sich, wie bereits erwähnt, als Schriftsteller, Journalisten, Lehrer oder Pfarrer – in Sachen politischer Haltung jedoch dachten sie zum Teil sehr verschieden. So standen die einen in der Tradition des bürgerlichen Liberalismus von 1848, andere standen dem demokratischen Sozialismus oder dem Humanismus nahe und wieder andere

138 Zürcher Woche: 17. 2. 1967.
139 National-Zeitung: 2. 6. 1968.
140 Ebd.

zurück

wären in die Nähe des Kommunismus zu rücken. Auch Sozialdemokraten, Mitglieder der Partei der Arbeit und zentrale Figuren des Rassemblement jurassien[141] waren unter den Nonkonformisten anzutreffen. Die einen folgten dem Weg der freien Sexualität und der hippen Lebenskonzepte und -formen der 68er, während sich andere stärker an traditionelle Normvorstellungen gesellschaftlichen Lebens hielten und im Protest keinen möglichen Weg in die Zukunft sahen.[142]

Diese Unterschiede exemplarisch auf den Punkt gebracht hat Peter von Matt in einem Essay im Herbst 2009. Er konstatierte, dass Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt, diese Giganten der Schweizer Literatur des 20. Jahrhunderts, stets im gleichen Atemzug genannt würden, dass aber die Unterschiede zwischen den beiden grösser waren, als sie selbst glaubten. Vereinfacht gesagt, so von Matt, könne Frisch als ein Liberaler eigener Prägung, Dürrenmatt als ein Konservativer eigener Prägung bezeichnet werden. Beide waren keine Sozialisten, wurden von der bürgerlich-konservativen Elite trotzdem als Nonkonformisten verschrien, während sie für die Jugendbewegung bereits Schnee von gestern waren. In einen Topf geworfen, vertraten sie politisch doch ganz verschiedene Haltungen. Frischs Urliberalismus ging von einer veränderbaren Welt aus, Bedingung dazu waren Freiheit, Vernunft und der Wille des Menschen, aufzubrechen. Die Verantwortung für die Welt lag nach Frisch nicht mehr in Gottes und der Könige Hände, sondern in der Hand aller Menschen. Die Vorsehung war jetzt die Vernunft des Menschen, die Welt musste erlöst werden – durch den Menschen selbst. Dürrenmatts anarchokonservatives Credo dagegen war, dass sich die Welt nicht verändere, es nichts Neues gebe in der Geschichte, kurz, alles uralt sei, nur in anderer Gestalt erscheine.[143]

«Was Dürrenmatt sprengt, sind die Institutionen, Staat, Kirche, Justiz, sind die Theorien des Liberalismus wie des Kommunismus, ist letztlich auch Frischs Konzept der Selbsterlösung des Einzelnen. Erlösung kann es bei Dürrenmatt nur als Gnade von oben geben […]. Auch bei Frisch werden installierte Ordnungen gesprengt, aber nicht, weil sie Ordnungen sind, sondern weil sie erstarrte Ordnungen sind. Frisch hat nichts gegen den liberalen Staat, er kennt nichts Besseres, aber er will einen beweglichen Staat, der sich immerzu verwandelt auf noch grössere Freiheit hin, als Raum für Menschen, die sich selbst immerzu verwandeln in schöpferischer Gestaltung ihrer Existenz.»[144] Fazit: Beides waren Nonkonformisten – und doch so verschieden.

Wer ins Jahr 1966 nach Biel zurückreist, sieht, dass es dennoch Bemühungen gab, die Nonkonformisten als Gruppe zu einen. Die Idee zu den Nonkonformistentreffen war nach der Dienstverweigererdemonstration von Ins[145] im «Büro

141 Hauser, Claude 2010: Rassemblement jurassien.
142 Färber, Thomas; Schär, Bernhard 2008: Zwischen bürgerlicher Reform und jugendlicher Revolte, S. 15–27.
143 Kleine Bund: 10. 10. 2009.
144 Ebd.
145 Siehe dazu Kapitel 3.4.2.

zurück

Cortesi» am Bielersee entstanden.[146] Die beiden Journalisten Frank A. Meyer und Mario Cortesi waren überzeugt, dass sich die verschiedenen nonkonformistischen Exponenten in der Schweiz besser kennenlernen und vernetzen sollten. Sie unternahmen zusammen mit Ahmed Huber, Paul Ignaz Vogel, Michel Walter, Jörg Steiner und Peter Höltschi einen Versuch und verschickten am 8. November 1966 eine Einladung an ungefähr achtzig Personen aus dem Milieu der Nonkonformisten. Darin hiess es: «Seit einiger Zeit scheint es – Bundesräte, Parteigewaltige und reputierliche Blätter stellen dies jedenfalls mit Schrecken fest –, dass es in unsrem Lande Leute gibt, die anders denken, sich nonkonform gebärden, es also wagen, mit ungebührlicher Kritik Missbehagen und Misstrauen Ausdruck zu geben. Wir glauben nun, es sollte den Exponenten dieser Kritik an landesüblichen Vorstellungen der heutigen Schweiz Gelegenheit gegeben werden, untereinander Kontakt zu nehmen, sich kennen zu lernen.»[147]

Das erste Treffen lief unter dem Titel «Die Wiederherstellung der Freiheit». Es standen Kurzreferate von Michel Walter, Ahmed Huber, Manuel Isler und Urs Jaeggi auf dem Programm, die zum Abhören von Telefongesprächen und zur Kontrolle privater Briefpost sowie zur Informationsfreiheit in der Schweiz sprechen sollten. Treffpunkt war das Bahnhofbuffet Biel am 27. November 1966, und Alfred Rasser sollte die Stimmung mit kleinen Improvisationen auflockern. Wichtig: Es wurde festgehalten, dass die Zusammenkünfte geheim zu halten und weder Vornoch Rückblick zu publizieren seien.[148] Kurz vor dem Anlass wurden 40 Anmeldungen bestätigt und eine Programmänderung bekannt gegeben. Urs Jaeggi könne nicht sprechen und werde durch Roman Brodmann ersetzt.[149]

Zum Treffen selbst sind, mit Ausnahme einer Rückschau von Roman Brodmann zehn Jahre später,[150] keine schriftlichen Aufzeichnungen bekannt. «[…] da haben wir uns gefunden mit dem weitgefassten Willen, gesprächsweise die Aufträge zu überprüfen, die wir uns als zeitbewusste Schweizer selbst erteilt hatten, unideologisch und also grosszügig assortiert: die Interkantonale der Nonkonformisten. Es war der kleine Rütlischwur der kritischen Geister, ein Rendez-vous der trendgerechten Zuversicht, das Spektrum entsprechend breit.»[151]

Ein weiteres Treffen dieser «Interkantonalen der Nonkonformisten» fand ein halbes Jahr später, im Mai 1967, statt. Auch dazu existiert eine Einladung, in welcher zu Beginn auf das erfolgreiche Treffen vom November 1966 in La Neuveville

146 Das Büro Cortesi wurde am 20. September 1965 als erstes unabhängiges Pressebüro der Schweiz gegründet, durch die beiden Journalisten Mario Cortesi und Ludwig Hermann, die Journalistin Ella Sollberger und Fotograf Guido Noth. Neben Mario Cortesi schrieb bald auch der blutjunge Frank A. Meyer, der heutige Starkolumnist des «Sonntags-Blicks», für das Büro Cortesi. Beide produzierten sie, unter anderem, Inhalte für die damalige «National-Zeitung» – immer mit Fokus auf den Raum Biel und Bern. Siehe dazu Biel Bienne: 16./ 17. 9. 2015. / Färber, Thomas, 2008: Schreiben und schauen, was passiert, S. 28–30.

147 Privatarchiv Thomas Färber: Vogel, Paul Ignaz; Cortesi, Mario et al. 1966.

148 Ebd.

149 Ebd.

150 Basler Zeitung: 20. 12. 1977.

151 Ebd.

zurück

am Bielersee zurückgeblickt wurde, bevor man ausführte, dass man den Eingeladenen am 28. Mai 1967 die Gelegenheit geben wolle, mit dem Generalsekretär des Rassemblement jurassien, Roland Béguelin, ein informativ-kritisches Gespräch über die Jurafrage zu führen. Das Treffen sollte erneut am Bielersee in La Neuveville beginnen und mit einer Schiffsfahrt zur und einem Aufenthalt auf der St. Petersinsel seinen Abschluss finden.[152] Auch zu diesem Treffen sind keine Protokolle verfasst worden.

Das letzte Nonkonformistentreffen muss ein Jahr später am 26. Mai 1968 stattgefunden haben. In der Einladung vom April 1968 stand etwas desillusioniert: «Seit einem Jahr nun schon haben wir uns nicht mehr gesehen, viel Wasser ist den Rhein heruntergeflossen. Einiges hat sich geändert, gebessert, doch die Schweiz bleibt die Schweiz. Nonkonforme, Linksintellektuelle oder ‹Geistesschaffende›: Lassen wir diese grauenhaften Vokabeln, wir haben uns schon zweimal in La Neuveville am Bielersee getroffen, der Wein war gut, die Ambiance auch, wir haben nichts beschlossen und haben uns vielleicht etwas besser kennengelernt. Allein das schon ist angenehm.»[153] Geplant war das Treffen wieder in Biel, diesmal im Restaurant «Da Franco», und als Gast wurde Rolf Hochhuth angekündigt. Auch diesmal lag eine Liste mit Eingeladenen und ihren Adressen bei.

Die Liste liest sich wie das Who's who der damaligen kritischen Intellektuellen. Neben Schriftstellern wie Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Hugo Loetscher, Walter Matthias Diggelmann, Paul Nizon, Urs Widmer oder Peter Bichsel sind darauf auch die Soziologen Jean Ziegler und Urs Jäggi, sowie Pfarrer Kurt Marti und schweizweit bekannte Journalisten wie Roman Brodmann, Heinz Däpp oder Jürg Ramspeck aufgeführt. Kein Wunder, hielt Heinz Däpp, Redakteur des «Burgdorfer Tagblatts», in einem Interview einmal fest, dass an diese Treffen alles kam, was in der Nonkonformistenszene Rang und Namen hatte – jeweils etwa fünfzig bis sechzig Leute.[154] «Wenn du eingeladen worden bist, dann hast du dazu gehört. Die ganze Bewegung war wahnsinnig elitär und irgendwie auch hierarchisch strukturiert. Zuoberst die Erzbischöfe Frisch und Dürrenmatt, dann die Bischöfe, das waren Roman Brodmann und Roland Béguelin, Rolf Hochhuth und Peter Lehner – überhaupt die Literaten. Dann kamen die gewöhnlichen Priester, das waren die Leute der Medien.»[155] Die Einladungsliste bestätigt aber auch, dass der Nonkonformismus in der Tat ein primär deutschschweizerisches Phänomen gewesen sein muss. Romands sucht man darauf (fast) vergeblich.[156]

152 Privatarchiv Thomas Färber: Vogel, Paul Ignaz; Cortesi, Mario et al. 1967.
153 Privatarchiv Thomas Färber: Vogel, Paul Ignaz; Cortesi, Mario et al. 1968.
154 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 508.
155 Ebd.
156 Trägt man die Hinweise zusammen, kann die Teilnahme folgender Personen an mindestens einem der drei Treffen bestätigt werden: Roland Béguelin, Peter Bichsel, Roman Brodmann, Heinrich Buchbinder, Mario Cortesi, Heinz Däpp, Walter Matthias Diggelmann, Friedrich Dürrenmatt, Max Frisch, Sergius Golowin, Rolf Hochhuth, Peter Höltschi, Ahmed Huber, Manuel Isler, Urs Jaeggi, Markus Kutter, Peter Lehner, Frank A. Meyer, Alfred Rasser, Marcel Schwander, Hans Ulrich Steger, Jörg Steiner, Paul Ignaz Vogel, Michel Walter.

zurück

Laut Mario Cortesi hat man sich von Anfang an ohne die Absicht getroffen, am Schluss Bilanz zu ziehen. Man sei dort gewesen, um zu reden. Themen waren zum Beispiel die ausserparlamentarische Opposition, der Nonkonformismus natürlich, die Stellung der Nonkonformisten im Staat und in den Medien.[157] Einigkeit bezüglich einer Organisationsform der Nonkonformisten bestand aber offenbar nie. So fanden viele der Teilnehmer der Treffen, dass man sich nicht organisieren sollte, andere wiederum waren vom Gegenteil überzeugt. Ein paar haben sich auch später noch getroffen. Treffpunkt war die geografische Mitte zwischen Bern, Biel, Burgdorf und Solothurn, nämlich das Restaurant Sonne in Messen. Bestätigt ist dort die Teilnahme von Peter Bichsel, Marcel Schwander, Sergius Golowin, Paul Ignaz Vogel, Frank Meyer und Heinz Däpp.[158]

Diggelmann nahm ebenfalls teil an diesen Nonkonformistentreffen. Ganz sicher im Mai 1968, ob auch 1966 und 1967 steht nicht mit Sicherheit fest, eingeladen war er jedenfalls.[159] Die Einladungen belegen, dass Diggelmann, zumindest aus zeitgenössischer Sicht, als Nonkonformist wahrgenommen wurde – denn an die geheimen Treffen eingeladen war nur, wer als Nonkonformist galt.

Diggelmann erfüllte viele «formale» Kriterien, die es zum Nonkonformisten brauchte: Er schrieb Kolumnen für die «Zürcher Woche», später auch für die «Weltwoche», die «Neutralität» und die «National-Zeitung». Er war Deutschschweizer, er war ein Mann, er war Schriftsteller und er hinterfragte als «kritischer Patriot» den Status quo in der Schweiz. Und er äusserte sich zu vielen Fragen, zu denen sich ein Nonkonformist im damaligen Verständnis zu äussern pflegte.

Mit einigen Nonkonformisten, zum Beispiel Mario Cortesi und Frank A. Meyer, verband Diggelmann eine Zeit lang – sicher im Sommer 1968 – zudem eine engere Freundschaft. Er wohnte zwischenzeitlich tageweise bei ihnen in Schernelz und er pflegte auch einen intensiven Briefkontakt zu ihnen. Im Diggelmann-Nachlass im Schweizerischen Literaturarchiv ist ein ganzer Stapel an sehr persönlichen Briefen dieser Männerfreundschaft erhalten geblieben. Aus diesen Briefen tritt deutlich hervor, dass die Männer füreinander sehr viel mehr als einfach nur Sympathie übrig hatten. Mario Cortesi und Frank A. Meyer schrieben dem 41-jährigen Diggelmann abwechslungsweise. Zu einem bevorstehenden Besuch schrieben sie: «Unser Angebot bleibt nicht nur bestehen, wir sehnen uns nach Dir»[160] – und zum Netzwerk der Nonkonformisten sagte der 28-jährige Cortesi: «Unter all den Nonkonformisten bist Du für mich der wertvollste Mensch, der einzige Freund»[161] – über Diggelmanns neue Freundin schrieb der 24-jährige Frank A. Meyer, der von engen Bekannten nur «Fränkie-Boy» genannt wurde: «Sie hat Dich mir wegge-

157 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 508.
158 Ebd., S. 511.
159 Privatarchiv Thomas Färber: Vogel, Paul Ignaz; Cortesi, Mario et al. 1966. / Privatarchiv Thomas Färber: Vogel, Paul Ignaz; Cortesi, Mario et al. 1967. / Privatarchiv Thomas Färber: Vogel, Paul Ignaz; Cortesi, Mario et al. 1968.
160 Cortesi, Mario an Diggelmann, Walter Matthias: 3. 9. 1968.
161 Cortesi, Mario an Diggelmann, Walter Matthias: 7. 9. 1968.

zurück

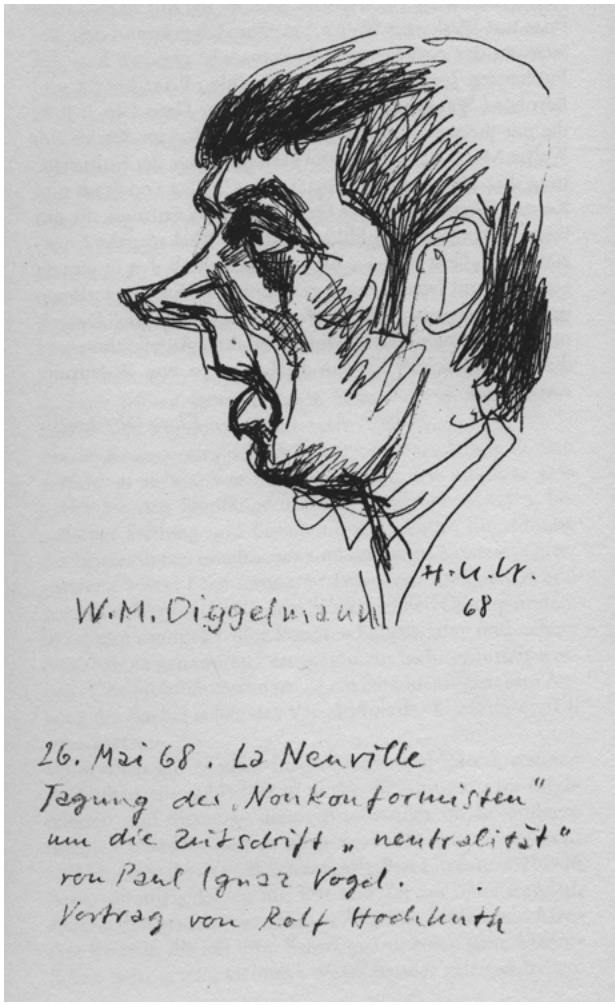


Abb. 26: Belegt die Teilnahme Diggelmanns am dritten Nonkonformistentreffen in La Neuveville bei Biel: die Karikatur von Hans Ulrich Steger aus dem Jahr 1968.

nommen. Erst in dieser Reaktion eigentlich merkte ich, wie sehr ich mich Dir verbunden fühle. Und hier in Schernelz vermisse ich Dich. Es ist eine Zeit gestorben – eine kurze zwar – aber eine voll Inhalt.»[162]

Auf diese Zeilen reagierte Diggelmann jeweils nicht weniger persönlich. So am 11. September, an Mario Cortesi gerichtet: «Gefühle der Freundschaft, gar wenn sie das übliche Mass übersteigen, können Männer gegenüber Männern immer nur schwer ausdrücken. Oder sie drücken sich meistens in Taten aus. Mir fällt es nicht schwer, Dir zu sagen, dass ich Dich von der ersten Begegnung an als Freund betrachtet habe. Mit Frank ist es mir ähnlich ergangen.»[163]

162 Meyer, Frank A an Diggelmann, Walter Matthias: […] 1968.
163 Diggelmann, Walter Matthias an Cortesi, Mario: 11. 9. 1968.

Wer die erhaltenen Teile des Briefwechsels liest, erkennt jedoch, dass an die Stelle persönlicher Bekenntnisse bald sehr Alltägliches rückte. Gegen Ende 1968 ging es um Autoversicherungen, Manuskripte, unbezahlte Rechnungen von Essen – Diggelmann hatte in der Beiz hatte anschreiben lassen – oder um Pantoffeln, die Diggelmann in Schernelz vergessen hatte. Für einen Zwischenhalt in Biel hatte Diggelmann immer weniger Zeit. Irgendwann brach der Briefkontakt schliesslich ab. Ob Diggelmann auch danach immer noch regelmässig in Biel zu Besuch war, ist rückblickend nicht zu sagen.

Ein ähnliches Bild zeigt sich im Verhältnis mit anderen Nonkonformisten. Lose Kontakte gab es zwar – zum Beispiel, wenn Peter Bichsel Diggelmann spontan in Tremona besuchte[164] – und Briefwechsel mit Nonkonformisten gab es einige, aber darauf aufbauend auf Freundschaft zu schliessen, wäre vermutlich falsch. Mit etlichen Nonkonformisten hat Diggelmann immer wieder zusammengearbeitet bei der sogenannten blauen Presse,[165] er war bei der «Zürcher Woche» mit an Bord, bei der «Weltwoche», später bei der «National-Zeitung». Die Schicksalsschläge der Zeitungen hat er mit seinen Berufskollegen geteilt, mehr aber nicht. Mit etlichen früheren Weggefährten aus der Zeitungsbranche hat sich Diggelmann mit der Zeit auch zerstritten. In einem längeren Briefwechsel mit Roman Brodmann im Oktober 1971 ist zwar von alter Freundschaft die Rede, einer Meinung sind die beiden Herren aber keineswegs, es kommt zur Auseinandersetzung.[166]

Ein Muster, das wiederholt anzutreffen war bei Diggelmann: In der öffentlichen Wahrnehmung war er ein Nonkonformist, wollte mit Nonkonformisten im Zweifelsfall aber nichts gemein haben. An Paul Ignaz Vogel, den Herausgeber der «Neutralität», hatte Diggelmann nach der Affäre um seine DDR-Ausgabe der «Hinterlassenschaft» geschrieben, dass er bereit wäre, für seinen Freund (und Lektor) Roland Links alle Nonkonformisten herzugeben.[167]

Dass Diggelmann aus zeitgenössischer Sicht trotz allem zu den Nonkonformisten zählte, hat die Rede Walther Hofers, gehalten im Jahr 1964, exemplarisch illustriert.[168] Aber nicht nur die bürgerlich-konservative Elite sah in Diggelmann einen «Nestbeschmutzer». Wenn es in einer Umfrage oder einem Artikel darum ging, dem Phänomen Nonkonformismus und seiner inneren Logik nachzuspüren, dann war unter den Befragten fast immer auch Walter Matthias Diggelmann zu finden.

Eine nonkonformistische Publikation dieser Art war «Stimmen zur Schweiz», ein Sonderdruck der «National-Zeitung», den Frank A. Meyer und Mario Cortesi 1968 herausbrachten.[169] Sie führten, inspiriert durch die genannten Nonkonfor-

164 Diggelmann, Walter Matthias an Cortesi, Mario: 13. 2. 1969.
165 Als «blaue Presse» wurden damals die Blätter «National-Zeitung», «Weltwoche» und «Zürcher Woche» bezeichnet.
166 Diggelmann, Walter Matthias an Brodmann, Roman: 14. 10. 1971. / Brodmann, Roman an Diggelmann, Walter Matthias: 23. 10. 1971. / Diggelmann, Walter Matthias an Brodmann, Roman: 30. 10. 1971.
167 Diggelmann, Walter Matthias an Vogel, Paul Ignaz: 14. 2. 1967.
168 Neue Zürcher Zeitung: 7. 5. 1965 / Tages-Nachrichten: 5. 11. 1964.
169 Cortesi, Mario [1968]: Stimmen zur Schweiz.







Abb. 27a–c: Sommer 1969 in Tremona (TI): Ein Abendessen in der «Osteria Antica», einem Rückzugsort Diggelmanns.

zurück

mistentreffen, zehn Interviews mit zehn Nonkonformisten. Sie nannten das Heft eine «Bestandesaufnahme unter mutmasslichen Tätern»,[170] fanden bei den Interviewten entgegen aller Erwartung aber keine Unzufriedenheit als Grundhaltung, stattdessen «Stimmen zur Schweiz, Denken zur Schweiz – fern vom Establishment der Konkordanzdemokraten».[171]

Was die Interviewten wünschten? Eine Rückkehr zur liberalen Demokratie, sprich eine Wiederherstellung der schweizerischen Demokratie, in der Neutralität auch wirklich Neutralität heisse, die ein verfassungsmässiges Demonstrationsrecht kenne und in der Telefongespräche nicht mehr abgehört würden. Im Prinzip die Demokratie von 1848, aber auf den Stand der Zukunft gebracht. Von Umwälzung aber war kaum irgendwo die Rede. Frank A. Meyer wagte sich darum zur These vor, dass die Nonkonformisten aus Sicht der jugendlichen Revoluzzer eben bereits wieder Establishment seien, das Establishment einer halbwegs linken Opposition.[172]

Wer die Namen und Lebensläufe der zehn Interviewten heute betrachtet und die 28 Seiten Interview liest, erkennt, wie breit das Feld der Nonkonformisten gewesen sein muss – und vor allem welch unterschiedliche Ansichten die unter dem Begriff zusammengefassten Intellektuellen vertraten. Peter Bichsel hielt nichts vom Vorgehen der Nonkonformisten, nach ausländischem Muster die Autoritäten anzugreifen. Das sei lächerlich. Das wirkliche Problem sei, dass der Bürger wachgerüttelt werden müsse, und das gelinge nur, wenn man ihm das Wohlsein nicht allzu leicht mache. Unter den Nonkonformisten erkannte er aber nur wenige, mit denen zusammen er ein gemeinsames politisches Programm machen könnte.[173] Roman Brodmann lehnte «Nonkonformist» als Gruppenbezeichnung generell ab, sah den Weg in die Schweizer Zukunft über eine Restauration und nicht eine Revolution und stellte beispielsweise die Selbstverständlichkeit der Schweizer Armee infrage.[174] Hans Erni plädierte derweil für engagierte Kunstplakate und appellierte an den Bürger, sich mit der Welt und ihren Ereignissen zu beschäftigen und Stellung zu beziehen. Als unabdingbar erachtete er die Bildung, die die echte Landesverteidigung sei. Von einer Organisation der Nonkonformisten wollte auch Erni nichts wissen. In dem Moment, in dem diese sich auf einer Linie treffen würden, hätten sie sich der Freiheit beraubt, nonkonform zu sein.[175]

Walter Matthias Diggelmann ging im Interview hart ins Gericht mit der Schweiz. Er erkannte faschistoide Tendenzen und glaubte nicht daran, dass mit einer Verfassungsrevision, auch einer totalen, das krankende System zu heilen wäre. Eine Verfassungsrevision, die auf der Basis der gleichen Glaubenssätze aufbaue, bringe nur eine kleine Korrektur. Diggelmann wollte mehr: Er wollte das Privateigentum einschränken und plädierte für eine Sozialisierung des Bodenrechts. Auf

170 Meyer, Frank A. 1968: Vorwort zu einer Bestandesaufnahme, S. 1.
171 Ebd.
172 Ebd.
173 Bichsel, Peter 1968: «Neu überdenken heisst Opposition», S. 3–5.
174 Brodmann, Roman 1968: Wer Ideen produziert, spricht den Leser an, S. 10–13.
175 Erni, Hans 1968: Der periodische Emigrant, S. 18–21.

zurück

dem Weg dahin forderte er ein wissenschaftliches Denken: dem Status quo permanent misstrauen, täglich sich selbst und die Institutionen infrage stellen. Die Wahrheit dürfe auf keinen Fall so institutionalisiert werden, dass keine neuen Wahrheiten mehr möglich seien.[176] «Wir haben die absurde Situation, dass wir zwar Repräsentanten des Volkes im Bundeshaus haben, aber diese Repräsentanten nicht die ihrem Amt entsprechende Macht besitzen. Unser Land wird von ganz anderen Kräften als von unserer politischen Spitze geführt. Deshalb verfügen wir ja auch über kein wirklich politisches Leben. Unser Volk wird von der Wirtschaft geführt. Es zielt alles auf die Wirtschaft ab, es wird alles von der Wirtschaft her bestimmt.»[177]

Dagegen wollte sich Diggelmann wehren, mit engagierter Literatur zum Beispiel, die Missstände thematisierte. Er erachtete es aber nicht als sinnvoll, mit den gleichen Mitteln Opposition zu machen wie die Führungs- und Regierungsparteien. «Es muss eine echte Alternative gefunden werden. Die echte Alternative kann auf Dauer gesehen nicht darin bestehen, einfach Opposition zu machen. Es muss ein klares Ziel vorhanden sein, welchem die Opposition lediglich zu dienen hat.»[178]

3.4.3 Von einer DDR-Reise zur Gesellschaft Schweiz – DDR

Die Mehrheit der Reisen, die Diggelmann unternommen hat, führten in den Osten: in die DDR, in die UdSSR, nach Ungarn und nach Bulgarien. Eine beachtliche Anzahl Reiseberichte untermauert diese Feststellung. Laut Klara Obermüller stand hinter jeder dieser Reisen neben der Vermarktung seiner Bücher als politisches Motiv Diggelmanns Wille, zu überprüfen, wie sich im real existierenden Sozialismus leben liess. Er wollte sich aus eigener Anschauung ein Bild jener Länder machen, von denen hierzulande fast nur Negativklischees existierten. Seine Reportagen waren nach Obermüller deshalb auch immer Versuche, ein Bild zu korrigieren und zu berichtigen, an dessen Zementierung die bürgerliche Presse ein so grosses Interesse hatte.[179]

Wann Diggelmann den Osten das erste Mal bereiste, ist nicht eindeutig zu bestimmen. Liliane Parmigiani vermutet in Anlehnung an eine Aussage Diggelmanns in einem Brief an Martin Helfenstein, dass es im Jahr 1957 gewesen sein könnte.[180] Sicher ist, dass er in den 1960er- und 1970er-Jahren mehrfach in die DDR und nach Osteuropa gereist ist und sich früh dafür eingesetzt hat, Reisen in diese Länder ohne Schwierigkeiten möglich zu machen. So wurde Mitte Juni 1964 an der

176 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Opposition heisst noch nicht echte Alternative, S. 26–28. / National-Zeitung: 5. 11. 1967.
177 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Opposition heisst noch nicht echte Alternative, S. 26–28. / National-Zeitung: 5. 11. 1967.
178 Diggelmann, Walter Matthias 1968: Opposition heisst noch nicht echte Alternative, S. 26–28. / National-Zeitung: 5. 11. 1967.
179 Obermüller, Klara 1978: Reiseberichte, S. 129.
180 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 104.

zurück

Generalversammlung des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins in Sils-Maria ein Antrag auf Förderung der internationalen Kontakte, den Diggelmann zusammen mit sieben weiteren Autoren des SSV gestellt hatte, gutgeheissen.[181] Ziel des Antrags war, «die Isolierung der Schriftsteller in der Schweiz zu überwinden»[182] und den Schriftstellern zu ermöglichen, in Zukunft nicht nur als Privatperson, sondern auch als Delegation des SSV ins Ausland zu reisen. Im Besonderen wehrten sich die Antragssteller dagegen, dass Kontakte mit dem Osten konsequent verhindert wurden.[183]

Wenn auch nicht ganz sicher ist, wann Diggelmann das erste Mal in die DDR reiste, nachgewiesen ist, dass er am 24./25. April 1965 in Ostdeutschland weilte. Er hatte eine Einladung der Evangelischen Akademie Berlin-Brandenburg angenommen, las am 24. April in Ostberlin und nahm tags darauf an einer öffentlichen Diskussion mit anderen Schriftstellern teil. In einem Brief an Franz Beidler, den Sekretär des SSV, hatte er sich im Vorfeld nach allfälliger finanzieller Unterstützung durch den SSV erkundigt und dabei ein klares Motiv für die Reise angegeben. «Ich möchte gegenüber dem SSV expressis verbis festhalten, dass ich die Einladung nicht aus persönlich-propagandistischen Gründen angenommen habe; mein Harry Wind ist in der DDR ohnehin schon ausverkauft. Ich fasse meine Teilnahme als eine Möglichkeit auf, Brücken zu schlagen, gerade weil ich Ostberlin näher kenne, mit den Realitäten dieses Landes einigermassen vertraut bin. Die Leute da drüben brauchen uns; auch die überzeugten Parteiangehörigen übrigens.»[184]

Unterstützung in Form von Spesenentschädigung wurde vom SSV schliesslich nicht gewährt, allerdings hat sich Sekretär Beidler in seiner Antwort an Diggelmann persönlich zum Thema Brückenschlagen geäussert. Der genannte Brückenschlag sei auch vonseiten des SSV erwünscht und werde gerade ihm, Diggelmann, gut gelingen.[185] Ob das tatsächlich der Fall war, muss an dieser Stelle offenbleiben – zur Reise und zur Diskussionsrunde der Schriftsteller sind keine Unterlagen aufzufinden.

Etwas mehr ist zu einer Reise bekannt, die Diggelmann zwei Jahre später, im Sommer 1967, auf Einladung des Magyar PEN Clubs antrat. Sie führte nach Ungarn. «Walter Matthias Diggelmann und seine Ehefrau reisen per PW nach Budapest»,[186] lautet der Ficheneintrag in Diggelmanns Staatsschutzakte. Diggelmann und Nelly Gysin-Diggelmann reisten am 10. September nach Budapest, wo sie im Laufe des Nachmittags des 11. Septembers eintrafen. Anlass des Besuchs waren nach Diggelmann die Bestrebungen des Kossuth-Verlags, den Roman «Die Hinterlassenschaft» mit einer Erstauflage von 40 000 Exemplaren herauszubringen.[187]

181 Bundesarchiv: J2.225#2000/22#9416*, Bd. 671.
182 Vorwärts: 9. 7. 1964.
183 Ebd.
184 Diggelmann, Walter Matthias an Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 5. 4. 1965.
185 Schweizerischer Schriftsteller-Verein an Diggelmann, Walter Matthias: 14. 4. 1965.
186 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-1-1-d. Eintrag vom 28. 8. 1967.
187 Neutralität: 1. 1968.

zurück

Zur Reise hatte Diggelmann eine Art Tagebuch geführt, welches anschliessend in einen Reisebericht für die «Neutralität» mündete.[188]

Der Besuch in Budapest war eine Reise in ein kommunistisch regiertes Land, ein Land, das Diggelmann zu faszinieren schien. Und wie er es zehn Jahre später auch in «DDR – Tagebuch einer Erkundungsfahrt» für die DDR tun sollte, sprach Diggelmann die Stadt Budapest frei von in der Schweiz kursierenden Mythen. «Schlecht und falsch informiert wie viele Bürger westlicher Länder haben wir eine Stadt mit leeren Strassen, eine Stadt fahl und grau, Menschen mit blassen Gesichtern, grau in grau gekleidet, erwartet. Und wir erleben das Gegenteil von alldem: Der Autoverkehr ist gewaltig, Parkplätze sind genauso rar wie in Zürich, in der Innenstadt hat man auch als Fussgänger Mühe vorwärtszukommen, man könnte meinen, es wäre ein Feiertag, Tausende von elegant gekleideten Menschen flanieren auf den Trottoirs […]. Noch suche ich fast krampfhaft nach Zeugnissen der Armut, ärgere mich über meine Voreingenommenheit und freue mich gleichzeitig: Unsere Kalten Krieger sind widerlegt.»[189] Einige Zeilen später kommt Diggelmann auf die vielen Gespräche zu den Ereignissen von Ungarn 1956 zu sprechen, die er in Budapest führen konnte, und stellt kurz und knapp fest, dass dieses Ereignis überhaupt nur geschichtlich betrachtet werden könne. Deshalb spreche in Ungarn auch keiner von Kriegsende, sondern durchweg von Befreiung – Befreiung von der fürchterlichen Konterrevolution, die erst durch den Einmarsch durch die Rote Armee gestoppt werden konnte.[190] Eine Erfahrung, die auf Diggelmann positiv gewirkt haben muss, fand er doch darin wahrscheinlich bestätigt, dass seine Korrekturen an der «Hinterlassenschaft» aus Sicht der Kommunisten berechtigt gewesen waren.[191]

Es blieb nicht bei dieser einen Reise nach Ungarn. Diggelmann hat das Land Ende der 1960er- und Anfang der 1970er-Jahre wiederholt besucht und nicht selten entstand, wie schon 1968, als Folge seines Besuchs ein Text. So auch 1972, als er sich in «Die Kinderstadt von Fót»[192] mit der unterschiedlichen Wahrnehmung eines Landes und seiner Pädagogik auseinandersetzte. Er konnte es dabei nicht unterlassen, im selben Atemzug auch ein oder zwei Seitenhiebe an die Adresse der Schweiz zu platzieren.

Auch an andere Orte in Osteuropa reiste Diggelmann regelmässig. 1975 fuhren Klara Obermüller und er auf Einladung des Sowjetischen Schriftstellerverbandes via Moskau in die Ukrainische SSR nach Kiew.[193] Sein Bericht zu dieser Reise im «Konzept» war voll von negativkritischen Äusserungen zur Schweiz, welchen positive Beobachtungen zur Sowjetunion entgegengestellt wurden. «In der Sowjet-

188 Ebd. Verwirrend ist, dass der Eintrag in der Fiche zur Abreise von Diggelmann vom 28. August 1967 stammte, der Reisebericht in der «Neutralität» aber vom 10. / 11. September 1967 sprach.
189 Neutralität: 1. 1968.
190 Ebd.
191 Siehe dazu Kapitel 3.2.3.
192 National-Zeitung: 28. 10. 1972.
193 Konzept: 11. 1975.

zurück

union ist der Schriftsteller jemand. […] Auch die Theater sind Abend für Abend ausverkauft, die Kinos, der Zirkus. Schriftsteller ist hier ein magisches Wort, und *Schweizer Schriftsteller* heisst so viel wie ‹Sesam öffne dich›.»[194] Diggelmann hielt zwar im gleichen Artikel fest, dass Vergleiche immer hinkten, eigentlich nicht statthaft seien und man in Kiew nicht Zürich suchen dürfe,[195] notierte aber zur Kiewer Architektur dennoch: «Über die Architektur wollen wir uns nicht mokieren. Eher schämen wir uns für unser Zürich. Geld hatten wir immer und viel Zeit, und unter dem Zweiten Weltkrieg haben wir nicht allzusehr gelitten, und nun betrachte man einmal unsere verschandelte Stadt, man betrachte diese schreckliche ‹Nicht-Architektur› unserer Architekten.»[196]

Es ist im Rückblick auffallend, wie Diggelmann permanent auf der Suche nach einem Land war, in dem der von ihm erträumte (und erhoffte) Sozialismus umgesetzt worden war. Und wo das Erhoffte nicht eintrat, schien er sich seinen Traum ein Stück weit zurechtzubasteln. Dazu ein Beispiel aus einer Kolumne im Januar 1970, diesmal die DDR betreffend: «Wieder einmal eine Lesetournee durch Deutschland hinter mir. Bin selbstverständlich auch in der DDR gewesen. Und einmal mehr hat sich's herausgestellt, dass wir im Westen nicht nur nicht vollständig, sondern allzuoft völlig falsch informiert werden. Und kehrt man dann zurück, in die Schweiz zum Beispiel, und beginnt man seine Eindrücke, die man drüben gewonnen hat, zu formulieren, wird man entweder als Märchenerzähler lächerlich gemacht oder, was zwar auch lächerlich ist, als Ostagent diffamiert.»[197] Für Diggelmann war klar, in der Schweiz wurde mit dem Gespenst «Die Russen kommen» ein politisches Spiel getrieben, wurde ein Feindbild gezielt bewirtschaftet. «Allerdings frage ich mich, warum denn die Russen so viele günstige Gelegenheiten zum Einmarsch bisher nicht ausgenutzt haben.»[198] Und mit einem Zitat von Bertolt Brecht, «Mögen andere von ihrer Schande sprechen. Ich spreche von der meinen»,[199] beendete Diggelmann seine Bewertung der DDR. Sie nahm vieles von dem vorweg, das Diggelmann später noch zur DDR sagen würde. «Ich weiss, in der Armee der DDR wird der Stechschritt gepflegt. Die Soldaten sind offensichtlich soldatischer als jene der Bundeswehr. Und die Jugend der DDR wird uniformiert und weckt unangenehme Erinnerungen an die Hitler-Jugend. Und es gibt ohne Zweifel viele Äusserlichkeiten, die einem im Westen aufgewachsenen Bürger nicht gefallen. Auch der publizistische Stil ist manchmal sehr einfach und sehr grob. Und der Schiessbefehl an der Mauer erscheint uns unmenschlich. Und ich weiss, dass ich mich wieder einmal sehr unbeliebt mache, wenn ich sage, auch bei uns, ich wohne in der Nähe der italienisch-schweizerischen Grenze, fielen oft Schüsse und es gab Tote und Verwundete. Nur eben, bei uns sind es Schmuggler, drüben sind es Men-

194 Ebd.
195 Ebd.
196 Ebd.
197 Focus: 1. 1970.
198 Ebd.
199 Dieser Satz ist dem Brecht-Gedicht «Deutschland (1933)» vorangesetzt.

zurück

schen, die in die Freiheit wollen, was immer man unter Freiheit verstehen mag. Ich weiss auch, dass wir Tote nicht gegen Tote aufrechnen können und dürfen. Dennoch muss ich feststellen, dass es in der DDR ein Gesetz gibt, das dem Bürger verbietet, die Grenze ohne Bewilligung zu überschreiten. Und bei uns gibt es ein Gesetz, das den Schmuggel verbietet.»[200]

Die Passage erhellt, wie Diggelmann in der Beurteilung einer Sachlage in der Regel vorging und welches Gewicht er welchen Umständen beimass. Auch wenn er durchaus nicht betriebsblind und imstande war, negative Aspekte der DDR zur Kenntnis zu nehmen, was sich in mehreren Artikeln zeigt, in diesem konkreten Fall ist ihm Brechts Leitsatz offenbar wichtiger, als die festgestellten Missstände in der DDR zu benennen. Diggelmann beurteilte die Schweiz und ihre «innere Situation» zeitlebens sehr kritisch, während er anderen politischen Gesellschaftsmodellen wie dem der DDR oder dem Ungarns viel weniger kritisch gegenüberstand. Warum das so war? Diggelmann gab die Antwort 1972: «Für jeden Marxisten und für jeden echten Sozialisten ist die Gewaltanwendung, der Krieg also, eine historische Grösse, d. h. Kriege sind nicht naturbedingt, der Mensch ist kein geborener Krieger, sondern wird zum Krieger erzogen. Er kann demnach auch zum Nichtkrieger erzogen werden. Die Russische Revolution wurde ja ausgerechnet als ‹Revolution gegen den Krieg› entfacht und war deshalb auch erfolgreich. Auch die erste Ungarische Revolution war eine Revolution gegen den Krieg und wurde durch imperialistische Armeen, wobei schon der grosse Kriegsheld Churchill eine bedeutende Rolle spielte, niedergewalzt. Diese von westlichen kapitalistischen Staaten inszenierte und finanzierte Konterrevolution ist als sogenannte ‹Weisse Revolution› in die Geschichte eingegangen. Und was zum Beispiel die DDR betrifft, ist es eine geschichtliche Wahrheit, dass die DDR keine Armee hatte, bevor die Amerikaner durch ihren westdeuschen Sklaventreiber und Katholik Konrad Adenauer eine Armee aufbauten gegen die sozialistischen Staaten. Also es ist zum einen tatsächlich eine politische Frage, welche Gesellschaftsform will ich partout verteidigen und welche nicht. Ich betrachte in dieser Hinsicht eine Aussage des DDR-Liedermachers und Dichters Wolf Biermann für sehr bemerkenswert. Obwohl er zur Zeit öffentlich nicht auftreten darf in der DDR, sagte er, er bleibe in der DDR, weil er das Gesellschaftssystem grundsätzlich für richtig halte, dass es sich auf die Dauer lohne, dafür auch Opfer zu bringen.»[201]

Als Diggelmann mit seiner Ehefrau Klara Obermüller die Reise durch die DDR antrat, hatte er sich in der Schweiz längst den Ruf eines DDR-Sympathisanten eingeheimst – wie aufgezeigt wurde, nicht nur zu Unrecht. Selbst einstige Mitstreiter, zum Beispiel der langjährige Nationalrat der Grünen, Daniel Vischer, ehemals POCH, halten rückblickend fest, dass Diggelmann zu diesem Zeitpunkt schon ziemlich DDR-gläubig gewesen sei.[202] Und doch: Ganz so einfach ist das Fa-

200 Focus: 1. 1970.
201 Propaz: 3. 1972.
202 Vischer, Daniel 26. 1. 2011: Gespräch mit Thomas Färber.

zit nicht. Das Buch «DDR – Tagebuch einer Erkundungsfahrt» war Diggelmanns mit Abstand intensivste Auseinandersetzung mit der realsozialistischen Diktatur.

Dem Buch voran gingen mehrere DDR-Besuche. Nach über acht Jahren war Diggelmann 1975 erstmals wieder auf Einladung des Verlags Volk und Welt zu Besuch gewesen in der DDR – und die Abfertigung an der Grenze empfand Diggelmann als hässlich. Er gab zwei Lesungen im «Klub der Kulturschaffenden» in Ostberlin und eine in Potsdam. Daneben gab er Interviews bei allen drei DDR-Rundfunkanstalten. Insgesamt muss das Interesse an Diggelmann gross gewesen zu sein; die Lesungen waren ausverkauft.[203]

Ein gutes Jahr später, zwischen dem 1. und dem 27. November 1976, hielten sich Klara Obermüller und Walter Matthias Diggelmann in der DDR auf. Bereits im September 1976 waren sie zur Vorbereitung einmal «oben» gewesen. Ende November kamen Obermüller und Diggelmann mit insgesamt 40 Stunden Tonbandaufnahmen zurück.[204] Daraus wurde der Reisebericht «DDR – Tagebuch einer Erkundungsfahrt»,[205] ein aus 21 Einträgen bestehendes Tagebuch der Reise in eine «Terra incognita»,[206] wie Klara Obermüller festhielt. Das 120-seitige Werk erschien, zehn Monate nach der Reise in der ersten Septemberwoche 1977 bei Benziger in der Reihe «Thesen & Meinungen». Wobei der Verlag aufgrund der Brisanz des Themas offenbar zögerte, das Buch herauszugeben, und sich erst dazu entschloss, als Diggelmann, wie schon bei der «Hinterlassenschaft», in Erwägung zog, seine übrigen Werke künftig in einem anderen Verlag herauszugeben.[207]

Diggelmann hat schon bald nach dem Start der Reise erkannt – ins Buch ist der Eintrag als eine Art Vorwort eingerückt –, dass die Erkundungsfahrt nicht nur durch die DDR führen, sondern zugleich eine «Reise» zu seiner Lebensgefährtin Klara Obermüller und sich selbst werden würde.[208] «Ich habe Dresden erlebt, sage ich auf der Rückfahrt nach Berlin zu K. Du bist dreizehn Jahre jünger als ich. Du warst erst fünf Jahre alt, als das geschah. Du bist das Töchterchen aus gutbürgerlichem Milieu. Du hast im Sozialismus keinen Platz. […] Es ist ungeheuerlich, was ich da sage. […] K. ist angefressen von den Ideen des Sozialismus. Du bist ein bürgerlicher Idealist, sage ich. Sozialismus ist eine profunde Art von Idealismus. Ein Bürgerlicher kann nie ein Sozialist werden. Zum Sozialismus kann man nur aufgrund eigenen Leidens gelangen. Ich bin nicht als Sozialist geboren, sondern als ausserehe liches Kind. Der Vater? Den habe ich immer gesucht. Und nie gefunden. Wer seinen Vater sucht, sucht auch sein Vaterland. Du hast deinen Vater, deine Mutter, sage ich zu K., du hast nie gelitten, du kannst, du darfst nicht den Sozialismus bewundern.»[209]

203 Börsenblatt für den deutschen Buchhandel: 14. 10. 1975. / Diggelmann, Walter Matthias an Eggert, Heinz: 26. 10. 1975.
204 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 114.
205 Diggelmann, Walter Matthias; Obermüller, Klara 1977: DDR – Tagebuch.
206 Ebd., S. 34.
207 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 114.
208 Diggelmann, Walter Matthias; Obermüller, Klara 1977: DDR – Tagebuch, S. 11.
209 Ebd., S. 10 f.

zurück

Das Buch eröffnet an mehreren Stellen einen Einblick in die Denkwelt Walter Matthias Diggelmanns und sein Verhältnis zum Sozialismus. «Es war leicht, in meinem Land verbal ein Sozialist zu sein»,[210] sagt Diggelmann an einer Stelle, um sich ein paar Seiten später über die Situation des realen Sozialismus in der DDR zu äussern. Dieser sechste von insgesamt zehn Tagebucheinträgen zeigt einen zweifelnden Diggelmann, der direkt mit seinem bisherigen DDR-Bild konfrontiert wird. Er, Diggelmann, lese jeden Tag «Neues Deutschland», die führende Zeitung der DDR, und er könne nur festhalten: miserabler Journalismus. Die Zeitung passe stilistisch nicht in eine Landschaft, die Schreibtalente wie Anna Seghers, Christa Wolf, Hermann Kant und Irmtraud Morgner hervorgebracht habe. Die offizielle Sprache, so Diggelmann weiter, sei im Allgemeinen, auch im Fernsehen und im Rundfunk, grässlich. Er sehne sich geradezu nach dem nüchternen Ton der NZZ, selbst der «Blick» sei Labsal. Aber nicht nur an den Zeitungen entlud sich Diggelmanns Unmut, ebenso kritisierte er die sogenannten Intershops in den Interhotels. Hier könne man gegen Westwährung alles kaufen, was sonst nicht zu kaufen sei. Empört war Diggelmann besonders darüber, dass diese «Intershops» auch DDR-Bürgern zugänglich waren. Damit werde eine Welt, die man ideologisch ablehne, aus wirtschaftlichen Gründen durch ein Hintertürchen wieder reingelassen. Bei allen auf Devisen hinauslaufenden Argumenten der DDR-Seite blieb bei Diggelmann diesbezüglich ein ungutes Gefühl.[211]

Jedoch spätestens nach ihrem Besuch bei Rosmarie Gabriel, einer DDR-Spitzenschwimmerin, war das ungute Gefühl bei Diggelmann wieder verflogen. Von Spitzensportlern aus der Retorte wollte der Schweizer Autor nichts wissen. Vielmehr beeindruckte ihn nach dem Gespräch mit dieser Frau das gemeinsame «an einem Strick ziehen» im Spitzensport der DDR, für Diggelmann das Ergebnis der sozialistischen Grundhaltung in der DDR.[212] «Dass in der DDR das Ich nicht losgelöst ist vom Wir, dass es eingebettet ist in das Wir, habe ich erst auf dieser Erkundungsfahrt begriffen. Ich bin froh, dass ich mir in den Kopf gesetzt habe, einen Spitzensportler kennenzulernen, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Die Versuchung, alle Argumente für den Sozialismus nur bei meinen Schriftsteller-Kollegen – bei Klaus Schlesinger, Volker Braun, Irmtraud Morgner, Ulrich Plenzdorf – zu beziehen, das sehe ich jetzt ein, ist unrealistisch. Das WIR ist keine intellektuelle Erfindung.»[213]

Das ist nur ein Beispiel für die zum Ausdruck gebrachte Bewunderung für die Einrichtungen der DDR, eine Bewunderung, die im Text wiederholt Niederschlag fand. Wenn Klara Obermüller dem Buch im Rückblick eine gute Portion politischen Romantizismus attestiert und sich somit selbst kritisch hinterfragt,[214] hat sie womöglich Diggelmanns Eintrag vom 4. November 1977 vor Augen: «Unsere Be-

210 Ebd., S. 43.
211 Ebd., S. 77–79.
212 Ebd., S. 110.
213 Ebd.
214 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 128.

zurück

fürchtung, sie würden uns nur ihre Paradepferde und Musterbetriebe vorführen, sie würden nur von ihren Erfolgen berichten, stellt sich schon nach wenigen Tagen als unbegründet heraus. Sie prahlen nicht mit ihren Erfolgen, und dabei wären sie dazu berechtigt. […] Je tiefer wir ins Land vordringen, desto deutlicher und klarer wird uns, diese Leute haben einen ungebrochenen Stolz und ein ungebrochenes Selbstwertgefühl. Und ihr Stolz und Selbstbewusstsein beruhen auf ihrer Leistung und auf ihrer Hoffnung für die Zukunft. Nein, sie prahlen nicht mit ihren Erfolgen, sie führen uns nicht nur Paradepferde vor.»[215] Als Obermüller und Diggelmann in Weitin in der Nähe von Neubrandenburg eine Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft besuchten und die zuständige Vorsitzende von der Planwirtschaft berichtete und schilderte, wie sie mit dem Staat auf dem Weg der Diskussion die Liefermengen von Schlachtkälbern, Schweinen und Milch definierte, zweifelten die beiden nicht an der Authentizität der Aussagen.[216]

Nicht klar einzuordnen ist vor diesem Hintergrund Diggelmanns Feststellung, dass er sich, seit er diesen praktizierten Sozialismus in der DDR erfahre, erneut mit dem Gedanken des Sozialismus auseinandersetzen müsse.[217] «Ich hatte geglaubt, jahrelang, die Wahrheit zu kennen. Und nun? Tag für Tag, Stunde für Stunde eine neue Wahrheit? K. ist unbelastet, K. schlürft diese ‹Wahrheiten› wie Nektar, während ich kaue, als müsste ich Kartoffelklösse fressen. Was ist Sozialismus? Eine blosse Utopie? Wie kann der Mensch ohne Utopien leben? Ist der Sozialismus, der Marxismus realisierbar, praktikabel?»[218]

Am 24. November 1976, drei Tage vor seiner Abreise,[219] wurde das Paar vom Präsidenten der Liga für Völkerfreundschaft Gerald Götting und vom ehemaligen Präsidenten Paul Wandel empfangen. Man wollte die zukünftige Zusammenarbeit der Gesellschaft Schweiz – DDR[220] und der Liga ausleuchten und von DDR-Seite die freundschaftlichen Beziehungen vertiefen.[221] Diggelmann soll im Gespräch mit Götting festgehalten haben, dass er in der DDR nun zum ersten Mal den gelebten Sozialismus miterlebt habe, und Obermüller soll ergänzt haben, dass sie zu dieser Reise ein Buch verfassen werde, welches zeigen solle, wie der Sozialismus in der DDR gelebt und die Demokratie praktiziert würden – mit dem Ziel, die Schweizer Bürger weniger manipulierbar zu machen durch die Fülle von Falschinformationen über die DDR.[222]

Diggelmann hat im selben Gespräch offenbar noch die Chance genutzt, gegen Wolf Biermann zu poltern. Der Grund für Diggelmanns Poltern? Liedermacher Biermann war nach einem Konzert in Westdeutschland am 16. November 1976, also exakt zur Zeit der Erkundungsfahrt von Diggelmann und Obermüller, we-

215 Diggelmann, Walter Matthias; Obermüller, Klara 1977: DDR – Tagebuch, S. 23.
216 Ebd., S. 25.
217 Ebd., S. 41.
218 Ebd., S. 41 f.
219 Ebd., S. 119.
220 Siehe dazu die späteren Ausführungen in diesem Kapitel.
221 Bundesarchiv: E 4320 C 1995/390, Bd. 232.
222 Bischof, Erwin 2010: Honeckers Handschlag, S. 303.

zurück



Abb. 28: Gerald Götting und Paul Wandel von der Liga für Völkerfreundschaft empfangen das Schriftstellerpaar Klara Obermüller und Walter Matthias Diggelmann. Thema des Treffens war die Zusammenarbeit zwischen der Gesellschaft Schweiz – DDR und der Liga für Völkerfreundschaft.

gen seiner Kritik am von der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) geführten Staat aus der DDR ausgebürgert worden. Dazu Diggelmann: Er sei erschüttert über das Verhalten Biermanns, unverständlich sei ihm ein solches Ausmass an Verunglimpfung durch Biermann, vor allem an Verunglimpfung der Bauarbeiter der DDR.[223]

Mit seiner Kritik am Schriftstellerkollegen stand Diggelmann allerdings relativ allein. Zwar sorgte die Ausbürgerung Biermanns europaweit für einigen Protest, die Mehrheit der Kritiker stellte sich aber gegen die DDR und nicht gegen Biermann. So solidarisierten sich beispielsweise 14 Schweizer Autoren mit Wolf Biermann, richteten ein Telegramm an Erich Honecker, den Ersten Sekretär des Zentralkomitees der SED, und kündigten ihre Zusammenarbeit mit dem DDR-Verlag Volk und Welt auf. Von diesem Protest für Biermann distanziert sich Diggelmann

223 Ebd.

zurück

dem Verlag Volk und Welt gegenüber bewusst.[224] Vermutlich nicht nur, weil er die erfolgreiche Zusammenarbeit mit dem DDR-Verlag und damit seine Einträge gefährdet sah – ein Schriftsteller musste Geld verdienen –, sondern auch, weil wohl nach Meinung Diggelmanns Biermann in seiner Haltung zur DDR nicht konsequent geblieben war. Noch 1972 hatte Diggelmann Biermann bewundert für seinen Willen, trotz Berufsverbot in der DDR auszuharren und damit die eigenen Interessen den Zielen des realen Sozialismus unterzuordnen.[225]

Parmiggiani hat gezeigt, dass Biermann nicht der Einzige unter vermeintlichen «Gesinnungsgenossen» war, von denen sich Diggelmann in den späten 1970er-Jahren distanzierte. Dass Robert Havemann am 26. November 1976 – ebenfalls während der Erkundungsfahrt und nach einem Protest gegen die Ausbürgerung Biermanns – unter Hausarrest gestellt wurde, war Diggelmann in seinem Tagebuch keine Erwähnung wert. Stattdessen bezeichnete er den kommunistischen Chemiker als arroganten Professor, der sich zum Regimekritiker emporstilisiert habe.[226]

Deutlich unterscheidet sich hier Diggelmanns Haltung zum Beispiel von jener Arnold Künzlis, der mit Robert Havemann einen Briefwechsel führte. Zwar kam es im Zuge des Briefwechsels zum Zerwürfnis, aber nicht etwa weil Havemann das DDR-Regime kritisierte, sondern weil er es in den Augen Künzlis zu wenig stark kritisierte. In Künzlis Augen war Havemann zu sehr DDR-geprägt, was bei Havemann in die Erkenntnis mündete, ein Briefwechsel sei angesichts der unvereinbaren Positionen nicht mehr sinnvoll.[227]

Diggelmann gewann aber auch neue «Freunde» hinzu. Es spricht Bände, dass sein letzter langer Eintrag vom 27. November in «DDR – Tagebuch einer Erkundungsfahrt» Hermann Henselmann, dem damals wahrscheinlich bekanntesten DDR-Architekten, gewidmet war.[228] Obermüller und Diggelmann hatten Isi und Hermann Henselmann kurz vor ihrer Rückreise in die Schweiz kennengelernt. Das Treffen war von Stefanie Liedtke in die Wege geleitet worden.[229] Liedkte war die Tochter Henselmanns und sie war es auch, die die DDR-Reise organisiert und mitgeführt hatte – im Namen von «Panorama», der Auslandspresseagentur der DDR.

Diggelmann entwarf im «Tagebuch» von Henselmann das Bild eines 71-jährigen Mannes, der in beneidenswerter Einheit und Geschlossenheit lebte und dem Ansprüche der Architektur auf Dauerhaftigkeit und Ewigkeit ein Graus waren.[230] «Er hat sich und seine Widersprüche akzeptiert, er ist Denkender und Liebender in einem, man möchte ihn zum Vater haben. Und er *ist* ein Vater für viele seiner Studenten, für junge Architekten, Menschen auf der Suche nach ihrer Wahrheit,

224 Lokatis, Siegfried 2006: «DDR-Literatur» aus der Schweiz, S. 56.
225 Propaz: 3. 1972.
226 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 124.
227 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita. / Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli.
228 Diggelmann, Walter Matthias; Obermüller, Klara 1977: DDR – Tagebuch, S. 112–118.
229 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 121.
230 Diggelmann, Walter Matthias; Obermüller, Klara 1977: DDR – Tagebuch, S. 113 f.

zurück

nach der Wahrheit dieser Gesellschaft. Ich glaube, wir sitzen hier einem Mann gegenüber, der sein Vaterland liebt und es gerade darum herausfordert und kritisiert. Er ist unerbittlich gegen sich selbst. Er ist unerbittlich gegenüber der Partei, gegenüber seinem Staat.»[231] Aus diesem ersten Treffen erwuchs eine Freundschaft. Sie war so eng, dass Henselmann in einem Brief an Diggelmann am 23. März 1977 frei heraus schrieb: «Dag, ich liebe dich und danke Dir sehr für das, was du schreibst.»[232]

Diggelmann machte gegenüber Henselmann seinerseits keinen Hehl daraus, dass er mit der Schweiz und ihren Eigenheiten – zum Beispiel mit dem Umstand, dass das Privateigentum in der Schweiz immer noch dem Gemeinnutz vorgehe – seine liebe Mühe hatte und er deshalb seine Briefe manchmal am liebsten nicht mit 1977, sondern mit 1877 datieren wollte.[233] Anscheinend zogen Klara Obermüller und er deshalb ernsthaft in Erwägung, dereinst einmal einige Zeit, ja vielleicht Jahre, in der DDR zu leben.[234] «Wir sind uns bewusst, dass wir da und dort anecken würden, aber wir meinen beide, bei Euch seien die Auseinandersetzungen, auch wenn sie hart geführt werden, produktiv. Hier verfallen wir zuweilen einer resignativen Schläfrigkeit und Hoffnungslosigkeit.»[235]

«DDR – Tagebuch einer Erkundungsfahrt» erschien im September 1977, nachdem Obermüller und Diggelmann zwischen Mai und Juli 1977 nochmals sieben Wochen in Berlin verbracht hatten. [236] Zuvor war im «Konzept» unter dem Titel «Wir geben viel, und wir verlangen viel»[237] ein Vorabdruck des Kapitels zum Hochschulleben in der DDR veröffentlicht worden.

Das Echo auf «DDR – Tagebuch einer Erkundungsfahrt» hielt sich in Grenzen, war jedoch – trotz der zum Teil deutlichen Aussagen im Buch – nicht nur negativ kritisch. Anerkennung bekam das Paar vor allem für die Reise zu sich selbst. Eine der ersten Reaktionen auf die Publikation des Reiseberichts erfolgte in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung», die dem schmalen Bändchen einen bescheidenen Wert zusprach. Leider komme die mehrfach angekündigte Belastungsprobe der Beziehung schliesslich doch nicht zur Aussprache. So blieben von der wiederholt betonten Suche nach der Wirklichkeit nur durch rosa Brillen verschiedener Tönung betrachtete DDR-Bilder der Begeisterung und Bewunderung.[238] Anders sah es der wenige Tage später veröffentlichte Veranstaltungshinweis im «Freien

231 Ebd., S. 114.
232 Henselmann, Hermann an Diggelmann, Walter Matthias: 23. 3. 1977.
233 Diggelmann, Walter Matthias an Henselmann, Isi und Hermann: 24. 3. 1977.
234 Diggelmann, Walter Matthias an Henselmann, Hermann: 27. 4. 1977. Ob Diggelmann und Obermüller zu diesem Gedanken von in der DDR lebenden Kommunisten und Mitgliedern der Partei der Arbeit wie Jean Villain alias Marcel Brun inspiriert wurden, ist unklar. Sicher ist, dass sie den in der DDR lebenden Schweizer besucht haben. In einem Brief wird beispielsweise auf eine Übernachtung bei «Marcel in Reesch» verwiesen. Diggelmann, Walter Matthias an Henselmann, Isi und Hermann: 24. 3. 1977. Zu Schweizern in der DDR siehe: Mäder, Philipp 2002: Zweierlei rot. / Beobachter: 22. 10. 1999.
235 Diggelmann, Walter Matthias an Henselmann, Hermann: 27. 4. 1977.
236 Diggelmann, Walter Matthias an Wolf, Konrad: 15. 7. 1977.
237 Konzept: 2. 1977.
238 Frankfurter Allgemeine Zeitung: 24. 9. 1977.

zurück

Aargauer». Unter «Rote Tips»[239] wird auf eine Diskussion Vorschau gehalten, an der neben Diggelmann und Obermüller auch Stefanie Liedtke, die genannte Auslandredaktorin der Presseagentur Panorama, teilnehmen sollte. Mit Blick auf die von der SP Zürich veranstaltete Diskussion wurde den Reisenden zugestanden, durch Fragen, Überprüfen und Vergleichen Kritik geübt zu haben, eine Kritik, die nicht die Bestätigung vorgefasster Urteile suchte, sondern mit offenen Augen in diesen sich immer noch im Aufbruch befindenden Staat hineinsah.[240] Ein Staat, der nach Meinung des Psychologen Franz Keller fast ein wenig zu schlecht wegkam in der «Erkundungsfahrt», weil sie ein bisschen zu wenig reflektiere, vor welchem Hintergrund die DDR zu bestehen habe.[241] Für Valentin Herzog von der «Basler Zeitung» machte gerade das Subjektive im Buch die Objektivität des Reiseberichts aus. «Dem Leser wird offen vorgelegt, was zwei Menschen – zwei gerade auch in ihrer Auseinandersetzung mit ihren eigenen und mit den beobachteten Widersprüchen klar sich konturierende Persönlichkeiten – in der DDR erfahren. So kann er sich sein eigenes Bild von der Wirklichkeit dieses Landes, dieser ‹Gesellschaft im Aufbruch› machen.»[242]

Es folgten weitere Lesungen zum Buch, so am 8. Oktober in Bern, im Merkursaal des Restaurants «Au Carrousel». Im Anschluss an die Lesung gab es eine Diskussion, an der wieder Liedke teilnahm. Der Eintritt für die Autorenlesung, die von der Gesellschaft Schweiz – DDR veranstaltet wurde, betrug 3.50 Franken.[243]

Genau dort, wo Diggelmann und Obermüller mit «offenen Augen durch die DDR»[244] reisten, hielt die «Weltwoche» ihre Tagebuchbetrachtungen für nicht gelungen. «Ihr Bericht ist dort interessant, wo er nicht von der DDR handelt. […] Mit einer Gläubigkeit, wie sie kein Teenager von heute mehr produzieren könnte, wie sie nur ein im Krieg aufgewachsenes Kind aus – wie wir erfahren – gutbürgerlichem Schweizer Haus aufbringt, werden die Werbesprüche der Staats-Propaganda der DDR nachgebetet.»[245] Dennoch übersah der Rezensent die DDR-kritischen Passagen im Buch nicht. Er stellte fest, dass nun ausgerechnet der sich als Sozialist fühlende Autor Diggelmann die Mängel des staatlich verordneten Sozialismus wahrnehme angesichts der blinden Bewunderung, von der sich die geliebte Schriftstellerin an seiner Seite hinreissen lasse. Allerdings liege der Wert des Tagebuchs fürs Kennenlernen der DDR bei gegen null und habe daher höchstens Reiz für Erkundungen der geistigen Situation westlicher Intellektueller gegenüber dem totalitären Sozialismus.[246]

239 AZ/Freier Aargauer: 5. 10. 1977.
240 Ebd.
241 Profil: 11. 1977.
242 Basler Zeitung: 21. 12. 1977.
243 Bundesarchiv: E 4320 C 1995/390, Bd. 232, AZ 33/610, Gesellschaft Schweiz – DDR (1974–1989).
244 Vorwärts: 24. 11. 1977.
245 Weltwoche: 12. 10. 1977.
246 Ebd.

zurück



Abb. 29: Klara Obermüller und Walter Matthias Diggelmann besuchten die DDR mehrfach; diese Aufnahme stammt von 1976.

Vor diesem Hintergrund lohnt es sich, das Verhältnis zwischen Diggelmann und Volk und Welt, dem «Leitverlag» für internationale Gegenwartsliteratur in der DDR,[247] zu beleuchten. Diggelmann, in der Schweiz als Schriftsteller und Intellektueller in der Öffentlichkeit zwar bekannt, aber umstritten, gehörte in der DDR zu den bekanntesten Schweizer Autoren. Er konnte im Verlag Volk und Welt, auch dank des Prinzips der Autorentreue und weil er vermutlich ein Eckpfeiler in der Programmpolitik war, nicht weniger als sieben Bücher veröffentlichen. Nur Dürrenmatt (zwölf) und Frisch (elf) brachten mehr DDR-Ausgaben heraus, Adolf Muschg ebenfalls sieben.[248] Andere grosse Schweizer Namen wie Hugo Loetscher, Friedrich Glauser, Otto F. Walter und Peter Bichsel kamen auf eine DDR-Publikation.[249] Gesamthaft erschienen bis 1989 im Verlag Volk und Welt 76 Bücher aus

247 Lokatis, Siegfried 2006: «DDR-Literatur» aus der Schweiz, S. 42.

248 Szabó, János 1987: Zur literarhistorischen Bedeutung Walter Matthias Diggelmanns, S. 146–155. / Lokatis, Siegfried 2006: «DDR-Literatur» aus der Schweiz, S. 50, 67.

249 Lokatis, Siegfried 2006: «DDR-Literatur» aus der Schweiz, S. 49. Nur wenige in der DDR publizierte Bücher aus der Schweiz sind damals nicht im Verlag Volk und Welt herausgekommen, zum Beispiel die Klassiker Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, die in den «Erbe»-Verlagen (Reclam-, Aufbau- und Insel-Verlag) veröffentlicht wurden. Johanna Spyris «Heidi» erschien

zurück

der Schweiz.[250] Es ist also nicht ganz falsch, wenn der Nonkonformist Diggelmann heute im Rückblick als «Lieblingsschweizer des Honecker-Staates»[251] bezeichnet wird.

Ingeborg Quaas, ehemalige Lektorin beim Verlag Volk und Welt, bestätigt im Rückblick, dass die Schweizer Autoren damals richtig dankbar waren für jedes Buch, das bei Volk und Welt erschien. Es sei ihnen wichtig gewesen, in der DDR verlegt zu werden. Oft sei es sogar so gewesen, dass Schweizer Autoren erst nachdem sie im deutschsprachigen Ausland, in Westdeutschland oder der DDR, erschienen waren, auch im eigenen Land zur Kenntnis genommen wurden.[252]

Wie Walter Vogt, laut Lokatis einer der beliebtesten Volk-und-Welt-Autoren aus der Schweiz,[253] füllte auch Diggelmann bei seinen Lesungen in der DDR ganze Säle. Diggelmann hatte sich jedoch bereits vor der Veröffentlichung seiner Bücher in der DDR in der Schweiz einen Namen gemacht. Auf Diggelmann trifft das, was Volk-und-Welt-Lektorin Ingeborg Quaas zum Verhältnis der Schweizer Autoren zum deutschsprachigen Ausland gesagt hat, somit nur bedingt zu. Er wurde nicht erst in der DDR entdeckt und danach im eigenen Land zur Kenntnis genommen. Aber er hatte, ähnlich wie beispielsweise auch Jakob Bührer oder Walther Kauer, dem Verlag Volk und Welt einiges zu verdanken. Diggelmann wurde in der DDR viel gelesen und hatte dort mit der Zeit eine Stammkundschaft.[254]

Das bestätigt in einem zeitgenössischen Kommentar der in der DDR lebende Jean Villain alias Marcel Brun, der PdA-Mitglied war und als DDR-Korrespondent in der Schweiz regelmässig für das kommunistische Wochenblatt «Vorwärts» schrieb. «Erstaunlich, aber wahr: Ihr aufmerksamstes und lesefreudigstes Publikum finden viele schweizerische Schriftsteller unserer Tage nicht im eigenen Land, nicht in der Bundesrepublik und auch nicht im Amerika, sondern … zwischen Elbe und Oder! Dass passt zwar ganz und gar nicht in das Klischeebild, das sich so mancher biedere Eidgenosse noch immer von der DDR macht. Das steht in krassem Widerspruch zum angeblich so sturen kulturpolitischen Dogmatismus des ‹SED-Regimes›, über den sich die schweizerische Bürgerpresse jahrzehntelang so mächtig aufregte. Doch Fakt bleibt Fakt und Fakten lassen sich beweisen. Zum Beispiel anhand nachprüfbarer Namenslisten und Auflageziffern.»[255]

Aus Verlagssicht war das Interesse von Verleger Walter Czollek an Walter Matthias Diggelmann – der Verlagsleiter führte mit dem Schriftsteller einen Briefwechsel – ein doppeltes. So jedenfalls sieht es Roland Links, der ehemalige Lektor

---

in der DDR offenbar nur ein einziges Mal, und zwar in der Evangelischen Verlagsanstalt. Siehe dazu Lokatis, Siegfried [ohne Jahr]: Schweizer Literatur im DDR-Verlag Volk und Welt.

250 Lokatis, Siegfried [ohne Jahr]: Schweizer Literatur im DDR-Verlag Volk und Welt.

251 Neue Zürcher Zeitung: 17. August 2018.

252 Quaas, Ingeborg 2004: Auf Schweizer *Erkundungen*, S. 115 f.

253 Lokatis, Siegfried 2006: «DDR-Literatur» aus der Schweiz, S. 45.

254 Quaas, Ingeborg 2004: Auf Schweizer *Erkundungen*, S. 115 f. / Lokatis, Siegfried 2006: «DDR-Literatur» aus der Schweiz, S. 45. / Vorwärts: 29. 3. 1973.

255 Vorwärts: 29. 3. 1973.

zurück

der Abteilung Lektorat Germanistik bei Volk und Welt.[256] Links war zur rechten Hand Czolleks geworden, er hielt 2004 fest:[257] «Ein linker Schriftsteller aus der Schweiz bereicherte das Programm von Volk und Welt und rechtfertigte wieder einmal den Anspruch gegenüber dem Ministerium für Kultur, ein internationaler Verlag zu sein. Nicht ohne Absicht hatte Czollek mich Anfang der sechziger Jahre in Berlin zu Jean Villain geschickt, dem akkreditierten Korrespondenten des Schweizer *Vorwärts*.»[258]

Wieso genau war Walter Matthias Diggelmann für den Verlag Volk und Welt interessant? Roland Links hat darauf an anderer Stelle eine Antwort geliefert. Ihn und seine Lektorenkollegen habe die auflehnende Haltung Diggelmanns und die Sozialkritik in seinen Büchern beeindruckt.[259] Diggelmanns Bücher seien gesellschaftskritisch gewesen und hätten soziale Missstände aufdecken wollen und darin hätten die Volk-und-Welt-Leute Potenzial erkannt. Wenn Diggelmanns Buch «Die Vergnügungsfahrt» Kritik übte an der schweizerischen Wohlstandsgesellschaft, wenn sich Diggelmanns Protagonist in «Freispruch für Isidor Ruge» der Vaterfigur und damit des Kapitalismus entledigte, war das Stoff, der nach Ansicht der Lektoren in der DDR gelesen werden sollte. Ein Buch, das das Aufbegehren gegen das kapitalistische System thematisierte, war geradezu prädestiniert, in der DDR zu erscheinen. Diese Feststellung darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass Diggelmann als Autor nicht einfach «gesetzt» war. Wie im deutschen Bundesarchiv liegende Dokumente verdeutlichen, waren sich die Lektoren bei Volk und Welt in Bezug auf Diggelmanns Werk längst nicht immer einig und nicht alle konnte er mit seinem Stil überzeugen. Nicht alle ins Auge gefassten Bücher Diggelmanns wurden herausgebracht in der DDR. Interessanterweise gab es gerade zur «Hinterlassenschaft» scheinbar konträre Meinungen darüber, ob das Buch eine Herausgabe wert war. Denn es gab neben dem ideologischen auch ein wirtschaftliches Argument für eine «Übersetzung» von Büchern aus der Schweiz für die DDR. Nachdem das Verlagswesen der DDR 1963 neu gegliedert worden war, lief der Import westlicher Belletristik praktisch ausnahmslos über den Aufbau-Verlag und über Volk und Welt, beide galten als SED-Unternehmen. Die Konzentration der Devisen bei diesen zwei Verlagen ermöglichte die Praxis der sogenannten Plusauflagengeschäfte, das heisst, die Verlage druckten unter der Hand eine weit grössere Auflage als mit den westlichen Lizenzgebern vereinbart worden war.[260]

Der Grossteil der Verlage in der DDR stand damals entweder als volkseigener Betrieb im Eigentum des Staates oder war Eigentum von gesellschaftlichen, quasistaatlichen Einrichtungen oder Organisationen wie dem Verlag der Sozialistischen Einheitspartei oder dem Verlag der Akademie der Wissenschaften. Unter diesen Verlagen war Volk und Welt zuständig für die Herausgabe der internationalen Li-

256 Links, Roland 2004: Der Umgang mit deutschsprachiger Literatur, S. 97.
257 Lokatis, Siegfried 2006: «DDR-Literatur» aus der Schweiz, S. 43.
258 Links, Roland 2004: Der Umgang mit deutschsprachiger Literatur, S. 97.
259 Links, Roland 1998: Kurzes Nachdenken über anregendes Fremdsein, S. 123.
260 Lokatis, Siegfried [ohne Jahr]: Schweizer Literatur im DDR-Verlag Volk und Welt.

teratur.[261] Als «Starthilfe» kamen dem Verlag, der 1945 von sechs Männern, die sich in einem Internierungslager in der Schweiz begegnet waren, gegründet wurde, die guten Beziehungen des Verlagsleiters Walter Czollek zu führenden Schweizer Literaturagenturen zugute.[262]

Der Verlag hatte «vermittels eines geistig-kulturellen Austauschs den Ideen des Friedens, des Humanismus und der Freundschaft zwischen den Völkern zu dienen».[263] Die von den Lektoren ausgewählte Literatur sollte, so Roland Links, «Welt hereinholen»[264] und aktuelle literarische Strömungen der sogenannten Weltliteratur aufgreifen. Links mass der Schweizer Literatur diesbezüglich offenbar einen höheren Rang zu als beispielsweise der österreichischen.[265] Deutschsprachige Literatur aus beiden Ländern bot aber Mitarbeitern bei Volk und Welt um Links ein fruchtbares Betätigungsfeld; nicht zuletzt kam solchen Publikationen eine politische Signalfunktion zu und jedes in der DDR veröffentlichte Buch aus der Schweiz oder aus Österreich war ein kleiner Erfolg im Kampf gegen die Isolierung und die Hallstein-Doktrin, nach der die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zur DDR als «unfreundlicher Akt» gegen die Bundesrepublik gewertet wurde.[266] Nachdem die Schweiz als weltweit erstes nichtkommunistisches Land die DDR am 20. Dezember 1972 als Staat anerkannt hatte, löste das bei Volk und Welt einen Boom von Schweizer Literatur aus.[267] Bücher aus der Schweiz wurden einem in der DDR nur so aus den Händen gerissen, erinnert sich Lektorin Ingeborg Quaas.[268]

Mit den dem jeweiligen Werk beigefügten Nachworten, die die gesellschafts- und kapitalismuskritischen Aspekte der Stücke betonten, versuchten die Lektoren von Volk und Welt möglichen Einwänden seitens des Staates entgegenzuwirken. Roland Links bemerkte dazu rückblickend: «Die Lektoren aller Lektorate befanden sich in diesem Widerspruch zwischen der offiziellen Doktrin, Kunst als Waffe im internationalen Klassenkampf anzusehen und sie nach ästhetischen Massstäben als Kunstwerke zu bewerten.»[269] Und nicht immer führte diese doppelgleisige Strategie der Lektoren zum Erfolg. «Stiller» von Max Frisch zum Beispiel konnte erst 1975, 21 Jahre nach der Veröffentlichung in der Schweiz, in der DDR erscheinen – unter anderem weil sich Frisch gegen diese «pfäffische Methode»[270] der Nachworte wehrte.

Da Werke von zum Teil sehr bekannten Schweizer Autoren nicht oder erst mit viel Verspätung veröffentlicht werden konnten, wandte sich der Verlag Volk und Welt umso stärker den sogenannten linken Autoren wie Walter Matthias Dig-

261 Konzept: 10. 1978.
262 Lokatis, Siegfried [ohne Jahr]: Schweizer Literatur im DDR-Verlag Volk und Welt.
263 Konzept: 10. 1978.
264 Links, Roland 2004: Der Umgang mit deutschsprachiger Literatur, S. 98.
265 Konzept: 10. 1978.
266 Lokatis, Siegfried 2006: «DDR-Literatur» aus der Schweiz, S. 44 f.
267 Lokatis, Siegfried [ohne Jahr]: Schweizer Literatur im DDR-Verlag Volk und Welt.
268 Quaas, Ingeborg 2004: Auf Schweizer *Erkundungen*, S. 115.
269 Links, Roland 2004: Der Umgang mit deutschsprachiger Literatur, S. 99.
270 Ebd., S. 98.

zurück



Abb. 30: Walter Matthias Diggelmann neben Roland Links, Freund und Lektor bei Volk und Welt.

gelmann, Friedrich Glauser, Walther Kauer oder Jakob Bührer zu. Netzwerke spielten eine wichtige Rolle. Jakob Bührer zum Beispiel hatte Links direkt über Diggelmanns Vermittlung im Tessin kennengelernt und nur wenig später wurde sein Roman «Im Roten Feld» in der DDR veröffentlicht.[271]

Dass Diggelmann für die Verbindung zum DDR-Verlag einen hohen Preis zahlte, war spätestens nach der Affäre um die Änderungen einer Passage in der «Hinterlassenschaft» klar geworden, allerdings war dort nicht die Verbindung zum Verlag das Rufschädigende, sondern eher Diggelmanns Verhalten im Umgang mit seinem Text.[272]

Die Frage der grenzüberschreitenden Kontakte zwischen der Schweiz und der DDR blieb in den 1970er-Jahren ein Thema in der Öffentlichkeit. Nicht nur nachdem im Juni 1975 in Zürich eine Ausstellung von DDR-Büchern über die Bühne gegangen war, wo der Verlag Volk und Welt nicht weniger als ein Dutzend neue Bücher von Schweizer Autoren präsentierte.[273] Das Verhältnis wurde auch Ende

271 Ebd.

272 Siehe dazu Kapitel 3.2.3. / Quaas, Ingeborg 2004: Auf Schweizer *Erkundungen*, S. 114–116. / Lokatis, Siegfried 2006: «DDR-Literatur» aus der Schweiz, S. 45.

273 Lokatis, Siegfried [ohne Jahr]: Schweizer Literatur im DDR-Verlag Volk und Welt.

desselben Jahres zum Thema. Diggelmann und Obermüller waren eben aus Berlin zurückgekehrt – sie standen mitten in den Vorbereitungen zur «Erkundungsfahrt» durch die DDR und waren, wie Diggelmann selbst sagte, noch unter dem Eindruck der «realen» DDR[274] –, als am 1. Dezember in der NZZ im Feuilleton ein Beitrag unter dem Titel «Anfrage aus Jena – oder: Muss das viele Impfen sein?»[275] erschien. Der Artikel beschäftigte sich mit einer Anfrage aus Ostdeutschland, drei Bücher osteuropäischer Autoren aus der DDR doch bitte in der NZZ zu besprechen. Eine Anfrage, die dem Journalisten Andreas Oplatka die Gelegenheit bot, sich drei Jahre nachdem die Schweiz die DDR Ende 1972 als Staat anerkannt hatte, ganz grundsätzlich mit dem gegenseitigen Austausch von Kulturerzeugnissen zwischen der DDR und der Schweiz auseinanderzusetzen. Es seien, so der Autor, kritische und selbstkritische Stimmen zu vernehmen, der Westen habe in Sachen Kulturaustausch mit der DDR ebenfalls seinen Teil beizutragen beziehungsweise nachzuholen.[276] Oplatka gestand ein, dass es schön wäre, wenn die Bücher osteuropäischer Autoren in der Schweiz mehr Leser fänden, allerdings nur, um danach festzuhalten: «[…] dann allerdings wäre es nicht nur schön, es wäre vielmehr dringend notwendig, dass westliche Kulturerzeugnisse drüben nicht erst parteiamtliche Filter passieren müssen. Dass man über das Geschehen auf der anderen Seite im Bilde ist, im Bilde sein darf. […] Westliche Blätter, unter ihnen diese Zeitung, besprechen doch immer wieder Neuerscheinungen beispielsweise des auf Belletristik spezialisierten Ostberliner Aufbau-Verlags. In der umgekehrten Richtung funktioniert die Information nicht; ein westliches Werk existiert dort nur, wird erst zur Kenntnis genommen, wenn es, versehen mit dem Plazet der Kulturpolizei, in der DDR selbst herauskommen kann. Oder wird ‹Das Neue Deutschland› etwa Hugo Loetschers diesen Herbst bei Luchterhand erschienenem neuen Roman eine Kritik widmen? Der Titel des Romans heisst ‹Der Immune›.»[277]

Diggelmann hat auf den Artikel Oplatkas reagiert und darin ein «recht billiges Pamphlet»[278] erkannt. So scheine Oplatka (Diggelmann nennt ihn A. O.) die Kulturszene der DDR nicht zu kennen. Er, Diggelmann, habe dieses Jahr, 1975, verschiedene Lesungen gehalten in der DDR, habe in allen drei Rundfunkstationen gelesen, die meisten seiner Bücher würden in der DDR in hoher Auflage erscheinen und auch seine Hörspiele würden gespielt. Der «Kulturpolizei» sei er dabei nie begegnet, niemand habe gefragt, was er lesen würde, und kein Parteifunktionär habe die literarischen Diskussionen geleitet. Nur einen besser informierten Leser der Schweizer Literatur habe er entdeckt. Da der DDR-Leser, so Diggelmann weiter, die Bücher westlicher Autoren gar nicht kaufen könne in der DDR, mache eine Rezension dieser Bücher in DDR-Zeitungen, wie es Oplatka

274 Diggelmann, Walter Matthias an Eggert, Heinz: 26. 10. 1975.
275 Neue Zürcher Zeitung: 1. 12. 1975.
276 Ebd.
277 Ebd.
278 Ebd.: 3. 12. 1975.

zurück

vorschlage, gar keinen Sinn.[279] Auf die Frage, warum der Leser die Bücher westlicher Autoren nicht kaufen könne in der DDR, antwortete Diggelmann erstaunlich DDR-treu: «Ganz einfach deshalb, weil unsere Bücher so teuer sind, dass die DDR-Verlage sie nicht importieren können und der DDR-Leser diese horrenden Preise auch gar nicht bezahlen könnte. Und warum publiziert ‹Volk und Welt› nicht mehr westliche Literatur? Oh, was ist A. O. naiv: Nicht die ‹Kulturpolizei› entscheidet, sondern der Vorrat an Devisen. Wir Westautoren möchten nämlich auch für die DDR-Auflagen in harten Franken bezahlt werden. Darum können die drüben nicht, wie sie möchten.»[280]

Diggelmanns Reaktion auf den Artikel widerspiegelte nicht nur sein eigenes, dem damaligen Bild der DDR in der Schweizer Öffentlichkeit entgegenlaufendes Bild der DDR, sie verdeutlicht im Rückblick ausserdem, inwieweit Diggelmann bereit war, seine in Bezug auf die Schweiz ansonsten sehr kritische Brille mit Blick auf die DDR abzulegen. Er schien nicht zu bemerken, wie sehr er sich in seiner Argumentation in die Ecke hatte drängen lassen, um die DDR weiterhin verteidigen zu können. Dabei hätte er lediglich einmal in sein eigenes, wild geordnetes Briefarchiv gehen und die letzte Zuschrift von Roland Links zur Hand nehmen müssen, um zu erkennen, dass auch seine Werke – in diesem Fall der Roman «Ich heisse Thomy» – sehr wohl der DDR-Zensur unterlagen und zum Teil gar nicht veröffentlicht werden konnten.[281]

Auffallend ist: Diggelmann griff zur Argumentation in Debatten um die DDR wiederholt auf Erfahrungen zurück, die er (meist kurz vorher) gesammelt hatte, und zog damit gewissermassen den lebendigen Beweis heran. Im Fall des eben betrachteten Beispiels waren das seine kurz zurückliegenden Besuche in der DDR, im Rahmen derer er der «Kulturpolizei» nirgends begegnet war. Dass aber dieser Besuch in der DDR der erste nach vielen Jahren der Abwesenheit gewesen war, erwähnte Diggelmann in seiner Reaktion nicht. Im Gegenteil, er mimte einen profunden Kenner der Sache. Ob er dem Leser Informationen wissentlich vorenthielt, kann nicht gesagt werden. Gesagt werden kann, dass er es als Geschichtenerzähler gewohnt war, auf die Technik der Vermengung von Tatsachen und Erfindungen respektive Zuspitzungen zu setzen.

Auf Diggelmanns Reaktion, die in der NZZ erfolgte, reagierte eine beachtliche Zahl von Personen. Zuallererst der zeichnende Journalist Andreas Oplatka selbst, mit der Bemerkung, dass, wer Diggelmanns Ausführungen folge, auf die bemerkenswerte Tatsache stosse, dass die an Devisenmangel leidende DDR für die grosszügige Übernahme der Werke Diggelmanns keine Kosten scheue, im Falle aber beispielsweise der «Blechtrommel» von Günter Grass oder von «Sansibar oder der letzte Grund» von Alfred Andersch – beide nie in der DDR erschienen – sich

279 Ebd.

280 Ebd.

281 Links, Roland an Diggelmann, Walter Matthias: 18. 3. 1974. Roland Links teilt ihm im Brief mit, dass die Prüfung zum Roman «Ich heisse Thomy» noch nicht abgeschlossen sei, erste Gutachten aus verschiedenen Gründen aber negativ ausgefallen seien.

zurück

keine Ausgaben leisten könne.[282] In dieselbe Richtung gehend fragte ein Leser, warum ihm denn bei der Einreise in die DDR alle westlichen Zeitungen abgenommen worden seien. Mit Devisenmangel könne dies ja eigentlich nichts zu tun haben.[283] Ein anderer Leser erinnerte Diggelmann beim Stichwort «Kulturpolizei» an «Die Hinterlassenschaft» und er solle doch bitte einmal die Ausgabe von 1965 und die DDR-Lizenzausgabe von 1967 in Bezug auf die Ereignisse in Ungarn 1956 miteinander vergleichen.[284] Ein dritter Leser schliesslich wünschte sich zwar, dass Diggelmann recht hätte, musste aber feststellen, dass des Autors Schilderungen überhaupt nicht den Tatsachen entsprachen. Als Beleg fügte seine Versuche an, einem Freund in der DDR Bücher zu senden. Von 28 kleineren Buchsendungen hätten gerade einmal neun ihren Empfänger beim ersten Mal erreicht. Fünf Sendungen seien im «Nichts» verschwunden.[285] Diese Schilderung bekräftigte Leser vier insofern, als er aus Berlin bestätigte, dass er als gewöhnlicher Mensch ohne besondere Privilegien nach geltendem Gesetz überhaupt keine westlichen Druckerzeugnisse mitführen dürfe.[286]

Dass Diggelmann seinerseits besondere Privilegien genoss und eine intensive Zusammenarbeit mit Partnern aus der DDR pflegte, wurde gezeigt. Dass die Zusammenarbeit offiziellen Charakter hatte, legen die folgenden Bemerkungen zur Gesellschaft Schweiz – DDR nahe.

Die Gesellschaft Schweiz – DDR befand sich laut Staatsschutzakten seit 1974 im Aufbau. Die Initiative ging von Genossen der Basler Partei der Arbeit aus. Offiziell gegründet wurde die Gesellschaft dann im Rahmen eines Gründungskongresses im Mai 1976.[287] Die Gesellschaft Schweiz – DDR war als Verein organisiert,[288] bestand schon bald nach der Gründung aus mehreren Sektionen und hatte 1976 rund 150 Mitglieder. Klara Obermüller war ihre erste Präsidentin.[289]

Bekannte Mitglieder waren neben Obermüller und Diggelmann auch Jean Ziegler, «Zeitdienst»-Redakteur Franz Keller und Buchhändler Theo Pinkus.[290] Das ostdeutsche Pendant, die Freundschaftsgesellschaft DDR – Schweiz, wurde erst am 18. Mai 1978 gegründet. Organisatorisch war diese Teil der Liga für Völ-

282 Neue Zürcher Zeitung: 3. 12. 1975.
283 Ebd.: 12. 12. 1975.
284 Ebd.
285 Ebd.
286 Ebd.
287 E 4320 C 1995/390, Bd. 232. / Detaillierte Angaben sind schwierig, da die ersten fünf Jahre der Gesellschaft Schweiz – DDR für die Schweiz nicht gut dokumentiert sind. Die erste Präsidentin Klara Obermüller hat nach eigener Aussage alle Akten ihrer Präsidiumszeit vernichtet. Bischof, Erwin 2010: Honeckers Handschlag, S. 128. / Laut Cornelia Steck wurde die Gesellschaft Schweiz – DDR, die sich seit 1974 im Aufbau befand, 1976 offiziell gegründet. 1968, als die Partei der Arbeit aus der Schweiz erstmals vorschlug, eine Freundschaftsgesellschaft zur DDR aufzubauen, hatte die SED noch «freundlich» verzichtet. Steck, Cornelia 2011: Die Gesellschaft Schweiz – DDR, S. 4, 24, 29 f.
288 Steck, Cornelia 2011: Die Gesellschaft Schweiz – DDR, S. 5.
289 Bundesarchiv: E 4320 C 1995/390, Bd. 232.
290 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 24, 111.

zurück

kerfreundschaft.[291] Die Liga war 1961 aus der Gesellschaft für kulturelle Verbindungen mit dem Ausland hervorgegangen, koordinierte als Dachorganisation der einzelnen Freundschaftsgesellschaften die auswärtige Kulturpolitik und pflegte Beziehungen zu kapitalistischen Staaten und zu «Entwicklungsstaaten». Sie stand zwischen 1964 und 1976 unter dem Präsidium von Paul Wandel, dem ehemaligen Minister für Volksbildung. 1976 übernahm mit Gerald Götting der Vorsitzende der CDU in der Liga das Zepter.[292]

Über die Freundschaftsgesellschaften und -komitees, von denen es ab den 1960er-Jahren mehrere gab, versuchte die DDR die verhärteten Fronten zwischen Ost und West aufzuweichen. Indem die DDR von Freunden der DDR sprach, warb sie in Zeiten, als sie noch nicht überall offiziell anerkannt war, inoffiziell um Sympathie, Vertrauen und Akzeptanz.[293] Die DDR sollte als weltoffener Staat gezeichnet werden.[294] Dazu Cornelia Steck: «Delegationen, die auf Einladung der Liga für Völkerfreundschaft, respektive der entsprechenden Freundschaftsgesellschaft, in die DDR reisten, erhielten den Anstrich von Staatsbesuchen, wurden hochrangig betreut und ihr Besuch in den Medien herausgestellt.»[295] Versteckt sollte die proklamierte Völkerfreundschaft aber allein den Interessen der DDR und des realsozialistischen Blocks dienen, der Begriff Völkerfreundschaft war Teil eines politischen Programms.[296]

Am 4./5. Juni 1977 nahm Obermüller als Präsidentin der Gesellschaft Schweiz – DDR an einer Tagung der Präsidenten und Generalsekretäre der nationalen Freundschaftsgesellschaften in Ostberlin teil. Im entsprechenden Bulletin schrieb sie von einer völkerumfassenden Gemeinschaft, fühlte sich als Teil einer einzigen grossen Familie. Drei Mitglieder des SED-Büros nahmen an der Tagung teil, hielten Reden und nahmen sich Zeit für Gespräche. Man mass der Pflege der Freundschaften eine grosse Bedeutung zu und lud die Besucher zu einer Fahrt durchs Land mit Besichtigung von Betrieben, landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften und Schulen.[297]

Bis zum ersten Schweizer Kongress trat die Gesellschaft Schweiz – DDR nur wenig öffentlich in Erscheinung. Im Oktober 1974 wird sie in den Staatsschutzakten im Zusammenhang mit Jubiläumsveranstaltungen zu 25 Jahren DDR erwähnt. Zwischen dem 28. Oktober und dem 2. November 1974 gingen in Bern, Basel, Zürich und St. Gallen mehrere Veranstaltungen zum 25-Jahr-Jubiläum der DDR über die Bühne. Als Redner trat Hubert Helbling, der Zentralsekretär der Liga für

291 In der Anfangsphase wurde die Freundschaftsgesellschaft «Komitee DDR-Schweiz» genannt. Erst später wurde daraus die «Freundschaftsgesellschaft DDR-Schweiz». Manchmal wurde sie auch nur «Gesellschaft DDR-Schweiz» genannt. Steck, Cornelia 2011: Die Gesellschaft Schweiz – DDR, S. 26.
292 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 108.
293 Steck, Cornelia 2011: Die Gesellschaft Schweiz – DDR, S. 4.
294 Ebd., S. 23.
295 Ebd., S. 5.
296 Ebd., S. 10.
297 Ebd., S. 55.

Völkerfreundschaft, in Erscheinung, danach wurde der Propagandafilm «Unser Land – die DDR» gezeigt.[298]

Erst eineinhalb Jahre später, am 29. Mai 1976, ging der erste schweizerische Kongress der Gesellschaft Schweiz – DDR, eine Art Gründungskongress, über die Bühne. Wie Klara Obermüller damals ausführte, sollte der Kongress Auftakt sein zu vermehrten Aktivitäten der Gesellschaft Schweiz – DDR. Obermüller wollte Veranstaltungen mit Gästen aus der DDR lancieren und den gegenseitigen Besuch von Delegationen ermöglichen.[299]

Am Kongress selbst haben laut Staatsschutzakten rund hundert Personen aller Altersstufen und aus verschiedenen Sektionen von Basel, Bern, Solothurn, St. Gallen, Thun und der Westschweiz teilgenommen. Der Kongress wurde um 14.30 Uhr von Obermüller eröffnet. In ihrer Eröffnungsrede hielt sie fest, dass es darum gehe, in den gegenseitigen Beziehungen zwischen der Schweiz und der DDR Vorurteile und Feindbilder abzubauen, Fehlurteile zu korrigieren und Aufklärungsarbeit zu leisten. Ziel für die Schweiz sei ein positiveres, genaueres und klareres Bild der DDR, ihrer Gesellschaft und ihrer Bewohner. Beim anschliessenden Abendessen soll laut Staatsschutzakte neben Obermüller auch Diggelmann teilgenommen und sich zu Wort gemeldet haben. Was er gesagt hat, ist nicht erhalten.[300]

Gesichert ist hingegen, dass am 31. Mai 1976, zwei Tage nach diesem Kongress, im Restaurant «Cooperativo» mit Paul Wandels Vortrag «Perspektiven der DDR nach dem IX. Parteitag der SED» eine weitere Veranstaltung der Gesellschaft Schweiz – DDR folgte. Diesmal im «Blauen Saal» des Zürcher Volkshauses ab 20.30 Uhr vor rund 25 Personen.[301] Paul Wandel war bis 1976 Präsident der Liga der Völkerfreundschaft.[302] In seinem Vortrag beschrieb Wandel die DDR offenbar als «Bollwerk des Friedens», das die Achtung und das Vertrauen der anderen Völker verdiene. Die DDR-Wirtschaft sei krisenfrei und auf das Wohl des Menschen ausgerichtet. Ziel sei die harmonische Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit.[303]

Nach dem ersten Schweizer Kongress der Gesellschaft Schweiz – DDR wurde auch die auf 14.30 Uhr gelegte erste Generalversammlung der Gesellschaft Schweiz – DDR vom 8. Oktober 1977 im Berner Restaurant «Au Carrousel» aktenkundig.[304] Nicht nur wurde dort Klara Obermüller als Präsidentin der Gesellschaft bestätigt, auch die Vereinsstatuten wurden verabschiedet. Die Statuten unterzeichnet haben Obermüller und Zentralsekretär und PdA-Mitglied Werner Buess.[305] Damit wurde der Zweck der Gesellschaft, die Pflege und Förderung der

298 Bundesarchiv: E 4320 C 1995/390, Bd. 232. / Steck, Cornelia 2011: Die Gesellschaft Schweiz – DDR, S. 33.
299 Bundesarchiv: E 4320 C 1995/390, Bd. 232.
300 Ebd.
301 Ebd.
302 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 108.
303 Bundesarchiv: E 4320 C 1995/390, Bd. 232.
304 Ebd.
305 Bischof, Erwin 2010: Honeckers Handschlag, S. 116.

Freundschaft zwischen dem Schweizer Volk und dem Volk der DDR, verankert. Aufgeschlossene Schweizer, so das Credo, sollten motiviert werden, sich mit der DDR vertraut zu machen, über sie zu berichten und sie zu bereisen.[306] Die Gesellschaft bezeichnete sich als parteipolitisch und konfessionell neutral.[307]

Mit der Unterzeichnung der Statuten ging eine über zweijährige Vorbereitungsarbeit zu Ende. Die erste Fassung der Statuten mit insgesamt 19 Artikeln hatte bereits am 7. Mai 1975 vorgelegen. Die Endfassung vom Oktober 1977 umfasste 30 Artikel.[308] An der Generalversammlung nahmen rund 30 Personen teil. Im Anschluss trugen Obermüller und Diggelmann eine Leseprobe aus der eben veröffentlichten «Erkundungsfahrt» vor. In diesem Zusammenhang sollen sie sich deutlich zu Ostdeutschland bekannt haben. Ebenfalls vor Ort waren laut Staatsschutzakte mit Janfried Dühler und Dieter Geldschläger Vertreter der DDR-Botschaften und mit Stefanie Liedtke und Rolf Lütskendorf zwei DDR-Bürger, die massgeblich an der Zusammenstellung und Organisation der «Erkundungsfahrt» beteiligt gewesen waren.[309]

Zum Präsidium war Klara Obermüller gekommen wie die Maria zum Kind. An einer DDR-Bücherausstellung im Volkshaus Zürich (5.–15. April 1976), an der Obermüller zusammen mit Diggelmann auf Einladung von Roland Links teilnahm,[310] war sie von DDR-Kulturattaché Heinz Eggert angefragt worden, was sie von einer Freundschaftsgesellschaft halte. Da sie sich grundsätzlich befürwortend gab, an der DDR interessiert war, mit einem in der DDR bekannten Schriftsteller zusammenlebte und als ehemalige Feuilletonredakteurin der NZZ in der Öffentlichkeit ein Begriff war, schien sie diesem Diplomaten offenbar geeignet fürs Präsidium. Kurzerhand und ohne nochmals bei ihr nachzufragen, wurde Klara Obermüller zur Präsidentin bestimmt. Obwohl sie sich vereinnahmt gefühlt habe, habe sie nicht opponiert – auch um Schwierigkeiten mit Diggelmann auszuweichen.[311] «Wir waren für die DDR-Funktionäre wie zwei Fliegen auf einen Schlag. Ich war ordentlich, zuverlässig und hatte gute Kontakte, während er [Diggelmann] das Aushängeschild war.»[312]

306 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 109. Parmiggiani bezieht sich hierfür auf das Privatarchiv von Clarens Maffli.

307 Bundesarchiv: E 4320 C 1995/390, Bd. 232.

308 Zwischen dem 11. und 14. Dezember 1975 hatte eine Delegation mit den drei PdA-Mitgliedern Werner Buess, Christoph Jäggi und Roland Andeoud, also die Geschäftsleitung der provisorischen Gesellschaft Schweiz – DDR, Ostberlin besucht. Die Gründung der Freundschaftsgesellschaft sollte vorangetrieben und die nächsten Schritte besprochen werden. Ein Präsidium gab es zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Steck, Cornelia 2011: Die Gesellschaft Schweiz – DDR, S. 31.

309 Bundesarchiv: E 4320 C 1995/390, Bd. 232.

310 Steck, Cornelia 2011: Die Gesellschaft Schweiz – DDR, S. 34.

311 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 107 f. / Obermüller, Klara 2016: Spurensuche, S. 156 f.

312 Steck, Cornelia 2011: Die Gesellschaft Schweiz – DDR, S. 35. / Auch in ihrer autobiografischen Skizze hebt Obermüller hervor, dass die DDR damals mit der Ernennung ihrer Person zur Präsidentin zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen habe. Nicht nur vertrat eine in der Schweizer Öffentlichkeit relativ bekannte Journalistin die Freundschaftsgesellschaft, in ihrem

zurück

Wie bereits angedeutet, hatte sich Klara Obermüller als Präsidentin der Gesellschaft um Kontakte mit ostdeutschen Dissidenten bemüht und sie als Referenten in die Schweiz einladen und damit kontroverse Diskussionen zur Gestaltung des Sozialismus ermöglichen wollen. Ihre Wünsche aber wurden vom DDR-Partner Liga der Völkerfreundschaft konsequent abgelehnt und an Abmachungen hielt man sich auf ostdeutscher Seite häufig gar nicht.[313] Stattdessen, so Obermüller heute im Rückblick, habe man ihr stramme Genossen geschickt, deren Bücher weder in der Schweiz bekannt noch lesenswert waren.[314] In einem Brief an den befreundeten DDR-Architekten Herman Henselmann vermeldete Diggelmann im April 1977 darum aufgebracht: «Klara strampelt sich die Beine ab, um dem Herrn Götting auch einen ihm und der DDR gebührenden Empfang und Aufenthalt zu arrangieren. Der OB von Zürich ist bereit, ihn zu empfangen, Klara mobilisiert mit Erfolg die gesamte Presse, Rundfunk und Fernsehen, Rundfunk und Fernsehinterviews sind vereinbart, ein Nachtessen mit Vertretern unserer Behörde ist eingeplant, und: Herr Götting trifft Sonntagabend von Rom kommend mit grosser Verspätung ein und erklärt, er fahre Montagmorgen nach Innsbruck weiter, wo er im Auftrag des Aussenministeriums irgendwelche Orden zu verschenken habe. Vom Zürcher Plan will er erst in Rom erfahren haben. […] Weisst Du, wie das für Klara, die sich eine Affenmühe für gute Beziehungen zur DDR gibt, ausschaut? Alles in letzter Minute abblasen müssen! […] Ein Affront des Herrn Götting sondergleichen! Die Folgen, lieber Hermann, haben wir zu tragen. Wir sind nun unglaubwürdig geworden. Und die anderen hauen jetzt natürlich auf die Pauke, sagen, wir haben es ja schon immer gewusst, diese DDR-Gesellschaft ist Scheisse, kann nicht funktionieren, und ihr Arschlöcher plädiert noch immer für den Kommunismus.»[315] Diese Zeitzeugnisse legen nahe, dass die zentralen Aufgaben im Zusammenhang mit der Gesellschaft Schweiz – DDR für Klara Obermüller und somit indirekt auch für Diggelmann zeitweise frustrierend gewesen waren. «Freilich gibt es auch einige positive Ausnahmen, aber der Eindruck, der niederschmetternde, bleibt für Klara und mich, dass wir nichts anderes als frivol ausgebeutete Wasserträger sind, unbezahlte notabene.»[316] Kleine, nichtsnutzige Präsidiumsmitglieder würden, so Diggelmann, Appartements im «Berlin» zugewiesen bekommen, während sie im schmutzigen, verkommenen «Berolina» absteigen müssten.[317]

In einem weiteren Brief findet sich der ratlose Ausruf, ob denn die DDR überhaupt möglichst gute harmonische Beziehungen mit der Schweiz wünsche, ob es denn überhaupt um Verständigung und Freundschaft gehe oder nur um Valuta.[318]

Schlepptau hatte man auch den noch bekannteren und einflussreicheren Schriftsteller Diggelmann an Bord geholt. Obermüller, Klara 2016: Spurensuche, S. 157.

313 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 111.

314 Obermüller, Klara 2016: Spurensuche, S. 158.

315 Diggelmann, Walter Matthias an Henselmann, Hermann: 27. 4. 1977.

316 Diggelmann, Walter Matthias an Henselmann, Hermann: 10. 6. 1978.

317 Diggelmann, Walter Matthias an Döhler, Janfried: 5. 5. 1978.

318 Diggelmann, Walter Matthias an Henselmann, Hermann: 10. 6. 1978.

zurück

Mit der Zeit, so Obermüller rückblickend, sei die Stimmung so gereizt gewesen, «dass der Präsident der ‹Liga für Völkerfreundschaften›, Horst Brasch, es für nötig erachtete, Diggelmann und mir am 7. August 1978 einen persönlichen Besuch abzustatten. Bei einem Mittagessen im Restaurant ‹Schützenhaus› im Albisgüetli sprach er uns gut zu und überreichte mir die ‹Medaille für Völkerfreundschaft› im Glauben, die aufmüpfige Schweizerin mit diesem Blech besänftigen zu können. Es ist ihm nicht gelungen. Die Beziehungen kühlten sich ab und kamen nach dem Tod von Diggelmann schliesslich ganz zum Erliegen.»[319]

Immerhin: Am 27. April 1978 konnte die Gesellschaft Schweiz – DDR laut Staatsschutz im Zürcher Volkshaus einen Anlass zum Thema «Sport in der DDR und Schweiz» gestalten. Diggelmann und Obermüller haben teilgenommen, der Anlass war allerdings nicht gut besucht.[320] Einige Wochen später folgten als Hauptaktion im Jahr 1978 zwischen dem 15. und dem 26. Juni die «Tage der DDR» in den grösseren Städten und den Kantonen Basel und Zürich. Als Basis für den Anlass diente ein von der Liga für Völkerfreundschaft detailliert ausgearbeitetes achtseitiges Konzept.[321] «Mit der Realisierung der Veranstaltungsreihe sollte die Gesellschaft Schweiz – DDR einen wesentlichen Durchbruch in der Öffentlichkeitsarbeit erreichen, ihre Mitgliederzahl erhöhen und Kontakte zu progressiven Kreisen, die im Interesse der Erhaltung und Sicherung des Friedens sowie des sozialen Fortschritts auftraten, vertiefen.»[322]

Die Präsidentschaft Klara Obermüllers und das Engagement Walter Matthias Diggelmanns in der Gesellschaft Schweiz – DDR boten den Kritikern erneut Angriffsflächen in politischen Fragen. Exemplarisch sei hier aus den Leserbriefspalten zitiert. Eine Leserbriefschreiberin regte sich darüber auf, dass die SRG 1978 Beiträge aus der DDR senden wollte. Nicht etwa zur Mauer, zum Stacheldraht und zu Erschiessungen an der Grenze, nein, ausnahmslos musikalische Sendungen sollten es sein. Darin sah die Leserbriefschreiberin einen von Schweizer Staatsmedien gelenkten «Kulturaustausch», der in erster Linie dem Ideologieexport der DDR diene. Laut der Leserbriefschreiberin war das kein Zufall, denn Klara Obermüller, ständige Mitarbeiterin des Radios DRS, präsidiere die Gesellschaft Schweiz – DDR, während ihr Lebensgefährte Walter Matthias Diggelmann den Kommunismus herbeisehne.[323] Die Reaktion Diggelmanns folgte. Die Leserbriefschreiberin wolle also von Mauern, von Selbstschussanlagen und Bluthunden in der DDR hören. «Nun gut. Dann möchte die SRG so liebenswürdig sein, und Gegenrecht halten: Wir berichten eingehend über unsere Flüchtlingspolitik während des Dritten Reiches, über unsere Arbeitslosigkeit, über unseren Fremdenhass à la Nationale

319 Obermüller, Klara 2016: Spurensuche, S. 159.
320 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-1-1-d. / Steck, Cornelia 2011: Die Gesellschaft Schweiz – DDR, S. 57.
321 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 110. / Steck, Cornelia 2011: Die Gesellschaft Schweiz – DDR, S. 56.
322 Steck, Cornelia 2011: Die Gesellschaft Schweiz – DDR, S. 56.
323 TV-Radio-Zeitung: 24. 1978.

zurück

Aktion, über ‹Firestone›, über alt Bundesrat Celio und Mobutu, über alt Bundesrat Bonvin und den Furka-Skandal, wir berichten ferner jeden Tag über die Nummernkonti und Steuerhinterzieher der sauberen Westeuropäer oder die mörderischen Handlanger des Westens in Afrika und so weiter.»[324] Zur Verteidigung der DDR verwies Diggelmann erneut auf Missstände in der Schweiz, bezeichnete die Angriffe der Leserbriefschreiberin als politische und persönliche Denunziation und wies darauf hin, dass seine Frau im Übrigen nicht ständige Mitarbeiterin des Radios DRS sei. Schliesslich hielt Diggelmann fest, dass die Leserbriefschreiberin mit ihrem Angriff auf die DDR zeige, dass sie offenbar sehr viel gegen den Sozialismus einzuwenden habe. Das mache aber nichts, so Diggelmann abschliessend, der Sozialismus werde auch ohne ihre Hilfe Realität.[325]

Insgesamt vermochten die Vorteile der Mitarbeit in dieser Gesellschaft aber die grosse Belastung, die eine Mitwirkung mit sich brachte, nicht zu kompensieren. Hinzu kam, dass Diggelmann sich immer wieder in Obermüllers Arbeit als Präsidentin einmischte. Diggelmanns Versuch, Vizepräsident der Gesellschaft zu werden, blieb jedoch erfolglos.[326] Irgendwann zwischen Ende 1979 und Oktober 1981 gab Obermüller das Präsidium ab.[327] Sie wollte sich nach eigener Aussage nicht weiter als Propagandistin missbrauchen lassen. Ihr Nachfolger war der Basler Pfarrer Matthias Thurneysen.[328] Im November 1990, nach der Wiedervereinigung, löste sich die Gesellschaft Schweiz – DDR auf. Das Gleiche gilt für das deutsche Pendant, die Freundschaftsgesellschaft DDR – Schweiz, und deren Dachgesellschaft, die Liga für Völkerfreundschaft.[329]

3.4.4 Das Abenteuer Gemeinderat

Selbst der POCH-Journalist wies darauf hin, dass es doch eigentlich ein Novum sei, dass ein Schriftsteller so in den Wahlkampf einer Partei einsteige. Was also, fragte er Diggelmann, war seine Motivation, ausgerechnet 1978 in die Politik einzusteigen? In Diggelmanns Antwort kommt sein Verständnis von Schriftstellerei deutlich zum Ausdruck. Schreiben sei für ihn schon immer nur eine Form der politischen Meinungsäusserung, der politischen Auseinandersetzung gewesen. Dass er sich erst jetzt für eine Kandidatur entschieden habe, liege vor allem daran, dass er sich in der Vergangenheit an einer Vielzahl von Fronten engagiert habe und in dieser Hinsicht völlig beansprucht gewesen sei. Für ein politisches Amt sei da schlicht

324 Ebd.: 26. 1978.
325 Ebd.
326 Steck, Cornelia 2011: Die Gesellschaft Schweiz – DDR, S. 59 f.
327 In der Literatur sind unterschiedliche Daten zu finden. Bischof, Erwin 2010: Honeckers Handschlag, S. 124. / Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 112. / Steck, Cornelia 2011: Die Gesellschaft Schweiz – DDR, S. 65.
328 Bischof, Erwin 2010: Honeckers Handschlag, S. 124.
329 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 112. / Bischof, Erwin 2010: Honeckers Handschlag, S. 134.

zurück

keine Zeit gewesen. Deshalb habe er beispielsweise auch eine Anfrage der Sozialdemokraten 1969 negativ beantworten müssen.[330] Mittlerweile habe sich aber einiges geändert und vor allem seien die Möglichkeiten für Schriftsteller, aktiv in politisches Geschehen einzugreifen, rarer geworden – und der Spielraum kleiner. Die Gesellschaft aber entwickle sich in eine katastrophale Richtung und für ihn stelle sich darum die Frage, was er noch beitragen könne, um eventuell einen Prozess, der notwendigerweise in einer Katastrophe enden müsse, zu verlangsamen oder, besser noch, zu verhindern. Die Zeitungen stünden ihm nicht mehr zur Verfügung, die Massenmedien Fernsehen und Radio nur sehr beschränkt.[331] «Ein Schriftsteller, der sich selbst ins Abseits stellt und sich nur seinen privaten Bobos widmet, ist ein unbrauchbarer Schriftsteller. Ein Schriftsteller, der nicht bereit ist, seiner Gesellschaft, seinem Staat auch in rüden politischen Ämtern zu dienen, ist eine asozialer Mensch, seine Hervorbringungen sind für die Gesellschaft nutzlos. Literatur ist immer Politik. Kunst ist insgesamt nicht unpolitisch, sondern wie Alfred Döblin sagte, Kunst ist ‹ars militans›.»[332]

Warum aber versuchte Diggelmann sein Glück ausgerechnet bei den Progressiven Organisationen der Schweiz (POCH)? «Ich könnte auch die Gegenfrage stellen: warum sollte ich es nicht? Wenn ich sehe, dass jetzt die junge Generation, die Generation der Söhne, im Aufbruch ist, dann sage ich mir: Du hast recht gehabt, du hast nicht für nichts gelebt, es hat sich gelohnt, so und so viele Preise zu bezahlen. Jetzt wollen sie dich, die Jungen, fragen dich, machst du mit? Und ich habe nur geprüft: Was machen sie, was wollen sie? Ich habe sie nicht auf ihre Mängel hin geprüft, sondern auf ihr Positives hin und ich habe sie für gut befunden. Und wenn sie wieder finden, ich könnte für sie etwas gut machen, etwas Gutes tun, etwas Positives bewirken, dann ist das für mich Motivation genug, dafür in den Wahlkampf zu steigen.»[333]

Diggelmann sah sich mit seiner Kandidatur für den Gemeinderat in der Vorbildfunktion. Er wollte mit der Aktion etwas auslösen und erhoffte sich, dass die Leute staunen und sagen würden: «Du meine Güte, der könnte doch im Grund genommen den Anspruch erheben, wenigstens als Bundesrat zu kandidieren. Stattdessen wird er buckliger Gemeinderat in Zürich.» Hinter dieser Hoffnung stand nach eigener Aussage der Moralist in Diggelmann, der fand, dass ein Mensch, je mehr er könne und wisse und je mehr Erfahrung er habe, einfach die Verpflichtung habe, das, was er könne und wisse, nach bestem Wissen und Gewissen in den Dienst jener zu stellen, die nicht wissen, wie sie sich wehren können.[334] So und

330 An anderer Stelle führte er aus, dass es sich dabei um eine Kandidatur für den Nationalrat gehandelt habe. Sozialarchiv Zürich: Nachlass POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4.

331 Sozialarchiv Zürich: Nachlass POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 5. / POCH-Zeitung: 15. 12. 1977.

332 Diggelmann, Walter Matthias 1978: Feststellungen, S. 50.

333 Sozialarchiv Zürich: Nachlass POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 5. / POCH-Zeitung: 15. 12. 1977.

334 Sozialarchiv Zürich: Nachlass POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 5. / POCH-Zeitung: 15. 12. 1977.

zurück

nicht anders sei sein Versuch, sich in die «Niedrigkeiten der kleinen Politik»[335] zu begeben, zu verstehen. Dort wolle er versuchen, den zu verstehen, der nicht verstehen wolle.[336]

Wie in der BRD der frühen 1960er-Jahre spaltete sich auch in der Schweiz der Kreis der engagierten Schriftsteller in den 1960er- und 1970er-Jahren an der aktiven politischen Einflussnahme.[337] Es wurde diskutiert, wie weit der Schriftsteller sich ins politische Tagesgeschäft einzumischen habe und auf welche Interventionsformen und -strategien ganz allgemein der Intellektuelle zurückgreifen durfte. Im zu starken Engagement witterte der Durchschnittsnonkonformist in der Schweiz eine Gefahr für seine Unabhängigkeit.[338] Diggelmann war aber kein Durchschnittsnonkonformist. Er wagte als einer von wenigen den Schritt vom engagierten Artikel und Buch respektive vom unterzeichneten Manifest und organisierten Protest hin zur handfesten politischen Tätigkeit. Allerdings, auch das sei erwähnt, tat er dies nicht still und leise. Es sollte erneut zu einigem Wirbel kommen.

Diggelmanns Eintritt in den Zürcher Gemeinderat erfolgte am 28. Februar 1978. Ein Schriftsteller, der 1953 noch die Mitgliedschaft in der FDP Zürich beantragt hatte und in der Kreispartei 7 aufgenommen worden war,[339] zog 25 Jahre später auf einer Wahlliste der POCH in die politische Arena – als Parteiloser. Dass er sich dazwischen, um 1968/69 herum, auch noch den Sozialdemokraten annäherte, macht die Einordnung im Rückblick nicht einfacher.[340]

Die POCH waren eine politische Gruppierung, die sich in den späten 1960er-Jahren um den diplomierten Mathematiker und Kommunisten Georges Degen zu bilden begann und in Basel 1969 mit dem Zusammenschluss der Organisationen der Progressiven Lehrlinge, der Progressiven Mittelschüler und der Progressiven Studenten aus der Taufe gehoben wurde. Ab 1971 folgten in anderen Kantonen der Deutschschweiz weitere Gründungen von POCH-Sektionen. Laut dem Politologen Peter Gilg verstanden sich die heute nicht mehr aktive POCH – die letzte Sektion wurde im Kanton Basel-Stadt 1993 aufgelöst[341] – als ein eigenständiger Arm der kommunistischen Weltbewegung, allerdings ohne besondere Bindung an Moskau oder Peking. Gilg schreibt dazu: «Angesichts der Ghettosituation der Partei der Arbeit sieht sie sich zur Neubelebung der kommunistischen Bewegung in der deutschen Schweiz veranlasst, wobei sie nicht nur mit der PdA, sondern namentlich auch mit den kommunistischen Parteien der ausländischen Arbeiter

335 POCH-Zeitung: 15. 12. 1977.
336 Sozialarchiv Zürich: Nachlass POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 5.
337 Øhrgaard, Per 2000: «ich bin nicht zu herrn willy brandt gefahren», S. 733.
338 Ebd., S. 728, 730.
339 Freisinnig-Demokratische Partei an Diggelmann, Walter Matthias: 27. 10. 1953.
340 Ob Diggelmann je Mitglied der Sozialdemokratischen Partei war, war nicht festzustellen. Sein langjähriger Lektor Roland Links hielt dazu fest: «Er war ein Sozialdemokrat sehr eigener Prägung, der sich auf einen berühmten Schweizer Sozialdemokraten sehr eigener Prägung als Vorbild berief, auf Jakob Bührer.» Siehe dazu Links, Roland 1986: Ein Leben in Geschichten, S. 276.
341 Degen, Bernard 2011: Progressive Organisationen (POCH).

zurück

(Partito comunista italiano = PCI, Partido comunista español = PCE) zusammenzuarbeiten strebt.»[342] Ideologisch berief sich die POCH auf Lenin und bestritt in Anlehnung an ihn, dass der Sozialismus innerhalb einer bürgerlich-kapitalistischen Ordnung aufgebaut werden könne. Der bürgerliche Staat müsse entsprechend zerschlagen und eine Diktatur des Proletariats errichtet werden.[343]

Bemerkenswert war, dass Diggelmann überhaupt auf einer Parteiliste in die Politik eintrat. Gut zehn Jahre vor seinem Eintritt ins Feld der Politik hatte er deutlich festgehalten, dass er als Schriftsteller in einer Partei zwangsläufig in die Opposition geraten würde und daher keinen Sinn darin sehe, einer Partei beizutreten.[344] «Ich bin ein subversives Element, lassen Sie mich das bleiben.»[345] Dass ein bekannter Intellektueller seine etablierte Position im intellektuellen Feld verlässt und ins politische Feld eintritt, ist untypisch für jene Zeit. Es ist ein riskanter Schritt, denn der Intellektuelle setzt so sein in zahllosen Debatten und Kämpfen erarbeitetes Renommee aufs Spiel.

Im Rückblick ist die Kandidatur vor allem interessant, weil sie intern wie auch in der Öffentlichkeit zu einer Zerreissprobe für die Zürcher Ableger der kommunistischen Partei der Arbeit (PdA) und der POCH wurde.

Die Geschichte von Diggelmanns Kandidatur beginnt laut Akten der POCH Zürich am 5. Dezember 1977. Die Kandidatur stand in direktem Zusammenhang mit Diggelmanns Beteiligung am Erlenbacher Buchstreit: Die Verweserin Maja Klemm-Stockmann war nicht zur Lehrerin gewählt worden, weil sie mit ihren Sekundarschülern Diggelmanns Buch «Ich heisse Thomy» gelesen hatte.[346] Wie Diggelmann im August 1978 in einem Interview mit der «Schweizer Illustrierten» bekannt gab, hatte das Kesseltreiben gegen die junge Lehrerin den Ausschlag gegeben für eine Kandidatur. «Sie hatte ein Buch von mir ‹Ich heisse Thomy› in der Schule besprochen, und deswegen wurde sie im Juni letzten Jahres nach einer üblen Hetzkampagne als Lehrerin nicht wiedergewählt. Da hat es mich ‹vertätscht›, und ich sagte mir: Jetzt musst du in die Politik einsteigen.»[347]

Maja Klemm war es denn auch, die am 5. Dezember 1977 mit Diggelmann telefonisch Kontakt aufnahm und ihn im Namen der POCH anfragte, ob er bereit wäre, für ihre Partei als Gemeinderat zu kandidieren. Diggelmann sagte zu, hielt aber zugleich fest, dass ihn die PdA auch schon angefragt hatte wegen einer Kandidatur, dann aber kein Interesse mehr gezeigt habe.[348] Letzteres sollte sich als Missverständnis herausstellen. Am 10. Dezember 1977, vor der Generalversammlung der POCH Zürich, wandte sich René Lechleiter von der PdA Zürich an die Verantwortlichen der POCH: «Die Partei der Arbeit Zürich hat an ihrer Mitglie-

342 Gilg, Peter 1974: Jugendliches Drängen, S. 96.
343 Ebd., S. 96–98.
344 Arbeiter-Zeitung: 21. 3. 1966.
345 Ebd.
346 Siehe dazu Kapitel 3.1.3.
347 Schweizer Illustrierte: 7. 8. 1978.
348 Sozialarchiv Zürich: Nachlass POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4.

zurück

derversammlung vom Donnerstag, 8. Dezember die Listen für die Gemeinderatswahlen bereinigt. Dabei wurde als Spitzenkandidat im Kreis 4 W. M. Diggelmann, Schriftsteller, aufgestellt. W. M. Diggelmann hat schon vor einigen Wochen diese Kandidatur bei der PdA akzeptiert. Mit grosser Verwunderung mussten wir heute aus dem ‹Blick› entnehmen, dass W. M. Diggelmann bei der Poch kandidiere. Die PdA Zürich ist der Meinung, dass es nicht angeht, Parteilose Kandidaten, die einmal zugesagt haben, der anderen Partei abzuwerben. Wir appellieren daher an die heutige GV der Poch, auf die offizielle Nomination zu verzichten und dass unverzüglich Gespräche zur Bereinigung des Problems – das im schlimmsten Fall die Listenverbindung gefährden könnte – aufzunehmen sind.»[349]

Die POCH ihrerseits wies den Inhalt dieses Schreibens entschieden zurück. Genosse Diggelmann habe sich im Rahmen eines Gesprächs mit einer Delegation des Vorstandes der POCH Zürich am 9. Dezember definitiv bereit erklärt, auf der Gemeinderatsliste der POCH Zürich zu kandidieren. Nachdem die Vollversammlung Genosse Diggelmann einstimmig als parteilosen Gemeinderatskandidaten nominiert habe, so Parteisekretär Daniel Vischer[350] in seinem Antwortschreiben, habe Diggelmann in einem ausführlichen Votum nochmals seine Bereitschaft verdeutlicht, den Gemeinderatswahlkampf mit der POCH Zürich zusammen zu bestreiten. Vischer wies den Vorwurf des Abwerbens eines Kandidaten als absurd zurück und betonte mehrmals, dass die POCH Zürich kein Interesse daran habe, die positive Zusammenarbeit mit der PdA aufs Spiel zu setzen.[351]

Und doch stand, wie POCH-Akten nahelegen, die Zusammenarbeit durch die Kandidatur Diggelmanns für kurze Zeit tatsächlich auf dem Spiel.[352] Es folgt eine tagelange Auseinandersetzung, die am 11. Dezember 1977 eine erste (interne) Stellungnahme Diggelmanns nach sich zog. Er habe am 10. Oktober 1977 Genosse Lechleiter von der PdA tatsächlich zu einem informellen Gespräch im Ristorante «Cooperativo» getroffen. Unter anderem sei es um Fragen einer möglichen Kandidatur für den Gemeinderat gegangen.[353] «Ich sagte, dass ich mir vorstellen könnte, ein solches Mandat zu übernehmen, falls ich eine Partei fände, die in dieser Sache hinter mir stünde, gleichzeitig behielt ich mir jedoch vor, mir die Angelegenheit gründlich zu überlegen, um dann, nach weiteren Gesprächen, eine diesbezügliche Entscheidung zu treffen. Ich verliess an jenem Abend das Lokal im Glauben, die Partei werde, falls sie an meiner Kandidatur interessiert sei, zu einem späteren Zeitpunkt auf mich zukommen und die ganze Angelegenheit noch einmal gründlich mit mir durchsprechen. Eine Entscheidung ist damals meinerseits nicht gefallen.»[354] Als er der POCH zugesagt habe, so Diggelmann, habe er von der PdA

349 Ebd.
350 Daniel Vischer war zwischen 1983 und 2003 zuerst Zürcher Kantonsrat, danach zwischen 2003 und 2015 Nationalrat. 1990 wechselte er von der POCH zu den Grünen.
351 Sozialarchiv Zürich: Nachlass POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4.
352 Ebd.
353 Ebd.
354 Ebd.

zurück

vorher nichts mehr gehört gehabt und habe auch von der Aufstellung als Kandidat der PdA für den Kreis 4 an der Versammlung vom 8. Dezember nichts gewusst.[355]

Am Tag dieser Stellungnahme erreichte Diggelmann ein Brief vonseiten der POCH, in dem nochmals der Genugtuung, dass Diggelmann für die Partei kandidiere, Ausdruck verliehen wurde. Gleichzeitig wurde darin festgehalten, dass die POCH jede Politik ablehne, durch die Diggelmann zum Spielball einer Konfliktaustragung zwischen zwei Parteien werde und dass die Entscheidung, ob und wo er kandidiere, natürlich bei Diggelmann selbst liege.[356] Am 13. Dezember wurde Diggelmann als Spitzenkandidat im Kreis 4 vorgeschlagen und um seine Meinung dazu gebeten.[357] Seine Reaktion einen Tag später kam für die POCH sicher unerwartet. Am 14. Dezember 1977 schrieb Diggelmann an das Sekretariat der POCH Zürich, dass die Frage über seine Kandidatur für den Zürcher Gemeinderat eine für alle überraschende Wendung genommen habe. «Ich kandidiere nicht aus persönlichem Ehrgeiz. Es ist wahr, dass ich seinerzeit der PdA mein Ja-Wort verbindlich gegeben habe. Es ist ebenso wahr, dass ich der POCH Zürich bekräftigt habe, für sie zu kandidieren. Ich wäre also ein politischer Bigamist. Und das kann ich nicht sein. Ich bin aus Erfahrung ein Sozialist, ein überzeugter Linker. Ich werde nun also doch für die PdA kandidieren. […] Ich will nicht der Grund dafür werden, dass sich die Linke Zürichs meiner Kandidatur wegen zerstreitet. Es geht heute mehr denn je um die Solidarität aller, die – wie man sagt – links stehen.»[358]

Wie dem Protokoll (Abb. 31) zu entnehmen ist, haben Diggelmann und POCH-Parteisekretär Vischer am Abend des 14. Dezember noch zusammen telefoniert. Drei Mitglieder der PdA hatten mit Diggelmann offenbar ein stundenlanges Gespräch geführt und gedroht, dass, falls er an der Kandidatur für die POCH Zürich festhalte, jegliche Zusammenarbeit der PdA mit der POCH auf allen Ebenen aufgekündigt werden würde. Nochmals betonte Diggelmann, dass er nicht der Grund sein wolle, dass die Parteien sich zerstritten. Trotz allem sei er aber bereits zum Spielball der Parteien geworden.[359]

Während Diggelmann sich um 19.45 Uhr von POCH-Sekretär Vischer beschwichtigen liess und ihm geraten wurde, darüber zu schlafen, rief er um 23 Uhr nochmals bei Vischer an, der aber nicht erreichbar war. Er liess ausrichten: «Ja, sag ihm ich kandidiere weder für die POCH noch für die PdA. Ich will nicht der Grund sein für die Spaltung zwischen POCH und PdA […]. Ich kann das menschlich nicht mit mir vereinbaren. Ich werde deshalb überhaupt nicht kandidieren. Aber ich möchte in die POCH eintreten. Bei Euch Mitglied werden.»[360] Die gleiche Information liess er um 23.33 Uhr per Telegramm übermitteln, mit dem Vorschlag,

355 Ebd.
356 Ebd.
357 Ebd.
358 Ebd.
359 Ebd.
360 Ebd.

die zwei Parteien sollten doch ihm den schwarzen Peter zuschieben, denn seine Sammlung an schwarzen Petern sei noch nicht vollständig.[361]

Vischer verfasste rund zwei Tage später einen Brief an Klara Obermüller und Diggelmann mit der Hauptaussage: Ruhe wahren, alles überdenken, nichts überstürzen und nichts nach aussen dringen lassen. Es solle über Weihnachten und Neujahr etwas Wasser die Limmat runterfliessen, während die Parteien den Konflikt zu lösen suchten. Anschliessend solle mit Diggelmann alles ausdiskutiert werden.[362]

Dies der vordergründig versöhnliche Ton der POCH Zürich gegenüber Diggelmann. Hintergründig kontaktierte Sekretär Vischer die Parteileitung der PdA und verlieh seinem Unbehagen in scharfen Worten Ausdruck. «Das Büro der POCH/ZH weist in aller Schärfe dieses Vorgehen der Verhandlungsdelegation der PdAZ und insbesondere die von Genosse Jakob Lechleiter Genosse W. M. Diggelmann gegenüber vorgebrachten Äusserungen zurück. Scheinbar entspricht es dem politischen Stil von Genosse Jakob Lechleiter, dass Differenzen zwischen zwei Parteien auf erpresserische Weise auf dem Buckel von Drittpersonen ausgetragen werden. […] Durch Ihr Vorgehen gegenüber Genosse W. M. Diggelmann hat die Verhandlungsdelegation der PdAZ auf krasse Weise das Wahlabkommen POCH-PdAZ für die Gemeinderatswahlen verletzt: Politische Erpressungen sind bereits eine deutliche Steigerungsform von Polemiken. […] Das Büro der POCH/ZH verlangt, dass die Parteileitung der PdAZ sofort zu ihrem Vorgehen Stellung nimmt. Dabei muss sich die Parteileitung der PdAZ darüber im Klaren sein, dass sie den Beziehungen zwischen unseren beiden Parteien und vor allem auch den Bestrebungen nach einer kulturpolitischen Öffnung schweren Schaden zugefügt hat.»[363]

Delegationen der zwei Parteien haben sich aller Wahrscheinlichkeit nach am 22. Dezember 1977 getroffen, die Ergebnisse der Aussprache sind jedoch aller Protokollfreude der POCH Zürich zum Trotz nicht im Archiv zu finden.[364] Es scheint aber, dass Diggelmann von der PdA am 22. Dezember mittels Brief ein Verzicht auf seine Gemeinderatskandidatur nahegelegt wurde.[365]

Diggelmann hat diese Ratschläge nicht befolgt und der Öffentlichkeit am 3. Januar 1978 mitgeteilt, dass er die am 9. Dezember 1977 bekanntgegebene Kandidatur als Parteiloser in den Reihen der POCH aufrechterhalten wolle. Der von verschiedener Seite nahegelegte Verzicht, so Diggelmann weiter, hätte letztlich nur denen genützt, die schon immer ein Interesse daran hatten, dass er nicht für die Linke kandidiere.[366] Mit dieser Erklärung fand ein mehrere Wochen dauerndes Ge-

361 Ebd.
362 Ebd.
363 Ebd.
364 Ebd.
365 Ebd.
366 Ebd.

zurück

Aktennotiz:

Tel. an W.M.Diggelmann
Mittwoch, 14.12.1977. 19.45h erreicht im Restaurant Trattoria

W.MD:Hast Du Kenntnis erhalten von R.Masscetti was wir diskutiert haben.
DVr:Nein.Ich kenne nur Brief von Dir, da ist aber einiges noch unklar.
W.MD:RMa hätte Dich vollumfänglich informieren sollen.
Es war so: Tommy (Lechleiter) -es waren Zogg,Masctetti und Lechleiter T. bei mir-sagte, falls die POCH an meiner Kandidatur festhalte, würde jegliche Zusammenarbeit auf allen Ebenen mit der POCH aufgekündigt.
DVr:Ja also sie haben mit der Kündigung der LV gedroht.
WMD:Nein nochmehr:jeglicher Zusammenarbeit in Zukunft überhaupt.
Ich habe mir nach langem hin und her,nach 3 Stunden wo sie auf mich einredeten, gesagt, die POCH kann das noch eher verkraften als die PdA. Ich habe ihnen auch klar gesagt, dass mir die POCH sympathischer sei.Traue ihr mehr zu als der PdA.
Glaub mit Dani-am liebsten würde ich mich an einen Baum ~~stellen~~ anhängen.
Ich will und kann doch nicht der Grund sein, dass zwei Parteien sich zerstreiten.
Jetzt ist es genauso, wie ~~er~~Ihr geschrieben habt, dürfe es nicht herauskommen, dass ich nämlich zum Spielball geworden bin.
DVr:Aber nicht wegen uns.
WMD:Nein.Das ist klar.Ich habe ebene scheinbar der PdA verbindlich zugesagt gehabt. Sie haben da scheinbar Zeugen.
DVr:Können wir uns heute noch schnell sehen.
WMD:Nein,heute unmöglich.
DVr:Also morgen
WMD:Ja. Ja soll ich nicht kandidieren. Das ist wohl das beste.
DVr:Nein.Das hat jetzt auch keinen Sinn, so einen Entscheid zu fällen. Wir haben ja ein Interesse dass Du für die Linke kandidierst. Da müssen wir einmal alle darüber schlafen und dann cool entscheiden.
Bis morgen.

Gedächtnisprotokoll
DVr/15.12.1977

*Ich habe der PdA auch klar gesagt, dass von Abwerbung keine Rede sein könne.

Ich bestätige, dass sich dieses Gespräch wortwörtlich so abgewickelt hat.
WM Diggelmann

Abb. 31: Aktennotiz des Telefonats vom 14. Dezember 1977 zwischen Walter Matthias Diggelmann und POCH-Vertreter Daniel Vischer. Das Protokoll ist von Diggelmann handschriftlich bestätigt.

zänk um Diggelmann seinen Abschluss – gleichzeitig wurde damit der eigentliche Wahlkampf lanciert.[367]

«Ich kann mich der Anforderung der jungen Generation, auch Kleinarbeit zu leisten, wie z. B. im Gemeinderat, nicht entziehen. Mein Ja zu den Jungen ist ein Ja zu dieser Stadt, in der ich lebe und wohne. […] Mein Ja ist ein Ja zur Linken als Ganzes.»[368] Dies die Zeilen, mit welchen sich Diggelmann an die Öffentlichkeit richtete und die über Wochen zum Wahlslogan Diggelmanns werden sollten.

In den Wochen nach seiner offiziellen Kandidatur durchlief er, wie es üblich ist bei Gemeinderatswahlen, die Mühlen des Wahlkampfs. Schon bald nach der Kandidatur trat Diggelmann dem Komitee «Pro Herczog»[369] bei, welches für den Spitzenkandidaten Andreas Herczog, Kantons- und Regierungsrat, warb. Im Gegenzug wurde Diggelmanns Name in Inseraten und auf Flugblättern ebenfalls erwähnt.[370] In der «POCH-Zeitung» war er zudem mehrmals im Kreis seiner POCH-Mitstreiter auf Fotos abgebildet.[371]

Ebenfalls in den Sozialarchiv-Unterlagen zu finden war ein Brief Diggelmanns, den er Ende Januar 1978 an Freunde, Nachbarn, Kollegen und Gegner sandte und in dem er die Gründe für seine POCH-Kandidatur darlegte. «Seit ich bewusst lebe, schreibe und handle, handle, lebe und schreibe ich links. Ich bin am linken Ufer geboren. Und hier ist meine Heimat. Die POCH ist eine junge politische Partei. Die, die mitmachen sind jung, aktiv und optimistisch. Sie glauben an eine gute Zukunft, sie gehören nicht zu jenen Töchtern und Söhnen, die entweder die vergilbten, ungültigen und unbrauchbaren Glaubenssätze ihrer Eltern wieder verkünden oder aber ins Abseits abgleiten mithilfe tödlicher Drogen. Sie denken wohl an ihre Eltern, die viel entbehren mussten, Krisen und Kriege mitmachen mussten, und sie wollen sich für sie einsetzen. Sie denken an die sozial, seelisch und körperlich Behinderten. Sie stehen ein für eine friedfertige und gesunde schweizerische Gesellschaft. Sie suchen ihren eigenen Weg zu einem für alle lebbaren Sozialismus.»[372]

Am Donnerstag, 9. Februar 1978, bekam Diggelmann die Möglichkeit, in aller Öffentlichkeit für sich und seine Sache zu werben. Dann fand ab 20.15 Uhr die «Befragung des W. M. Diggelmann» statt. Die politische und literarische Veranstaltung, an der sowohl Diggelmann als auch Lehrerin Maja Klemm teilnahmen,

367 Dass Diggelmann in diesen Tagen von allen Seiten und insbesondere durch die PdA unter Druck kam, bestätigt ein Brief vom damaligen Freund und Zürcher PdA-Gemeinderat Berthold Rothschild, verfasst am 14. Dezember. In den rund fünfundzwanzig Zeilen bedauerte Rothschild den mit grosser Überraschung und einer Prise Verbitterung zur Kenntnis genommenen Stallwechsel Diggelmanns. Wenn er sich auch nicht für berechtigt hielt, Diggelmann deswegen zur Rede zu stellen, so verlieh er seiner Enttäuschung dennoch deutlich Ausdruck. Rothschild, Berthold an Diggelmann, Walter Matthias: 14. 12. 1977.

368 POCH-Zeitung: 12. 1. 1978.

369 Die POCH portierte Andreas Herczog als Kandidat für den Stadtrat. Sozialarchiv: Nachlass POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4.

370 Ebd.

371 POCH-Zeitung: 9. 2. 1978.

372 Sozialarchiv Zürich: Nachlass POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4.

zurück

ausserdem Kantons- und Gemeinderat Andreas Herczog, der als Stadtrat kandidierte, fand im Volkshaus statt und vermittelte mit Film, Musik und Text einen Gesamteindruck von Diggelmann und dessen Umfeld.[373] Neben Ausschnitten des Diggelmann-Films «Die Selbstzerstörung des Walter Matthias Diggelmann» und insgesamt drei Textblöcken mit Diggelmann-Schriften – er las «Geschichten Schreiben», «Lehrer» und «Dass ich Schriftsteller geworden bin» vor – hielten Maja Klemm und Andreas Herczog Kurzreferate zur «Überforderung der Schüler» und zu den «Aufgaben der Linken in Zürich».[374]

Eine weitere Veranstaltung, ein Podiumsgespräch zum Thema «Kultur im Quartier – eine vernachlässigte Aufgabe der Kulturförderung», fand am 22. Februar um 20 Uhr im Oerlikoner Volkshaus statt. Wieder waren Diggelmann und Herczog an diesem vom POCH-Quartierverein 11/12 organisierten Anlass mit von der Partie.

Inhaltlich ging es vor allem darum, den politisch Interessierten den Kandidaten Diggelmann und seine Mitstreiter näherzubringen. Dieselbe Strategie verfolgte man in den lokalen Ausgaben der «POCH-Zeitung». So sind Texte von Diggelmann, zum Beispiel «Geschichten schreiben», in der Quartierzeitung «Rot Leu» der POCH für die Kreise 4 und 5 erschienen.[375] Ein Ausschnitt: «Ich schreibe nicht im Auftrag einer Partei. Und dennoch bin ich immer Partei. Meine Partei ist die Gesellschaft, die mich hervorgebracht hat und täglich hervorbringt, die Gesellschaft, an deren Hervorbringung auch ich beteiligt bin. Ich stehe nicht abseits. Indem ich Geschichten erfinde, finde ich die Geschichten meiner Mitmenschen, im Quartier, in der Stadt, im Land. Ich entwerfe Modelle. Ich denke mir Häuser aus, in denen wir wohnen könnten. Indes Häuser, die wir jeden Morgen nach gutem Schlaf abbrechen können, um uns ein neues, noch schöneres Haus zu bauen.»[376]

Die Texte, die öffentlichen Veranstaltungen und die Bekanntheit des engagierten Autors verfehlten ihre Wirkung nicht. Es kam zu einem Sitzgewinn der POCH Zürich im Gemeinderat. Die Partei hatte im 125 Sitze zählenden Zürcher Gemeinderat mit Diggelmann und Herczog fortan zwei Sitze.[377]

Zur politischen Arbeit Diggelmanns, die im ersten Quartal 1978 begann, ist wenig Quellenmaterial vorhanden. Erhalten ist lediglich eine Interpellation, die Diggelmann zum Thema Theater am Neumarkt einreichte. Direktor Luis Bolliger hatte seinen Vertrag am Theater nicht erneuert. Im Anschluss ging das Gerücht, das Theater solle bei dieser Gelegenheit wegen Misswirtschaft und Besucherschwund liquidiert werden. In seiner Interpellation wollte Diggelmann vom Stadtrat wissen, ob er ebenfalls der Meinung sei, Zürich könne auf das Theater am Neumarkt als Alternative zum «klassischen» Schauspielhaus verzichten, oder aber

373 Ebd., Mappe 5.
374 Ebd., Mappe 4.
375 Rot Leu: 2. 1978.
376 Ebd.
377 POCH-Zeitung: 2. 3. 1978.

zurück

ob er bereit sei, das Theater am Neumarkt weiterhin zu unterstützen, vorausgesetzt, es würden in Sachen Direktion, Spielplan und Mitbestimmungskonzept neue Wege gefunden.[378]

Ebenfalls erhalten geblieben ist die Behandlung eines Postulats «Rothschild und Diggelmann betreffend Förderung therapeutischer Wohngemeinschaften»,[379] welches am 25. September 1979 von Stadtrat Max Bryner in die Vernehmlassung gegeben wurde.

Mit seinem Einzug in den Gemeinderat war Diggelmann einer der ganz wenigen kritischen Intellektuellen und Schriftstellern, die zugleich ein politisches Amt bekleideten. Literatur und Politik, ging das zusammen? In einer Kolumne im Lokalblatt «Rot Leu» äusserte sich Diggelmann als Gemeinderat zu diesem Thema und hielt mit Kritik an seinen Schriftstellerkollegen nicht zurück. Sowohl Adolf Muschg als auch Max Frisch hätten behauptet, so Diggelmann, dass der Schriftsteller ausserhalb der Gesellschaft stehe, die Kunst, auch die literarische, habe mit dem Staat nichts zu tun. Dies wirke peinlich auf ihn, fuhr Diggelmann fort. Eher sehe er es so wie Kurt Furgler, der 1977 anlässlich der Eröffnung der Zürcher Juni-Festwochen als Bundespräsident meinte, der Schriftsteller müsste aktiv teilnehmen an der politischen Gestaltung des Staatswesens.[380] «Die Grossen, die wirkliche Weltliteratur geschaffen haben, sind Beweis für meine Haltung: Albert Camus, Jean-Paul Sartre, Carl Spitteler, Goethe, Böll, Zola, Pablo Neruda und viele andere mehr. Ein Schriftsteller, der sich selbst ins Abseits stellt und sich nur seinen privaten Bobos widmet, ist ein unbrauchbarer Schriftsteller. Ein Schriftsteller, der nicht bereit ist, seiner Gesellschaft, seinem Staat auch in rüden politischen Ämtern zu dienen, ist ein asozialer Mensch, seine Hervorbringungen sind für die Gesellschaft nutzlos. Literatur ist immer Politik.»[381]

Diggelmanns Gastspiel im Gemeinderat der Stadt Zürich war jedoch von sehr kurzer Dauer. Am 20. Juli 1978 gab er Irene Müller-Bertschi, der Präsidentin des Gemeinderates, schriftlich seinen Rücktritt bekannt. Diggelmanns Versuch, im Gemeinderat «den zu verstehen, der nicht verstehen will», war gescheitert. Bereits nach vierzehn Gemeinderatssitzungen[382] und knapp fünf Monate nach der in POCH-Reihen gefeierten Wahl trat Walter Matthias Diggelmann zurück.

«Mein politisches Amt eines Stadtabgeordneten habe ich inzwischen niedergelegt. Ich hatte mir, naiv wie ich sein kann, zuviel zugemutet. Unsere ‹Erkundungsfahrt›, die ‹DDR-Tage›, dann auch noch als Gemeinderat Vertreter der extremen Linken … das ist zuviel für unser bürgerliches Zürich»,[383] schrieb Diggelmann im August an Stefanie Liedtke. Von der politischen Bühne verabschiedet hat er sich allerdings nicht, ohne vorher nochmals kräftig auszuteilen.

378 Sozialarchiv Zürich: Nachlass POCH Zürich: Ar 56.15.10, Mappe 1.
379 Ebd.
380 Rot Leu: 5. 1978.
381 Ebd.
382 Schaffauser Bock: 27. 7. 1978.
383 Diggelmann, Walter Matthias an Liedtke, Stefanie: 24. 8. 1978.

zurück



Abb. 32: Frühjahr 1978: Die Kandidaten für den Zürcher Gemeinderat (Walter Matthias Diggelmann vorne links) mit dem Wahlkampfteam der POCH.

Für Diggelmann bestätigte sich im Gemeinderat, was er schon vor der Kandidatur in einem Interview festgehalten hatte, nämlich dass er weder das Talent noch die Qualitäten habe, ein wahrer Mann der Politik zu sein.[384] Ohne Zweifel sei es eine Fehleinschätzung seiner eigenen Fähigkeiten gewesen, Kommunalpolitik in diesem Rahmen machen zu wollen, hielt er selbstkritisch fest.[385] Dann aber gab er eine Breitseite an die Kommunalpolitik ab: «Bereits nach sechs Monaten musste ich erkennen, dass im Stadtparlament praktisch nur Stroh gedroschen wird. Das intellektuelle Niveau ist penibel. Es parlieren mit gewaltigem Pathos ständig Leute, die offensichtlich nur im Plenum reden dürfen. Ich bin zwar als Parteiun-

384 Sozialarchiv Zürich: Nachlass POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4.
385 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-3-a/02.

zurück

abhängiger gewählt worden, werde jedoch stets mit einer Partei identifiziert, deren Aktivitäten ich niemals vorbehaltlos bejahen kann. Ich musste erfahren, dass das Stadtparlament lediglich eine Alibi-Funktion ausübt. Die parteipolitischen Plebejer ‹proben den Aufstand›, der Stimmbürger wird letztlich hinters Licht geführt. Die wirklichen Entscheidungen treffen andere Gremien, die Kapitalkräftigen im schönsten Einvernehmen mit den braven, friedfertigen Gewerkschaften. […] Der Gemeinderat spielt Mittwoch für Mittwoch eine schlechte Farce, dargestellt von schlechten Schauspielern. Ich bereue den Ausflug ins Rathaus nicht. Eine schöne Erzählung wird's daraus allemal geben.»[386]

Einige Stunden vor dem Brief an die Gemeindepräsidentin verschickte Diggelmann einen Brief an die POCH Zürich, wobei dort aber noch nichts von Rücktritt zu lesen ist. Aufgebracht war Diggelmann dennoch. Er lese heute nach dem Frühstück die neuste Ausgabe der «POCH-Zeitung» und glaube, auf einmal die NZZ in den Händen zu halten. Ob die Geschäftsleitung der POCH naiv oder durch die sommerliche Hitze einfach verblödet sei, fragte Diggelmann in Bezug auf eine Stellungnahme der POCH zum Bahro-Prozess.[387] Oder ob die POCH anfange, sich dem Bundesrat anzupassen und beim Bürger Sympathien zu gewinnen. Wenn das so sei, dann habe er eindeutig auf der falschen Liste kandidiert und müsse sein Mandat zur Verfügung stellen. Was denn das für miese Alibiübungen seien.[388] «Ich erwarte, wenn ich als kleiner Kommunalpolitiker die Sache der POCH auch nur einigermassen glaubhaft vertreten soll, etwas mehr marxistische Denkdisziplin und Zurückhaltung. Da ich allerdings nicht Mitglied der Partei bin, aber als solches angesehen und angerempelt werde – bereits hat man mir ziemlich offen vorgehalten, dass mir die schöne Wohnung in einem Patrizierhaus nicht zustehe, mein Platz sei doch wohl in einer rüden Kommune – also da ich bei der POCH nicht mitzureden habe, bitte ich Dich, lieber Dani, meine Kritik bei Gelegenheit weiterzugeben.»[389]

Was sich durch Diggelmanns Rücktritt vom Amt des Gemeinderates am selben Tag weitgehend erübrigte. In seiner Antwort an Diggelmann vom 21. Juli 1978 konnte Daniel Vischer jedenfalls nur noch festhalten, dass sie von der POCH Zürich erstaunt gewesen seien, über die Presse von Diggelmanns Rücktritt zu erfahren und gegenüber Presse und Öffentlichkeit relativ ahnungslos zu reagieren hatten.[390]

386 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-3-a/02. / Nachlass POCH Zürich: Ar 56.15.1, Mappe 4.

387 Rudolf Bahro war ein DDR-Dissident und Philospoh, der nach der Veröffentlichung seines sozialismuskritischen Buches «Die Alternative» verhaftet wurde. Er blieb in Haft und wurdem am 30. Juni 1978 unter Ausschluss der Öffentlichkeit durch das Stadtgericht Berlin wegen «landesverräterischer Samlung von Nachrichten für eine ausländische Macht» und wegen «Geheimnisverrats» zu acht Jahren Freiheitsentzug verurteilt. Amberger, Alexander 2014: Bahro – Harich – Havemann.

388 Sozialarchiv Zürich: Nachlass POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4.

389 Ebd.

390 Ebd.

zurück

Weniger ahnungslos dann das Votum, das die POCH Zürich in ihrer Zeitung vom 3. August abdruckte: «Wir teilen W. M. Diggelmanns Ansichten über das Stadtparlament nicht. Natürlich ist Kritik angebracht und muss vor allem das Gewicht des Parlaments gegenüber der Exekutive gestärkt werden. Aber dies erfordert beharrliche Kleinarbeit und ein Hineinwachsen in die parlamentarische Arbeit. Nur so können Veränderungen durchgesetzt werden und wird Kritik wirkungsvoll.»[391] Des Weiteren stellte Vischer fest, dass es, was die internationale Politik und konkret den Bahro-Prozess angehe, sicherlich beträchtliche Differenzen zwischen Diggelmann und der POCH Zürich gegeben habe. Allerdings sei man davon ausgegangen, dass diese unterschiedlichen Ansichten einer wirkungsvollen, gemeinsamen Kommunalpolitik nicht hinderlich seien. Nun habe sich Diggelmanns Bekenntnis zur täglichen Kleinarbeit leider als zu wenig solide erwiesen.[392]

Die Presse berichtete mehrheitlich negativ, zum Teil hämisch über Diggelmanns Rücktritt. Die ersten Meldungen gingen als knapp bis ausführlich gehaltener Bericht der Schweizer Depeschenagentur zwischen dem 21. Juli und Ende August 1978 durch den Medienwald.[393] Von «WMD nimmt den Hut» über «Diggelmann hat genug!», «Diggelmanns Abgang», «Nur Stroh gedroschen?», «Salonkommunist Diggelmann will die POCH nicht weiter im Zürcher Gemeinderat vertreten», «Diggelmann beendet Gastspiel im Gemeinderat» bis hin zu «Vom Engagement zur Resignation», «Diggelmanns Schwanengesang» und «Das Scheitern des D.».[394] Diggelmanns Rücktritt stiess auf praktisch allen Seiten auf Unverständnis. Was er sich denn vorgestellt habe, als er sich zum Gemeinderat nominieren liess. Er hätte doch wissen müssen, so die Kritiker, dass die Mühlen der Politik anders mahlen. Schliesslich die Frage, was Diggelmann selbst beigetragen habe, damit das angeblich penible intellektuelle Niveau im Rat steige. Dem Vernehmen nach

391 POCH-Zeitung: 3. 8. 1978.

392 Ebd.

393 24 Heures: 15. 8. 1978. / Andelfinger Zeitung: 21. 7. 1978. / Anzeiger des Bezirkes Horgen: 24. 7. 1978. /Anzeiger von Uster: 21. 7. 1978. / Anzeiger von Uster: 26. 7. 1978. / Badener Tagblatt: 21. 7. 1978. / Badener Tagblatt: 12. 8. 1978. / Basler Zeitung: 21. 7. 1978. / Basler Zeitung: 21. 7. 1978. / Berner Nachrichten: 21. 7. 1978. / Berner Nachrichten: 22. 7. 1978. / Blick: 21. 7. 1978. / Burgdorfer Tagblatt: 21. 7. 1978. / Eidgenoss: 24. 7. 1978. / Focus: 8. 1978. / Freiburger Nachrichten: 31. 7. 1978. / Freier Aargauer: 21. 7. 1978. / Fribourgeois: 22. 7. 1978. / Luzerner Neueste Nachrichten: 22. 7. 1978. / Neue Zürcher Zeitung: 21. 7. 1978. / Neue Zürcher Zeitung: 22. 7. 1978. / Oltener Tagblatt: 26. 8. 1978. / Regional-Zeitung Hinterthurgau: 24. 7. 1978. / Schaffauser Bock: 27. 7. 1978. / Schweizerische Bodensee-Zeitung: 27. 7. 1978. / Solothurner AZ: 23. 8. 1978. / Solothurner Zeitung: 21. 7. 1978. / St. Galler Tagblatt: 21. 7. 1978. / Tagblatt der Stadt Zürich: 21. 7. 1978. / Tages-Anzeiger: 21. 7. 1978. / Tages-Anzeiger: 22. 7. 1978. / Tat: 21. 7. 1978. / Tössthaler: 24. 7. 1978. / Tribune de Genève: 21. 7. 1978. / Volksrecht: 17. 8. 1978. / Weltwoche: 26. 7. 1978. / Weltwoche: 16. 8. 1978. / Wochen Express: 4. 8. 1978. / Wochen Express: 4. 8. 1978. / Wynentaler Blatt: 21. 7. 1978. / Zeitdienst: 18. 8. 1978. / Zürcher Oberländer: 21. 7. 1978. / Zürcher Oberländer: 27. 7. 1978. / Zürcher Oberländer: 4. 8. 1978.

394 Freier Aargauer: 21. 7. 1978. / Blick: 21. 7. 1978. / Basler Zeitung: 21. 7. 1978. / St. Galler Tagblatt: 21. 7. 1978. / Anzeiger von Uster: 21. 7. 1978. / Tages-Anzeiger: 21. 7. 1978. / Freiburger Nachrichten: 31. 7. 1978. / Zürcher Oberländer: 27. 7. 1978. / Tages-Anzeiger: 22. 7. 1978.

seien seine Voten meist eher wirr gewesen und er habe vielfach eher als Zwischenrufer mit mehr oder weniger ulkigen Sprüchen brilliert.[395] Oder anders und nicht frei von Ironie formuliert: «Am 26. Februar hatten ihn zukunftsfreudige Wähler dem Stadtparlament einverleibt, damit er dort seine Saat auswerfen könne. Was aber aufging und reifte, war einzig und allein seine Einsicht, dass auf diesem Boden überhaupt nichts gedeihen könne. So liess er denn ein Unwetter niederprasseln, das auch den letzten Halm von Hoffnung noch knickte, und wandte sich mit seinem verlorenen halben Jahr von der fruchtlosen Stätte ab. Die parlamentarischen Hinterbliebenen werden Mühe haben, sich wieder aufzurichten. Denn Walter Matthias Diggelmann liess auf sie nieder- und in sie eingehen, was sie in Wahrheit sind: ein Rat der Ratlosen, ein Mittwochklub von Strohdreschern, ein aus Schmierenschauspielern zusammengewürfeltes Ensemble, ein penibler Auswurf intellektueller Niveaulosigkeit. Mit Walter Matthias Diggelmann hat nun auch noch der einzige vollsinnige Leser Walter Matthias Diggelmanns dieses Tummelfeld der Hohl- und Kohlköpfe verlassen.»[396]

Über Diggelmanns Wirken im Gemeinderat berichtete Anfang August mit Walter König ein vom «Unwetter» getroffener Zürcher Gemeinderat. Es ist der einzige zeitgenössische Blick in Diggelmanns Tätigkeit als Gemeinderat und offenbart Details, die zum Bild des Linksintellektuellen passen: «Wenn *er* sich an Diskussionen beteiligte, führte er sich jeweils als *Dresch-Flegel* – in des Wortes zweifacher Bedeutung – auf. Die angeschlagene rüde Tonart, wohl an Biertischen dunkler Spelunken üblich, verfehlte aber ihre Wirkung. Seine Sätze, sofern es nicht nur deplazierte Zwischenrufe blieben, waren jeweils so konfus, widersprüchlich, ja lächerlich, dass man ihn sehr bald *nicht mehr ernst* nahm; seine Auftritte trugen höchstens noch zur Erheiterung des Rates bei. So wurde er zu einer jener Figuren, wie wir sie vom Militär her kennen, die dauernd nicht ‹drauskommen› und daher in einer Kompanie einen besonderen Titel erhalten. Langsam muss ihm seine wenig schmeichelhafte Stellung doch aufgedämmert sein, und er entschloss sich zur Flucht aus dem Rat.»[397]

Diggelmanns Sicht auf die Dinge deckte sich überhaupt nicht mit derjenigen seines Ratskollegen. Nochmals betonte er, wie ungeheuer viele – am 8. Juni 1978 sollen es neun gewesen sein – Vorstösse, Interpellationen und Motionen an den Stadtrat gingen, obwohl die Antworten darauf schon von vornherein klar gewesen seien. Dies sei nicht gerade das, was sich der Bürger unter effizienter Politik vorstelle. Besonders gravierend sei dies, weil die wahren Entscheide woanders getroffen würden. Diggelmann zog hierzu ein Beispiel aus seiner Zeit als Public-Relations-Berater in den 1950er-Jahren heran, wo er den auf der «anderen» Seite tätigen Parlamentariern offenbar mehrfach Geld bezahlt haben soll, damit diese im Parlament entsprechende Voten verteidigten. Wenn das auch Ausnahmen gewesen seien, habe sich für ihn in der Praxis nun gezeigt, dass er mit diesem Widerspruch

395 Ebd.
396 Weltwoche: 26. 7. 1978.
397 Zürcher Oberländer: 4. 8. 1978.

zurück

nicht länger leben könne. Deshalb sein Austritt aus dem Gemeinderat.[398] Welcher, wie Diggelmanns offizieller Stellungnahme in der «POCH-Zeitung» zu entnehmen ist, aber vor allem auch damit zu tun hatte, dass er als gewählter Parlamentarier seine politischen Hörspiele am Radio und im Fernsehen nicht mehr bringen dürfe, seine Frau den Spott der Bevölkerung zu ertragen habe und seine Kinder nach und nach für des Vaters Engagement verantwortlich gemacht würden. Konfrontationen wie jene, denen sich Konrad Farner 1956 in Thalwil ausgesetzt sah, würde er aber nicht aushalten können. Deshalb sollten fähigere, unerschrockenere Leute diese politische Arbeit für die POCH verrichten.[399]

Schliesslich ist ein Briefwechsel zwischen Berthold Rothschild und Walter Matthias Diggelmann erhalten, der weiter Licht ins Dunkel bringt. Während Ersterer betonte, wie enttäuscht und traurig er selbst und viele Demokraten und Genossen über Diggelmanns Rücktritt seien, äusserte Diggelmann die Enttäuschung, dass viele Leute im Rat nicht merkten, dass die Geschichte an ihnen vorbeiziehe.[400] «Mögen sie alle an ihre Mission glauben, ich verachte keinen, aber ich beanspruche für mich das Recht und die Freiheit, zugeben zu dürfen, dass ich da nicht mithalten kann. Ich bin kein Intellektueller, wie Du mich apostrophierst, und mein politisches Engagement wurde und wird allein genährt durch meine Herkunft, Erfahrung und durch die Einsicht, dass wir alle mit unseren Widersprüchen leben müssen, lernen müssen, mit ihnen zu leben.»[401]

3.4.5 Das Verhältnis zur NZZ und die andere Seite der Medaille

Wer sich Diggelmanns Vorstellungen der Welt und seiner Ideologie nähern will, kommt nicht umhin, sein Verhältnis zur NZZ zu betrachten. Wenn auch die Dispute nicht immer öffentlich und nicht annähernd so regelmässig stattfanden wie beispielsweise im Fall von Max Frisch,[402] die Wortgefechte mit der NZZ waren für Diggelmann prägende Erfahrungen. Es verband ihn mit diesem Blatt mehr, als man auf Anhieb erwarten würde – und als er vielleicht zugegeben hätte. Obschon er sich in zeitgenössischen Kommentaren immer wieder von der NZZ distanziert hat – das haben die bisherigen Kapitel deutlich gezeigt –, war eine positive Besprechung seiner Bücher im Feuilleton dieser Zeitung ihm die wertvollste Anerkennung.

Wenn auch Diggelmann einmal behauptete, dass er eine bestimmte Art von Rücksichtnahme nicht kenne und es ihm nicht wichtig sei, ob Werner Weber ihn gut bespreche, ob er bei Reich-Ranicki gut ankomme, ob er von einer Londoner

398 Schweizer Illustrierte: 7. 8. 1978.
399 POCH-Zeitung: 17. 8. 1978.
400 Rothschild, Berthold an Diggelmann, Walter Matthias: 23. 7. 1978. / Diggelmann, Walter Matthias an Rothschild, Berthold: 25. 7. 1978.
401 Diggelmann, Walter Matthias an Rothschild, Berthold: 25. 7. 1978.
402 Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die Neue Zürcher Zeitung.

zurück

Zeitung auch einmal als Schriftsteller des Monats genannt werde oder ob er den nächsten Gottfried-Keller-Preis bekomme,[403] war es eher so, dass ihm das Urteil der Kenner des Schriftstellermetiers sehr wohl etwas bedeutet hat. Wenn Diggelmann sagte, es gebe mehr kluge Leser als dumme Kritiker und er zähle auf das Urteil des Publikums, aber nicht auf das der Besserwisser und Nichtskönner aus dem Literatenmilieu, dann erzählte er nicht die ganze Geschichte. «[…] die Meinung meines ‹Lädeli-Besitzers›, meines Metzgers und meines Quartierwirtes sind mir nun einmal sehr viel wichtiger als die Meinung eines zu kurz gekommenen Germanisten. Ich schreibe nicht für Germanisten und Psychologen, ich schreibe für Leser, genauer, für den normalen, interessierten Leser»,[404] hat Diggelmann im Interview mit der Zeitschrift «Domino» einmal gesagt und er meinte das sicher ernst. Dennoch ist damit nicht ausgeschlossen, dass ihm die Meinung eines «zu kurz gekommenen Germanisten» eben doch wichtig war. Es war ihm nicht gleichgültig, was eine NZZ über ihn schrieb. Exemplarisch spricht dies aus einem kurzen Brief Diggelmanns an NZZ-Literaturkritiker Werner Weber, verfasst als Reaktion auf eine Besprechung in der NZZ vom 10. November 1966, die sich mit einer Lesung Diggelmanns im Zürcher Zimmertheater von Heddy Maria Wettstein befasste.[405] «Muss es sein, dass die Berichterstatter der NZZ mich ohne Unterlass persönlich diffamieren, wo immer ich öffentlich auftrete? […] Ich bin nicht übermässig empfindlich gegenüber der Kritik. Aber ich frage mich im Ernst, was denn das soll, diese ständigen persönlichen Anrempelungen.»[406]

Im Rückblick verdeutlichen die Kontroversen mit den Redakteuren der NZZ vor allem eines: dass sich das Verhältnis Diggelmanns zur NZZ und umgekehrt auch jenes der NZZ zu Diggelmann nicht auf ein simples Schwarz-Weiss-Muster mit entsprechenden Freund- und Feindbildern reduzieren lässt. Wer genau hinschaut und zum Beispiel das Verhältnis zwischen Weber und Diggelmann näher betrachtet, entdeckt viele Grautöne, die andeuten, dass sich ein Kampf um Deutungshoheit unter politisch anders denkenden Intellektuellen im öffentlichen Feld einerseits und eine Freundschaft im Privaten andererseits nicht ausschlossen, selbst wenn der eine NZZ-Literaturkritiker und der andere ein sogenannter linker Autor war.

Bereits einige Jahre bevor Diggelmann zum schweizweit bekannten Schriftsteller und öffentlichen Intellektuellen wurde, kreuzten Diggelmann und die Macher der NZZ zum ersten Mal die Klingen. Diggelmann hatte zu diesem Zeitpunkt mit «… mit F 51 überfällig» und «Die Jungen von Grande Dixence» zwar zwei Bücher geschrieben und veröffentlicht, der Durchbruch war dem Newcomer der Schweizer Literaturszene aber noch nicht geglückt. Schwierigkeiten damit, seine Meinung zu vertreten, hatte Diggelmann aber schon Anfang der 1960er-Jahre

403 Diggelmann, Walter Matthias 1970: «Um sich innerhalb der Gesellschaft zu äussern.», S. 77.
404 Domino: 9. 1975.
405 Neue Zürcher Zeitung: 10. 11. 1966.
406 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 11. 11. 1966.

zurück

keine und das führte prompt zum ersten Zwist mit der NZZ – wenn auch hinter den Kulissen.

Das kurze «Gespräch» über mögliche Bilder der Schweiz ereignete sich im Sommer 1960 und legt nahe, dass Diggelmann, anders als bislang vermutet, nicht erst durch die Arbeiten an seinem Roman «Das Verhör des Harry Wind», sondern schon mehrere Jahre zuvor politisiert und zum politisch denkenden Schriftsteller wurde. Vorsichtiger ausgedrückt: Die Episode im Sommer 1960 verdeutlich, dass sich Diggelmann bereits im Alter von 33 Jahren mit der Schweiz grundsätzlich auseinandergesetzt hat.

Die in jenem Sommer auf Papier gebrachten kritischen Zeilen überschrieb er mit «Müssen es immer Notlösungen sein? Eine nichtmögliche 1. Augustrede von einem hierzu nicht Aufgeforderten aus der Phalanx der jungen Zornigen».[407] Eine nichtmögliche 1.-August-Rede? Diggelmann beklagte, dass man insbesondere seiner Generation, eben derjenigen der «zornigen jungen Männer», ein Mitspracherecht aberkenne, und zwar mit der Begründung, es fehle an profunden Vorkenntnissen.[408] Die Verweigerung der Mitsprache wollte Diggelmann nicht akzeptieren, und so befasste er sich, nach eigener Aussage von niemandem dazu aufgefordert, im Vorfeld des 1. August 1960 mit dem Bundesfeiertag, der schweizerischen Neutralität und dem Beitritt der Schweiz zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG).[409]

In dem als Typoskript erhaltenen Text äusserte er sich zur lieben Mühe, die er habe mit den «Neutralitätstechnikern»,[410] die der Schweizer Bevölkerung einzureden versuchten, dass der liebe Gott die Verfassung gestiftet habe und dass darum an ihr nicht zu rütteln sei. Die «Einsichtigen von Marignano»[411] aber, so Diggelmann, hätten noch gewusst, dass von der Reisläuferei Abschied zu nehmen sei. Insofern sei die schweizerische Neutralität weder von Gott gestiftet noch unverrückbar zementiert worden, sondern sei nichts anderes als eine Notlösung gewesen.[412]

Nicht weniger negativ beurteilte Diggelmann am Beispiel des späteren Bundesrates Hans Schaffner jene Staatsmänner, die in ihren Überlegungen zum Beitritt in die EWG ihre persönlichen Vorlieben über die Interessen des Landes stellten. Das erschütterte Diggelmann – ähnlich wie ihn die Diskussion um die Armee-

407 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-2-15.
408 Ebd.
409 Zum Beitritt zur EWG siehe Schwok, René 2015: Europäische Union.
410 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-2-15.
411 Ebd.
412 Die «Schlacht von Marignano» im September 1515 taucht als Markstein immer wieder in Schweizer Geschichtsbüchern auf. Nach dem bitteren Verlust von 9000 bis 10 000 Mann und der Niederlage bei Marignano gaben die eidgenössischen Orte ihre Expansionspolitik auf und schlossen im November des darauffolgenden Jahres mit dem französischen König Franz I. einen «ewigen Frieden». Gemeinhin wird Marignano als Geburtsstunde der schweizerischen Neutralität begriffen, die erste offizielle Neutralitätserklärung der Tagsatzung stammt aber erst aus dem Jahr 1674. Siehe dazu De Weck, Hervé 2009: Schlacht von Marignano. / Riklin, Alois 2010: Neutralität.

zurück

reform aufwühlte.[413] «Da will man uns weismachen, der Abschied von der edlen Kavallerie bedeute gleichsam die Aufgabe des Schweizerischen Wehrwillens. Und dabei vergessen diese hochgemuten Reiter, dass wir bereits im Schulunterricht durch das Heulen der Düsenjäger gestört worden sind – wenigstens beinahe. Auf der einen Seite wird man böse, wenn der Nachbar und der Überseer uns mit Alpenglühen und Kuhglocken identifizieren, aber auf der anderen Seite sträubt man sich gewaltig gegen das Abschiednehmen eben von diesem Alpenglühen, obwohl hinter dem Ural etwas ganz anderes glüht, nach Robert Junck ‹heller als tausend Sonnen›.»[414] Letzteres eine Anspielung auf einen Pionier der Umwelt- und Friedensbewegung und dessen Buch zur Geschichte der Atombombe.

Diggelmann sandte seine zu Papier gebrachten Gedanken keinem Geringeren zu als Willy Bretscher, dem Chefredakteur der NZZ, wohl in der Hoffnung, dass sie um den 1. August herum in der NZZ abgedruckt würden. Nun, sie wurden es nicht. Aber immerhin: Bretscher, der damals bereits FDP-Nationalrat war, nahm sich die Zeit, auf drei vollen Schreibmaschinenseiten auf die «nichtmögliche Rede» des «jungen» Schriftstellers einzugehen. Ob Diggelmann zu jenem Zeitpunkt immer noch Mitglied der FDP-Kreispartei Zürich 7 war, ist nicht klar. Sicher ist nur, dass er ihr im Herbst 1953 beigetreten war.[415]

Vielleicht also wandte sich Bretscher an einen Parteikollegen, als er Mitte Juli 1960 Folgendes schrieb: «Als Chefredakteur der ‹Neuen Zürcher Zeitung› und als einer der in Ihrer supponierten Augustrede angesprochenen ‹Neutralitätstechniker› möchte ich Ihnen zunächst sagen, dass wir durchaus nicht abgeneigt sind, in unserm Blatte auch ‹ketzerische Gedanken› zur schweizerischen Haltung in den europäischen Integrationsfragen zu veröffentlichen. Wir haben erst kürzlich eine recht heterodoxe Äusserung eines Berner Rechtsstudenten in unserm Blatt wiedergegeben und gedenken das Gespräch mit der ‹jungen Generation› fortzuführen, wobei wir allerdings den Vorbehalt anbringen, dass es sich um ein wirkliches Gespräch handeln muss, das zur Klärung, nicht zur Verwischung der Fragestellungen dient. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, stellt ihr Manuskript in der Tat eine ‹nichtmögliche Augustrede› dar. Es ist ihnen, wenn Sie zum Beispiel von der Neutralität sprechen, nicht der Vorwurf zu machen, dass Ihnen ‹profunde Vorkenntnisse› fehlten; wohl aber scheint es mir, dass Sie sich gewisse elementare Kenntnisse auf diesem Gebiet noch nicht erworben haben. Die Niederlage von Marignano war nicht das Ende der ‹Reisläuferei›, sondern bedeutete den Beginn der Abwendung der Schweizer von einer eigenen Grossmachtpolitik.»[416]

Auf die Kritik Diggelmanns an den Staatsmännern wollte Bretscher nicht weiter eingehen und nur festhalten, «dass die von Ihnen zu ‹Neutralitätstechnikern› degradierten verantwortlichen Leiter unserer Aussenpolitik nicht so ‹erzdumm› sind, wenn sie nicht von einem Tag auf den andern mit unserer Verfassung, unsern

413 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-2-15.
414 Ebd.
415 Freisinnig-Demokratischer Partei an Diggelmann, Walter Matthias: 27. 10. 1953.
416 Bretscher, Willy an Diggelmann, Walter Matthias: 18. 7. 1960.

zurück

Traditionen und Institutionen tabula rasa machen wollen».[417] Über die Frage, woher denn eigentlich Diggelmanns Zorn komme und was er denn gegen Alpenglühen und gegen das Matterhorn habe, kam Bretscher zur Feststellung, dass Zorn allein nicht genüge, um eine Gegenposition zur offiziellen Politik zu begründen.[418] «Träfe Ihr wild um sich schlagender Hammer auch nur hie und da einen Nagel auf den Kopf, so könnten wir uns wohl entschliessen, auch eine ‹nichtmögliche Augustrede› zu veröffentlichen. Aber diese Ihre Rede ist wirklich nicht möglich; denn Sie tragen in Ihrer vollständig negativen und schlecht begründeten Kritik kaum einen einzigen wertvollen Gedanken zur sachlichen Diskussion einer wichtigen Gegenwartsfrage bei.»[419]

Diggelmann traf bei Bretscher auf wenig Gegenliebe. Ähnlich wie Willy Bretscher sah dies wenige Tage später Peter Dürrenmatt, Chefredakteur der «Basler Nachrichten». Er hatte die «nichtmögliche Rede» ebenfalls von Diggelmann per Post erhalten und sie, «um sicher zu gehen, noch einem jüngeren Redaktionskollegen, der nicht im Geruch allzu grosser Konformität steht, zur Lektüre übergeben».[420] Unabhängig voneinander seien sein Kollege und er zum deckungsgleichen Urteil gekommen, dass der Aufsatz zu wenig klar formuliert sei. Bis zuletzt bleibe die Frage offen, was denn der Verfasser eigentlich wolle. Und einige der Behauptungen würden dann doch zu unbeschwert aufgestellt.[421]

Während zur schriftlichen Reaktion Willy Bretschers kein Antwortbrief Diggelmanns erhalten ist, ist die Antwort an Dürrenmatt im Diggelmann-Nachlass als Schreibmaschinendurchschlag vorhanden. Auf Dürrenmatts Frage, was er denn eigentlich wolle, antwortete Diggelmann: «Nun, der Verfasser wollte: Die in unserem lieben Vaterlande so sehr üblichen wie üblen 1. Augustreden ernsthaft in Frage stellen; ferner ein Pamphlet verfassen, er wollte provozieren.»[422] Man dürfe doch, so Diggelmann, wenigstens einmal im Jahr die nackte Wahrheit sehen. Zwar werde die Welt damit nicht besser, aber man bestehe sie furchtloser, wenn man sich weniger vormache. Ausserdem habe er, Diggelmann, neben Dürrenmatts Brief glücklicherweise auch Briefe von anderen Chefredakteuren erhalten, Briefe, die seinem Artikel Frische, Ehrlichkeit und Brillanz attestierten.[423] Aber: «Sie befinden sich mit Ihrer Ablehnung in allerbester Gesellschaft. Auch Herr Chefredakteur und Nationalrat Willy Bretscher findet die Kavallerie offensichtlich zeitgemäss; er hat mir solches in einem väterlich-mahnenden Schreiben von genau drei Seiten A4 dargetan. […] Die Essenz meines Pamphlets ist leider weder Ihnen noch Herrn Nationalrat Bretscher zur Kenntnis gelangt: Wir machen in Europa solange Nati-

417 Ebd.
418 Ebd.
419 Ebd.
420 Dürrenmatt, Peter an Diggelmann, Walter Matthias: 21. 7. 1960.
421 Ebd.
422 Diggelmann, Walter Matthias an Dürrenmatt, Peter: 22. 7. 1960.
423 Ebd. Um welche weiteren Chefredakteure es sich gehandelt hat, war nicht in Erfahrung zu bringen. Ebenso wenig war die Rede Diggelmanns als Artikel in veröffentlichter Form in einer Zeitung zu finden.

zurück

onalismus, bis es eben keine Nationen mehr gibt.»[424] In einer letzten Antwort ging Dürrenmatt inhaltlich nicht mehr auf Diggelmanns Text ein, bekräftigte aber, dass die Provokation allein noch keine politische Tat sei.[425]

Bereits dieser Splitter der Erinnerung aus Diggelmanns Briefnachlass macht deutlich, dass die (Geschichts-)Bilder, die er sich von der Schweiz machte, schon Anfang der 1960er-Jahre offenbar stark abwichen von den Bildern, die sich Exponenten des bürgerlich-konservativen Lagers im Umfeld der NZZ und der «Basler Nachrichten» machten.

Mithilfe des Briefwechsels zwischen NZZ-Literaturkritiker Werner Weber und Walter Matthias Diggelmann soll im Folgenden weiteres Licht ins Dunkel gebracht werden und unter anderem herausgearbeitet werden, dass die Beziehung zur NZZ längst bestand, als sich Diggelmann als politischer Schriftsteller 1960 erstmals an den Chefredakteur der NZZ wandte. Davor muss aber geklärt werden, wo und wie die NZZ in den Jahren zwischen 1950 und 1980 überhaupt einzuordnen ist in der Deutschschweizer Presselandschaft.

Das vom Maler und Verleger Salomon Gessner gegründete Blatt hiess in seiner Anfangszeit «Zürcher Zeitung» und wurde am 12. Januar 1780 erstmals herausgegeben. Ab 1821 erschien die Zeitung dreimal wöchentlich und trug nun den Namen «Neue Zürcher Zeitung». 1843 zur Tageszeitung geworden, erschien sie ab 1893 sogar dreimal täglich. Als Herausgeberin der freisinnig-demokratisch ausgerichteten Zeitung zeichnet seit 1868 die Aktiengesellschaft für die Neue Zürcher Zeitung. Da sie ab 1893 in einer Woche achtzehnmal erschien, war die NZZ zeitweise die meistgelesene Tageszeitung der Schweiz. Auch für den in dieser Arbeit betrachteten Zeitraum kann die NZZ als verbreitetes, angesehenes und meinungsbildendes Blatt und als Leitmedium definiert werden. Sie konnte schon damals auf ein dichtes Korrespondentennetzwerk zurückgreifen.

Politisch orientierte sich die Zeitung an der Freisinnig-Demokratischen Partei der Schweiz, je nach Epoche bald weniger, bald stärker. Im Grundtenor ist eine liberal-konservative Tendenz zu erkennen, die zwischen 1933 und 1945 unter Chefredakteur Willy Bretscher antifaschistisch und zwischen 1948 und 1967, zuerst unter Bretscher, danach unter Fred Luchsinger, klar antikommunistisch ausgerichtet war.[426]

Inhaltlich fand der Antikommunismus in unterschiedlichster Weise seinen Niederschlag. Nach dem tschechoslowakischen Debakel von 1948 erlebte die Rhetorik der nationalen Einheit und der geistigen Landesverteidigung eine Neuauflage. Die NZZ bezog klar Position gegen den aus ihrer Sicht bedrohlichen internationalen Kommunismus und gegen alle «der demokratischen Schweiz un-

424 Diggelmann, Walter Matthias an Dürrenmatt, Peter: 22. 7. 1960.

425 Dürrenmatt, Peter an Diggelmann, Walter Matthias: 26. 7. 1960. In den «Basler Nachrichten» kam Diggelmann sechs Jahre später dann doch noch zu einer Veröffentlichung einer seiner 1.-August-Reden. Siehe dazu Kapitel 3.2.1.

426 Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die Neue Zürcher Zeitung, S. 27–31, 127. / [Maissen, Thomas] 2005: Gegen den roten Totalitarismus, S. 150 f.

zurück

würdigen» Voten, die den kommunistischen Umsturz in der Tschechoslowakei befürworteten.[427] Wo Kommunisten in der Nachkriegszeit über die 1945 etablierten Interessensphären vorstiessen, witterte die NZZ eine von Moskau gesteuerte Aktion.[428] Dazu Thomas Maissen, der Verfasser der «Geschichte der NZZ»: «Während man mit den angeblich harmlosen, irregeleiteten ‹Naiven und Unpolitischen› im eigenen, bürgerlichen Lager relativ glimpflich umging, wurden die Kommunisten, die sich nach ihrem vorübergehenden Verbot neu als ‹Partei der Arbeit› (PdA) konstituiert hatten, als ‹Partei des Auslands› oder ‹Partei gegen die Schweiz›, ja als ‹fünfte Kolonne› und ‹Quislinge› ausgegrenzt.»[429] Hinter dieser Ausgrenzung und Verurteilung des Kommunismus stand die Absicht, den «Wall zu festigen, der ‹die geistige und politische Eigenart der Eidgenossenschaft› schütze».[430] Dazu gehörten für die NZZ ganz unbestritten die Neutralität und später, zuerst allerdings noch umstritten, eine mit taktischen Atomwaffen ausgerüstete Armee.[431]

Aber nicht immer konnte das schweizerische Handelsblatt eindeutig Position beziehen. So war es zum Stichwort «Überfremdung» «gespalten zwischen liberalen Vorstellungen vom Arbeitsmarkt und nationalkonservativen hinsichtlich der Einwanderung».[432] 1964 stellte die Zeitung das Problem und das Risiko der geistigen Überfremdung fest, warnte aber davor, eine Politik auf Kosten der Menschlichkeit zu forcieren. Nicht immer frei von «Fremdkörper»-Rhetorik, nahm die Tageszeitung den Themenkomplex «Überfremdung» nicht so sehr als Grundsatzproblem denn als Zahlenproblem wahr. Das Überschreiten eines gewissen Prozentsatzes an «fremden Elementen» sollte vermieden werden. Trotz allem wurden die Überfremdungsinitiativen bekämpft.[433]

Klarer positionierte sie sich im Laufe der Jugendbewegungen Ende der 1960er-Jahre. «Wehret den Anfängen!»,[434] postulierte Fred Luchsinger im Juni 1968 und hielt die NZZ auf einem Kurs, der das Niederzwingen der jugendlichen Gewalt durch polizeiliche Gewalt als legitim erachtete, wenn damit das staatliche Ordnungsmonopol verteidigt wurde.[435] Obwohl die eigenen Redakteure das harte Vorgehen der Polizei bei den Zürcher Unruhen Ende Juni 1968 selbst zu spüren bekommen hatten, verteidigte die NZZ die Polizei konsequent und gab Rückendeckung. Aus Angst vor bürgerkriegsähnlichen Zuständen, wie sie laut NZZ Frankreich im Mai 1968 erlebt hatte, votierte das Blatt für eine selbstsichere Polizei, welche die Ordnungsaufgabe im Staatsauftrag mit Unnachgiebigkeit und angebrachter Härte erfüllen müsse. Da müsse man die ordnungspolitische Pflicht über die wenigen exzessiven Fälle von Gewaltanwendung seitens der Poli-

427 [Maissen, Thomas] 2005: Gegen den roten Totalitarismus, S. 150 f.
428 Ebd., S. 155 f.
429 Ebd., S. 147 f.
430 Ebd., S. 157.
431 Ebd., S. 158, 179.
432 Ebd., S. 181.
433 Ebd., S. 181 f.
434 Neue Zürcher Zeitung: 17. 6. 1968.
435 [Maissen, Thomas] 2005: Systemgegensätze innen wie aussen: die Ära Luchsinger, S. 187.

zurück

zei stellen.[436] «Im Kern verteidigte man an der Falkenstrasse zwei rechtsstaatliche Prinzipien: das Gewaltmonopol des Staates und die bewährten, politisch-parlamentarischen und massenmedialen Wege zur öffentlichen Meinungsbildung und staatlichen Entscheidungsfindung.»[437]

Obwohl von den Vorteilen der bürgerlichen Gesellschaft überzeugt, war die Tageszeitung in einem gewissen Rahmen durchaus zur Diskussion bereit. Rufe nach einem Jugendhaus oder der Reformation des Hochschulbereichs erachtete das Blatt, zumindest in der Anfangsphase, als wichtig und verweigerte sich, so Maissen, einer rückwärtsgewandten, übersteigerten Heimatideologie. Nur: Die Bereitschaft zur Gewalt als Alternative zu gängigen Formen der Kommunikation konnte die NZZ nie nachvollziehen.[438]

Entgegen der Tendenz vieler anderer Medien hielt die NZZ der westlichen Vormacht, den USA, konsequent die Treue. Obwohl die Zürcher Tageszeitung den Weltereignissen, in welche die Grossmacht verwickelt war, zum Teil kritisch gegenüberstand, feierte sie deren 200-Jahr-Jubiläum mit einer Sonderbeilage. Nordamerika erschien als flexibles Modell, das sich in weitgehend unblutigen Kleinstrevolutionen den rapid sich verändernden Zeiten angepasst hatte, ohne selbst einen Systemwechsel vollziehen zu müssen oder sich in eine Variante der für Europa so verhängnisvollen Totalitarismen zu stürzen. Auch wenn man in der NZZ die zunehmenden wirtschaftlichen, innen- und aussenpolitischen Schwierigkeiten der USA nachdenklich betrachtete, blieb die Zeitung in ihrer Gesamtbeurteilung positiv eingestellt.[439]

Noch kaum erforscht ist der Umgang der NZZ mit den kritischen Denkern und Intellektuellen der 1960er- und 1970er-Jahre. Eine Ausnahme bildet die Dissertation von Daniel Foppa. Foppa hat die Behandlung Max Frischs durch die NZZ und umgekehrt dessen Verhältnis zur NZZ aufgearbeitet und ein Muster herausgearbeitet, welches den Umgang der Zürcher Tageszeitung mit Personen, die ihr widersprachen, auf einen Nenner bringt: «Grundsätzlich wird eine anders lautende Position begrüsst und ihr auch Gehör geschenkt, wie es dem liberalen Recht auf freie Meinungsäusserung entspricht. Allerdings hat sich die vorgebrachte Ansicht an strikte *Regeln* zu halten: Sie muss bis ins letzte Detail Faktentreue vorweisen können, darf nicht in einem zu resignativen, zu polemischen und zu utopischen Stil vorgebracht werden, muss die schweizerischen Errungenschaften im internationalen Vergleich sehen, diese (deshalb) positiv gewichten und dafür auch dankbar sein und hat vor allem konkrete und realisierbare Lösungsansätze zu dem angesprochenen Problemfeld zu enthalten. Über die Einhaltung dieser Regeln wird mit akribischer Hellhörigkeit (man könnte heute von ‹Zero Tolerance› sprechen) gewacht, um bei Verstössen der betreffenden Person die Kompetenz oder Legiti-

436 Ebd., S. 186.
437 Ebd.
438 Ebd., S. 188 f.
439 Ebd., S. 203 f.

zurück

mität abzusprechen, sich zum Thema öffentlich zu äussern.»[440] Dass Max Frisch diese Logik zu spüren bekam im Laufe seiner Publizisten- und Autorenkarriere, hat Foppa im Detail nachgezeichnet. Wer dessen Dissertation liest, ist nicht mehr überrascht, dass Frisch sich gegenüber Fred Luchsinger über die Berichterstattung der NZZ einmal folgendermassen geäussert hat: «Man kann nicht sagen, dass ihre Zeitung lügt; sie verhindert nur dreimal täglich die Aufklärung.»[441]

Wie sich das liest, wenn die NZZ einem kritischen Denker die Urteilsfähigkeit absprach, kommt beispielhaft in einem kurzen Artikel über Diggelmann zum Ausdruck. Bereits der Titel, «Der ‹Mirage› des Herrn Diggelmann»,[442] spricht für sich. Im Artikel wurde Diggelmann unter anderem der Legendenbildung bezichtigt, dies im Zusammenhang mit seinen Bemerkungen in einem Artikel des «Schaffhauser Kirchenboten», der die NZZ-Berichterstattung über die «Mirage-Affäre» zum Thema hatte. Diggelmann warf der NZZ vor, im Namen der interessierten Industriegruppen geschrieben und die Affäre um die Mirage-Flieger bagatellisiert zu haben. Die NZZ widersprach und wies darauf hin, dass sich Diggelmann schon in einem Artikel der «Zürcher Woche» im Jahr 1963 zu weit hinausgelehnt habe.[443] Genauso wie jetzt der Vorwurf, im Namen der Industriegruppen zu schreiben, nicht zutreffe, sei es damals unzutreffend gewesen, zu behaupten, dass die NZZ den Frontisten nahegestanden habe. Gegen diesen Vorwurf hatte sich die NZZ vor Gericht gewehrt und zwei Jahre später recht erhalten. Man wünsche, so die NZZ, dem Nonkonformisten Diggelmann bessere Leser als er einer sei, zumindest was die fragmentarische NZZ-Lektüre angehe.[444] «Wie eigentlich, so müssen wir unsererseits nun fragen, wie eigentlich müsste man schreiben, damit auch Intellektuelle vom Format des Herrn Diggelmann es verstehen? Muss der journalistische Dreschflegel an die Stelle der sachlichen Argumentation treten? […] Die Pose des Moralisten, der sich zu öffentlichen Fragen äussert, zu diesen Fragen aber lediglich ein beiläufiges Verhältnis hat, passt schlecht in unsere politische Landschaft.»[445]

Schlecht in die politische Landschaft und nicht besonders gut in die Redaktion der NZZ passten auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die nicht einigermassen konsequent auf der Linie des Liberalismus nach Façon der NZZ schrieben. Schwierig wurde es auch für jemanden, der mit der falschen Person eine Liaison einging. Klara Obermüller war Anfang der 1970er-Jahre als junge Nachwuchsjournalistin von Werner Weber ins Feuilleton der NZZ geholt worden, 1974, bald nachdem sie Diggelmanns Freundin geworden war, kam es bei der NZZ zum abrupten Abgang mit schalem Nachgeschmack.

440 Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die Neue Zürcher Zeitung, S. 190.
441 Frisch, Max 1972: Tagebuch 1966–1971, S. 246. / Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die Neue Zürcher Zeitung, S. 214.
442 Neue Zürcher Zeitung: 10. 1. 1965.
443 Der Artikel im «Schaffhauser Kirchenboten» war nicht aufzufinden. Beim Artikel in der «Zürcher Woche» ging es um die Nähe der NZZ zu den Frontisten. Siehe dazu Zürcher Woche: 27. 9. 1963.
444 Neue Zürcher Zeitung: 10. 1. 1965.
445 Ebd.

zurück

Zur Assistentenstelle auf der Redaktion der NZZ kam Obermüller durch Zufall. Sie hatte für die Literaturbeilage des «Du», für das sie vorher schrieb, einen Essayband von Werner Weber besprochen, dieser wollte sie kennenlernen, sie fragte nach einer Beschäftigungsmöglichkeit und erhielt vom berühmten Literaturkritiker die genannte Stelle angeboten. Das war im Winter 1970/71. In den folgenden zwei Jahren arbeitete sie halbtags auf der Redaktion der NZZ und halbtags an ihrer Dissertation. Im Sommer 1973, zweieinhalb Jahre später, bestand sie das Doktoratsexamen mit Bravour und erhielt bei der NZZ eine Festanstellung als Feuilletonredaktorin. Weber war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr bei der NZZ, er hatte einen Lehrstuhl an der Universität erhalten. Ressortchef des Feuilletons war jetzt Hanno Helbling, Redaktionskollege von Obermüller war Andreas Oplatka.[446]

In diese wohlgeordnete Welt brach ein halbes Jahr, nachdem Obermüller die Festanstellung erhalten hatte, Walter Matthias Diggelmann ein. Obermüller hatte über seinen Film «Die Selbstzerstörung des Walter Matthias Diggelmann» eine Kritik geschrieben und die beiden hatten sich näher kennengelernt, sich schliesslich ineinander verliebt. Ende November 1973 zog Diggelmann bei Obermüller ein.[447] Obermüller hatte nach eigener Aussage schon bald gespürt, dass Redakteue rin bei der NZZ und Frau und Freundin von Diggelmann zu sein, nicht zusammenging;[448] die Beziehung sollte in ihrem Leben eine markante Wende einläuten.[449] Rückblickend sagte sie, dass sie wohl als wohlbestallte NZZ-Feuilletonredakteurin pensioniert worden wäre, hätte sie Diggelmann nicht kennengelernt. Als sie in der NZZ danach kurz hintereinander zwei Texte des Autors veröffentlichte, kam es zum Eklat.[450] «Ich wusste, dass es unklug war, ich tat es trotzdem. Warum? Weil ich dem Mann meine Liebe und dem Blatt meine Unabhängigkeit beweisen wollte? Ja. Weil ich unter Beobachtung, weil ich unter Druck stand? Ja, auch. Vor allem aber, weil ich spürte, dass ich den Konflikt nicht mehr lange aushalten würde, und deshalb die Konfrontation provozierte.»[451]

Am 18. März fand Klara Obermüller auf ihrem Pult einen Zettel vor, er stammte von NZZ-Chefredakteur Fred Luchsinger. Er teilte mit, dass jetzt, da Obermüllers Beziehung mit Diggelmann Teil des geheimnisvollen Geredes des

446 Obermüller, Klara 2016: Spurensuche, S. 89 f.

447 Ebd., S. 90, 115–119. Obermüller zur ersten Begegnung mit Diggelmann: «Kennengelernt hatten wir uns zufällig beim Feierabendbier mit Kollegen im Restaurant ‹Conti›. Diggelmann sass, zusammen mit Adolf Muschg und Peter Keckeis, dem Leiter des Benziger-Verlags, am Nebentisch. Wir begrüssten uns, ich setzte mich auf ein Glas zu ihnen, und als Diggelmann und ich hinterher zusammen Richtung Bellevue gingen, war klar, dass wir uns wiedersehen wollten. Diggelmann war verheiratet, ich noch nicht geschieden und für eine neue Beziehung überhaupt nicht bereit. Eine weitere unverbindliche Affäre sollte es werden, dachte ich mir. Und danach sah es eine ganze Weile auch aus, bis es bei mir eines Nachts gegen halb zwölf Uhr klingelte und Diggelmann, sturzbetrunken und von zwei grossen roten Koffern flankiert, vor meiner Wohnung stand. ‹Da bin ich›, sagte er und begehrte Einlass. Ich bat ihn herein, und er blieb – blieb volle sechs Jahre lang, bis zu seinem Tod am 29. November 1979.»

448 Elle: 15. 2. 1976.

449 Wochenzeitung: 22. 6. 2006./ Obermüller, Klara 2016: Spurensuche, S. 90.

450 Wochenzeitung: 22. 6. 2006.

451 Obermüller, Klara 2016: Spurensuche, S. 90 f.

zurück

schweizerischen Literaturbazars sei, er es für angezeigt halte, auch den leisesten Anschein von Spezialprotektion im Blatt zu vermeiden. Er beteuerte, dass die privaten Angelegenheiten für die Zusammenarbeit ohne Belang seien, solange Berufliches und Privates getrennt blieben.[452] Noch schienen also eine Beziehung mit Diggelmann und der Job der NZZ-Feuilletonredakteurin nicht unvereinbar zu sein. Das «Verständigungsangebot von Luchsinger»[453] und die Brücke, die Obermüller noch hätte beschreiten können,[454] fielen definitiv weg, als sich Diggelmann einmischte und sich am 26. März 1974 in einem Brief an Luchsinger wandte. Er betonte, dass er Luchsingers Bedenken teile, rechtfertigte sich, gestand Fehler ein und schloss mit dem Satz: «Will die NZZ mich nun kaltstellen, nur weil ich eine ausserordentlich begabte, kluge, ja und oft fast weise Redaktorin liebe?»[455] Im Brief, den Luchsinger dann an Diggelmann richtete, wurde der Ton schärfer, politische Differenzen wurden angesprochen und alte Querelen brachen auf. Diggelmanns Brief hatte das Fass zum Überlaufen gebracht. Das Ergebnis: Auf Obermüllers Pult landete abermals eine Notiz Luchsingers, dazu ein Dossier mit Unterlagen zu Diggelmann.[456] «Beiliegend ein Briefwechsel mit Herrn Diggelmann – nebst einigem von früher, dessen Kenntnisnahme für Sie nun allmählich doch nützlich wäre. Kommt es nun so, dass ich mich über Dinge, die zwischen uns strikt redaktionsintern zur Sprache kommen, mit diesem Herrn danach schriftlich unterhalten muss? Es zeichnet sich da eine Grenze des Erträglichen ab. Wir müssen darüber reden, bevor sie erreicht ist.»[457]

Zum Gespräch kam es nicht mehr. Am 30. März 1974 hat Obermüller jenes Kündigungsschreiben verfasst, das alle weiteren Schlichtungsversuche, etwa vonseiten Hanno Helblings, zum Scheitern verurteilte: «Sie sagen, die Grenze des Erträglichen sei allmählich erreicht – für mich ist sie erreicht. Betrachten Sie bitte diesen Brief als Kündigung unseres mündlichen Vertrags auf den 30. Juni 1974.»[458] Eingebettet war die Kündigung in einen Rundumschlag, in dem Obermüller Luchsinger vorwarf, nicht sie, sondern er könne Berufliches und Privates nicht trennen und sie schreibe dies alles übrigens nicht im Auftrag «dieses Herrn», wie er, Luchsinger, es ausdrücke.[459] Im Rückblick sagt Obermüller, dass die Auflösung des Arbeitsverhältnisses zum «gravierendsten Bruch»[460] in ihrem Berufsleben wurde.

Sosehr die Episode nahelegt, dass Diggelmann und die NZZ sich auf Dauer in der Tat nicht vertragen konnten, und sosehr die These «Diggelmann als Gegen-

452 Ebd., S. 92. / Erstaunlicherweise gelangten Auszüge dieses Zettels bereits 1974 in die Hände eins «Zeitdienst»-Redakteurs und wurden dort prompt zu einem Artikel verarbeitet. Zeitdienst: 10. 5. 1974.
453 Neue Zürcher Zeitung: 16. 11. 2016.
454 Obermüller, Klara 2016: Spurensuche, S. 92.
455 Diggelmann, Walter Matthias an Luchsinger, Fred: 28. 3. 1974.
456 Obermüller, Klara 2016: Spurensuche, S. 92 f.
457 Ebd., S. 93. Dort zitiert nach einem Brief Fred Luchsingers an Walter Matthias Diggelmann.
458 Obermüller, Klara 2016: Spurensuche, S. 93.
459 Ebd.
460 Ebd., S. 94.

spieler der NZZ» auf den ersten Blick verfänglich ist, so wenig stimmig bleibt das Bild bei genauerer Betrachtung. Es muss eine Erklärung gefunden werden für den Umstand, dass sich Diggelmann zum Schluss seines Lebens wünschte, dass Literaturkritiker Werner Weber, ein NZZ-Mann, seine Abdankungsrede hielt. Wie ist es möglich, dass ausgerechnet zwischen dem Linksintellektuellen Diggelmann und dem Feuilletonchef der NZZ eine freundschaftliche Beziehung entstehen konnte, obwohl eine solche Freundschaft, geschweige denn eine Zusammenarbeit, über die politischen Fronten hinweg weit herum als Tabu galt?

Es scheint mit Blick auf das Verhältnis Diggelmann – NZZ naheliegend, dass es wie schon bei Max Frisch[461] auch bei Diggelmann einen Unterschied machte, ob die NZZ ihn als Autor und Schriftsteller oder ob sie ihn als politischen Intellektuellen kommentierte. Hinzu kommt, dass es eine Rolle spielte, wer sich bei der NZZ in welchem Kontext mit Diggelmann auseinandersetzte und zu welchem Zeitpunkt dies geschah.

Das veranschaulicht ein kurzer Schwenker auf den NZZ-Inlandredakteur Ernst Bieri. Mit ihm hatte Diggelmann das Heu definitiv nicht auf der gleichen Bühne. Bieri war es gewesen, der seinerzeit in der NZZ die Adresse des Kommunisten Konrad Farner öffentlich bekannt gemacht und damit jene Ereignisse mitausgelöst hatte, die Diggelmann in seinem 1965 veröffentlichten Roman «Die Hinterlassenschaft» dann als «Pogrom von Thalwil» umschreiben sollte. Für Diggelmann war Bieri zu diesem Zeitpunkt einer der «Täter» der Kommunistenverfolgungen und trotzdem finden sich in Diggelmanns Nachlass Spuren eines Briefwechsels, der vor und nach einem gemeinsamen Streitgespräch im Kasino Zürichhorn im Winter 1965/66 stattgefunden hat. Es sind nette und freundliche Briefe.[462] Als Bieri dann nicht mehr NZZ-Redakteur war und Bankier und Stadtrat wurde, hat Diggelmann in einer «Züri-Leu»-Kolumne sogar gestanden, «ich habe Dr. Ernst Bieri in vielem, selbst dort wo ich sein Gegner sein musste, bewundert»,[463] und sich mit diesem Mann, der im Stadtrat das Ressort Finanzen führte, nur wenige Wochen später intensiv und fast freundschaftlich ausgetauscht über das Thema Altersfürsorge. Daraus wurde dann in einer fünfteiligen Serie ein engagierter Report Diggelmanns zum Thema «Alt werden in Würde».[464]

Die Durchsicht der Artikel zeigt: Die Berichterstattung der NZZ zur Person Diggelmann, zu Organisationen, in denen er Mitglied oder mit denen er auf andere Art verbunden war, und die Berichterstattung zu Manifesten, die er unterschrieb, überstieg, wie im Falle einiger anderer Intellektueller auch, das übliche Spektrum

461 Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die Neue Zürcher Zeitung, S. 132, 161, 252, 269, 293, 299–301.

462 Diggelmann, Walter Matthias an Bieri, Ernst: 13. 12. 1965. / Diggelmann, Walter Matthias an Bieri, Ernst: 24. 1. 1966. / Neue Presse: 17. 7. 1968.

463 Züri-Leu: 23. 7. 1970.

464 Züri-Leu: 19. 11. 1970. / Ebd.: 26. 11. 1970. / Ebd.: 3. 12. 1970. / Ebd.: 10. 12. 1970. / Ebd.: 18. 12. 1970. / Bieri, Ernst an Diggelmann, Walter Matthias: 5. 10. 1970. / Bieri, Ernst an Diggelmann, Walter Matthias: 4. 12. 1970. / Diggelmann, Walter Matthias an Bieri, Ernst: 6. 12. 1970.

zurück

der klassischen Literaturkritik, aber nicht in dem Ausmass wie beispielsweise bei Max Frisch.[465] Sehr oft ging es unter dem Strich doch zur Hauptsache um Diggelmanns Literatur, und die Auseinandersetzung mit ihm beschränkte sich mehrheitlich auf das Feuilleton der NZZ, für das eben Werner Weber verantwortlich war.

Anhand des zwar lückenhaften, aber deshalb nicht weniger aufschlussreichen Briefwechsels zwischen Diggelmann und Weber[466] lässt sich dreierlei nachzeichnen: zum Ersten die Funktion und Rolle des Literaturkritikers und -förderers Weber für die Schriftstellerkarriere Diggelmanns, denn Weber tritt bereits zu Beginn von Diggelmanns Weg in Erscheinung. Zum Zweiten erhärtet sich im Briefwechsel die These, dass der Schriftsteller Diggelmann von Weber anders beurteilt wurde als der politische Journalist und Linksintellektuelle in der NZZ allgemein. Zum Dritten deutet der Briefwechsel an, wie vielschichtig und facettenreich die damalige Lebenswelt der schweizerischen Intellektuellen war und dass es nicht nur Schwarz und Weiss, also Freund und Feind gab, sondern dazwischen auch etliche Grautöne.

Aber mit welchem Feld befassen sich die Betrachtungen überhaupt, wenn von Feuilleton, Literaturkritik und Redaktoren die Rede ist? Werfen wir einen Blick zurück. Zwischen 1856 und 1858 wurden in der Schweiz in den zwei grössten und renommiertesten Tageszeitungen, dem «Bund» und der NZZ, formell ein Feuilletonteil eingeführt.[467] «Feuilleton» bezeichnete von Beginn weg zweierlei: eine redaktionelle Rubrik in einer Zeitung und eine literarische Textgattung. Mit dem Ziel, zu unterhalten, zu informieren, zu belehren und Sinn zu vermitteln, fand im Feuilleton eine breite Auswahl an literarischen und journalistischen Textgattungen ihren Platz.[468] Spätestens ab 1914, als Eduard Korrodi bei der NZZ die Stelle als Feuilletonredakteur antrat, nahm das zeitgenössische literarische Buch eine immer

465 Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die Neue Zürcher Zeitung, S. 113.

466 Zur Unvollständigkeit der erhaltenen Korrespondenz: Nicht auf jeden geschriebenen Brief Diggelmanns respektive Webers findet sich in den Nachlässen eine Reaktion, obwohl das Geschriebene manchmal eine Antwort erwarten lässt. Zum einen hat dies sicherlich damit zu tun, dass nicht alle Korrespondenz schriftlich geführt wurde. Mehrmals wird in den Briefen Bezug genommen auf erfolgte oder bevorstehende Treffen, was nahelegt, dass Diggelmann und Weber sich regelmässig zum Gespräch getroffen haben. Klara Obermüller bestätigte dies in Gesprächen, die während der Niederschrift dieser Arbeit stattfanden. Zum anderen sind vermutlich nicht unbeträchtliche Bestandteile der Korrespondenz verloren gegangen. Webers Antworten auf Diggelmanns Briefe sind im Nachlass von Diggelmann nur bruchstückhaft erhalten. Obermüller hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass Diggelmann viel umgezogen ist und nicht unbedingt ein ordentlicher Sammler war. Es ergibt sich ein weiteres Problem: Als Durchschlag in Diggelmanns Nachlass erhalten sind einige von ihm an Weber gerichtete Briefe, die nicht in dessen Nachlass zu finden sind. Man kann in diesen Fällen nicht mit hundertprozentiger Sicherheit sagen, dass sie je in Webers Hände gekommen sind. Da es sich aber um eine beträchtliche Zahl handelt und Diggelmann einen nicht abgeschickten Brief in der Regel als solchen von Hand markierte, wird im Folgenden davon ausgegangen, dass alle im Diggelmann-Nachlass erhaltenen Briefe Diggelmanns Weber erreicht haben. Für Briefe, die in beiden Nachlässen liegen, werden beide Nachweise angegeben.

467 Jost, Hans Ulrich 1996: L'établissement du feuilleton dans le *Bund* et la *Neue Zürcher Zeitung*, S. 47–67.

468 Echte, Bernhard 1996: Das Feuilleton als Forschungsgegenstand, S. 134 f.

zurück

zentralere Rolle ein.[469] Das Feuilleton genoss sowohl beim Lesepublikum als auch bei den Schriftstellern grosses Ansehen und Respekt. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erfuhr es einen zweiten grundlegenden Wandel. War es zuvor in erster Linie ein Forum für Erstveröffentlichungen von Erzählungen, Gedichten und Fortsetzungsromanen, nahm nach 1945 der Stellenwert der Kritik und der Berichterstattung über Literatur immer mehr zu. Es entstand eine neue Form der Literaturkritik, die sich immer stärker durchzusetzen begann und bald auch über die Landesgrenzen hinweg wahrgenommen wurde.[470] Damit wurde das Feuilleton zunehmend zum Begegnungsplatz unterschiedlichster Literaturkulturen und zur Kampfarena, in der gestritten und um die Deutungshoheit über die Literatur gerungen wurde.[471]

Neben dem ab 1945 international gelesenen Feuilleton der «Tat», welches mit Elisabeth Brock-Sulzer *die* Theaterkritikerin der Schweiz und mit Kulturredaktionschef Max Rychner einen der bedeutendsten Literaturkritiker des deutschsprachigen Raums und den «Entdecker» Paul Celans in seinen Reihen wusste,[472] konnte in den 1960er- und 1970er-Jahren in der Schweiz nur die NZZ mit einer ebenso umfassenden Literaturkritik und einem ebenso bekannten Feuilletonteil aufwarten.

Die Macht- und Regelfunktion innerhalb des Literaturbetriebs darf für die damaligen Feuilletons der Tageszeitungen keinesfalls unterschätzt werden. Als literaturvermittelnde Institutionen definierten sie, was «ankam» und was nicht, und hatten, «unter dem Strich» auf der Frontseite, einen prominenten Ort.[473] Für die NZZ und ihr Feuilleton erkennt Daniel Foppa im Rückblick schweizweit eine dominierende Stellung als «Opinion-Leader»,[474] der schon kurz nach dem Erscheinen eines Buches mit einer Rezension Stellung bezog und damit nachfolgende Besprechungen erheblich beeinflussen konnte.[475] Eduard Korrodi beispielsweise – Foppa nennt ihn bis 1950 die «massgebende Instanz der Literaturkritik»[476] – besass ein weitverzweigtes Netzwerk und eine Machtfülle, die letztlich sogar darüber entscheiden konnte, welchen Verlauf eine Schriftstellerkarriere nahm.[477] Die Wirkung des Totschweigens eines neuen Werks hat Foppa am Beispiel von Max Frischs «Tagebuch 1946–1949» untersucht und als wirksamste und stärkste Sanktionsmassnahme im Feld der Literatur bezeichnet.[478] Daraus entstand zwischen Auto-

469 Ebd., S. 139.
470 Linsmayer, Charles 1999: Phantasie als Disqualifikation?, S. 297–299.
471 Vor diesem Hintergrund ist Kai Kauffmanns Forderung zu sehen, nach der das Feuilleton als Ort der Vermittlung untersucht werden müsste, als Ort, an dem sich Literatur, Publizistik, Gesellschaft, Wirtschaft und Politik wechselseitig durchdringen. Darin bestehe die Erkenntnischance der Feuilletonforschung. Kauffmann, Kai 1999: Zur derzeitigen Situation der Feuilleton-Forschung, S. 12.
472 Pulver, Elsbeth 1998: «Plättchenleger im Bodenlosen», S. 219.
473 Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die Neue Zürcher Zeitung, S. 32.
474 Ebd.
475 Ebd., S. 33, 141.
476 Ebd., S. 33.
477 Ebd., S. 33 f.
478 Ebd., S. 138 f.

zurück

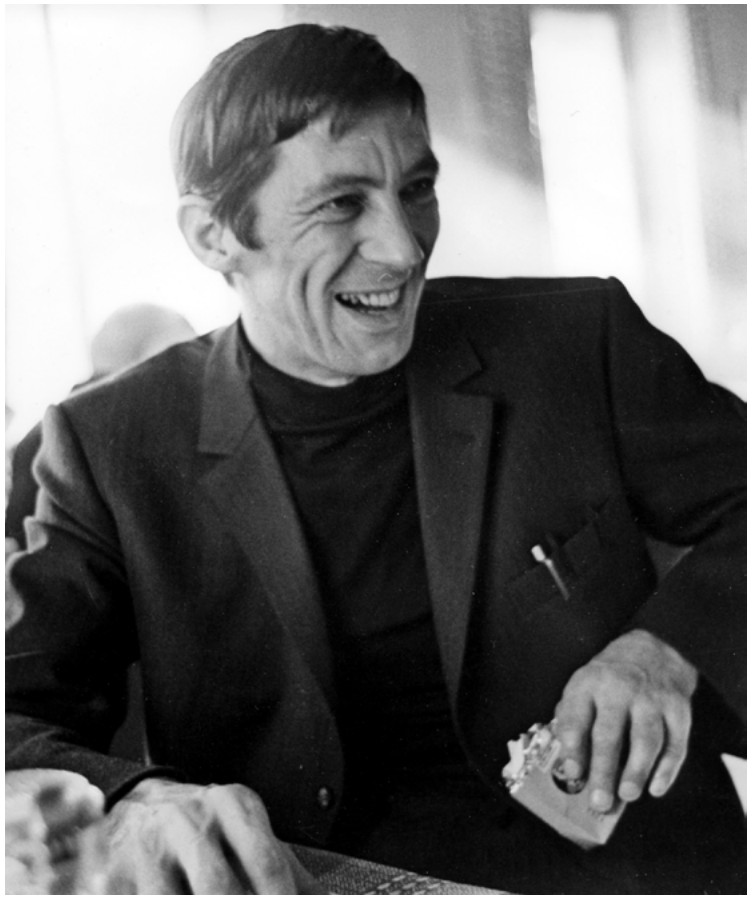


Abb. 33: Walter Matthias Diggelmann, aufgenommen von Jack Metzger.

ren und der NZZ nicht selten etwas in der Form einer Hassliebe. Klara Obermüller hat sich dazu 1974 folgendermassen geäussert: «Ein geistreicher Autor […] hat einmal gesagt, die NZZ sei der Ödipus-Komplex des Schweizer Intellektuellen. Was meint er damit anderes, als dass der Intellektuelle, und nicht nur er, eine heimliche Leidenschaft zu dieser Zeitung unterhält, eine Leidenschaft, zu der er sich nicht zu bekennen wagt. Nach aussen wahrt er die Distanz, kann er sich, wenn er nicht in den Ruch des Reaktionären zu gelangen wünscht, den Verkehr mit ihr nicht leisten; heimlich aber sehnt er sich nach ihr, buhlt um ihre Gunst, und es gibt nichts Schlimmeres für ihn, als von ihr übergangen zu werden.»[479]

479 Obermüller, Klara 1974: Das Phänomen NZZ, S. 82.

zurück

Vermutlich nicht ohne Grund wurde Korrodis Nachfolger Werner Weber einmal als «Schildwache»[480] bezeichnet, sein Kürzel Wb. wurde zum weit herum bekannten Markenzeichen.[481] Der Leiter des Feuilletons der Zürcher Tageszeitung galt als Grosskritiker, Literaturpapst und Königsmacher der neueren Deutschschweizer Autoren.[482] Dies obwohl er sich selbst eher als teilnehmenden Beobachter sah, der seiner Literaturkritik immer den Charakter eines Gesprächs verlieh.[483]

Die breite Wirkung von Webers «Samstagspredigten» gilt als unbestritten.[484] Elsbeth Pulver nannte Weber vor allem deshalb einen bedeutenden Kritiker, weil er «in der Zeit der sechziger Jahre, da Aufbruch und Neubeginn nicht nur in der Luft lagen, sondern notwendig waren, seine jüngeren Zeitgenossen von ihren ersten Werken an begleitete, auch als noch keine Sicherheit bestand, was aus ihnen werden sollte».[485] Und indem er die jungen Autoren begleitete und ihnen mit Ratschlägen zur Seite stand, hat er indirekt, manchmal auch direkt und immer die «intellektuelle Redlichkeit»[486] wahrend, mitgeholfen, «eine Richtung der Literatur zu markieren».[487]

Wie Hugo Loetscher erklärte, erfüllte das NZZ-Feuilleton im Kern zwei Aufgaben: Zum einen war es Ort der Diskussion, wo sich Autoren oder Kritiker mit den Werken von Schriftstellern auseinandersetzten. Zum anderen konnte dort die Literatur in Anlehnung ans Romanfeuilleton mit Originaltexten auftreten. Gerade unter Weber wurden die NZZ und ihre Samstagsbeilage «Kunst und Literatur» zum Forum für zeitgenössisches literarisches Schaffen und eine beträchtliche Anzahl von Schriftstellerinnen und Schriftstellern wurde den Lesern so zum ersten Mal nähergebracht.[488] Es kann in Anlehnung an eine Aussage Klara Obermüllers deshalb festgestellt werden, dass auch Diggelmann, wie fast jeder andere Schweizer Schriftsteller damals, der Besprechung durch Wb. eine hohe Bedeutung zumass.[489] Webers Kritik war Diggelmann wahrscheinlich wichtiger als jede andere.

Warum das so war? Eine Antwort auf diese Frage liefert der erwähnte Briefwechsel. Es wird auf den nächsten Seiten aber nicht darum gehen, den «feuilletonistischen Diskurs»,[490] also die Mitkonstruktion der Wirklichkeit durch das

480 Pulver, Elsbeth 1998: «Plättchenleger im Bodenlosen», S. 222.
481 Von Matt, Beatrice 2001: Wb. – Eine Ära der Literaturkritik, S. 159.
482 Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die Neue Zürcher Zeitung, S. 141. / Staub Steiner, Carole 1994: «Alt» und «neu», S. 100–102.
483 Staub Steiner, Carole 1994: «Alt» und «neu», S. 103–106.
484 Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die Neue Zürcher Zeitung, S. 297, 383 f. Gemeint ist die jeden Samstag in der Literaturbeilage der NZZ abgedruckte Literaturkritik. Diggelmann nannte Weber in seinen Briefen an ihn darum auch gerne «Meister der Samstagsprosa». Siehe dazu Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 11. 3. 1966.
485 Pulver, Elsbeth 1998: «Plättchenleger im Bodenlosen», S. 222.
486 Maass, Angelika 1989: Vergegenwärtigung, S. 8.
487 Pulver, Elsbeth 1998: «Plättchenleger im Bodenlosen», S. 223.
488 Loetscher, Hugo 1999: Literatur und Journalismus, S. 20 f.
489 Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die Neue Zürcher Zeitung, S. 141. Dort zitiert nach einem Zeitungsartikel, den Klara Obermüller aus Anlass von Werner Webers sechzigstem Geburtstag in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» verfasst hat.
490 Jäger, Christian 1996: «Die Wirklichkeit ist eine Konstruktion», S. 149.

zurück

Feuilleton, genauer zu betrachten, sondern hinter die Kulissen zu schauen und herauszuarbeiten, wie Feuilletonredakteur und Schriftsteller im Alltag zusammenspielten. Wie sahen Literaturförderung und Literaturkritik in den 1960er- und 1970er-Jahren aus? Wie persönlich war das Verhältnis zwischen Kritiker und Kritisiertem? Und entstand zwischen Weber und Diggelmann so etwas wie Freundschaft?

Mit grosser Wahrscheinlichkeit kannten sich Diggelmann und Weber bereits 1950.[491] Der älteste erhaltene Brief Diggelmanns an Weber trägt das Datum des 15. März 1953. In diesem Brief berichtete der 25-Jährige in persönlichem Ton von der Vernichtung seiner frühen Romane,[492] dem übrig gebliebenen Substrat der «Gelben Blätter»[493] und seinem Versuch, eine Verbindung zur Gesellschaft herzustellen. Weber und Diggelmann müssen sich zu diesem Zeitpunkt bereits relativ gut gekannt haben. Der frühe Brief wirft ein Licht auf den Stellenwert, den Weber in der Förderung der jungen Literatur eingenommen haben muss, und vor allem darauf, wie er vom jungen Autor wahrgenommen wurde. «Und heute wundere ich mich geradezu, mit wieviel Liebe und Wohlwollen Sie und andere mir entgegengekommen sind. Sie müssen doch genau gewusst haben, wie fragwürdig mein ganzes Schaffen noch gewesen ist. Wie denn nicht, wenn ich es heute mehr denn je in Frage stelle. Das zwar ohne jede Qual, denn die Liquidation ist schon vorbei. Es geht alles nicht mehr um Sein oder Nichtsein. Aber es geht doch darum, Ihnen noch einmal dafür zu danken, dass Sie mir trotz meiner Jugend so sehr ‹die Stange gehalten› haben. Ich bin nicht ohne Bewunderung für Sie.»[494]

Weber scheint für Diggelmann zu dieser Zeit eine von wenigen Referenzpersonen gewesen zu sein. Diggelmann wandte sich immer wieder in langen Briefen an ihn und berichtete hauptsächlich vom eigenen Schreiben. Er ordnete sich ein im weiten Feld der Literatur, sprach von den Erfahrungen, die er als Jugendlicher und junger Erwachsener gemacht hatte, schrieb von den Schriftstellern, die er las, und skizzierte, in welche Richtung er mit seiner literarischen Arbeit am liebsten gehen würde. Nicht selten wandte er sich fragend an Weber und machte keinen Hehl daraus, dass ihm Webers Meinung viel bedeutete.[495] Daneben suchte er regelmässig das Gespräch, sei es am Telefon oder von Angesicht zu Angesicht. «Sicher, ich hätte abertausend Fragen zu fragen. Und ob ich es überhaupt wagen darf, Sie mindestens für eine Stunde festzulegen? Und was ist eine Stunde – nun ja, manchmal

491 «Ich finde K. O. [Klara Obermüller] auf der NZZ-Feuilletonredaktion, eben dort, wo ich 1950 ca. meinem ersten Promotor begegnete, um ihm zuweilen zum Ärgernis zu werden in den nächsten Jahren.» Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 4. 2. 1979. / Abgedruckt in Feitknecht, Thomas (Hg.) 2009: Werner Weber, S. 299.

492 Die Vernichtung von insgesamt 17 respektive 18 Romanen und frühen Theaterstücken erwähnte Diggelmann auch in einem selbstverfassten Steckbrief. Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-9-02/4.

493 Die «Gelben Blätter» werden in den ersten Jahren des Briefwechsels immer wieder erwähnt, ohne dass ein Buch mit vergleichbarem Titel erschienen wäre. Es ist denkbar, dass erste von Weber in der NZZ publizierte Erzählungen den «Gelben Blättern» entnommen wurden.

494 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 15. 3. 1953.

495 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 19. 1. 1954.

sehr viel, aber ich glaube doch, dass es für mich – mit Ihnen im Gespräch – sehr wenig wäre.»[496]

Zum Gespräch scheint es in der Tat gekommen zu sein. Jedenfalls wurde Weber einige Monate später, im Sommer 1954, seinem Ruf als Förderer der jungen Literatur gerecht. Am 1. August 1954 erschien in der Sonntagsausgabe der NZZ in der Beilage «Literatur und Kunst» neben den Antworten von neun anderen jungen Autoren auch Diggelmanns Antwort auf die Frage «Warum schreiben Sie?». Man wolle damit jenen Jungen, so Weber, die mit ihren schöpferischen Absichten und Anfängen in eine Epoche des Umbruchs, der Ungewissheit geraten waren, eine Stimme leihen und gemeinsam mit ihnen der Frage nach dem Wohin nachgehen.[497] Noch bevor Diggelmann sein erstes Buch veröffentlichte – der Roman «… mit F 51 überfällig» erschien 1955 – bot ihm Weber in der NZZ als der zweiten Zeitung überhaupt eine Plattform.[498]

Diggelmann begann seine Antwort auf die Frage «Warum schreiben Sie?» mit der heute wohlbekannten, damals aber noch ziemlich unbekannten Geschichte über seine Herkunft, über seine Flucht aus der Schweiz und nach Deutschland und über jenen Studenten, der ihn dazu gebracht hatte, Schriftsteller zu werden.[499] Damit liess es Diggelmann aber nicht bewenden. Das Schreiben, so der junge Autor, sei eine wunderbare Beschäftigung, die alles in sich vereine, was ein Mann sich wünschen könne. Und natürlich sei er auch Schriftsteller geworden, weil er sonst nichts beherrsche, weder einen Dr. oec. publ. habe noch Mittelschullehrer oder Buchhalter sei. Deshalb müsse er bald ein möglichst erfolgreicher Schriftsteller werden. Zudem schreibe er aus Verpflichtung gegenüber der Geschichte, der Gegenwart und der Zukunft Europas. Mit seinen Büchern wolle er, «wenn möglich, hunderttausend Leser erreichen».[500]

Es war nicht selbstverständlich, dass Weber bereit war, dem inzwischen 27-Jährigen in der NZZ ein Forum zu bieten. Dieser entgegenkommenden (und bevorzugenden) Behandlung war sich Diggelmann bewusst und rechnete sie Weber zeit seines Lebens hoch an. Hier war endlich einer, der ihm, wie ein Vater, ein Stück weit Anerkennung entgegenbrachte, Anerkennung für das, was er tat. Einer, der ihn begriff und ihm mit jenem Verständnis begegnete, das Diggelmann immer gesucht hatte.

Zwei Tage nach dieser Publikation wandte sich Diggelmann wieder an Weber: «Sie haben einen ganz mächtigen Dank verdient. Wirklich bewusst geworden ist es mir erst, nachdem es schon Montag geworden war und ich die Literaturseite zum zweiten oder dritten Mal angeschaut habe. […] Mir haben Sie viel geholfen, Sie haben mich gleichsam durch ein Sieb geschüttelt und dabei viel Schlacke von mir

496 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 23. 3. 1954.
497 Neue Zürcher Zeitung: 1. 8. 1954.
498 Vor diesem Text in der NZZ wurde von Walter Matthias Diggelmann ziemlich sicher erst ein anderer Text in einer Zeitung gedruckt, und zwar im «Volksrecht». Volksrecht: 4. 1. 1946.
499 Siehe dazu Kapitel 2.1–2.3.
500 Neue Zürcher Zeitung: 1. 8. 1954.

zurück

weggetrennt. Sie haben mich auf eine einfache und naive Art glücklich gemacht, haben mich, wenn ich mich mit einem Bild vergleiche, das da ist, um von vielen angeschaut zu werden, eingerahmt. […] Ich will Ihnen nur noch sagen, dass ich froh bin, dass es Sie gibt, und dass ich eine langblühende Sonnenblume abgeben will, wenn Sie nur ein guter Gärtner bleiben wollen.»[501] Wie einem gut zehn Tage später verfassten Brief Diggelmanns zu entnehmen ist, hatte er von seinem Vorgesetzten am Militärflughafen Dübendorf, Oberst Gerber, Komplimente erhalten für seine Antworten in der NZZ. Auch das muss Balsam für die Seele gewesen sein.

Nur wenige Monate später, am 8. Dezember 1954, brachte die NZZ im Morgenblatt, im Feuilleton «unter dem Strich», Diggelmanns Stück «Valse Musette» und eine Rezension dazu.[502] Diggelmanns Reaktion, gerichtet an Weber: «Dank, Dank tausend herzliche ‹Danks› für die Rezension. […] Meine Freude war so gross, dass mir, mitten im Büro, die Tränen zuvorderst standen. Denn hätte ich je sagen müssen, was ich will mit meiner Schriftstellerei, dann hätte ich es nicht so gut und treffend darlegen können, wie es Ihr Herr Sch. getan hat.»[503] Sogar Diggelmanns Ehefrau Nelly Diggelmann-Gysin dankte Weber in einem Brief für sein Engagement für Diggelmann. In diesem Brief kommt deutlich zum Ausdruck, dass Weber die junge Familie gekannt hat. Nicht zum ersten Mal ist vom 1954 geborenen Sohn Daniel Oliver, kurz DOD, die Rede, auch von schlaflosen Nächten und glücklichen Augenblicken mit dem Baby.[504] Offenbar haben die Diggelmanns auch ihre privaten Sorgen mit Werner Weber geteilt. So antwortete Weber Diggelmann in den Weihnachtstagen 1954: «Wir wollen im neuen Jahr einmal in Ruhe über Ihre Sorge, über Ihren Schmerz auch, reden. Jetzt sollen Sie sich freuen, und wie schön es ist, dass Sie es nicht alleine tun müssen, sondern, dass Sie zwei liebe Gefährten dafür haben.»[505]

Aus dem Zusammengetragenen wird ersichtlich, dass 1954 für Diggelmann ein Schlüsseljahr war für seine Karriere als Schriftsteller. Er gewann Selbstvertrauen und Selbstsicherheit, gerade auch weil die NZZ dem jungen Autor entgegenkam und ihm eine wertvolle Plattform bot. Diggelmann dazu an Weber: «Ich will bekennen, dass das Jahr 1954 für mich ein gutes und glückliches Jahr gewesen ist, auch wenn ich bedenke, dass es ein Jahr ausnahmsloser Kleinarbeit gewesen ist. Ich habe durch Sie und am Ende des Jahres auch durch andere schöne Belohnungen dafür erhalten. Ich sehe darin natürlich eine Bestätigung dessen, was ich anstrebe, eine Bestätigung auch meiner Auffassung, dass das Dichten weniger ein Beruf als eine menschliche und geistige Haltung, wenn nicht ein Bekenntnis sein muss. […] Nun muss ich aber gestehen, dass Ihre liebenswürdige Bemerkung, wir wollten im neuen Jahr einmal über meine Sorgen und Möglichkeiten reden, grosse Freude in mir ausgelöst hat und gleichzeitig Sorge. Es wäre ja so nötig, dass ich endlich einen

501 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 3. 8. 1954.
502 Neue Zürcher Zeitung: 8. 12. 1954.
503 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 8. 12. 1954.
504 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 19. 12. 1954.
505 Weber, Werner an Diggelmann, Walter Matthias: 27. 12. 954.

zurück

Fürsprecher finden würde, und ich glaube nicht recht daran, dass sich einer diese Bürde auflädt. Denn es mangelt mir, es mag seltsam klingen, ein gewisses Talent, meine Arbeit an den Mann zu bringen. Ich denke immer, es muss von alleine kommen. Und doch sehe ich ein, wie fast unheimlich wichtig es ist, wenn man (nur als Beispiel) in der ‹NZZ› erscheint; Sie können es vielleicht nicht so unmittelbar ermessen wie ich, und doch ist es so, wie ich sage. Also, es soll nun gesetzt sein, dass wir einmal eingehender plaudern.»[506] Das «Rencontre» wurde vereinbart, konnte schliesslich aber nicht stattfinden, weil Webers Frau Angina hatte und Weber zu Hause einspringen musste. «Denken Sie an mich, wie ich zwei Buben bändige, Birchermüesli mische und darauf plange, dass die Hausmutter bald wieder an der Spitze unserer Menage steht.»[507] Eine kurze Passage, die ein seltenes Licht wirft auf das private Leben eines schweizweit bekannten Literaturkritikers, wenn auch die Frage bleibe, ob Weber tatsächlich mit ähnlichen Alltagssorgen zu kämpfen hatte wie Diggelmann.

In einem langen Brief bedankte sich Diggelmann für eine Notiz Webers und führte aus, dass diese kleinen Briefchen immer wundervoll seien und dass seine Frau sie aufbewahre wie kleine Rubine. Sie finde sie charmant und elegant, wahrscheinlich auch, weil einer mit Geist und Wärme den Aufwand mache, seiner Sekretärin in jener erlauchten Burg der NZZ diese herzlichen Zeilen zu diktieren[508] – «wo man doch glauben sollte, Zeit und Maschine und Papier dürften nur hoch offiziell gebraucht werden. […] Tiger, das ist meine Frau, sagt, wenn ich Ihnen schreibe oder wenn die Rubinchen aus Ihrer Redaktionsstube eintreffen: es webert, weberst du, es hat heute gewebert.»[509] Im gleichen Brief lobte Diggelmann zwei «Samstagpredigten» Webers in höchsten Tönen, berichtete von einem Manuskript, das beim Artemis-Verlag lag – wahrscheinlich sein 1955 erschienener Erstling «… mit F 51 überfällig» –, und schrieb abschliessend von einem möglicherweise bevorstehenden Umzug nach Witikon.[510]

Vom Loorenrain 36 in Witikon aus wandte sich Diggelmann im Mai 1955 erneut privat an Weber. Er erzählte vom Morgenritual mit seinem fünf Monate alten Sohn: «Der Augenblick am Morgen, wenn ich als erster die Türe zu seinem Zimmer öffne, ist wohl stets der erhabenste Augenblick des ganzen Tages. Er blickt schon still und aufmerksam über die Korbwand zur Türe. Und sieht er mich dann, dann wächst ganz leise ein Lächeln aus seinem ernsten Gesicht und einen Augenblick später haut er mit beiden Händchen einigemale mit unglaublicher Schnelligkeit auf sein Deckbett. Und dann macht er die ‹Brücke›. […] Er stützt sich nur noch mit Hinterkopf und Füssen und wölbt den Rücken zu einer elegant geschwungenen Brücke: Das ist das Finale unseres Morgengrusses.»[511] Persönliche Details an die

506 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 5. 1. 1955.
507 Weber, Werner an Diggelmann, Walter Matthias: Undatiert.
508 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 15. 3. 1955.
509 Ebd.
510 Ebd.
511 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 21. 5. 1955.

zurück

Adresse des Literaturkritikers – und Schilderungen dieser Art blieben nicht einseitig. Im Juli 1955 zum Beispiel meldete sich Weber mit handschriftlichen Notizen an die ganze Familie Diggelmann. Wenn er im ersten Briefchen Rosen verdankte und eine Erkrankung am Pfeifferschen Drüsenfieber meldete[512] oder wenn er im zweiten Brief an die «W.M.D.-Leutchen»[513] von der Nacht und seinen Kindern schreibt, dann bekommt der Leser den Eindruck eines doch relativ persönlichen Verhältnisses zwischen diesen beiden Familien.

Der Brief Diggelmanns von Anfang Mai 1955 ist aber nicht hauptsächlich der privaten Tonart wegen beachtenswert. Er markiert den Anfang einer jahrelangen, kritischen Auseinandersetzung Diggelmanns mit der NZZ und steht damit für einen Prozess der Emanzipation Diggelmanns. Erstmals wagte Diggelmann hier, Weber gegenüber seine Ansicht zur Zeitung und insbesondere zum Feuilleton mitzuteilen: «Die NZZ bringt zwar immer gepflegte Arbeiten, oft aber weht aus ihnen ein langweiliger und lauer Wind, manchmal kriegt man sogar das Gefühl, die NZZ pflege zu oft die Ansprüche eines desinteressierten aber wohlsituierten Publikums, das gar nicht zu Unrecht das Prädikat Snobs verdient. Das ist doch das, was ich dem ‹At› und dem ‹Philius› so übelnehme; dieses, was man nicht anders als mit Schnorren bezeichnen kann, dieses Pseudo-Gütigsein, dieses Pseudo-Vermittelnwollen und so weiter. […] Alles unter dem Strich muss mehr denn je dem Heute dienen. Einverstanden, was in der Richtung Wissenschaft läuft, das ist wohl kaum besser zu gestalten, aber was Original-Werke sind, da müssten Sie auf nette und dennoch belanglose Feuilletons verzichten und wenigstens jede Woche drei Mal lebendige Autoren bringen (es soll heissen: läbigi). […] Der lange Rede kurzer Sinn ist der: Ist es nicht möglich, dass Sie, insbesondere was die Freuden und Leiden der Gegenwartsliteratur angehen, noch intensiver aufspüren, an den Tag fördern?»[514]

Eine Reaktion Webers ist nicht erhalten. Aber ob Zufall oder nicht: Zwei Tage nach Diggelmanns Brief erschien in der NZZ Diggelmanns Kurzgeschichte «Der Herzog».[515] Und nur drei Monate später, am 30. August 1955, erschien der nächste Text Diggelmanns in der Abendausgabe der NZZ.[516]

Der Austausch und Kontakt zwischen Diggelmann und Weber muss rege gewesen sein in dieser Zeit. Im November 1955 fanden sich Diggelmann und Weber zu einem längeren Treffen zusammen, in dem es offenbar auch um Diggelmanns Mitgliedschaft in der FDP ging. «Ich danke Ihnen, weil das Gespräch vieles in mir wieder zum Aufklingen gebracht hat. Durch mein ‹freisinniges Abenteuer› habe ich den Glauben daran verloren, dass ‹man› bei uns in der lieben Schweiz je etwas würde ausrichten können gegen die Uebermacht egoistischer Machtpolitik, gegen selbstsüchtige Wirtschaftsmagnaten usw. Wenn ich damit auch nicht sagen will, dass ich schon in nächster Zeit beabsichtige, wieder aktiver zu werden in dieser

512 Weber, Werner an Diggelmann, Walter Matthias: 9. 7. 1955.
513 Weber, Werner an Diggelmann, Walter Matthias: undatiert.
514 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 21. 5. 1955.
515 Neue Zürcher Zeitung: 23. 5. 1955.
516 Ebd.: 30. 8. 1955.

zurück

Hinsicht (weil ich einfach weder Kraft noch Zeit dazu habe im Augenblick), so bin ich doch durch unser Gespräch wieder so wach geworden – wenigstens – dass ich als ‹Beobachter› mittun will.»[517]

Weber hat sich aber nicht nur in der NZZ für Diggelmann eingesetzt, sondern auch andernorts ein gutes Wort für ihn eingelegt – und so unter anderem mit dafür gesorgt, dass Diggelmann für seinen ersten Roman «… mit F 51 überfällig» eine Ehrengabe der Literaturkommission zugesprochen bekam.[518] «Der Stadtrat hat mir auf Antrag der Literaturkommission … Herzlichen, herzlichen Dank für Ihre Mitwirkung. Es ist mir ein kostbares Geschenk, diese Gabe bedeutet für mich ein erster Monat der Ruhe […]. Ich danke Ihnen als Mitglied der beantragenden Literaturkommission, und ich danke Ihnen als Mensch, der noch Zeit hat für den Anfänger, für den zappelnden, der sich beinahe den Kopf buchstäblich zerbricht darüber, wie er einer immer näher kommenden Gefahr wohl ausweichen könnte. […] Ich danke Ihnen zudem als Direktor des Studios, denn meine Mitarbeit am Radio spielt in meinem jetzigen Unternehmen ebenfalls eine wichtige Rolle, in jeder Hinsicht, ich darf es doch aussprechen?, auch materiell.»[519]

Das Verhältnis zwischen Diggelmann und Weber blieb nicht konfliktfrei. Es kamen schwierigere Zeiten, Momente der Auseinandersetzung und Jahre der vermeintlichen Funkstille. Anfang 1956 eröffnete sich Diggelmann die Chance, wieder einen Text in der NZZ zu veröffentlichen. «Nicht wahr, Kleinigkeiten, Kürzungen und dergleichen in Bezug auf einen Zeitungsabdruck würden Sie dann schon noch mit mir durchgehen? Ich bin ja noch kein Routinier und noch bin ich die Unsicherheit nicht los (ob ichs je werde), wenn ich eine Arbeit weitergebe. Besonders dann nicht, wenn für mein Weiterkommen soviel abhängt wie von einem Vorabdruck bei Ihnen. – Ich will Sie nur bitten, mich mit meiner Arbeit an der ‹Bewerbung› noch teilnehmen zu lassen, auch wenn ich Ihnen das Manus erst in einer Woche zustellen kann; geht das?»[520] Darauf Weber einige Tage später: «Nein, die Verzögerung in Ihrer Bewerbung bringt keine Schwierigkeiten. Wenn Ihr Manuskript gut ist, und wenn es sich darüber hinaus für die Publikation in Fortsetzungen eignet, will ich gerne sehen, dass ich etwas tun kann.»[521]

Für Diggelmann überraschend ist aus der Publikation nichts geworden. Weber sandte ihm das Manuskript zurück mit der Bitte, er möge es mitnehmen zum nächsten Treffen. Er habe einiges auf dem Herzen, das er mit Diggelmann besprechen wolle.»[522] Erst zwei Wochen später war Diggelmann in der Lage, auf diesen Rückschlag zu reagieren: «Ihre Rücksendung hatte mich anfänglich sehr bestürzt und ich erblickte im ersten Moment so etwas wie eine allgemeine Absage an mich

517 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 25. 11. 1955. Mit dem «freisinnigen Abenteuer» meinte Diggelmann seine Mitgliedschaft in der Freisinnigen Partei des Kantons Zürich (Kreis 7).
518 Vergleiche dazu Kapitel 2.3.
519 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 14. 12. 1955.
520 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 21. 2. 1956.
521 Weber, Werner an Diggelmann, Walter Matthias: 24. 2. 1956.
522 Weber, Werner an Diggelmann, Walter Matthias: 23. 3. 1956.

zurück

darin. Dass das natürlich nicht der Fall ist, beweist Ihr Brief und überhaupt ist es nonsens, solche Gedanken zu haben. Nun glaube ich aber, dass ich weiss, weshalb Sie mir diesen ersten Auftritt retourniert haben, und nichts wünsche ich sehnlicher, als dass ich endlich einmal von dieser Leidenschaft, Theaterstücke zu produzieren (die nur sporadisch auftritt), geheilt würde. Vielleicht nennen Sie es kindisch, dass ein dreissigjähriger Mann darüber lamentiert, er werde immer wieder einmal von dem Wunsch heimgesucht, etwas zu schaffen, das er gar nicht könne.»[523] Ob es in der Folge dieser Briefe zu einem Treffen kam, war nicht zu rekonstruieren.

Begegnet sind sich Weber und Diggelmann dann sicher rund ein halbes Jahr später und für Diggelmann war das Aufeinandertreffen verbunden mit einer Überraschung. Am 15. November 1956 hielt Weber im «Zunfthaus zur Meise» einen Vortrag zur «Dichtung der Gegenwart». Der Vortrag war Teil des Zyklus «Das Buch in unserer Zeit», der von den Vereinen der Zürcher Buchhändler und Buchhandelsangestellten organisiert worden war. Im Diggelmann-Nachlass ist zu dieser Veranstaltung eine Notiz zu finden: «Um 20.00 Uhr machte mich Tiger auf diesen Vortrag aufmerksam. Ich wechselte sofort die Hosen und fuhr in die Stadt. Der Andrang war gewaltig und – Werner Weber sprach auch über mich. Er hat also das Verdienst, als angesehener Kritiker zum ersten Mal meinen Namen und mein Schaffen in einem Vortrag zu ‹würdigen›.»[524]

Diese Premiere markierte sinnigerweise zugleich den Abschluss der ersten intensiven Phase des Kontakts zwischen Diggelmann und Weber. Abgesehen von sporadischen Lebenszeichen, einem Brief Diggelmanns an Weber nach seiner vorübergehenden Trennung von Nelly und mehreren kurzen Notizen hauptsächlich zu organisatorischen Fragen, hatten Diggelmann und Weber danach, zumindest schriftlich, kaum mehr Kontakt.[525] Der Briefwechsel bricht am 2. Dezember 1960 mit folgendem irritierendem Wortlaut ab: «Dass Sie mir allerdings das Telefon aufhängen, bloss weil ich mir erlaubte, mich nach dem Radioschicksal meines eigenen Buches zu erkundigen, hätte ich von Ihnen nicht erwartet. Aber es kann wohl niemand aus der Haut. Immerhin darf ich Ihnen in Erinnerung rufen, dass das, was Sie mir seinerzeit angetan haben, wohl tausendmal schlimmer war als die verbale Drohung, die ich in meiner Erregtheit ausgestossen habe. Nach dem neuerlichen Affront könnte ich mich wahrhaftig fragen, ob es für Sie nicht besser gewesen wäre, wenn ich meine Drohung wirklich wahr gemacht hätte.»[526] Welche Drohung Diggelmann hier ansprach oder aus welchem Grund es davor zu Unstimmigkeiten gekommen war, ist nicht mehr zu rekonstruieren.

Nach diesem letzten Brief begegneten sich Diggelmann und Weber wieder auf dem öffentlichen Parkett. Unter dem Titel «Literarischer Mordversuch in Zü-

523 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 8. 4. 1956.
524 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: D-1-b/01.
525 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 17. 2. 1957. / Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 17. 2. 1954.
526 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 2. 12. 1960.

zurück

rich»[527] befasste sich Diggelmann in der «Zürcher Woche» mit dem Schriftsteller Hermann Hiltbrunner und dessen schriftstellerischer Akzeptanz im Raum Zürich. Es ging ums Totschweigen dieses Autors. Hiltbrunner sei, so Diggelmann, damals in Zürich gründlich missverstanden worden und Opfer eines starken Misstrauens geworden, aufgrund dessen er letztlich in die Einsamkeit gestossen wurde. «Seit ich mir vorgenommen habe, dem Schicksal von Hermann Hiltbrunners Tagebuch ‹Alles Gelingen ist Gnade› nachzuspüren, weil ich den Verdacht nicht los werde, seit dessen Erscheinen sei der Autor verschollen, vielleicht entführt worden, vielleicht aber ins Exil gegangen, freiwillig oder genötigt, genötigt durch wen?, werde ich das Unbehagen nicht los, das Zürcher Kulturleben als einen Robinson-Spielplatz der Erwachsenen betrachten zu müssen.»[528] Diggelmann zeichnete in der Folge ausführlich die Geschichte und Entstehungsgeschichte der Tagebücher von Hermann Hiltbrunner nach und glaubte zu erkennen, dass der Autor seit der Veröffentlichung seiner Tagebücher im Jahr 1958 bewusst ausgebremst worden war. Diggelmann wollte, so scheint es, aufzeigen, dass hinter der Zürcher Literaturszene grössere Mächte standen – Stichwort Literaturkritiker –, die die Fäden in der Hand führten. Diggelmann betonte, dass er jedem, der seinen Verdacht unter den Tisch wischen wolle, entgegenhalten müsse, dass es merkwürdig anmute, dass Hiltbrunner seit 1958 weder in den Spalten der NZZ noch im Programm von Radio Zürich zu Wort gekommen sei mit Ausnahme eines unerheblichen Beitrages in einer Reihe «Die lieben Lehrer».[529] «Auf dem Robinsonspielplatz unserer Kultur verbraucht zuweilen einer die ganze Ration Gnade, damit er überhaupt begreifen lernt, dass auf ihn geschossen wird, wenn auch mit blinder Munition […]. Es wurde auf unserem Robinsonspielplatz in den letzten Jahren schon öfters ernst gemacht: Redaktionskollegen, verdiente Konzertpianisten, langjährige Radiomitarbeiter wurden ohne plausiblen Grund entlassen.»[530]

Werner Weber, in Diggelmanns Artikel durch die Blume angesprochen als eine der Personen, die diese Lenkungsfunktion und Macht im Literaturapparat innehatten und mit dem Totschweigen eines Buches viel zu dessen Bewertung in der Öffentlichkeit beitragen konnten, reagierte auf diesen Angriff Diggelmanns prompt in der NZZ vom 17. Dezember 1960.[531] Er rollte das Schicksal der Hiltbrunner-Tagebücher ebenfalls auf und kam zum Ende des Artikels auf das «Nichtmehr-zu-Wort-kommen» Hiltbrunners, wie es Diggelmann genannt hatte, zu sprechen. In der Zeit zwischen dem 6. Februar 1959 und dem 10. Juni 1960 seien in der NZZ nicht weniger als acht Artikel über oder von Hermann Hiltbrunner

527 Zürcher Woche: 16. 12. 1960.
528 Ebd.
529 Ebd.
530 Ebd.
531 Es ist erstaunlich, dass Weber innerhalb eines Tages reagieren konnte. Ein Umstand, der auf die ausgeprägte Diskussionskultur in der Zürcher Zeitungslandschaft jener Tage verweist. Auf einen umstrittenen Artikel in der einen Zeitung wurde in den 1960er- und 1970er-Jahren in der Regel sofort mit einem Gegenartikel in der anderen reagiert. Das gehörte zur intellektuellen Debattenkultur jener Zeit. Amslinger, Tobias 2019: Eine Debatte in ihrer Zeit, S. 16.

zurück

erschienen. Unter Berücksichtigung dieser Tatsache, so Weber, wackle der von Diggelmann festgestellte «literarische Mordversuch» gewaltig.[532] Deshalb: «Bitte, bitte, seid gerecht.»[533] Und Weber liess direkt neben seinem Artikel den betroffenen Autor Hiltbrunner selbst zu Wort kommen. Dieser meinte zur ganzen Affäre: «Die Überschrift des Artikels [Literarischer Mordversuch in Zürich] ist selbstverständlich eine Übertreibung, aber es war richtig, als Tatort nur Zürich zu nennen. […] Weniger eine Übertreibung als vielmehr eine private Ansicht liegt vor, wo der Autor von meiner Einsamkeit spricht. Er kann nicht wissen, dass ich auch jetzt nicht einsamer bin, als ich es wünsche, und dass ich schon als Schuljunge Einsamkeit geliebt habe. […] Jede Information wird ihre Lücken haben. Nicht einmal der Betroffene kann alles wissen. Nur noch ein Irrtum D.s bedarf der Korrektur: er, der Abonnent der NZZ, glaubt bemerkt zu haben, dass ich seit zwei Jahren in deren Feuilleton nicht mehr vertreten sei. Die Wahrheit ist, dass ich in den beiden verflossenen Jahren fast keine Feuilletons mehr geschrieben habe. Die acht Aufsätze aber, die ich der Redaktion der NZZ 1959 und 1960 zur Verfügung stellte, sind jedesmal prompt erschienen.»[534]

Nach dieser kurzen «Affäre» brach der Kontakt zwischen Wb. und WMD auf Briefebene erneut ab. Es war Weber, der im März 1966 wieder die Initiative ergriff. «Ich habe in alten Bänden der Zürcher Zeitung geblättert und dabei Ihre frühen Skizzen, Geschichten, Beobachtungen wiedergefunden und wiedergelesen. Darf ich Sie fragen: Hätten Sie etwas Erzählendes (oder vielleicht gar Gedichte?), von dem Sie glauben, dass Sie es mir für den Druck in einer Literaturbeilage geben könnten?»[535] Diese Anfrage Webers erfolgte im Anschluss an die Debatten um «Die Hinterlassenschaft». Obschon umstritten, hatte das Buch Diggelmann zu beachtlichem Ruhm verholfen. Seine Antwort an Weber: «Ja, lieber Meister Wb., Stürme haben die Lyrikblätter zu Tal gefegt, vielleicht nur hinunter zur Scheidegg, vielleicht aber liegen sie unterm Schnee in Wengen oder Grindelwald. Und Erzähltes? Ich lüge nicht einmal mehr, wenn ich muss: Ich habe nichts, wirklich nichts, das ich zurzeit publizieren könnte. Bin eben daran, Haken in die Wand zu schlagen. Eine neue Geschichte will entstehen, und bis ich einige Seillängen vorangekommen, will ich Ihnen die ‹Wörter›, zu Sätzen zusammengefabelt, gern überlassen.»[536] Weber schien zu jenem Zeitpunkt, als Diggelmann sonst fast überall als Nonkonformist verschrien war, grosses Interesse an einem Beitrag des Autors zu haben und schlug einen versöhnlichen Ton an: «Darf ich Ihnen sagen, dass ich oft an Sie und Ihre Arbeit denke und dass ich Freude hätte, wenn Sie mir bei Gelegenheit etwas anvertrauen wollten.»[537] In den Folgemonaten arbeitete Diggelmann an seinem Roman «Freispruch für Isidor Ruge» und wollte Weber im Juni 1966

532 Neue Zürcher Zeitung: 17. 12. 1960.
533 Ebd.
534 Ebd.
535 Weber, Werner an Diggelmann, Walter Matthias: 3. 3. 1966.
536 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 11. 3. 1966.
537 Weber, Werner an Diggelmann, Walter Matthias: 1. 6. 1966.

daraus etwas zur Verfügung stellen: «Wünschen Sie etwas, das in der Länge Ihren Sonntagsausgaben entspricht, oder darf es ein schönes Kapitel für ‹unter dem Strich› sein?»[538] Mitte August 1966 schickte Diggelmann Weber mehrere Textteile zum Vorabdruck in der NZZ.[539] Ob sie erschienen sind, konnte nicht geklärt werden. Zu finden war in der NZZ-Ausgabe vom 13. Mai 1967 aber eine Besprechung von Diggelmanns neuem Roman «Freispruch für Isidor Ruge» von Werner Weber. Er fand grösstenteils lobende Worte (nicht nur) für Diggelmann und erkannte als Hauptthema des Romans die Überwindung eines Ressentiments. «Er gibt Geschichten, die ganz zu Schritten, zu Vorschritten werden für ein Ich, welches sich selber sucht. Er gibt Geschichten, die im Zufälligen bleiben; aber sie sind so gut erzählt, dass sie nicht störend, sondern als Dreingaben schönster Laune im Ganzen liegen. […] Walter Matthias Diggelmann weiss jetzt, wie man's macht (montiert, einschiebt, zurückgreift und vorwegnimmt). Aber streckenweise sieht man das Rezept zu deutlich; und bisweilen ist's nur Rezept.»[540] Weber vermisste vor allem erzählerische Konsequenz. «So tritt aus der Romangestalt Isidor Ruge immer wieder der Romanschreiber Walter Matthias Diggelmann hervor – und er tut so, als ob er erzähle; dabei rapportiert er nur. Dass Roman und Rapport ineinander übergehen, dass Fiktion und Authentizität sich suchen und sich gegenseitig verdächtigen, um den Weg freizuräumen für eine möglichst wahre Auskunft: das gehört zum zeitgenössischen Beschreiben von Sachen und Verhältnissen. Aber dieses schwierige Spiel gelingt Walter Matthias Diggelmann nicht ganz. Und zwar, weil er den Rapport nicht als ungebrochenes stilistisches Element einsetzt, ihn vielmehr durch banales, künstliches Poetisieren um seine Kraft bringt. Vollkommen aber gelingt ihm das Wort zwischen Fiktion und Authentizität auf langer Strecke dort, wo er die Kindheit, die Jugend des Isidor Ruge erzählt. Da sind Verletzungen, Wünsche, Hoffnungen in Sätzen materialisiert, denen man die künstlerische Besinnung und Berechnung des Schreibers nicht mehr ansieht; sie sind auf selbstverständliche Weise genau. ‹Freispruch für Isidor Ruge› ist kein durch und durch guter Roman. Aber es hat darin durch und durch gelungene Abschnitte; bisweilen Witz, auch Humor, wie ihn gegenwärtig nicht viele ebenso herausbringen. An solchen Stellen spricht Diggelmann so frei, darf man sagen: so befreit wie nie vorher. Nochmals: die Geschichte Isidor Ruges ist die Geschichte des Manns, der sein Ressentiment loswerden möchte. Aber es ist nicht nur eine Abrechnung mit ‹der Welt›; es ist die Abrechnung eines Ichs mit sich selbst. […] Geschichten – die hat Walter Matthias Diggelmann. Hat er seine Sprache? Jetzt entschiedener denn je.»[541]

Diggelmann antwortete in einem Brief an Weber: «Ihre Formulierung ‹Überwindung eines Ressentiments› hat mir mein eigenes Buch in einem völlig neuen Licht nähergebracht. Das heisst für mich: Verlass dich ruhig auf dein Erzählen! Und ist es denn nicht so: Verlass ich mich darauf, laufe ich auch nicht Gefahr, jene

538 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 4. 6. 1966.
539 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 18. 8. 1966.
540 Neue Zürcher Zeitung: 13. 5. 1967.
541 Ebd.

zurück

Fehler zu begehen, die Sie anmerken. Immerhin, und das meine ich ganz ernst, solange es an meinen Arbeiten noch etwas auszusetzen gibt, bin ich noch da, lebe ich noch, schreite und arbeite ich noch vorwärts.»[542] Darauf wiederum Weber: «Ihr Brief macht mir Freude. Ich sehe daraus, dass Sie mich richtig verstanden haben: dass Sie spürten, wie sehr es mich packte, Sie (wenn ich das so sagen darf) am Einstieg in eine neue Phase Ihrer Arbeit zu sehen. Ich werde Sie aufmerksam teilnehmend begleiten.»[543]

In seiner neuerlichen Antwort an Weber ging Diggelmann etwas genauer auf dessen Schreiben ein, nahm nochmals Bezug auf das «Überwinden eines Ressentiments» und positionierte sich selbst im Verhältnis zum Leser: «Damals in der ‹Kronenhalle› fragten Sie, ob ‹meine› Leser mich entlassen würden aus der einen Rolle. Eine Rolle? Und wenn es eine war, der Nonkonformist, der Linke, der Kommunist … Ich bleibe mein eigener Intendant, mein eigener Regisseur, ich spiele, vorausgesetzt, man kann es nicht mehr anders sagen heutzutage, ich spiele das Leben. […] Meine Leser? Ja habe ich denn bisher etwas anderes getan, als Geschichten vom Veränderlichen erzählt? Höchstens diese nicht gut genug erzählt. Das freilich ist ein Einwand. […] Doch eigentlich will ich nur eines nachtragen: Ich allein weiss, wieviele Verzweiflungen ich durchgestanden habe und vielleicht noch durchstehen muss, und darum kann der Leser mir im Letzten nichts diktieren, so wenig ich wollen kann, was mir meine Kräfte und mein Talent nicht erlauben. ‹Ruge ist nicht umzubringen›. Ich glaube, Sie haben dieses Buch fürchterlich gut verstanden. Und darum wissen Sie auch, was es bedeutet, wenn ich sage, ich sei heiter geworden.»[544]

Mit dieser kurzen, aber intensiven Episode schien sich das Verhältnis wieder entspannt zu haben. Ein gutes Jahr später, am 14. August 1968, bat Weber Diggelmann jedenfalls um eine Stellungnahme zur Buchmesse in Frankfurt. Er wollte sie zusammen mit anderen Haltungen in ein Sonderblatt für die NZZ einbauen.[545] Vermutlich ohne es zu ahnen, erreichte Weber Diggelmann zu einem Zeitpunkt, da dessen Leben eben einen radikalen Einschnitt erlitten hatte. Seine Frau Nelly hatte sich von ihm getrennt und Diggelmann war ins «Pariser Exil» geflüchtet, in die Wohnung seiner Freunde Gottfried und Warja Honegger. Diggelmann fasste sich Weber gegenüber kurz: «Ich bin seit Montag in Paris, weil meine Frau mich und meine beiden Kinder vor drei Wochen mit einem anderen Mann verlassen hat. Die einzige mögliche Lösung, da ich nicht weiss, ob es sich bei meiner Frau um eine Art Panik handelt (allem ging nicht einmal ein Hauch einer Ehekrise voraus) war die, dass ich die Wohnung räumte zugunsten der Kinder und meiner Frau. Ich werde hier den neuen Roman schreiben und, um das tägliche Brot für die Familie zu verdienen, so etwas wie ein Tagebüchlein für die NEUE PRESSE schreiben.»[546]

542 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 21. 5. 1967.
543 Weber, Werner an Diggelmann, Walter Matthias: 23. 5. 1967.
544 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 25. 5. 1967.
545 Weber, Werner an Diggelmann, Walter Matthias: 14. 8. 1968.
546 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 27. 8. 1968.

Zwischenzeitlich war die Scheidung durch Diggelmanns Anwalt eingeleitet worden und Diggelmann schrieb am neuen Roman. «Und achmeingott, wieder wird es so sein, dass ich all die Dialoge, die ich mit meiner Frau nicht führen kann, eben schreibe»,[547] schrieb er an Weber und wandte sich schliesslich mit einer Bitte an den Literaturkritiker: «Lieber Meister Wb., Sie kennen ja meine Lebensgeschichte, Sie wissen auch von meinem Unfall, und nun auch noch das … Darf ich eine unverschämte Frage stellen: Ist es wirklich ausgeschlossen, (bin ich ein so mieser Schreiber?) dass die Pro Helvetia auch mir endlich einmal eine Unterstützung gewährt? Können Sie in der Hinsicht nichts machen für mich? Und: Ich bin nicht unglücklich, sondern oft nur sehr, sehr traurig. Ist es nicht doch gut, fähig zu sein, trauern zu können […]. Ich vergesse nicht, dass Sie als erster meine Prosa veröffentlicht haben!»[548] Weber blieb eine Antwort nicht schuldig: «Was die Pro Helvetia angeht, so muss ich sagen, dass ich selber nicht in diesem Gremium bin; aber ich kenne Mitglieder des Stiftungsrats; da will ich mich einsetzen. Vielleicht kann ich auch noch eine andere Quelle finden, von der sich etwas zu Ihnen hin abzweigen liesse. Ich will es versuchen. Es ist schön für mich zu hören, dass Sie wieder tief in der Arbeit stecken. Es ist manchmal das einzige, das einem über eine nicht ganz liebliche Strecke hinweghilft.»[549]

Die «nicht ganz liebliche Strecke» wurde für Diggelmann zur Qual. «Ich nähere mich dem Tiefpunkt meiner Krise, die Scheidung, der Abschied von 15 Jahren wird Realität, die Vertragsentwürfe für die Konventionsscheidung sind eingetroffen, meine Unterschrift genügt und ich stehe wieder da in dieser Welt, mit nichts als mit mir, allein, im Exil … Abgesehen davon, dass ich nie scheiden würde, es nie für möglich gehalten hätte, dass ein Partner nach fünfzehn Jahren plötzlich glaubt, mit einem anderen gehe es besser, abgesehen von alledem, was wir Gefühle nennen, wirkt die Realität einer Scheidung dadurch umso brutaler, als sich nun der Staat einmischt und beispielsweise sagt: Sie können Ihre Kinder höchstens zwei Mal im Monat sehen. Sie wissen, wie sehr ich unter meiner Vaterlosigkeit gelitten habe, darunter, dass man mich von Geburt an nie hat sesshaft werden lassen und mit welcher Intensität ich versucht habe, Wurzeln zu schlagen, seelisch, geistig, auch im Materiellen. Und jetzt bin ich wieder der Vertriebene, der im Exil lebende, bar jeder äusseren Institution, ohne die man (vielleicht?) nicht ruhig leben kann. Alles ist in Frage gestellt, alles fragwürdig geworden. Wozu Bücher schreiben, wozu sich irrsinnig engagieren in gesellschaftlichen, politischen Fragen? Ich weiss es nicht. Ich schreibe jetzt, merkwürdigerweise, umso intensiver. Aber nicht, weil ich meine, die Menschheit warte auf ein neues Buch von mir, sondern weil ich ein Mensch bin, der sich Fragen stellt und sie sich selbst beantworten will. Ich hasse Paris, weil ich – lachen Sie – nie etwas anderes als Schweizer, ja Zürcher sein wollte … Ach diese Widersprüche!»[550]

547 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 15. 9. 1968.
548 Ebd.
549 Weber, Werner an Diggelmann, Walter Matthias: 20. 9. 1968.
550 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 22. 9. 1968.

zurück

Ein Zeitzeugnis, welches veranschaulicht, was für intime und private Gespräche ein Mann der NZZ und ein sogenannter linker Autor in den 1960er- und 1970er-Jahren führen konnten und zugleich vor Augen führt, dass er sich seiner Widersprüchlichkeit durchaus bewusst war. Diggelmann muss, was die Beurteilung seiner Person anging, ein gezeichneter, aber gerade darum auch ein feinfühliger Mensch gewesen sein.

Eine Reaktion Webers auf die Gedanken Diggelmanns ist im WMD-Nachlass nicht erhalten und so endete diese zweite intensive Phase des Briefwechsels mit Diggelmanns Ankündigung, am 17. Oktober 1968 zurück in die Schweiz zu reisen und vorläufig in Schernelz oberhalb Biel bei Mario Cortesi unterzukommen. «Es ist ein sehr merkwürdiges Gefühl, in die Schweiz zurückzukehren, um das Leben gleichsam von vorne zu beginnen, an einem Nullpunkt. Nur eines ist gewiss, ich werde an der Grenze nicht sagen: ‹Ich bin nicht Diggelmann.›»[551]

Abgesehen von sporadischen Bekenntnissen zwischendurch erreichte der Briefwechsel mit Werner Weber bis kurz vor Diggelmanns Tod nie mehr die Intensität des Sommers 1968. Nur ab und an meldete sich Diggelmann. Einmal berichtete er von einer «vier Monate dauernden Weltreise (Herrliberg – Paris – Biel – Schernelz – Basel – Lausanne – Langnau – Pratteln – Biel – Zürich …)»,[552] die schliesslich im Tessin im Mendrisiotto endete, wo er am 13. Juni 1969 Eliane Schopf heiratete.[553] Oder er dankte für eine Gabe (wahrscheinlich 10 000 Franken) der Steo-Stiftung, in der Weber sass und sicherlich die Fäden gesponnen hatte.[554] Weber seinerseits liess in einem Brief vom 14. Dezember 1972 eine Veranstaltung im Zürcher Stadthaus Revue passieren, bei der Diggelmann ausgezeichnet worden war und in seiner Rede auch von seinem Förderer Weber gesprochen hatte. «[…] ich glaube, es sind wirklich bald Jahrzehnte, seit wir Briefe wechseln. Heute kann ich es ganz kurz machen: Ich möchte Ihnen danken, für das, was Sie am letzten Mittwoch im Stadthaus gesagt haben. Das hat mich bewegt. Ich werde es nicht vergessen.»[555] Diggelmann erwiderte den Dank Webers umgehend: «Sie waren einer meiner bedeutendsten Väter auf meinem langen Weg zum Frieden. Ich danke dafür, dass Sie meine frühen Geschichten publiziert haben.»[556]

Wie wichtig Weber für Diggelmann gewesen sein muss, zeigt eine letzte Begegnung der beiden Ende der 1970er-Jahre, unmittelbar vor Diggelmanns Tod. Im November 1978 war bei Diggelmann die Diagnose Krebs gestellt worden. Er war am 23. November 1978 notfallmässig in die Universitätsklinik eingeliefert worden, am 7. Dezember zuerst an der Lunge und am 21. Dezember von Gazi M. Yasargil am Gehirn operiert worden.[557]

551 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 15. 10. 1968.
552 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 6. 1. 1969.
553 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 23. 6. 1969.
554 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 30. 5. 1970 und 16. 7. 1970.
555 Weber, Werner an Diggelmann, Walter Matthias: 14. 12. 1972.
556 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 15. 12. 1972.
557 Obermüller, Klara 2016: Spurensuche, S. 175.

Mit Diggelmanns Krebserkrankung begann die dritte und letzte intensive Phase des Briefwechsels Diggelmann – Weber. Genau genommen begann sie mit einem Spitalbesuch Webers. Nachzulesen ist das in Diggelmanns Buch «Schatten. Tagebuch einer Krankheit», eine zu Papier gebrachte und im Benziger-Verlag veröffentlichte Fassung der Diktafonaufnahmen, die Diggelmann in der Zeit seines Spitalaufenthalts gemacht hatte.[558]

Unter dem 21. Dezember 1978 folgender Eintrag: «Heute Nachmittag hat mich Wb. besucht, endlich, muss ich beinahe sagen. Ich habe wirklich auf ihn gewartet. Mit ihm kam ein Geist in dieses Zimmer, dem ich mich, und das bitte ich jetzt sehr ernst zu nehmen, dem ich mich schon immer verpflichtet gefühlt habe. Ich kann es nicht so einfach in Worte fassen. Ich könnte sagen, es sei der Geist von Gottfried Keller, der spezifisch zürcherische Geist von Gottfried Keller, es sei denn, ich habe Gottfried Keller zeit meines Lebens falsch verstanden. Da ist auch etwas vom spezifisch Zürcherischen meiner Mutter: das Zürcher Oberland, Altorf – Uster, der Bachtel. Ja, das sind schon Bezugspunkte. Das eminent Zürcherische, das Wb. in dieses Zimmer getragen hat. Ich fühle mich ihm zutiefst verbunden. Ich brauche ihm gegenüber nicht viele Worte zu machen, nicht lange zu fackeln. Er übrigens auch nicht.»[559]

Das Tagebuch Diggelmanns umfasst eine knapp sechswöchige Zeitspanne – der letzte Eintrag datiert vom 9. Januar 1979 – und Werner Weber hat an jenem 21. Dezember anscheinend auch Teile des Typoskripts dieses gesprochenen Tagebuchs in die Hand gedrückt bekommen, denn am 12. Januar schrieb Diggelmann (nicht mehr ganz fehlerfrei und mit von der Krankheit gezeichneter Schrift) einen Brief an Weber: «Lieber Meister Wb. Meine Frau hat mir mitgeteilt, meine ‹Spitalwörter› hätten Sie mit grosser Anteilnahme gelesen und Sie möchten gerne mehr davon lesen. Heute schicke ich Ihnen ein neues Bündel dieser Blätter. Ich habe meine spontanen Tonbandaufzeichnungen laufend transkribieren lassen. Nichts daran geändert und verschönert, und ich wünsche von Herzen, dass dies etwas ist, was man als ‹Mensch gewordene Literatur oder Literatur gewordener Mensch› betrachtet. Ich musste neu anfangen oder aufhören. Ich habe neu angefangen. Vielleicht lebe ich nur darum noch – doch anders, intensiver, auch schwerer … Vielleicht finde ich auch wieder Leser.»[560] Weber antwortete sofort: «Ich danke Ihnen. Sie haben mich zugelassen in eine Gegend, in eine innere Gegend, in der es nichts

558 Diggelmann, Walter Matthias 1979: Schatten. Nicht nur Diggelmann, auch Klara Obermüller hat ihre Erlebnisse während Diggelmanns Spitalaufenthalt aufgeschrieben. Sie wurden unter dem Titel «Der lange Weg» erstmals 1979 in der «Annabelle» veröffentlicht und 2008 wiederabgedruckt. In berührender und authentischer Art ergänzen sie das Bild, welches «Schatten. Tagebuch einer Krankheit» von diesen Wochen zeichnet, und machen deutlich, dass es nicht nur für den Kranken, sondern auch für die Lebensgefährtin eine ins Innerste gehende und das Leben verändernde Erfahrung war. Obermüller war wie Diggelmann zum ersten Mal mit der Krankheit Krebs konfrontiert worden. Siehe dazu Obermüller, Klara 1979: Der lange Weg, S. 19–36.

559 Diggelmann, Walter Matthias 1979: Schatten, S. 85.

560 Feitknecht, Thomas (Hg.) 2009: Werner Weber, S. 297. / Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 12. 1. 1979.

zurück

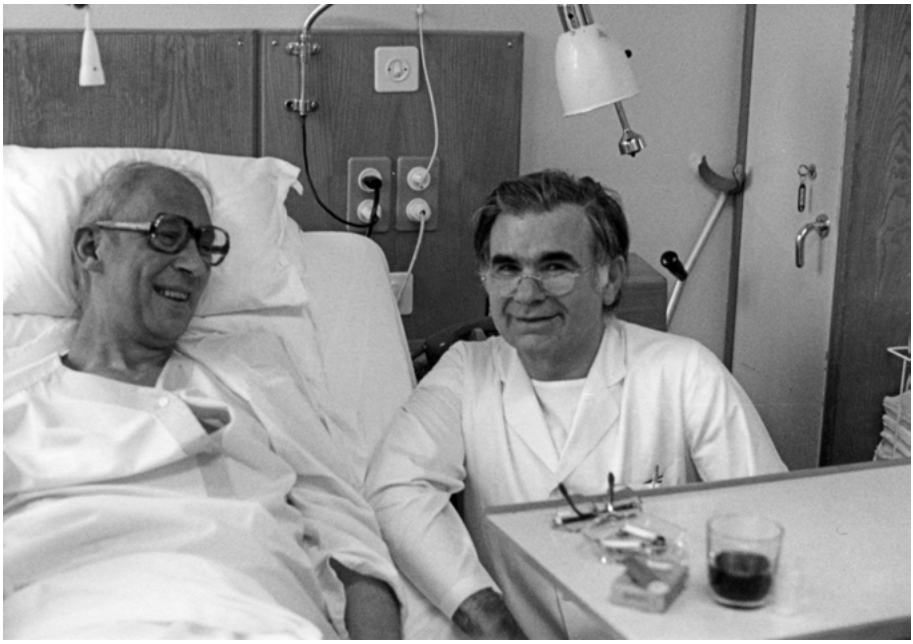


Abb. 34: Der an Krebs erkrankte Walter Matthias Diggelmann und der Arzt Gazi M. Yasargil im Universitätsspital Zürich, 1979.

Beiläufiges, rein nichts Verstelltes geben kann. Wie leicht schwätzt man daher von ‹Wahrheit, nichts als Wahrheit› – und dann weicht man aus, weil man's nicht aushält. Und jetzt Sie, in diesen Blättern: Sie halten es aus. ‹Es?› Das ist die Geschichte, die wir selber sind und der man so gern ausweicht. Sie weichen Ihrer Geschichte nicht aus; mehr: sie fassen diese Geschichte. Und da wird das Urteil dessen, der da mit-lesen, und das heisst mit-leben darf, einfach nichtig, lächerlich. Ich kann nur ein Wort redlich verantworten: Dank! Sie können vielleicht ahnen, was mir Ihre Energie zur Geschichte, zur völligen Gegenwärtigkeit bedeutet. Für mich bedeutet; denn ich habe auch einiges im Gepäck, das mich bedrückt. Merken Sie jetzt, was es bedeutet, einen so unterwegs zu sehn, wie Sie es sind? Dank, mein Lieber.»[561] Knapp drei Wochen später wieder Diggelmann: «Ich habe jetzt nichts anderes im Sinn, als Ihnen auch diese Blätter sofort zur Post zu bringen, roh, unlektoriert wie den ersten Teil. K. O. wird sich nun abmühen, wirklich Unverständliches zu eliminieren. Lektorieren im herkömmlichen Sinn darf man nicht. Was jetzt auf dem Papier steht, ist Wort für Wort, Pause für Pause, Stotter für Stotter das, was ich in jenen Tagen in meinen Ängsten und Träumen, tags und nachts, in der Dunkelheit oder beim Licht, das die schlafende Stadt mir ins Zimmerchen schickte, geredet

561 Weber, Werner an Diggelmann, Walter Matthias: 13. 1. 1979.

habe. Das alles soll nun im Herbst als Buch bei Benziger erscheinen. Wie wunderbar wär's, wenn Sie ein Begleitwort dem Buch gäben. Für Ihren Brief find ich kein stärkeres Wort als: Danke Wb.! Sie begegnen sich in meinen Aufzeichnungen. Die Notierung ist authentisch und ohne böse Absicht gemacht. Und erst nachdem ich Ihren Brief gelesen hatte, wurde mir bewusst, dass ich Gedenkworte für Ihren Sohn ins Mikrophon gesprochen hatte. Ich wusste nie etwas Eindeutiges.»[562] Werner Webers Sohn war 1965 an Krebs erkrankt und im selben Spital gepflegt worden wie Diggelmann vierzehn Jahre später.[563]

Werner Weber ist dem Wunsch Diggelmanns nachgekommen und hat das Begleitwort zu «Schatten. Tagebuch einer Krankheit» geschrieben. «Da entschliesst sich einer, gewissenhaft nichts anderes zu bedenken als das, was ihn allein auf einer bestimmten Strecke seines Weges betrifft. Das Eigenste – Krankheit und Tod – fordert ihn an. Er stellt sich; nicht meditativ ergeben, sondern energisch reagierend. Und gerade daraus ist das menschliche Gewicht dieses Tagebuchs zu begründen: für den totalen Ernst der Todeszone sind Konventionen, sind Umgangsformen zu gering. Aber welche Form des Redens und was für ein Schweigen könnten dem Anspruch genügen? Solches Fragen nach dem jetzt gemässen Reden und Schweigen bewegt den Bericht. Der Dichter Walter Matthias Diggelmann, der Schreiber: er überprüft seine Geschichten; er erwägt neue Geschichten; er lebt in seinen alten und neuen Geschichten. Er umstellt sich mit Geschichten: gegen den Tod. Er ahnt die eine Geschichte, in der das unteilbar-eigene Leben völlig bei sich wäre, jenseits der Angst, so, dass der Tod das Leben nicht nähme, sondern es vom beruhigten Menschen geschenkt bekäme. ‹Ich bin glücklich›, steht da zuletzt. Ein überprüftes Glück. Das Tagebuch sagt, was das heisst. Indem einer, gewissenhaft, nichts anderes tat als das: bedenken, was ihn allein betrifft – ebenso hat er bedacht, was jeden betrifft.»[564]

Webers Begleitwort, es klingt wie das Résumé zu einem Menschen und seinen innersten Angelegenheiten, ein Résumé, wie es nur ein ganz eng Vertrauter verfassen konnte. So weit war es also gekommen zwischen dem NZZ-Literaturkritiker und Diggelmann; an die Stelle eines beruflichen Verhältnisses war endgültig ein menschliches getreten, ein menschliches Verhältnis, für das Kategorien wie «links» und «rechts» oder «freisinnig» und «progressiv» irrelevant wurden oder zumindest in den Hintergrund traten. Und so war es vielleicht eben alles andere als ein Zufall, dass sich Diggelmann die Abdankungsrede nach seinem Tod von niemand anderem als von Werner Weber wünschte. Weber war einer der wenigen gewesen, die Diggelmann im Laufe seines Lebens Anerkennung gezollt hatten, Anerkennung für das, was Diggelmann geschaffen und geschrieben hatte.

562 Diggelmann, Walter Matthias an Weber, Werner: 4. 2. 1979.
563 Feitknecht, Thomas (Hg.) 2009: Werner Weber, S. 298 f.
564 Weber, Werner 1979: Begleitwort.

zurück

3.5 Der multimediale Intellektuelle

> «Ich weiss nicht, ob es ein gutes Fernsehspiel ist. Ich kann dazu nur sagen: Ich habe gegeben, was ich geben kann. Und ich muss gestehen, dass ich jetzt gleichsam vom Fernsehen ‹angefressen› bin. Bereits schreibe ich an einem neuen Stück für die Zürcher Dramaturgie.»[1]

Für Medienhistoriker Werner Faulstich steht fest: Die Schweizer Pressesituation der 1960er- und 1970er-Jahre war geprägt von ökonomischer und publizistischer Konzentration, von Versuchen politischer Einflussnahme und von der Konkurrenz aller übrigen Medien zum Fernsehen.[2] 1953 gilt für die Schweiz als «Geburtsjahr des Fernsehens».[3] Allerdings irrt, wer meint, die neue Errungenschaft sei mit grosser Euphorie aufgenommen worden. Die Entwicklung verlief zu Beginn harzig und schleppend und erst ab den 1960er-Jahren errang das Fernsehen immer schneller immer mehr Aufmerksamkeit. Erst danach wurde es professionalisiert und setzte an zu seinem unaufhaltsamen Aufstieg zum Massen- und Leitmedium – eine Entwicklung, die wiederum das Fundament legte für eine neue Art von Öffentlichkeit.[4]

Das Fernsehzeitalter brach an in der Schweiz und das Fernsehen wurde zunehmend zum zentralen Medium. Waren Kameras in den 1950er-Jahren noch von politischen Ereignissen wie zum Beispiel Landsgemeinden ausgeschlossen gewesen, kam dem neuen Medium ab den 1960er-Jahren zunehmend eine Leaderfunktion zu. Begleiterscheinung oder Folge davon war, dass im traditionellen Zeitungsland Schweiz die Zahl der Titel zwischen 1945 und 1970 von rund 400 auf 300 sank – wenn auch bei einer Erhöhung der Auflage von einer Million auf 2,6 Millionen Exemplare. Und die Zeitungsverleger zahlten der SRG ab 1958 jährlich zwei Millionen Franken, damit Werbung nicht am Fernsehen gezeigt, sondern weiterhin in den Zeitungen platziert wurde. Für diesen Wandel der Öffentlichkeit wurde bereits in den 1960er-Jahren der Begriff der Schweizer Telekratie geprägt.[5] Der «Siegeszug des Fernsehens»[6] war direkt verbunden mit dem ab den 1960er-Jahren ebenfalls ablaufenden Strukturwandel des massenmedialen Systems hin in Richtung Kommerzialisierung, Skandalisierung und Boulevardisierung.[7] Und Diggelmann war, wie sich zeigen sollte, einer der allerersten multimedialen Intellektuellen der Schweiz.

1 TV-Radio Zeitung: 9. 4. 1972.
2 Faulstich, Werner 2006: Mediengeschichte, S. 7–14.
3 Bardet, René 2003: Ein Hintergründiges Buch zum Fünfzigsten, S. 7.
4 Ebd., S. 8.
5 Vallotton, François 2006: Anastasie ou cassandre?, S. 45, 77.
6 Blum, Roger 1992: Schweizer Medien, S. 95.
7 Bühler, Rahel 2008: Krawall!, S. 74.

Auf dem Weg zur Etablierung der «neuen Medien» galt es jedoch beachtliche Hürden zu nehmen – nicht nur technischer Art. Schon nur die Idee für ein Fernsehen stiess in den 1950er-Jahren auf teilweise starke Ablehnung. Bevor der Schweizerische Fernsehdienst am 23. November 1953, gegründet und vorangetrieben von einem kleinen Team von Pionieren, die ersten Fernsehbilder im «Versuchsbetrieb» liefern konnte,[8] hatten sich die Macher gegen erheblichen Widerstand zu wehren und standen zum Beispiel in der Auseinandersetzung mit dem «Aktionskomitee gegen das Fernsehen».[9] Als die TV-Macher der ersten Stunde – es waren rund drei Dutzend Personen – im Sommer 1953 in einer umgebauten Tennishalle des Hotels Bellerive in Zürich ab 20. Juli die allerersten Probesendungen aufnahmen und ausstrahlten, blies dem später als «Studio Bellerive» bekannten Drehort und seinen Machern bereits eine steife Brise an Misstrauen und Skepsis entgegen. Der Idee, mit drei Studiokameras und einem Filmabtaster an fünf Abenden pro Woche ein etwa anderthalbstündiges Programm anzubieten, konnten die Kritiker nichts abgewinnen. Sie sahen das Familienleben in Deutschschweizer Stuben in Gefahr und erkannten im Studio Bellerive eine Institution, die tatkräftige Menschen zu eigenbrötlerischen Höhlenwesen machen wollte.[10]

Die Ablehnung des Fernsehens kam aus vielen Ecken und hatte zum Teil unterschiedliche Hintergründe. Dass die einheimischen, noch recht jungen Radiosender dagegen waren, überrascht nicht. Die Anfänge der Radiostationen lagen zu jenem Zeitpunkt erst etwa dreissig Jahre zurück – das erste Radiohörspiel war 1926 über den Sender gegangen[11] – und die potenziellen künftigen Fernsehkunden hatten sich eben erst abgemüht, die Rundfunktechnologie kennenzulernen.[12] «Kein Radiofranken für das Fernsehen!» war daher ein Slogan, der in den Anfangsjahren des Fernsehens nicht nur gern und oft wiederholt wurde, sondern auch auf grosse Zustimmung stiess.[13]

Für seine Appelle nutzte Diggelmann alle zur Verfügung stehenden Kanäle, auch das damals noch junge Medium Fernsehen. War Walter Matthias Diggelmann einer der allerersten multimedialen Intellektuellen der Schweiz? «Massenmedien und Kultur aus der Sicht des Schriftstellers»[14] – zu diesem Thema hielt Diggelmann bei einem Symposium der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) einen Vortrag.[15] Für Diggelmann war es eine klare Angelegenheit: «Ich

8 Von «Versuchsbetrieb» war mindestens bis zum Sommer 1955 die Rede. Der definitive Betrieb begann 1958. Treichler, Hans Peter 2003: 50 Jahre Schweizer Fernsehen, S. 14. / Bardet, René 2003: Jahr-für-Jahr-Chronik, S. 425.

9 Treichler, Hans Peter 2003: 50 Jahre Schweizer Fernsehen, S. 11–13.

10 Ebd., S. 13. / Bardet, René 2003: Jahr-für-Jahr-Chronik, S. 424.

11 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 22.

12 Treichler, Hans Peter 2003: 50 Jahre Schweizer Fernsehen, S. 16.

13 Obermüller, Klara 2003: Kultur zwischen Bildung und Boulevard, S. 174. / Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 21.

14 Diggelmann, Walter Matthias 1978: Feststellungen, S. 46–49.

15 Die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft wurde 1931 als Schweizerische Rundspruchgesellschaft (SRG) gegründet und dominierte monopolähnlich zwischen 1958 und 1983

zurück

kann mich als Autor von Hörspielen und Fernsehspielen nicht mehr als Aussenstehenden betrachten, vielmehr bin ich Komplize dieser Medienschaffenden, mehr noch, ich bin ein Drahtzieher, ich bin gar eine graue Eminenz. Und wenn ich hier und heute aus der Sicht des Schriftstellers zu Fragen der Massenmedien und ihrer kultureller Aufgaben, bzw. ihrer kulturellen und – das wollen wir nicht ausklammern – sozialen und politischen Relevanz spreche, bin ich mir meiner Verantwortung, meiner Komplizenschaft durchaus bewusst.»[16]

Dieses «soziale Verhältnis der Schriftsteller zu den beiden Massenmedien»[17] war für Diggelmann von grosser Bedeutung. Er sei ein freier Schriftsteller, der Begriff Freiheit müsse aber sehr vorsichtig benutzt werden. So sei er zwar, um ein Beispiel zu nennen, völlig frei in der Einteilung seiner Arbeitszeit, diese Freiheit sei aber nur relativ, denn natürlich sei er gleichzeitig abhängig von seinen Partnern beim Radio oder Fernsehen. Er benutze das Wort «Planwirtschaft» nicht gern und doch sei es so, dass man weder beim Fernsehen noch beim Radio ohne Planung auskomme. Würden sie nicht planen und würden beide Seiten die entworfenen und gemeinsam gutgeheissenen Pläne nicht strikte einhalten, kämen die Massenmedien nur allzu oft in die unangenehme Lage, dem Hörer beziehungsweise dem Zuschauer mitteilen zu müssen, dass aus technischen Gründen das vorgesehene Programm nicht ausgestrahlt werden könne und man gezwungen sei, das Archiv zu plündern.[18]

«Ich bin also kein freier Schriftsteller, wenn ich Wert darauf lege, für die beiden Massenmedien kontinuierlich zu arbeiten. Ich muss die ausgehandelten Termine sehr genau einhalten, auf den Tag genau, oft sogar auf die Stunde genau, und es kommt nicht selten vor, dass ein Manuskript durch einen motorisierten Kurier beim Autor abgeholt wird.»[19] Er habe zwar durchaus die Möglichkeit, Romane, Erzählungen, Fernsehspiele und Hörspiele nach seinem Gusto und Gutdünken zu schreiben, aber nur, wenn er materiell nicht darauf angewiesen sei, mit seinen Produktionen den Lebensunterhalt zu sichern. Theoretisch könnte er asozial sein und nur Stücke produzieren, die kein Mensch lesen, hören oder sehen wolle. In der Praxis könne er sich dies persönlich aber nicht leisten.[20] «Der Mythos, ein sogenannt freischaffender Schriftsteller schreibe genau nur das, was ihm beliebt, muss ausgeräumt werden. Diesen Schriftsteller hat es nie gegeben. […] Ich kenne keinen Kollegen, der für die Schuhblade schreibt. […] Samuel Fischer, wohl der bedeutendste Verleger in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hatte ein gesundes, ein vernünftiges, ein tragbares Verhältnis zu seinen Autoren. Er bezeichnete seine Verlegertätigkeit, seine Beziehung zu den Autoren als ein ‹Geschäft auf Gegensei-

die Radio- und Fernsehszene in der Schweiz. Nach der Konzessionserteilung am 13. Oktober 1953 nahm die SRG den Fernsehbetrieb noch im gleichen Jahr versuchsweise und per 1. Januar 1958 definitiv auf. Siehe dazu Mäusli, Theo; Steigmeier, Andreas 2006: Radio und Fernsehen im gesellschaftlichen Wandel, S. 15 f.

16 Diggelmann, Walter Matthias 1978: Feststellungen, S. 47.

17 Ebd., S. 46.

18 Ebd.

19 Ebd., S. 47.

20 Ebd.

zurück

tigkeit›. Er forderte seine Autoren auf, ‹verkaufbare Bücher› zu schreiben.»[21] Das heisse eben auch, dass der Schriftsteller nicht einfach auf die Knie sinken und beten könne, dass der Massenmedienkelch doch bitte auch bei ihm vorbeigehe. Die Schriftstellerei sei keine Einbahnstrasse, er produziere ja nicht nur, sondern rezipiere auch und weder Schriftsteller noch Bürger und Publikum könnten sich den Massenmedien entziehen.[22]

«Nehmen wir das Beispiel ‹Telearena›. Diese Reihe ist nicht meine Erfindung, und ich glaube, jeder, der Anteil hat an dieser Produktion, kann nicht von sich behaupten, es sei seine Erfindung. Die ‹Telearena› ist auf dem ‹Mist› vieler gewachsen. Ich war von der ersten Stunde an dabei. Ich habe von meiner Position als Schriftsteller aus mitgedacht und schliesslich auch mitbestimmt. Wir, nicht einfach ich als Autor, wir sind von der Frage ausgegangen, was kann, was muss das Fernsehspiel dem Zuschauer geben, vermitteln? Ein Massenmedium wie das Fernsehen kann und darf es sich nicht leisten, in purer Eitelkeit und Arroganz die elementaren Bedürfnisse des Publikums zu ignorieren. […] Die Massenmedien müssen die Bedürfnisse, die Erwartungen, ja die unausgesprochenen geheimen Wünsche des Publikums erforschen und erkunden. […] Die Massenmedien brauchen mich und ich brauche die Massenmedien. Es handelt sich in jeder Hinsicht um ein Geschäft auf Gegenseitigkeit.»[23]

3.5.1 Neue Wege im Fernsehen: die «Telearena»

Walter Matthias Diggelmann scheint das Fernsehstudio Bellerive schon bald nach den ersten Probesendungen im Sommer 1953 besucht und mit Eduard Haas, dem damaligen Leiter des Schweizerischen Fernsehdienstes, über eine mögliche Aufgabe als Fernsehspielschreiber gesprochen zu haben. Vorerst aber kam Diggelmann zum Schluss, die Aufgabe nicht erfüllen zu können oder zu wollen. Sosehr er sich auch dafür interessiere, schrieb er an Haas, so unmöglich scheine es ihm, ohne intensive Vorstudien eine konkrete Beziehung zu dieser neuen Ausdrucksform zu finden. Und ohne diese Beziehung wiederum sei ein kreatives literarisches Schaffen nicht möglich.[24] Noch sah Diggelmann in der Art und Form des Fernsehens der Anfangszeit keinen Platz für einen Schriftsteller wie ihn. «Soviel ich bis heute über das ausgestrahlte Programm habe hören können und zum Teil selber gesehen habe, sehe ich plötzlich nicht mehr ein, wozu Sie Autoren brauchen. Wessen Wünschen es entspricht, belehrende und moralisierende ‹Volks-Sendungen› zu veranstalten, ist mir unbekannt. Meine Vorstellung vom Fernsehprogramm ging dahin, es würden künftig unterhaltende Programme ausgestrahlt, etwa in Form des Fernsehspieles, des Fernsehkabaretts, des Fernseh-Märchenspieles, in wiede-

21 Ebd., S. 48.
22 Ebd.
23 Ebd., S. 48 f.
24 Diggelmann, Walter Matthias an Haas, Eduard: 28. 8. 1953.

zurück

rum mehr dokumentarischen Sendungen, die jedoch im Studio mit all jenen Mitteln aufgebaut werden, die zur Verfügung stehen.»[25] Mit einer anscheinend komplett anderen Auffassung zu den Möglichkeiten des Fernsehens zog Diggelmann vorerst das Fazit, dass man zwar ein neues Medium gefunden habe, es aber nicht anzuwenden wisse.[26]

Der anfängliche Widerstand gegen das Fernsehen, der sich ein Stück weit also auch bei Diggelmann feststellen liess, war allerdings – in der Bevölkerung zumindest – innert weniger Jahre gebrochen. Während noch 1953 nur 920 Konzessionäre vor allem aus Zürich und Umgebung und mit einer Jahresgebühr von vierzig Franken zuerst den Probe- und dann den späteren Versuchsbetrieb sicherten – sie empfingen die Schwarz-Weiss-Bilder mit einem rund dreissigmal so teuren 40-Zentimeter-Röhrenbildschirm[27] –, konnte das Medium Fernsehen fünf Jahre später, 1958, den definitiven Betrieb aufnehmen. An Bord waren zu diesem Zeitpunkt bereits rund 30 000 Konzessionäre.[28] Die erste Fernsehübertragung einer Bundesratswahl aus dem Bundeshaus flackerte am 16. Dezember 1954 über die Bildschirme.[29] Um 1960 waren es dann schon über 100 000 Konzessionäre, die das neue Medium mit Konzessionsgebühren mitfinanzierten. Im Gegenzug empfingen sie neunzehn Sender.[30] Die Entwicklung hielt an und Ende der 1960er-Jahre sendete das Fernsehen im Durchschnitt bereits während siebeneinhalb Stunden täglich.[31] 1965 kamen die ersten Werbespots auf den Bildschirm und an der Wende zu den 1970er-Jahren wurden die ersten Sendungen in Farbe an mittlerweile über eine Million Konzessionäre gesandt. Produziert wurden die Sendungen neuerdings mehrheitlich in den eigens erstellten Studioanlagen im Industriegebiet bei Zürich Oerlikon am Leutschenbach.[32]

Allem Boom zum Trotz, das Medium Fernsehen hatte weiterhin mit Gegnern zu kämpfen. Aus einer gesellschaftlichen war mit der Zeit aber eine politische Debatte geworden. Am deutlichsten zeigt sich dies am Studio Leutschenbach, welches 1976 zum Brennpunkt einer erbitterten Auseinandersetzung um die gesellschaftliche Rolle des (angeblich linkslastigen) Fernsehens wurde. Aber bereits vor dieser Debatte um die Rolle und Funktion des Fernsehens spaltete das Medium die öffentliche Meinung wiederholt. Paradebeispiel in jeder Hinsicht war der «Fall Freitagsmagazin», in welchen Roman Brodmann, Chefredaktor der «Zürcher Woche» und Moderator und leitender Redakteur des «Freitagsmagazins», verwickelt war. Auch im Fernsehen hatten die Nonkonformisten im Verlauf der 1960er-Jahre

25 Ebd.
26 Ebd.
27 Treichler, Hans Peter 2003: 50 Jahre Schweizer Fernsehen, S. 14.
28 Ammann, Max Peter 2003: Ungenutzte Chance, S. 425.
29 Vallotton, François 2006: Anastasie ou cassandre?, S. 60.
30 Treichler, Hans Peter 2003: 50 Jahre Schweizer Fernsehen, S. 16.
31 Cordey, Pierre 1970: La Presse et l'information, S. 232.
32 Treichler, Hans Peter 2003: 50 Jahre Schweizer Fernsehen, S. 17.

Einzug gehalten und begegneten den etablierten Normen, Idealen und Wertbegriffen dort mit einem kritisch-ironischen Ton – und das passte längst nicht allen.[33]

Roman Brodmann hatte, mit relativ grossen Freiheiten ausgestattet, in dieser gleich von Beginn weg sehr beliebten Wochenschau nach dem Vorbild des BBC-Magazins «Tonight» wiederholt brisante Themen aufgegriffen. Schon die erste Ausstrahlung im Jahr 1961 war dem Tabuthema Prostitution gewidmet gewesen. Häufig wurden Filmbeiträge und journalistische Beiträge im «Freitagsmagazin» kombiniert. Brodmann realisierte auf der einen Seite cineastisch anspruchsvolle und zeitkritische Dokumentarfilme, die mit den damals noch neuen filmischen Mitteln wie Zeitraffer, Bewegungskommentierung und Ironie bewusst spielerisch hantierten, andererseits ergänzte er diese Filme im «Freitagsmagazin» um journalistische Beiträge, die ab und zu auch die weniger rühmliche Rückseite der Medaille beleuchteten und durchaus moralisierenden Charakter hatten.[34] Guido Frei, ab 1958 Programmleiter des Deutschschweizer Fernsehens und von 1965 bis 1979 Fernsehdirektor, hielt im Rückblick fest: «Hier hatte der Schweizer Chefideologe des Nonkonformismus die Möglichkeit, sein gesellschaftskritisches Engagement im Rahmen recht weit gefasster redaktioneller Kompetenzen in geschickter Kombination von Bild- und Wortaussagen zu artikulieren. Sein gekonntes Auftreten als Präsentator sicherte ihm in der Zuschauerschaft sehr bald eine grosse Akzeptanz.»[35]

Aber nicht nur, wie sich zeigen sollte. In einigen politischen Kreisen und selbst in den Reihen der SRG waren Brodmann und seine Sendungen nicht unbedingt beliebt. Laut Frauke Böhm stiess das «Freitagsmagazin» mit steigender Beliebtheit beim Publikum auf steigenden Widerstand in den Fernsehgremien.[36] «Sendezeit und Termine wurden innerhalb von zwei Jahren so gekürzt, dass von anfänglich sechzig Minuten pro Woche noch fünfunddreissig Minuten im Monat übrigblieben. Die Streichung zweier Beiträge über die Schweiz, die zum einen Antisemitismus, zum anderen das Thema Kriegsdienstverweigerung problematisierten, empfand Brodmann als Vorzensur. Mit einem ganzseitigen Leitartikel in der ‹Zürcher Woche› wandte er sich empört an die Öffentlichkeit. Sein öffentlicher Protest gegen die ‹schleichende Entmündigung› seines bis dahin ‹kritisch-bissigen› Magazins durch die ‹Fernsehhierarchie› führte zum Eklat: Brodmann war von nun an für das Schweizer Fernsehen nicht mehr tragbar […].»[37]

Bereits Brodmanns erste Sendung zum Thema Prostitution – es war laut Frei das erste wirklich heisse Eisen, welches das Fernsehen anpackte[38] – hatte eine parlamentarische Intervention nach sich gezogen. Sie blieb aber, abgesehen von einer

33 Frei, Guido 2003: Fernsehinformation auf dem Prüfstand, S. 92.
34 Böhm, Frauke 2000: Roman Brodmann, S. 7.
35 Frei, Guido 2003: Fernsehinformation auf dem Prüfstand, S. 93.
36 Böhm, Frauke 2000: Roman Brodmann, S. 7 f.
37 Ebd., S. 8.
38 Frei, Guido 2003: Fernsehinformation auf dem Prüfstand, S. 93.

zurück

Ermahnung, ohne Folgen.[39] Zu Entrüstungsstürmen kam es in der Öffentlichkeit dennoch.[40]

Laut Guido Frei wurde der angriffig-provokative Tonfall des «Freitagsmagazins» aber mehr und mehr zum Modell und wirkte sich auf andere Sendungen im Informationsbereich aus. Kritik und Opposition im Sinne des Nonkonformismus waren von den Medienkritikern wiederholt gefordert worden. Es sollte jenen gesellschaftlichen Gruppen eine Stimme verliehen werden, die sonst nicht gehört wurden, weil sie keine Macht hatten.[41] Diese Bewegungen blieben aber nicht unerwidert. Das «Freitagsmagazin» wurde 1963 abgesetzt und aus bürgerlich-konservativen Kreisen wurde Kritik am «linkslastigen» Studio Leutschenbach laut.[42]

Am 20. April 1963 nahmen Guido Frei und Roman Brodmann teil an einer öffentlichen Versammlung in Zürich zum Thema «Meinungsfreiheit und Schweizer Fernsehen». An Brodmanns Ausführungen lässt sich gut ablesen, worum es seiner Meinung nach beim «Fall Freitagsmagazin» ging. In seinem Referat richtete sich Brodmanns Misstrauen «gegen die Schmarotzer des Vaterlandes, die die Kritiklosigkeit zur patriotischen Pflicht machen wollen, weil ihnen die Kritik aus ganz persönlichen Gründen unerwünscht erscheint. Sie haben aus Konventionen einen Tempel gebaut, in dem nichts in Frage gestellt werden darf, in dem Demokratie nicht mehr Diskussion ist, sondern das Ja und Amen zu bestehenden Verhältnissen […]. Und wenn da einer die Spielregeln verletzt, weil er die vielzitierte Freiheit zu wörtlich nimmt, wird er als unzuverlässiger Eidgenosse diffamiert. Unzuverlässig – destruktives Element – zersetzend – linksintellektuell – das Vokabular ist uns aus nicht zu ferner Vergangenheit noch gut im Ohr. […] Das Schweizer Fernsehen ist eine Institution, die den helvetischen Zeitgeist […] getreulich widerspiegelt. […] Eine bedeutende Rolle spielt dabei meines Erachtens die reine Angst. […] Der Unterbau solcher Ängste liegt in den Konzessionsbestimmungen, die aus dem Schweizer Fernsehen ein reines Staatsfernsehen machen. Artikel 9 Absatz 2 dieser Bestimmungen lautet beispielsweise: ‹Unzulässig sind Sendungen, die geeignet sind, die innere und äussere Sicherheit des Bundes und der Kantone, ihre verfassungsmässige Ordnung sowie ihre Beziehungen zum Ausland zu gefährden.› […] Aber, was heisst das eigentlich? Wie würden Sie zum Beispiel die innere Sicherheit des Bundes gefährden?»[43]

Diese und weitere, in eine ähnliche Richtung stossende und vornehmlich im Parlament stattfindende Fernsehdebatten[44] und der Vorwurf einer Monopolstel-

39 Ebd.
40 Vallotton, François 2006: Anastasie ou cassandre?, S. 64, 77.
41 Frei, Guido 2003: Fernsehinformation auf dem Prüfstand, S. 94 f.
42 Ebd., S. 90.
43 Zürcher Woche: 26. 4. 1963.
44 Die grossen Parlamentsdebatten zu mehreren Interpellationen und Postulaten wurden in der Frühjahrssession 1967, der Sommersession 1971 und in der Frühjahrssession 1972 geführt. Sie betrafen die Forderung nach einer verfassungsrechtlichen Einbindung von Radio und Fernsehen, das Problem der Programmfreiheit und die Art und Weise, wie das Fernsehen seine Informationspflicht erfülle. Frei, Guido 2003: Fernsehinformation auf dem Prüfstand, S. 96–99.

zurück

lung des Fernsehens führten 1976 im Höhepunkt der Auseinandersetzung dazu, dass das Volk mit einer Abstimmung zum Programmauftrag der SRG und zur Einführung einer korrigierenden Aufsicht Stellung beziehen musste. Bereits vier Jahre zuvor, im Jahr 1972, hatte die Forderung nach einem Fernsehrat im Raum gestanden.[45] Der sogenannte Hofer-Klub, eine sich als überparteilich bezeichnende Vereinigung schweizerischer Fernsehzuschauer und Radiohörer, versammelt um SVP-Nationalrat Walther Hofer, trat vehement für diese Aufsichtsbehörde ein. Seit dem Gründungsakt am 30. Januar 1974 waren die Mitglieder dieser Vereinigung mit einer Vielzahl an Communiqués, Protesterklärungen und Programmbeschwerden an die Öffentlichkeit getreten. Sie kämpften gegen ein «linksunterwandertes» Fernsehen und forderten im Frühling 1974 gar den Kopf des Programmdirektors Guido Frei. Der Hofer-Klub nahm für sich in Anspruch, im Namen des Volkes aufzutreten.[46]

Die Abstimmung zum Verfassungsartikel «36quater» für Radio und Fernsehen sollte das Gegenteil beweisen. Der Hofer-Klub sprach offenbar nicht fürs Volk. Obwohl oder gerade weil die Einflussmöglichkeiten der Politik und der Interessenverbände durch die neue Aufsichtsbehörde beträchtlich verstärkt worden wären, lehnte das Volk die Initiative an der Volksabstimmung vom 26. September 1976 sehr deutlich ab.[47]

Obwohl das Fernsehen den Kulturschaffenden lange Zeit als seichtes Unterhaltungsmedium galt, das ihrer Meinung nach weder eine Bereicherung für ihr künstlerisches Schaffen noch karrierefördernd war, waren sich Schriftsteller und Intellektuelle einig, dass sich über das junge Medium und das Schweizer Fernsehen unter dem Strich viel mehr Menschen erreichen liessen als durch andere Medien.[48] Max Frisch bemerkte in einem Interview 1981, dass für eine tagespolitische Stellungnahme ganz ohne Zweifel das Fernsehen am besten geeignet sei. Wenn das Auftreten am Fernsehen einigermassen gelinge, dann sei die Wirkung breiter als in allen anderen Medien.[49]

Die anfängliche Skepsis gegenüber dem Fernsehen wich auch bei Diggelmann mit der Zeit einer tendenziell positiven Grundhaltung. Und wenn Diggelmann da und dort Mühe bekundete mit dem Fernsehen, dann betraf es selten das Medium selbst oder dessen Stellung in der Medienlandschaft, sondern vielmehr den Umgang der Fernsehmacher mit «ihren» Autoren. So hat er sich im Nachgang zur SRG-Debatte im Bundesparlament im Frühsommer 1971 beklagt, dass man über alles diskutiert habe, nur nicht über die Autoren und deren Honorare.[50] Die Autoren, so schloss Diggelmann damals provokativ, waren «la quantitée négligable»[51]

45 Frei, Guido 2003: Fernsehinformation auf dem Prüfstand, S. 101.
46 Frischknecht, Jürg; Haffner, Peter et al. (Hg.) 1979: Die unheimlichen Patrioten, S. 224 f.
47 Frei, Guido 2003: Fernsehinformation auf dem Prüfstand, S. 90.
48 Obermüller, Klara 2003: Kultur zwischen Bildung und Boulevard, S. 175.
49 Scheffler, Ingrid 1986: Albin Zollinger, Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt, S. 475.
50 National-Zeitung: 30. 6. 1971.
51 Ebd.

zurück

geblieben. Und mit Autoren meinte er vor allen anderen die Fernseh- und Hörspielautoren, die fürs Schweizer Fernsehen und fürs Schweizer Radio arbeiteten. Er führte aus, wie sich die Stückeschreiber an Termine und Vereinbarungen zu halten hätten, während die SRG ihrerseits nicht zeitgerecht auszahle. Aber auch die Produktionsbedingungen interessierten ihn. Er führte den Lohn an, den er von deutschen Fernsehanstalten erhalte, und kritisierte im gleichen Atemzug die Höhe des Honorars für ein Fernseh- oder Hörspiel in der Schweiz.[52]

SRG-Pressesprecher Walter Grieder konterte die Vorwürfe Diggelmanns und führte aus, dass man die Autoren alles andere als vergessen habe. So seien die Honorare ausgerechnet zum von Diggelmann genannten Zeitpunkt um 30 Prozent angehoben worden. Inklusive Honorar für eine Wiederholung der Sendung beziehe ein Autor für ein Fernsehspiel vom Schweizer Fernsehen rund 12 000 Franken.[53] Diggelmann blieb in einer erneuten Antwort seinerseits beharrlich und erklärte, dass Fernseh- und Hörspiele in der Schweiz nur unter persönlichen Opfern geschrieben werden könnten. Im Kern, präzisierte Diggelmann, gehe es ihm, mit Blick auf die «SRG-Debatte» im Parlament darum, dass man in der Schweiz für alles Mögliche Milliarden ausgebe, bloss für Fernseh- und Hörspiele habe man kein Geld. Da sei es nur logisch, wenn die Berufsschriftsteller in die Nachbarländer auswanderten und das Schweizer Fernsehen und das Schweizer Radio den Amateuren überliessen.[54] Walter Grieder antwortete nicht noch einmal.

In eine ähnliche Richtung wie seine Kolumne «Nur die Autoren haben sie vergessen» stiessen zwei Artikel zur «Krise am Genfer Fernsehen»[55] im Jahr 1972, mit der sich Diggelmann sowohl in der «National-Zeitung» (eher knapp) und einige Monate später in der «Neutralität» (sehr ausführlich) beschäftigte. Im Detail hat er sich darin mit dem Führungsstil von René Schenker, Radio- und Fernsehdirektor der Westschweiz, auseinandergesetzt und einen dazu verfassten, aber nicht zur Veröffentlichung gedachten internen Bericht des Fernsehens unter die Lupe genommen. Fazit: Der Bericht, der sogenannte Diserens-Rapport, habe, so Diggelmann, erhebliche Mängel in Struktur und Führung des Fernsehens erkannt.[56]

Aber bei aller Kritik zur Führung und zum Umgang der «neuen» Medien mit ihren Autoren, in den literarischen Formen des Fernsehspiels und des Hörspiels erkannte Diggelmann grosses Potenzial. Wie Brecht sah er im Rundfunk – das heisst in Radio und Fernsehen – die Chance, «allen alles zu sagen».[57] So hielt Diggelmann in einem Artikel in der «National-Zeitung» 1972 als Antwort auf die Frage, warum er Fernseh- und Hörspiele schreibe, fest, dass er es vor allem tue, weil er gerne Fernseh- und Radiospiele schreibe. Dies nicht nur, weil man damit Geld verdiene – Diggelmann bekam für ein Fernsehspiel in Deutschland Ende 1972 rund 20 000 bis

52 Ebd.
53 Ebd.: 17. 7. 1971.
54 Ebd.
55 Neutralität: 2. 1972.
56 Ebd. / National-Zeitung: 11. 7. 1971.
57 Baldes, Ingrid; Ambroz, Alenka et al. 1987: Schweizer Hörspielautoren bei Radio DRS, S. 14.

25 000 Deutsche Mark, in der Schweiz immerhin rund 12 000 Franken[58] –, sondern weil Fernsehen und Radio grosses Gewicht hätten. Mit Fernseh- und Hörspielen erreiche er ein Millionenpublikum, während er mit seinen Büchern auf der ganzen Welt vielleicht 200 000 Käufer erreiche, wenn es hoch komme.[59]

«Ich gehöre zu jener Spezies von Schriftstellern, die gehört werden wollen»,[60] sagte er einmal, und dies nicht ohne Stolz und Freude. Zufrieden stellte er fest, dass seine Fernseh- und Hörspiele nicht nur in der Schweiz produziert und gesendet würden, sondern auch in Deutschland, Österreich, Frankreich und Belgien.[61]

Nach Diggelmann war das Handwerk, Fernseh- und Hörspiele zu machen, erlernbar. Man müsse lediglich beachten, dass es, wie in jeder Berufslehre, unterschiedliche Schwierigkeitsgrade gebe, und die einen würden diese schneller und besser beherrschen als andere. Wolle man beim Schreiben von Fernseh- und Hörspielen Schwierigkeiten vermeiden, so gelte es die Zeichen an der Wand, also die Zeichen der Zeit richtig zu entziffern und sich nicht unnötig dem Schwert auszuliefern.[62] An anderer Stelle hatte Diggelmann das Gleiche gemeint, als er betonte, dass Fernsehspiele nicht im berüchtigten «Elfenbeinturm»[63] entstehen dürften, «dass einer, der es wagt, Fernsehspiele zu schreiben, sich bewusst sein muss, dass auch er nur ein Mensch unter anderen Menschen ist, ein Bürger unter anderen».[64]

Das Fernsehspiel als Gattung entstammte den Fernsehstudios der ARD und des ZDF, wo man sich früh vom Muttermedium Theater gelöst hatte und von dieser Mischform aus Film und Theater viel erhoffte.[65] Das Fernsehen kupferte für das Fernsehspiel aber auch bei seiner grössten Konkurrenz, dem Radio, ab. Mit dem Aufstieg des Fernsehens hatte sich auch in der Schweiz die Frage nach möglichen Programmformen und Sendungen gestellt und bald wurden auch radiophonische Sendeformate aufs neue Medium übertragen. Aus dem Radiohörspiel wurde kurzerhand das Fernsehspiel, welches dem Fernsehdirektor Edouard Haas ideal schien für Unterhaltung im intimen Familienkreis. Allerdings nutzten die Macher von Fernsehspielen zu Beginn nicht die ästhetischen und technischen Möglichkeiten des Films, sondern orientierten sich am Theater. Das Fernsehspiel war konzipiert als Theater auf dem Bildschirm und sollte so zu einem Pfeiler im Fernsehprogramm werden. Stattdessen wurde es zum Sorgenkind, welches sich im Wettbewerb mit Inszenierungen im Theater, dem Spielfilm im Fernsehen und dem Hörspiel im Radio nur schwer als eigenständiges Genre behaupten konnte. Die Zusammenarbeit der SRG mit Schweizer Theaterbühnen war von Beginn weg eng

58 Focus: 3. 1973.
59 National-Zeitung: 23. 9. 1972.
60 Focus: 3. 1973.
61 National-Zeitung: 23. 9. 1972.
62 Ebd.
63 TV-Radio Zeitung: 9. 4. 1972.
64 Ebd.
65 Ammann, Max Peter 2003: Ungenutzte Chance, S. 190.

zurück

und bald wurden erste Querschnitte von Theaterstücken im Fernsehen gezeigt.[66] «Bis Anfang der 60er Jahre wurden mit grossem Aufwand Fernsehspiele inszeniert, allein 1959 fanden sich im Programm 17 Eigeninszenierungen. Dabei dominierten Stücke von berühmten Autoren wie Jean Anouilh und Eugene O'Neill, Christopher Fry und Paul Haller, die man in Konkurrenz zu ausländischen Sendeanstalten möglichst rasch ins Programm aufnehmen wollte. Neben diesen Klassikern kamen beim Schweizer Fernsehen von Anfang an auch die Liebhaberbühnen zum Zug. Volkstheaterspezialist Walter J. Ammann schaute sich pro Woche mehrere Laieninszenierungen an, mindestens eine davon wurde pro Monat vom Fernsehen übernommen.»[67]

Allerdings geriet das Fernsehspiel – im Gegensatz zum Hörspiel, das regelrecht boomte – bald in eine erste Krise. Die Stücke waren sehr aufwendig in der Produktion und so musste Programmleiter Guido Frei 1961 die Notbremse ziehen. Zwei Jahre lang wurden keine kostenintensiven Eigenproduktionen wie Fernsehspiele und musikalische Unterhaltungssendungen mehr gemacht.[68] Auch als Fernsehspiele nach 1963 wieder möglich wurden, gelang es den Fernsehmachern nicht, mit Fernsehspielen von Schweizer Autoren die vom Publikum geforderten Akzente zu setzen und Erfolge zu verbuchen. Erfolgreiche Ausnahmen wie «Polizist Wäckerli» bestätigen die Regel. Die unter Kurt Früh produzierten Mundartversionen von hochdeutschen, welschen, italienischen und amerikanischen Produktionen oder die sozialrealistischen Stücke von Chefdramaturg André Kaminski und Ressortleiter Bernhard Enz kamen zuerst ebenfalls nicht an.[69] Walter Matthias Diggelmann war 1965, nachdem das Schweizer Fernsehen eine berndeutsche Dialektfassung von Max Frischs «Biedermann und die Brandstifter» gesendet hatte, selbst involviert in eine Grundsatzdebatte zum schweizerischen Fernsehspiel. Sollten Fernsehspiele in Mundart übertragen werden? Eine ganze Seite brachte die «Zürcher Woche» zu dieser Frage und mit Herbert Meier, Max Schmid und Walter Widmer gab sie drei Schriftstellern die Chance zur Stellungnahme. Diggelmann umrahmte die Beiträge mit einem Kommentar, in dem er sich dagegen wehrte, dass Dialektbearbeitungen von Stücken zu einem Postulat – man soll, man muss! – erhoben würden.[70] Der eigentliche Durchbruch mit Fernsehspielen gelang dem Fernsehen DRS erst Mitte der 1970er-Jahre.[71]

Gerade noch in die Zeit davor fiel Diggelmanns erste Erfahrung als Fernsehspielautor. Die Geschichte hinter dem Stück «Die Karriere des Maxli Lehmann» begann vielversprechend, endete aber im Streit. Und doch zeigt das Beispiel, dass Diggelmann – anders als die Mehrheit seiner Schriftstellerkollegen und trotz anfänglicher Skepsis – bereit war, sich auf das neue Medium Fernsehen einzulassen.

66 Gysin, Nicole 2006: Qualität und Quote, S. 253.
67 Ebd.
68 Ebd., S. 253 f.
69 Ebd., S. 254.
70 Zürcher Woche: 19. 3. 1965.
71 Gysin, Nicole 2006: Qualität und Quote, S. 254.

«Die Karriere des Maxli Lehmann» war Diggelmanns erstes «‹Original›-Fernsehspiel»,[72] wie er es nannte. Es war folglich das erste Fernsehspiel, welches Diggelmann speziell und ausschliesslich für das Medium Fernsehen geschrieben hatte.[73] Unter dem Titel «Machenschaften» war im Norddeutschen Rundfunk im dritten Programm viele Jahre zuvor bereits einmal ein Fernsehspiel von Diggelmann gesendet worden. Entstanden aus seinem Einakter «Pilot», der an der Expo 64 am Tag der Schriftsteller am 12. September 1964 uraufgeführt worden war, hatte Diggelmann auf Initiative von Erwin Piscator daraus ein abendfüllendes Stück gemacht, das als Theaterstück aber nie auf die Bühne kam und schliesslich dank der Zusammenarbeit mit NDR-Regisseur Peter Schulze-Rohr zu einem Fernsehspiel wurde.[74] «Das war mein Debüt beim Fernsehen. Das Ergebnis war kläglich, und die Folge war, dass ich mir selbst bescheinigte, kein Fernsehspiel-Autor zu sein, auch kein Dramatiker.»[75]

Dass Diggelmann dann Anfang der 1970er-Jahre dennoch unter die Fernsehspielautoren ging, war auf vier Umstände zurückzuführen: zum einen auf den Fernsehregisseur Ludwig Cremer, der aus Diggelmanns Roman «Die Vergnügungsfahrt» 1971 ein Fernsehspiel gemacht und dafür viel positives Echo erhalten hatte. Zum anderen auf den deutschen Südwestfunk, der ohne Mitwirken Diggelmanns aus der «Vergnügungsfahrt» ein vierteiliges Hörspiel realisiert hatte. Drittens auf die Abteilung «Dramaturgie» beim Deutschschweizer Fernsehen, dort vor allem auf Ressortleiter Bernhard Enz und Chefdramaturg André Kaminski. Letzterer war überzeugt, dass Diggelmann Fernsehspiele schreiben könne, er es nur wollen und versuchen müsse. Schliesslich und viertens auf die angesehene Theaterkritikerin Elisabeth Brock-Sulzer, die als Kritik auf «Die Vergnügungsfahrt» anführte, Diggelmann solle sich doch einmal am Theater versuchen.[76] «Sie konnte nicht wissen, dass ich vor ungefähr 25 Jahren Dramatiker hatte werden wollen und dass der von ihr verehrte Friedrich Dürrenmatt, mit dem ich befreundet war, bevor die grosse Welt sich mit ihm anbiederte, nach der Lektüre eines meiner zahlreichen Stücke in schönem breitem Berndeutsch erklärt hatte: ‹Von Dramatik verstehst du nichts. Schreib du Geschichten, und überlass das Theater mir.›»[77]

Als Folge der genannten vier Ereignisse hatte sich Diggelmann mit Kaminski in Zürich getroffen, wo sie gemeinsam beschlossen, Diggelmann solle versuchsweise «Die Karriere des Maxli Lehmann» schreiben.[78]

72 TV-Radio Zeitung: 9. 4. 1972.
73 Tages-Anzeiger: 3. 3. 1972.
74 TV-Radio Zeitung: 9. 4. 1972. / Schweizerischer Schriftsteller-Verband (Hg.) 1987: Literatur geht nach Brot, S. 88. / Neue Zürcher Zeitung: 22. 9. 1964. / Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-D-1-a.
75 TV-Radio Zeitung: 9. 4. 1972.
76 Ebd.
77 Ebd.
78 Ebd.

Obwohl in Zeitungen bereits im Februar und im März 1972 Vorschauen zum Fernsehspiel «Die Karriere des Maxli Lehmann» erschienen,[79] wurde das Stück nicht wie geplant am 10. April 1972 um 20.20 Uhr im Schweizer Fernsehen gesendet.[80] Das Stück, welches immerhin 200 000 Franken gekostet hatte,[81] war zur Abklärung rechtlicher Fragen kurzfristig vom Programm abgesetzt worden. Das Schweizer Fernsehen wollte es neu im Herbst bringen.[82] Was war passiert?

Die Geschichte setzt an bei der von René Bortolani verfassten und durchaus wohlwollenden Vorschau zur «Karriere des Maxli Lehmann» im «ZW-Sonntags-Journal». Bortolani hatte in der Figur des Maxli Lehmann die unverkennbaren Züge des Millionenbetrügers Paul Hoffmann wiedererkannt und dies in seiner Vorschau, neben vielem anderem, auch so geschrieben.[83] Und ganz daneben lag Bortolani mit seiner Vermutung wahrscheinlich nicht. Immerhin hatte Diggelmann im Januar 1969, nach der Verurteilung Hoffmanns am 5. November 1968, im «Züri-Leu» eine vierteilige Serie genau zu diesem Millionenbetrüger geschrieben.[84] Dennoch: Diggelmann tat René Bortolanis Feststellung zu Parallelen zwischen Maxli Lehmann und Paul Hoffmann vorerst als Behauptung ab.[85]

Mittlerweile aber war Paul Hoffmanns Anwalt Franz Ackermann offenbar auf die Vorschau von Bortolani aufmerksam geworden und hatte in Zürich Klage eingereicht, um ein Verbot der Ausstrahlung beziehungsweise der Verfilmung des Falls Hoffmann zu erwirken. Ackermann klagte Bortolani zudem wegen übler Nachrede und Verletzung der Persönlichkeitssphäre ein. Laut Peter Rothenbühler wollte der Anwalt jegliche Publizität um die früheren Taten seines Mandanten verhindern.[86] «Ob er nicht das Gegenteil erreicht? Wieviele Leute hätten sich bei einer Ausstrahlung des Fernsehspiels ‹Die Karriere des Maxli Lehmann› am 10. April präzis an den Fall Hoffmann erinnert? Wieviel mehr Leute werden an den Fall Hoffmann denken, wenn ihnen nun der Maxli Lehmann vorenthalten wird?»[87]

Das Schweizer Fernsehen hielt die Ausstrahlung zurück, musste sie zurückhalten, denn der Einzelrichter am Zürcher Bezirksgericht hatte im summarischen Verfahren ein Ausstrahlungsverbot ausgesprochen.[88] Daran konnte auch der Kommentar nichts ändern, dass hier wieder einmal der Schutz berechtigter persönlicher Interessen vorgeschoben werde, um ein Stück, welches in den «Dschun-

79 ZW-Sonntags-Journal: 26./27. 2. 1972. / Tages-Anzeiger: 3. 3. 1972.
80 Zürcher AZ: 7. 4. 1972.
81 Tat: 6. 7. 1977.
82 National-Zeitung: 9. 4. 1972.
83 ZW-Sonntags-Journal: 26./27. 2. 1972.
84 Züri-Leu: 9. 1. 1969. / Ebd.: 16. 1. 1969. / Ebd.: 23. 1. 1969. / Ebd.: 30. 1. 1969.
85 Focus: 3. 1973.
86 National-Zeitung: 9. 4. 1972. / Paul Hoffmann hatte seine Strafe zu diesem Zeitpunkt – er war zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt worden und wegen guter Führung vorzeitig entlassen worden – bereits verbüsst.
87 National-Zeitung: 9. 4. 1972.
88 Focus: 3. 1973.

zurück

gel kapitalistischer Sitten und Gebräuche leuchtet»,[89] vom Bildschirm zu verbannen.[90]

Rund elf Monate später führte die kurzfristige Absetzung des Fernsehspiels zu einem Nachspiel im «Focus». Das Blatt, welches in seiner Ausgabe mit Schwerpunkt «Fernsehspiel» auch ein Interview mit Diggelmann brachte, rollte die Geschichte zur «Karriere des Maxli Lehmann» auf und richtete Vorwürfe an René Bortolani. So habe der junge Journalist schon an der Pressekonferenz zum Stück Ende Februar 1972 behauptet, bei dem Fernsehstück handle es sich um eine Nacherzählung der Betrugsaffäre um Paul Hoffmann. Und obschon weder Diggelmann noch der Regisseur des Stücks, Roger Burckhardt, die Behauptung Bortolanis bestätigt hätten, habe der Journalist seine Legende kurzerhand im «ZW-Sonntags-Journal» ausgebreitet, worauf der Anwalt Hoffmanns eingegriffen habe.[91]

Auf diese Vorwürfe hin meldete sich René Bortolani in einem Leserbrief in der Maiausgabe des «Focus» zu Wort. «Focus» überschätze seine Person, wenn davon ausgegangen werde, dass er, Bortolani, aus den wenigen Angaben in der Pressemappe der Pressekonferenz auf den Kriminalfall Hoffmann habe schliessen können. So sei es nicht gewesen. Diggelmann selbst habe ihm dies mitgeteilt. So habe er Diggelmann einige Tage vor der Pressekonferenz angerufen mit der Bitte um ein Rendez-vous. Man habe vereinbart, sich an der Pressekonferenz selbst ausführlicher zum Stück zu unterhalten. Am Telefon aber habe Diggelmann ihm geschildert, worum es im Stück gehe, und explizit darauf hingewiesen, dass er im Wesentlichen die Geschichte Hoffmanns erzähle. Wenn sich Diggelmann und Dramaturg Martin Schassmann heute davon distanzierten, so Bortolani, dann sei dies schlicht eine Lüge.[92]

Dieses Statement wollte Diggelmann nicht so stehen lassen. Es sei unwahrscheinlich, dass er einem Journalisten, der lediglich ein Rendez-vous vereinbaren wolle, am Telefon auseinandersetze, woher er einzelne Bausteine zu seinem «Maxli» habe. Hingegen sei wahrscheinlich, dass er René Bortolani die relativ lange Entstehungsgeschichte des Fernsehspiels «Die Karriere das Maxli Lehmann» erzählt habe, dass er ihm die eigentliche Geschichte des Fernsehspiels geschildert habe und dass sich Bortolani daraufhin spontan an einen der aufsehenerregendsten Betrugsfälle der letzten dreissig Jahre erinnert habe.[93] «Es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern nackte Wahrheit, dass Bortolani beim Nachtessen (anschliessend an die von ihm erwähnte Pressekonferenz) in Anwesenheit des Regisseurs Roger Burckhardt, des Hauptdarstellers Philipp Sonntag, des Fernseh-Dramaturgen Dr. Martin Schassmann mit Frau und meiner Frau plötzlich davon begann, das Fernsehspiel sei also die Geschichte jenes Millionen-Betrugsfalls. Alle Anwesenden machten René Bortolani darauf aufmerksam, dass unser Fernsehspiel keine

89 Volksrecht: 20. 4. 1972.
90 Ebd.
91 Focus: 3. 1973.
92 Ebd.: 5. 1973.
93 Ebd.

zurück



Abb. 35: Diggelmann im Jahr 1972, aufgenommen im Rahmen der Dreharbeiten zum Stück «Die Karriere des Maxli Lehmann».

Nachzeichnung jenes Falles sei und dass er sowohl von Seiten des einstigen Delinquenten als auch möglicherweise von unserer Seite rechtliche Schritte gewärtigen müsse, wenn er darauf beharre, seinen Unsinn zu verbreiten. Ich finde es vom Journalisten René Bortolani grenzenlos naiv, zu glauben, man brauchte bloss auf einen Gerichtsfall zurückzugreifen, und schon habe man ein gutes, spannendes und zeitgeschichtlich relevantes Fernsehspiel beisammen.»[94] In seinen Ausführungen machte Diggelmann Bortolani auch für die Demarchen des einstigen Millionenbetrügers verantwortlich, wobei er zugleich betonte, dass das Schweizer Fernsehen auf dessen Anklage völlig falsch reagiert habe.[95]

Bei allen noch so unterschiedlichen Ansichten blieb es dabei: «Die Karriere des Maxli Lehmann» kam vorläufig nicht ins Programm. Stattdessen betrat Diggelmann mit dem Filmschauspiel «Die Selbstzerstörung des Walter M. Diggelmann» ein anderes experimentelles Feld.[96] Möglich gemacht hatten den Ausflug auf unbe-

94 Ebd.

95 Ebd.

96 Kürzlich ist zum Filmschauspiel «Die Selbstzerstörung des Walter Matthias Diggelmann» eine unveröffentlichte Seminararbeit entstanden, die beschreibt, worum es im Filmexperiment geht, wie es zur Zusammenarbeit von Diggelmann und den Filmemachern Reni Mertens und Walter Marti kam, wie das Filmschauspiel in der Öffentlichkeit und von der Presse aufgenommen wurde und wo das Filmschauspiel wann aufgeführt respektive im Fernsehen gezeigt wurde. Schwarzenberger, Sandra 2020: «Die Selbstzerstörung des Walter Matthias Diggelmann».

kanntes Terrain die Filmemacher Walter Marti und Reni Mertens. Im November 1972 hatte sich Walter Marti an Diggelmann gewandt und den Vorschlag gemacht, einen Film zu machen. «In diesem Film sieht man nur Walter Matthias Diggelmann. Er sitzt so bequem oder unbequem, wie es ihm passt, hat etwas zu trinken oder zu Essen, wenn er will. Eine Stunde lang. In dieser Stunde sagt W. M. D. alles, was er in einer Stunde zu sagen hat. Aus dem Stegreif, was Ihnen einfällt. Wenn möglich ohne jegliche Selbstzensur. Der Titel des Films müsste sein: ‹Die Selbstzerstörung des Walter M. Diggelmann.› Einer, der die Wahrheit sagt, zerstört sich selbst.»[97]

Man traf sich am 16. Dezember 1972 im Théâtre du Jorat in Mézières und Diggelmann trat auf die Bühne des Theaters und redete, 69 Minuten lang. Der von «Teleproduction Zürich» produzierte Film ist bis heute beim Verleih Langjahr Film erhältlich und ist ein erstaunlich ehrliches respektive ein ehrlich erstaunliches Zeitdokument. «Das ist ein Film für und gegen Diggelmann, gegen mich»,[98] sagte Diggelmann im Film und er sollte recht behalten. Wird einem Menschen eine Stunde Film zur Verfügung gestellt, damit er sage, was er will – was hat er dann zu sagen? Womit rechnet er ab? Wie definiert er sich? Wie teilt er sich mit? Wie weit geht er? Was ergibt die öffentliche Selbstbesinnung? Wie wahrhaftig ist sein Selbstbekenntnis? Wie glaubwürdig seine Selbstdarstellung? Wie weit gibt er sich preis? Was löst dies im Zuschauer aus? Fragen, die Reni Mertens und Walter Marti interessierten, und Diggelmann blieb ihnen die Antworten im Filmschauspiel nicht schuldig. Der, der von sich selbst sagte: «Bin zwar von Beruf Schriftsteller – aber meine Existenz ist Mensch, Zeitgenosse, Zeuge, Zweifler, Glaubender, Verzweifelnder, Mitmacher, Weigerer, Liebender, Geliebt-werden-Möchtender, Hassender, Schaffender, Ehrgeiziger, guter Mensch, böser Mensch»,[99] war für diesen Versuch bereit und spielte gleichzeitig den Erzähler und den Protagonisten seiner Lebensgeschichte. «Diggelmann gegen die Kamera, ein Match über die volle Länge.»[100] Es wurde ein Film von «erschütternder Ehrlichkeit und Eindringlichkeit»,[101] wie ein Kritiker schrieb. Vom Film als literarische Gattung hatte Diggelmann 1972 in ganz anderem Zusammenhang einmal vom «Film als Therapie»[102] gesprochen und kein Satz wäre treffender als Beschreibung des Filmprojekts «Die Selbstzerstörung des Walter Matthias Diggelmann». Dass Diggelmann seine spätere Ehefrau Klara Obermüller unmittelbar nach dem Filmprojekt kennenlernte – sie schrieb als NZZ-Kulturredakteurin eine Kritik über den Film – macht den Satz nur wahrer.

Mit fünf Jahren Verspätung und sechs Jahre nachdem das Fernsehspiel produziert worden war, flimmerte «Die Karriere des Maxli Lehmann» am 6. Juli 1977

97 Zitiert nach www.langjahr-film.ch, abgerufen am 13. 9. 2020.
98 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-D-1-d.
99 Zitiert nach www.langjahr-film.ch, abgerufen am 13. 9. 2020.
100 Ebd., abgerufen am 13. 9. 2020.
101 Ebd.
102 National-Zeitung: 20. 5. 1972.

zurück

um 20.20 Uhr dann doch noch über die Schweizer TV-Bildschirme.[103] Warum das Stück trotz des 1972 ausgesprochenen Sendeverbots im Sommer 1977 gezeigt werden konnte, bleibt ungeklärt. Fest steht nur: Der Fall «Hoffmann contra Bortolani» endete mit einem Vergleich und die Auseinandersetzung zwischen Paul Hoffmann und dem Schweizer Fernsehen wurde zu einem langwierigen Prozess,[104] denn die SRG hatte am Zürcher Obergericht einen Rekurs gegen das Urteil des Bezirksgerichts angestrebt.[105]

Obschon der «Blick» angesichts damaliger «Wirtschaftsskandale»[106] meinte, dass «Maxli» am 6. Juli 1977 gerade zur rechten Zeit erschienen sei,[107] konnte die NZZ, die immerhin beipflichtete, dass das Stück zum aktuellen Zeitgeschehen passe, dem Fernsehspiel wenig abgewinnen.[108] Zu wenig habe Diggelmann den zwei Gesichtern des Maxli Lehmann und damit der Doppelbödigkeit der neurotischen Flucht in die Hochstapelei mit ihrem halbwegs gerissenen Dilettantismus in die Risse geleuchtet, zu wenig habe er daraus Dramatik und Horror entwickelt.[109] Auch der Kritiker im «Tele» fand das Stück wenig überzeugend, zu durchsichtig, plan und monochrom komme es daher.[110]

Diggelmann dürfte die NZZ-Kritik kaum aus dem Konzept gebracht haben, stand er doch seit Anfang 1976 inmitten eines anderen faszinierenden Fernsehprojektes. Just zur Zeit der erwähnten Fernsehauseinandersetzung zwischen dem Hofer-Club und der Direktion des Schweizer Fernsehens im Jahr 1976 sorgte nämlich ein neues Fernsehformat für Furore.[111] Und zwar dermassen, dass man tags darauf nicht einkaufen gehen konnte, ohne dass davon die Rede gewesen wäre.[112] Der Bekanntheitsgrad der Sendung wurde lediglich von den populärsten Unterhaltungssendungen übertroffen.[113] Der Name des neuen Formats: «Telearena» – und der Name war Programm. Das Projekt wollte Theater und Fernsehen zusammenbringen. In seiner Mischform sollte dem Publikum ein brisantes Thema im Studio durch ein Livetheater einerseits, eine Publikumsdiskussion andererseits in seiner ganzen Bandbreite präsentiert werden.[114] Mit diesem Format reagierte das Schweizer Fernsehen auf das Unbehagen beim Publikum und die leise Stimme, die schon lange forderte, man solle doch endlich etwas Eigenes machen, etwas, was nur das Fernsehen könne und niemand sonst.[115] In der «Telearena» sollten gesellschaftliche Fragen mit einer Mischung von dramaturgischem Spiel und öffentlicher Debatte

103 Tat: 6. 7. 1977. / Tele: 4. 7. 1977.
104 Tat: 6. 7. 1977.
105 Focus: 3. 1973.
106 Blick: 8. 7. 1977.
107 Ebd.
108 Neue Zürcher Zeitung: 8. 7. 1977.
109 Ebd.
110 Tele: 18. 7. 1977.
111 Ammann, Max Peter 2003: Ungenutzte Chance, S. 188.
112 Klara Obermüller in einem Gespräch mit dem Verfasser.
113 Inderbitzin, Stephan 1984: Die Geschichte der Telearena, S. 3.
114 Ammann, Max Peter 2003: Ungenutzte Chance, S. 188.
115 Obermüller, Klara 2003: Kultur zwischen Bildung und Boulevard, S. 179.

behandelt werden.[116] Die Macher dahinter, allen voran Max Peter Ammann, Leiter der neu gegründeten Abteilung Dramatik, und Chefdramaturg André Kaminski, wollten Fernsehtheater machen, «‹das ganz nah bei den Leuten war› – ein neues Fernsehspiel, das nicht nur ein elitäres Publikum, sondern die Massen vor den Fernsehschirm holte. Die Programmdirektion reagierte skeptisch, liess die Dramaturgen aber gewähren […].»[117]

In einer Presseankündigung vom 18. Februar 1976 heisst es dazu: «Die ‹Telearena› ist in erster Linie ein Spiel. In dramatischer Auseinandersetzung behandelt sie wichtige Fragen unserer Zeit, die vom Publikum diskutiert werden. Die ‹Telearena› ist eine Livesendung aus dem Studio 1 des Fernsehzentrums Zürich-Seebach. […] Das Publikum, etwa 160 Personen, sitzt in einem arena-ähnlichen Raum. Es besteht aus Menschen, die zu den aufgeworfenen Fragen eine eigene Meinung haben. In der Arena befindet sich ein ‹advocatus diaboli› – wir nennen ihn ‹Spielverderber› –, der sowohl die Ideen des Stücks als auch die Meinungen des Publikums in Frage stellt. Ein Spielleiter – wir nennen ihn ‹Moderator› – bringt Ordnung in die Auseinandersetzung. Wenn nötig, lässt er das Spiel unterbrechen und ermöglicht eine Diskussion. Es ist nicht das Ziel der ‹Telearena›, die aufgeworfenen Fragen zu beantworten oder auch nur annähernd zu lösen, sondern die Sendung verfolgt die Absicht, den Zuschauern die Vielschichtigkeit des Problems vor Augen zu führen und ihnen Argumente zu liefern, damit sie sich im Dickicht der Meinungen selber ein Bild machen können.»[118]

Mit dieser Sendung, die sich durch ein ausgeprägtes experimentelles Potenzial auszeichnete, betrat das Schweizer Fernsehen nicht nur europaweit Neuland, sondern initiierte sowohl auf kulturpolitischer als auch auf medien- und sozialpolitischer Ebene zeitweise heftige Auseinandersetzungen.

Die «Telearena» – die Sendung war zusammen mit ihrem Nachfolgeprojekt «Telebühne» gewissermassen der Vorgänger der heutigen «Arena» beim Schweizer Fernsehen – hatte zwei Entstehungsstränge, die zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort zusammenkamen. Laut Stephan Inderbitzin, der ab 1978 in der Redaktion der «Telearena» und bis 1982 Redakteur der «Telebühne» war, stammte die eigentliche Grundidee für die Form der Sendung von André Kaminski. Es war derselbe Kaminski, der Diggelmann Anfang der 1970er-Jahre Mut gemacht hatte, sich im Metier der Fernsehspiele zu versuchen, und der dem Autor damit den Anstoss gegeben hatte, «Die Karriere des Maxli Lehmann» zu schreiben.[119]

116 Vallotton, François 2006: Anastasie ou cassandre?, S. 77.
117 Gysin, Nicole 2006: Qualität und Quote, S. 254 f.
118 Neue Zürcher Zeitung: 18. 2. 1976.
119 Inderbitzin, Stephan 1984: Die Geschichte der Telearena, S. 3. / Das «Telearena»-Konzept wurde mehrfach kopiert, so von der VARA in den Niederlanden («Telearena»), vom ZDF («Spielraum» im Kleinen Fernsehspiel) und von der Radio et Télévision Suisse Romande («Agora»). Siehe dazu https://medien.srf.ch/dokuments/20142/3708308/18._Februar_1976-Start_der_Telearena_1.pdf/8e70fa87-3326-019a-745b-ced73856f837?download=true, abgerufen am 13. 9. 2020.

zurück

André Kaminski hatte in den 1960er-Jahren beim polnischen Fernsehen gearbeitet und 1965 das Sendeformat «Das Plebiszit des Archimedes» entwickelt.[120] Die Idee des Formats hat Kaminski einmal so beschrieben: «Es waren pro Sendung drei Einakter, die nie länger als 20 Minuten dauerten. Im Studio sassen verschiedene Advokaten, die sich nach den jeweiligen Einaktern über diese verschiedenen Typen geäussert haben. Mit anderen Worten: die jeweiligen Advokaten haben gewissermassen das Verhalten ihrer ‹Klienten› verteidigt, und die Advokaten der anderen Figuren haben das Verhalten selbstverständlich angegriffen, um dadurch die Bedeutung des soeben gesehenen Einakters und der dargestellten Figur herabzumindern, damit dann die Bedeutung ihrer eigenen Figur aufgewertet würde. Das Publikum zu Hause – im Studio waren nur die Anwälte – konnte nachher schreibenderweise über die drei Gestalten abstimmen.»[121] Die Sendung hatte in Polen unheimlichen Erfolg, vor allem, so Kaminski, weil in Polen sonst üblicherweise nie abgestimmt wurde, die Leute keine Möglichkeit hatten, sich zu äussern. Da in der Schweiz aber die Möglichkeit bestand, sich zu äussern, abzustimmen, hätte diese eine Wurzel nicht genügt, um den Vorschlag Kaminskis – er war mittlerweile Chefdramaturg beim Schweizer Fernsehen –, in der Schweiz doch Ähnliches zu machen, umzusetzen. Die «Telearena» wurde erst möglich mit der Übernahme der Abteilung «Theater»[122] durch Max Peter Ammann. Er brachte einen Rucksack voll von Erfahrungen mit, vor allem vom Projekt «Depot», das mit Fernsehproduktionen im Tramdepot beim Schauspielhaus Zürich als erfolgreiche Versuchsplattform für den Umgang mit dramatischen Fiktionen im Medium Fernsehen galt. Das «Depot» war jeden Abend voll und machte dem Schauspielhaus Konkurrenz, bevor es, zuerst vom Schauspielhaus und später von Stadtpräsident Sigmund Widmer, die Kündigung erhielt.[123] Als Folge wechselte Max Peter Ammann in die Abteilung «Theater» beim Schweizer Fernsehen. Dazu Kaminski: «Mein neuerlicher Vorschlag, das ‹Plebiszit des Archimedes› auf unsere schweizerischen Verhältnisse anzuwenden, wurde insofern aufgenommen, als das Plebiszit durch die Diskussion im Studio ersetzt wurde. Wir wollten Theater machen, das ganz nahe bei den Leuten ist, bei dem sie sofort reagieren können, was sie ja in einem Theater nie machen: wir haben davon geträumt, dass die Leute dazwischen ‹krähen›, dass sie Krach machen usw. Und so kamen wir auf die Idee der TELEARENA.»[124]

Als Stückeschreiber von Beginn weg in die «Telearena» involviert war Walter Matthias Diggelmann. Dies lag auf den ersten Blick zwar nicht auf der Hand, hatte aber verschiedene Gründe. Erstens, so erzählt Klara Obermüller, war sich Diggelmann nicht zu schade, als Schriftsteller auch Fernsehspiele zu schreiben.[125] In einem

120 Inderbitzin, Stephan 1984: Die Geschichte der Telearena, S. 11.
121 Ebd.
122 Diese Abteilung wurde später umbenannt in Abteilung «Dramatik». Ammann, Max Peter 2003: Ungenutzte Chance, S. 195.
123 Ammann, Max Peter 2003: Ungenutzte Chance, S. 192.
124 Inderbitzin, Stephan 1984: Die Geschichte der Telearena, S. 12.
125 Klara Obermüller in einem Gespräch mit dem Verfasser.

Brief an Martin Schwander schrieb Diggelmann einmal: «Wenn ich meinen lieben Kollegen erzähle, wieviele Diskussionen, gar Streitereien nötig sind, wieviele Fassungen ich mühselig erarbeiten muss, bis eine Telearena einigermassen sitzt, halten sie mich für einen Trottel. Ein ‹wahrer Dichter› lasse sich doch nicht dreinreden.»[126] Diggelmann liess es zu. Zweitens: Diggelmann besass die Fähigkeit, innerhalb weniger Wochen, manchmal auch nur innerhalb von zehn Tagen, ein Stück abzuliefern:[127] «Im Telearena-Team spiele ich die Rolle des Feuerwehrmannes. Denn ich kann in kürzester Zeit ein Thema realisieren.»[128] Nicht zufällig bekam er also vom «Blick» den Übernamen «Feuerwehrmann der Telearena».[129] Drittens: Als engagierter Autor war Diggelmann nahe an den Themen, an den wichtigen Fragen der Zeit, die auch für ein Sendeformat wie «Telearena» wichtig waren. Viertens schliesslich hatte er zum Hauptinitianten der «Telearena», zu André Kaminski, einen guten Draht.

Den Anstoss zum Thema Sterbehilfe der ersten «Telearena», so erinnert sich der damalige Leiter der Abteilung «Theater», Max Peter Ammann, habe Chefarzt Urs Hämmerli vom Triemlispital gegeben, «als er für eine unheilbare, im Koma liegende alte Frau die Zustimmung gab, ‹den Hahn abzudrehen› – wie die Boulevard-Presse titelte –, und damit einen internationalen Skandal auslöste».[130] Dem Fernsehen habe ein Sendegefäss gefehlt, um diese Problematik direkt zu diskutieren, und deshalb sei man das Risiko des «Telearena»-Formats eingegangen.[131] «Es bleibt eine mediengeschichtliche Seltenheit, dass ein Programmdirektor, Dr. Guido Frei, ein Livesendekonzept unterstützte, das aller gewohnten Absicherung entbehrte. Er räumte der ‹Telearena› einen ganzen Hauptabend ein – ab 20.00 Uhr, mit open End.»[132] Und: «Wir gaben dem Publikum die Hauptrolle. Wenn es gelang, ein vielschichtig ausgewähltes Publikum im Studio zu aktivieren, musste es auch zu Hause vor dem Bildschirm gelingen. Gegen alle Bedenken der Fernseherfahrenen gab ich den Bau einer Studio-Arena für 300 Gäste in Auftrag. Walter Matthias Diggelmann übernahm es, in zehn Tagen ein Spiel zum Thema ‹Sterbehilfe› zu schreiben.»[133]

Diggelmanns Stück, das Kaminski im Rückblick als «relativ primitiv»[134] bezeichnet haben soll, bildete den Ausgangspunkt der Sendung, die am 18. Februar 1976 über den Bildschirm flackerte. Das Thema des Stücks war wie erwähnt sehr aktuell.[135] In Expertenkreisen der Fernsehfachleute blieb man dennoch skeptisch.

126 Diggelmann, Walter Matthias an Schwander, Martin: 8. 10. [1977].
127 Klara Obermüller in einem Gespräch mit dem Verfasser. / Ammann, Max Peter 2003: Ungenutzte Chance, S. 194.
128 Blick: 3. 2. 1977.
129 Ebd.
130 Ammann, Max Peter 2003: Ungenutzte Chance, S. 192 f.
131 Ebd., S. 193.
132 Ebd., S. 194.
133 Ebd.
134 Inderbitzin, Stephan 1984: Die Geschichte der Telearena, S. 13.
135 Ebd., S. 14.

zurück

Sie gaben der «Telearena» keine Chance. Die Schweizer, so die Kritiker, seien keine Leute, die in der Öffentlichkeit diskutieren würden. Und wenn, dann nur in der Beiz und dort erst noch schlecht.[136]

Die Kritiker aber sollten nicht recht behalten. «Die Leute diskutierten so, dass sie alle Behauptungen Lügen straften, der Schweizer könne nicht diskutieren. Sie taten es mit totaler Hingabe und Engagement. Dazu kam, dass wir – unbewusst – richtig eingeladen hatten. Leute, die persönlich vom Thema betroffen waren und solche, die aus religiösen oder aus weltanschaulichen Gründen gegen die [passive] Euthanasie waren.»[137] Die erste Sendung der «Telearena» war, was die Zuschauerzahlen anging, ein grosser Erfolg, ein Erfolg, wie es ihn in der Abteilung «Theater» vorher noch nie gegeben hatte.[138] «Die Sendung schlug ein wie eine Bombe, das Fernsehen DRS hatte einen veritablen Fernsehhit hervorgebracht: Das Thema Sterbehilfe fand bei 29 Prozent der Zuschauer Beachtung, es gab 200 Leserbriefe, 26 Presseartikel und vom Publikum die Höchstnote 6»,[139] fasst Nicole Gysin im Rückblick zusammen. André Kaminski blieb aber vor allem das grosse Schweigen in Erinnerung, das nach der Sendung fernsehintern herrschte. Niemand habe sich zur Sendung äussern wollen, bevor die Resultate der Zuschauerforschung publiziert waren. Dann aber sei die Direktion gekommen – mit drei oder vier Wochen Verspätung – und habe herzlich gratuliert zur Sendung. Das sei sehr amüsant gewesen.[140]

«Die Lebenden sprachen lebendig von den Sterbenden»,[141] titelte die NZZ zwei Tage nach der Ausstrahlung und erkannte in der «Telearena» eine Produktion, die nach der Formel der offenen Dramaturgie an die berühmte breite Zuschauerschaft herankommen wollte. Die Zeitung äusserte sich grundsätzlich wohlwollend zum Spontanität kreierenden Livekonzept und zur spürbaren Emotionalität im Saal, vermisste aber die eigentliche Diskussion. Zwar sei das Wort «Diskussion» häufig gefallen, das ganze Kreuzfeuer von Meinungen, Fragen, Vorwürfen und Rechtfertigungen sei aber eigentlich keine Diskussion gewesen. Der Sendung habe im Kern zudem die Besinnung gefehlt, weil jene Menschen fehlten, die der Sendung hätten die harte, grausame, schmerzliche, aber wahre Dimension geben können.[142] Walter Matthias Diggelmann aber sprach die Zeitung Lob aus: «Diggelmanns Aufgabe war es, reizkräftig zugespitzte Situationen zum Thema in Spielszenen zu entwerfen: dies hat er getan, in auch gesellschaftskritisch verkürzender Kolportagemanier und in einem Papierdialog, dass einem die Schauspieler samt dem Regisseur Yvan Dalain ein wenig leid taten, aber seine Tauglichkeit für die ‹offene Dramaturgie› hat der Text im Verlauf des Abends wiederholt erweisen können.»[143]

136 Ebd., S. 12.
137 Ebd., S. 14.
138 Ebd.
139 Gysin, Nicole 2006: Qualität und Quote, S. 255.
140 Ebd.
141 Neue Zürcher Zeitung: 20. 2. 1976.
142 Ebd.
143 Ebd.

zurück

Der «Landbote» sprach von Pionierarbeit,[144] an anderer Stelle sah man mit Blick auf die erste «Telearena» den Anbruch einer neuen Ära in der Geschichte des Deutschschweizer Fernsehspiels,[145] in der «Weltwoche» war man begeistert ob dem Erlebnis des Fernsehens als echtes Livemedium[146] und die «Basler Nachrichten» sprachen von einem mutigen Versuch und begrüssten die Anstrengungen des Fernsehens, die sonst in den Privatbereich zurückgedrängten Themen «Tod und Sterben» einmal öffentlich aufgegriffen und zur Diskussion gestellt zu haben.[147] Auch Diggelmann erhielt von den «Basler Nachrichten» viel Lob. Man zeigte sich überrascht über sein «offensichtliches Bemühen, über seinen eigenen Schatten zu springen. Zwar habe er das Militärbudget auch noch beim Thema der Sterbehilfe untergebracht, aber die Auflösung von Vorurteils-Mechanismen in der letzten Szene und der Einbezug des Gebetes von Teilhard de Chardin zeugten von gründlicher Gedankenarbeit.»[148] Der «Tages-Anzeiger» sprach dem Schriftsteller schmucklose, gründlich recherchierte, saubere Dialoge zu[149] und erkannte in der «Telearena» eine «Art Monsterausgabe von ‹Tatsachen und Meinungen›».[150]

Auf die erste «Telearena» gab es mehrheitlich positive Reaktionen, aber nicht ausschliesslich. Das «Badener Tagblatt» ärgerte sich wie der «Nebelspalter» und das «Katholische Pfarrblatt» darüber, dass so ein wichtiges Thema so leichtsinnig und ungetrübt von Sachkenntnis angepackt wurde. Zwar sei im Verlauf dieses «Monsterpalavers»[151] an dieser «Monsterveranstaltung über die Sterbehilfe»[152] viel Richtiges und Bedenkenswertes gesagt worden, kaum je aber habe einer Frage gründlich nachgegangen werden können und in dem Tohuwabohu von Meinungen und peinlichen Begriffswirren habe die Ordnung gefehlt. Einzig Peter Noll erhielt gute Noten, da er als «Spielverderber» versucht habe, die Diskussion auf Grundsätzliches hinzuleiten.[153] Das «Vaterland» stellte fest, dass sich die Verantwortlichen mit der «Telearena» übernommen hätten, und fragte, ob denn Diggelmanns sich zum Teil in die Länge ziehendes Stück als diskussionsauslösendes Element überhaupt notwendig gewesen sei.[154]

Unter dem Strich – Max Peter Ammann deutet es im Rückblick an – hatte die «Telearena» klargemacht, dass eine offene, demokratische Gesellschaft auch eine Kultur der öffentlichen Diskussion brauchte.[155] Und weil die «Telearena» und ihre Nachfolgerin «Telebühne» etliche Tabuthemen der Zeit zur Sprache brachten, hatten sie in der Deutschschweiz ein neues Forum der Öffentlichkeit geschaffen. In

144 Landbote: 20. 2. 1976.
145 [Unbekannt]: 20. 2. 1976.
146 Weltwoche: 25. 2. 1976.
147 Basler Nachrichten: 20. 2. 1976.
148 Ebd.
149 Tages-Anzeiger: 20. 2. 1976.
150 Ebd.
151 Nebelspalter: [Nummer 9] 1976.
152 Badener Tagblatt: 20. 2. 1976.
153 Ebd. / Nebelspalter: [Nummer 9] 1976. / Katholisches Pfarrblatt: 2. 1976.
154 Vaterland: 20. 2. 1976.
155 Ammann, Max Peter 2003: Ungenutzte Chance, S. 195.

zurück

den Schweizer Stuben wurden die sechs Mittwochabende pro Jahr Pflicht und tags darauf sprach man am Arbeitsplatz darüber.[156]

Die ersten drei «Telearena»-Sendungen standen unter dem Motto «Experiment». Gerade weil die Verantwortlichen zu Beginn noch unsicher gewesen waren, ob die «Telearena» zum Thema Sterbehilfe gelingen würde, waren die zweite und die dritte «Telearena» in prinzipiell anderer Form aufgegleist worden. Man wollte drei Modelle ausprobieren.[157] Aber das Konzept hinter der «Sterbehilfe»-Sendung setzte sich durch. Es gab fortan sechs «Telearenas» pro Jahr.[158] Max Peter Ammann erinnert sich: «Man hat nach der ‹Sterbehilfe› dann sehr rasch gefunden, dass sie so ungeheuer hingehauen hat, dass es eine innovative Sendung sei, die weitergepflegt werden müsse. Man hat die anderen beiden eigentlich nur noch aus dem Blickwinkel der ersten Sendung betrachtet. Diese simple Art, die Einfachheit, die Linearität, aber auch die ganz grosse Wirkung war bei einem breiten Publikum so ungeheuer verführerisch, dass man gesagt hat, die andere Form solle man nicht mehr weiterpflegen. So haben wir uns – eigentlich mehr aus Erfolgszwang und Zeitdruck heraus entschieden – dass die ‹Sterbehilfe› die Form der TELEARENA bleibt, mindestens für die nähere Zukunft.»[159]

Es überrascht daher eigentlich nicht, dass der Auftrag für das Fernsehspiel für die vierte «Telearena» und damit die zweite im Stil der Premierensendung, wieder an Walter Matthias Diggelmann ging. Mit dem Thema Abtreibung griff die Sendung erneut ein heisses Eisen auf. Laut Vorankündigung der Presse inszenierte Diggelmann die Schwierigkeiten und Nöte eines kinderreichen Ehepaars mittleren Alters in Konfrontation mit einer erneuten, ungewollten Schwangerschaft. Bewusst lenkte Diggelmann den Fokus weg von den juristischen und medizinischen Fragen auf die persönliche und menschliche Problematik.[160] Die Sendung wurde am 29. September 1976 ausgestrahlt und intern empfand man sie als eine Steigerung gegenüber der Sendung zum Thema Sterbehilfe. Positiv gewertet wurde der Umstand, dass die Diskussion wiederholt in die Tiefe ging.[161] Ebenfalls als positiv erkannt wurde, dass es der «Telearena» gelinge, aktuelle und brisante Themen für eine breite Öffentlichkeit in engagierter und engagierender Form zugänglich zu machen.[162]

Das Medienecho auf das zweite Fernsehspiel Diggelmanns anlässlich einer «Telearena» war jedoch nicht mehr so euphorisch. Die NZZ hielt fest, dass die Sendung auch ohne Diggelmanns wenig aktuelles, untaugliches und klischeebeladenes Fernsehspiel geworden wäre, was sie geworden ist.[163] Zwar stellten einige Medien fest, dass die «Telearena» das offene Gespräch fördere, was offenbar einem Bedürfnis der Bevölkerung entspreche. Zugleich aber häuften sich die Fragen, ob denn die

156 Gysin, Nicole 2006: Qualität und Quote, S. 255.
157 Inderbitzin, Stephan 1984: Die Geschichte der Telearena, S. 13.
158 Ammann, Max Peter 2003: Ungenutzte Chance, S. 195.
159 Inderbitzin, Stephan 1984: Die Geschichte der Telearena, S. 19.
160 TeleRadio7: 9. 1976. / National-Zeitung: 29. 9. 1976.
161 Inderbitzin, Stephan 1984: Die Geschichte der Telearena, S. 21 f.
162 Ebd., S. 23.
163 Neue Zürcher Zeitung: 1. 10. 1976.

zurück

«Telearena» der geeignete Rahmen war, um die heiklen Fragen der Gegenwart zu diskutieren. Während die einen Medien in der «Telearena» ein diskussionsfeindliches Forum erkannten, empfanden andere die Diskussion als zu wenig tiefgehend. Die Kritik gipfelte in der Frage, ob es denn genüge, ein Thema einfach zu enttabuisieren, ohne eine politische Diskussion zu führen. Gerade für dieses Abbauen von Hemmungen wurde die «Telearena» andererseits gelobt.[164]

Bei allem sich offenbarenden Zwiespalt in den Reaktionen gilt es jedoch, nicht ausser Acht zu lassen, dass die «Telearena» zum Thema Abtreibung mit dem ersten Fernsehpreis der Zürcher Radiostiftung geehrt wurde.[165] In der Laudatio hiess es: «Geht man davon aus, dass das Fernsehen für das Publikum gemacht wird, so schien uns diese Sendung in besonderem Masse für das Publikum gemacht. Ich habe noch selten so direkt reden hören vor einer schweizerischen Fernsehkamera.»[166]

Dennoch häufte sich mit jeder weiteren «Telearena» die Kritik an den Machern. Vor allem dass sie in der fünften Sendung gezielt Experten einluden und dass sie in der sechsten Sendung unter dem Titel «Wer darf Schweizer werden?» eine reale Szene mit einer Einbürgerungskommission nachspielen liessen, trug ihnen nicht nur vehemente Kritik ein, sondern im zweiten Fall auch massive Proteste verschiedener Einbürgerungskommissionen. Nach der sechsten Sendung kam es darum erstmals zu einer Nachfolgesendung im Rahmen der Sendung «Fernsehstrasse 1–4». Die Grundfrage: War die sechste «Telearena»-Sendung Fiktion oder abgebogene Realität?[167] Diese Nachfolgesendung markierte den Anfang einer Häufung von Klagen und Gehässigkeiten gegen die «Telearena», die schliesslich in einer Strafanklage gipfelten.[168] Keine guten Vorzeichen für Diggelmanns nächsten «Telearena»-Beitrag zum nicht unbedingt einvernehmlich verhandelten Thema Atomkraftwerke, ausgestrahlt am 2. Februar 1977.[169]

Laut Martin Schassmann, der André Kaminski nach der dritten «Telearena» als Chefdramaturg abgelöst hatte, erreichte bei dieser siebten «Telearena» eine Fehlentwicklung ihren Höhepunkt. So habe man im Bestreben, alle möglichen Probleme abzudecken, für diese Sendung bei 150 Zuschauern insgesamt 24 Experten ins Studio eingeladen. Das hatte zur Folge, dass die Sendung die Zuschauer eher verunsicherte als aufklärte. Dementsprechend war das Echo in der Zeitung.[170]

Diggelmann war mit der Entwicklung der «Telearena» ebenfalls nicht zufrieden und protestierte. Widerwillig schrieb er ein weiteres Stück zum Thema Bankgeheimnis. Dessen Ausstrahlung war geplant für das erste Quartal 1978.[171] Diggel-

164 Inderbitzin, Stephan 1984: Die Geschichte der Telearena, S. 22 f.
165 Ebd., S. 23.
166 Ebd.
167 Ebd., S. 24 f.
168 Ebd., S. 31.
169 Hinweise, Text-, Typoskript- und Mundartvarianten zu dieser «Telearena»-Sendung sind zu finden in Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-A-3-a.
170 Inderbitzin, Stephan 1984: Die Geschichte der Telearena, S. 26 f.
171 Leserzeitung: 31. 1. 1978. / Schweizerisches Literaturarchiv: WMD-Nachlass: E-3-B-4-01-b/08.

zurück

manns Fernsehspiel wurde aber nie gesendet. Am 5. Oktober 1977 hatte er einen Brief von Thomas Hostettler erhalten, der ab Winter 1977 als Produzent und Dramaturg die Leitung der «Telearena» übernehmen sollte. «Wir nehmen ihr Anerbieten an und lassen das ‹Bankgeheimnis› sterben.»[172]

Überrascht es, dass auch diese «Fernsehgeschichte» kein Happy End nahm? Es kam zum Bruch. Offiziell soll das Stück «Bankgeheimnis», so Diggelmann, auf Eis gelegt worden sein, nachdem es Thomas Hostettler einem Bankfachmann zur Lektüre vorgelegt hatte.[173] Diggelmann war überzeugt, dass man sein Drehbuch aus politischen und persönlichen Gründen abgelehnt hatte.[174] Beim Schweizer Fernsehen wollte man von diesem Vorwurf aber nichts wissen. Diggelmanns Drehbuch sei einzig und allein aus qualitativen und nicht etwa aus politischen Gründen abgelehnt worden.[175] Erstens sei es nicht irgendein Fachmann gewesen und zweitens sei es übliche Praxis, dass man die Manuskripte Fachleuten zeige, um sicher zu sein, dass keine sachlichen und fachlichen Fehler drin seien. Es gebe, so das Fernsehen, kein Fernsehgeheimnis um das Bankgeheimnis. Niemand wolle intern eine «Telearena» zu diesem Thema verhindern.[176] «Aber die Zusammenarbeit mit Diggelmann, die dieser anfangs selber als positiv bezeichnet hat, ist vorerst gescheitert, weil wir nach vielen Diskussionen nicht mehr annehmen können, dass von ihm ein Manuskript zu erwarten ist, das unseren Bedürfnissen entspricht. Sobald er wieder auf unsere Kritik eingeht und sie verarbeitet, bin ich sofort wieder für Zusammenarbeit mit ihm.»[177] Diggelmann seinerseits kam 1978 zum gleichen Schluss wie 1971 im Anschluss an eine Debatte im Parlament: «Das Demokratieverständnis beim Fernsehen ist noch nicht einmal in Ansätzen entwickelt. Die Autoren werden hochmütig als Zulieferer und Hersteller von Spielvorlagen betrachtet.»[178]

Der Zwist des Schweizer Fernsehens mit Diggelmann blieb kein Einzelfall. Vier Jahre nach dem fulminanten Start überzeugte das Konzept «Telearena» immer weniger. Die Mischung aus Theateraufführung und grosser Diskussionsrunde (mit zwischen 55 und 270 Studiogästen) führte bei DRS zu einem «Glaubenskrieg» und «Kulturkampf». Die eine Seite, so Diggelmann, sah die Sendung nur als Mittel zum Zweck, um aktuelle Themen aufzugreifen und die Realität gewissermassen ins Studio zu schmuggeln; die andere Seite wollte genau das Gegenteil: Sie strebte einen «Kulturschmuggel» an, wollte das Theater in den Mittelpunkt und die Diskussion in dessen Dienst stellen.[179] «Aus dem Konflikt zwischen diesen Gruppen, der bis

172 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD-Nachlass: E-3-B-4-01-b/08 und E-3-B-4-01-b/09.
173 Leserzeitung: 31. 1. 1978.
174 Tat: 9. 2. 1978.
175 Ebd. / Im Literaturarchiv sind Dokumente erhalten, die nahelegen, dass man sich beim Schweizer Fernsehen mit der Qualität von Diggelmanns Stücken auseinandergesetzt hat. Schweizerisches Literaturarchiv: WMD-Nachlass: E-1-A-3-a.
176 Tages-Anzeiger: 8. 2. 1978.
177 Ebd.
178 Leserzeitung: 31. 1. 1978.
179 Gysin, Nicole 2006: Qualität und Quot, S. 258.

zurück

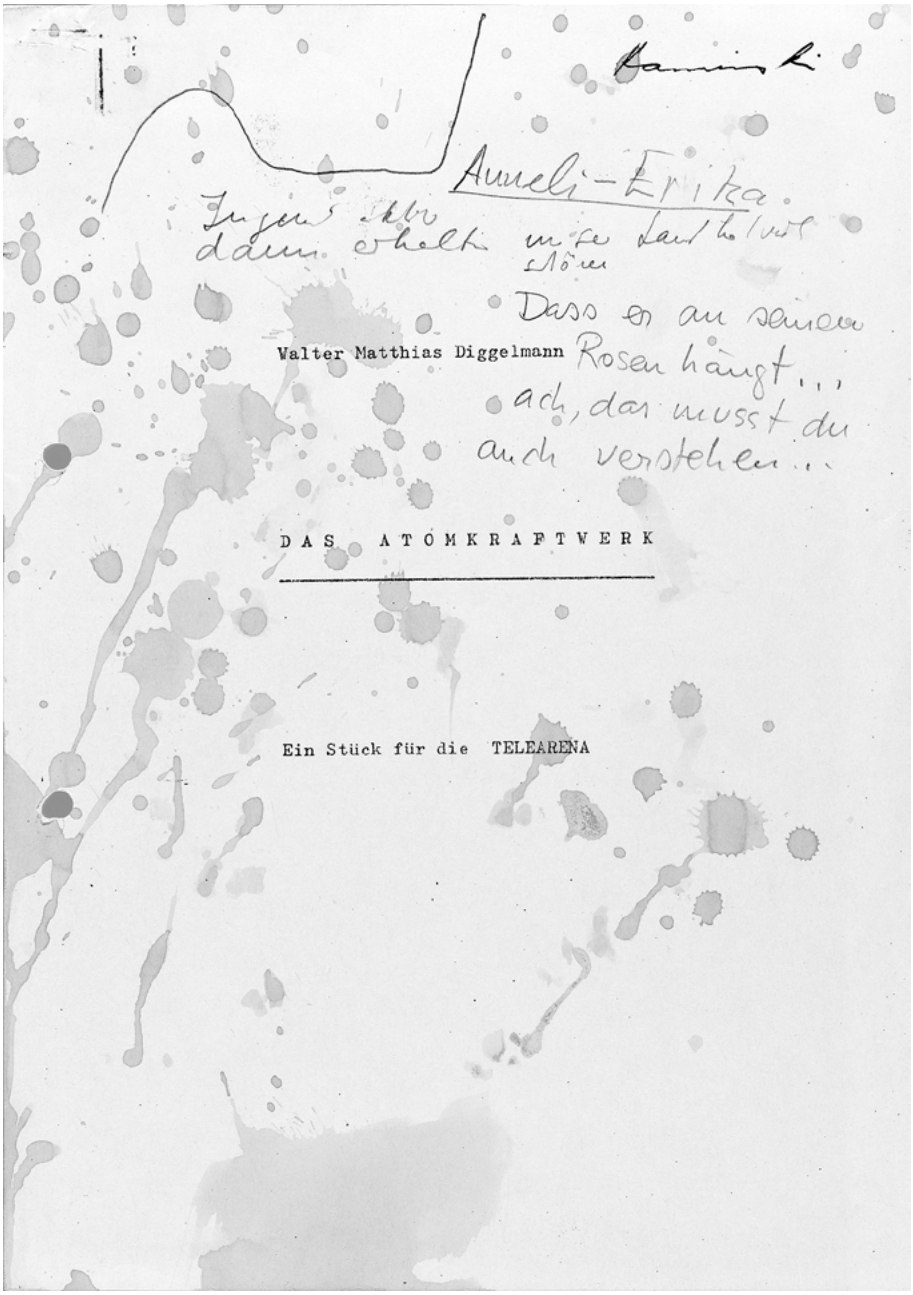


Abb. 356a-b: Deckblatt und Textauszug des Fernsehspiels «Atomkraftwerke», das Diggelmann für die Sendung «Telearena» schrieb.

zurück

-2-

Zumsteg: Aber das haben wir Ihnen doch im Brief sogar mitgeteilt, obwohl wir dazu nicht einmal verpflichtet gewesen wären.

Hermann ~~Egli~~: Die Elektrowirtschaf ~~'Konsortium Atomenergie~~ AG" sagt uns nichts. Will man da Atombomben fabrizieren ? Atombomben ? Dass Sie es nur wissen, ich bin von Jugend auf Pazifist [und Sozialist] und Sie, Sie junger Mann, Sie können ja nicht wissen, was Atombomben sind, Sie waren ja noch in den Windeln, als das mit Hiroshima und Nagasaki geschah, und glauben Sie, ich habe umsonst meine Stelle als Werkstattchef in der Motoren- und Pumpenfabrik riskiert, weil ich an den Ostermärschen gegen Atomwaffen teilgenommen habe, weil ich Flugblätter verteilt habe, und jetzt kommt Ihr, Ihr jungen Schnösel, und versaut uns alles.

Wenn er so bewusst war muss man ihm nicht den Strebergasten vornehmen um ihn zu wecken!

Zumsteg: (bleibt ruhig) ~~hat Mühe, endlich zu Wort zu kommen~~) Herr Egli, erstens einmal werden bei uns keine Atomwaffen gebaut. Sie müssten eigentlich wissen, dass gerade unser Land den Atomwaffensperrvertrag unterschrieben hat. ~~Und sicher haben gerade Mensche wie Sie entscheidend dazu XXXX beigetragen, dass wir nicht zu den kleinen Atommächten gehören.~~ Zweitens, Herr Egli, geht es einzig und allein um die friedliche Nutzung der Atomenergie, es geht um den Bau eines Atomkraftwerkes.

Hermann ~~Egli~~: So. Ein Atomkraftwerk ! Für wen ?

Zumsteg: Für uns alle.

Hermann ~~Egli~~: So ! Für uns alle ! Lächerlich. Wenn es für uns alle wäre, sehe ich nicht ein, warum da eine AG mischelt. Und überhaupt, seit vierzig Jahren habe ich [~~meinen~~] da meinen Blätz. Und vor zwei Jahren habe ich auch noch die Pflege des Blätzes von Frau Huber übernommen. Die Frau Huber hat nämlich ~~Poli~~Arthritis und kann nicht mehr. Und jetzt habe ich zwei Blätz zu besorgen. Und jetzt

zurück

hin zu Entlassungen, Hausverboten, Zwangsversetzungen und internen Klausuren führte, resultierte schliesslich die Total-Reorganisation der Abteilung Dramatik.»[180]

Die «Telearena» wurde in 22 Ausgaben, verteilt über vier Jahre, zu «einer Sendung über kontroverse (Tabu-)Themen mit aufklärerischem Charakter»,[181] wie Max Peter Ammann rückblickend festhielt. Die letzte Ausgabe wurde am 12. Dezember 1979, nur wenige Wochen nach Diggelmanns Tod, zum Thema Weihnachten ausgestrahlt. Die Nachfolgesendung hiess «Telebühne» und startete im Februar 1980. Es kam zu insgesamt 13 Folgen, bis die Bestrebungen endgültig versickerten. «Auch das Interesse des Fernsehpublikums hatte in den sechs Jahren [1976–1982] drastisch nachgelassen; während bei der TELEARENA die ‹eigentliche› Beachtung im Durchschnitt noch bei 20 Prozent Zuschaueranteil lag, war es bei der TELEBÜHNE nur mehr die Hälfte. Ganz offensichtlich fanden die Zuschauerinnen und Zuschauer in den 80er Jahren nicht mehr derart Gefallen an der Sendung wie noch Mitte der 70er Jahre.»[182] Ende 1982, nach sechs Jahren, wurde ein Schlussstrich gezogen. Die gemachten Erfahrungen flossen in ähnliche Sendeformate wie die «Arena» ein.[183]

Als Diggelmanns «Telearena»-Mitarbeit 1977 Schiffbruch erlitt und seine Zusammenarbeit mit dem Fernsehen endete, nutzte der multimedial auftretende Intellektuelle seit Jahren bereits erfolgreich andere Kommunikationskanäle. Allein von der Literatur konnte Diggelmann in der Regel nicht leben. Neben Romanen schrieb er als Kolumnist für mehrere schweizweit bekannte Zeitungen und war phasenweise auch fest angestellter Zeitungsredakteur, der Rezensionen, Artikel, Essays und Reportagen verfasste und als Gerichtsberichterstatter im Einsatz stand. Er schrieb Fernsehspiele und Drehbücher und hatte sich seit Beginn der 1970er-Jahre einen Namen als Hörspielautor gemacht.[184]

180 Ebd.
181 Ammann, Max Peter 2003: Ungenutzte Chance., S. 196.
182 Gysin, Nicole 2006: Qualität und Quote, S. 258.
183 Ammann, Max Peter 2003: Ungenutzte Chance, S. 188. / Inderbitzin, Stephan 1984: Die Geschichte der Telearena.
184 Dass Diggelmann an mehreren Fronten als Schreiberling wirkte, bestätigt auch Klara Obermüller im Interview. Gigerl, Margit 2017: Der Nachlass Walter Matthias Diggelmann, S. 9.

zurück

3.5.2 Das engagierte Hörspiel

«Vater: Mir isch eifach hüt no rätselhaft, warum du das gmacht hesch? Du hesch doch e rechti Erziehig gha, hesch dini Eltere, hesch es Dihei. Du hettisch chöne is Gymi, wenn d'würkli hettisch wele. Dass so Verschupfti und Verwahrlosti uf so Idee chömed, ja, da verstah ich ja nah – aber du Ueli? Lueg, alles wo ehr Junge mit eurer Demonsch-triererey und eurer Rebelliererey erreiched, isch das, dass ehr die Ältere gäge eu ufbringed. Ich begriif ja zur Not no, dass ehr endli emal euches Jugedhuus wänd, dass ehr under eu sie wänd, aber mer läbed doch inere Demokratie, bin eus hät doch jede Bürger d'Möglichkeit, uf legalem Wäg zu sinere Sach z'cho.

Sohn: Ah so, meinsch?

Vater: Und denn mein ich, dass das wo du dir z'schulde cho loh hesch – das isch würkli kriminell!

Mutter: Muesch ehm jetzt ned scho wider d'Levite läse – e Stund vor de Grichtsverhandlig.

Vater: Ich wett ja nur, dass er auch mich verstaht, dass er endli igseht, dass er mit sotigne Affäre eus allne nur schadt. Wie stahn ich jetzt da, zum Bischpil im Büro? Da gheissts denn no gli emal, eusereis sig da ned unschuldig. Mer luegi halt ned zu de Chind. Mer liferi die eigne Söhn, dene, eh, dene gewaltätige Revoluzzer us. Verstahsch denn das ned, Ueli? Ich wett dir ja nur hälfe. Aber ich gseh immer dütlicher, du wotsch dir ja gar ned hälfe lah. Ehr Junge meined, ehr häged de Schlüssel zum Glück i de Händ – alles Illusione. Das hend mer au mal gmeint, wo mer no jung gsi sind. Und au mer hättet vil Blödsinn ned gmacht, wenn mer uf d'Eltere gloset hettet.

Mutter: Loset es isch ziit, ich glaub mer müend jetzt gah.»[185]

Das ist ein Ausschnitt aus der Anfangsszene des Dialekthörspiels «S'Urächt vo dr Grächtigkeit», welches am 18. Februar 1970 auf DRS 1 lief. Es war das erste Originalhörspiel Walter Matthias Diggelmanns, welches im Schweizer Radio gesendet wurde. Es war eines von insgesamt sieben Diggelmann-Hörspielen, die im Schweizer Radio zwischen 1970 und 1980 gesendet wurden, und eines von zweien in Dialekt. Das andere war «De Rädelsfüerer». «S'Urächt vo dr Grächtigkeit» hatte er für die Abteilung «Folklore» des Radios DRS geschrieben.[186]

Schablonenhaft behandelt es die Ereignisse um den Globuskrawall von Ende Juni 1968. Diggelmann schilderte nicht nur einen brisanten Fall von Jugendgewalt, sondern griff aktuelle Zeitgeschichte auf. Ein 19-jähriger Kaufmann, der in der Lehre war, stand vor Gericht, da er mit brutaler Gewalt einen Polizisten niedergeknüppelt hatte. Der Täter hatte in einem Akt von Selbstjustiz gehandelt; er

185 www.srf.ch/play/radio/hoerspielarchiv-srf-1/audio/s-uraecht-vo-dr-graechtigkeit?id=747400f1-fa09-411d-ad7e-0e6462dbf44d, abgerufen am 9. 11. 2016.

186 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 205, 450–465.

war selber während des Zürcher Globuskrawalls von der Polizei misshandelt worden. Die zitierte Szene spielt sich ab, kurz bevor sich die Familie auf den Weg zur Gerichtsverhandlung macht. Im Verlauf der Verhandlung sollen neben dem Täter auch seine Eltern, ein Komplize, das Polizeiopfer und ein Anwalt zu Wort kommen. Bald zeigt sich: Was rechtens war, musste nicht zugleich gerecht sein, respektive was nicht rechtens war, musste nicht automatisch ungerecht sein. Für den heute Zurückblickenden wird die Umbruchstimmung in der Schweizer Gesellschaft 1968 anhand dieses Stücks gut greifbar, sie zeichnet ein ziemlich präzises Bild der turbulenten Zeit. Vor allem aber möchte man als Hörer an der Geschichte bleiben, die Spannung ist vom ersten Moment an vorhanden.[187]

«S'Urächt vo dr Grächtigkeit» – Regisseur des Dialektstücks war Andreas Fischer – ging mit Blick auf die thematische Stossrichtung und die inhaltlichen Grundfragen in eine ähnliche Richtung wie Friedrich Dürrenmatts Kriminalroman «Justiz». Das Hörspiel spürte der Frage nach, was Recht sei, was gerecht sei und ob die Schuld des Täters kleiner sei, wenn er selbst zuerst Opfer war. Diggelmann spielte mit dem Stück auf den unauflösbaren Widerspruch zwischen staatlicher Rechtspflege und individuellem Rechtsempfinden an. Daneben thematisierte das Hörspiel auch den sogenannten Generationenkonflikt zwischen dem bürgerlich-konservativen Establishment einerseits und der revoltierenden Jugend andererseits.[188]

Das rund 50-minütige Dialekthörspiel – es wurde am 23. November 2009 anlässlich des 30. Todestages von Walter Matthias Diggelmann erneut auf DRS 1 ausgestrahlt –[189] markierte den Beginn einer Hörspielkarriere Diggelmanns.[190] Und

187 Diggelmann, Walter Matthias an Beidler, Franz: 1. 2. 1970. / Infos zu neun Hörspielen von Walter Matthias Diggelmann sind unter anderem zu finden auf der von Berlin aus geführten Datenbank Hördat: www.hoerdat.in-berlin.de/select.php?S=0&col1=au.an&a=Diggelmann&col2=au.av&b=Walter%20Matthias, abgerufen am 7. 11. 2016.

188 www.srf.ch/play/radio/hoerspielarchiv-srf-1/audio/s-uraecht-vo-dr-graechtigkeit?id=747400f1-fa09-411d-ad7e-0e6462dbf44d, abgerufen am 9. 11. 2016.

189 www.srf.ch/play/radio/hoerspielarchiv-srf-1/audio/s-uraecht-vo-dr-graechtigkeit?id=747400f1-fa09-411d-ad7e-0e6462dbf44d, abgerufen am 9. 11. 2016.

190 Dass Walter Matthias Diggelmann Hörspiele geschrieben hat, ist bekannt und wird in praktisch jeder Zusammenfassung zu dessen Leben und Werk erwähnt. Auch in einzelnen Briefen und Stellungnahmen Diggelmanns ist immer wieder von Hörspielen die Rede. Wer aber herausfinden möchte, welche Hörspiele Diggelmann geschrieben hat, wie und warum er sie geschrieben hat, wann sie genau auf welchem Sender gesendet wurden und wie sie allenfalls innerhalb der Schweizer Hörspiel-Geschichte einzuordnen sind, ist schnell mit Schwierigkeiten konfrontiert. Das Schweizer Hörspiel ist nicht nur vergänglicher als ein Zeitungstext, es kommt hinzu, dass das Schweizer Hörspiel als Thema kaum erforscht ist. Die Radiostücke sind, wenn überhaupt, nur schwer zugänglich über das Informationsportal «Memobase» – gemünzt auf einzelne Personen, gestaltet sich die Suche noch anspruchsvoller. So gesehen war es ein Glücksfall, dass der 30. Todestag Diggelmanns in die Zeit der Erarbeitung dieser Dissertation fiel und zwei der sieben Hörspiele als Dateien zugänglich wurden. Fast die einzige Literatur zum Schweizer Hörspiel ist die Dissertation «Das Deutschschweizer Hörspiel» von Paul Weber, sie hat eigentlichen Nachschlagewerkcharakter. Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel.

zurück

es entstand gleich zu Beginn der «grossen Zeit des Schweizer Hörspiels»[191] in den 1970er- und 1980er-Jahren.

Das Originalhörspiel war und ist ein Radiokunstwerk, welches von literarischen Einflüssen geprägt ist, zugleich aber auch von anderen Radiosparten und von der Musik.[192] Das Hörspiel ist vom Hörbild, von der Hörfolge und vom Feature zu unterscheiden und wurde häufig als die einzige Kunstform bezeichnet, die der Rundfunk hervorgebracht habe.[193] Das Originalhörspiel begann sich zu Beginn der 1920er-Jahre in europäischen Ländern durchzusetzen. Mit der Entwicklung des Radios entwickelte sich auch das Hörspiel.[194]

1922 ging in Lausanne die erste öffentliche Radiosendeanlage der Schweiz «on air». Nach Sendern in London und Berlin war dies der dritte Radiosender, der in Europa den Betrieb aufnahm. Auf die Premiere in Lausanne folgte eine regelrechte Welle von Neugründungen von Radiogesellschaften und Radiosendern. 1924 wurde in Zürich, 1925 in Genf und in Bern, 1926 in Basel und 1930 in St. Gallen und in Lugano eine Radiogesellschaft gegründet.[195]

Am 24. Februar 1931 wurde die Schweizerische Rundspruchgesellschaft (SRG) als Dachorganisation ins Leben gerufen und im gleichen Jahr die Landessender Beromünster und Sottens in Betrieb genommen. 1933 kam der Sender auf dem Monte Ceneri hinzu. Zur Zeit des Zweiten Weltkrieges gehörten die Radiosender der SRG zu den meistgehörten Sendern Europas und auch das Hörspiel konnte sich hier aufgrund der besonderen politischen Situation in den 1930er- und 1940er-Jahren mehr oder weniger kontinuierlich entwickeln. 1960 wurde die Schweizerische Rundspruchgesellschaft zur Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft.[196] Zu diesem Zeitpunkt zählte das Radio schweizweit knapp eineinhalb Millionen Konzessionäre. Zehn Jahre zuvor hatte das Radio die Millionenmarke geknackt (1 036 700), 1970 würden es dann bereits 1,85 Millionen Konzessionäre sein. 1956 wurde mit Radio DRS 2 ein zweiter SRG-Radiokanal geschaffen, der vor allem Musik- und Kulturbeiträge senden sollte.[197] Mit der Einführung des Fernsehens in den mittleren 1950er-Jahren bekam das Radio und damit auch das Hörspiel, das in den 1950er- und 1960er-Jahren eine beachtliche Hörerschaft vor die Radioapparate lockte, ernsthafte Konkurrenz. Komplett verdrängt wurde es durch den Fernsehboom indes nie.[198] Aber das Radio musste kreativer werden und aktueller. Vermehrt gingen die Radiomacher hinaus «ins Feld» und sammelten O-Töne aus der Bevölkerung. Live und hautnah, lautete die Devise als Reaktion auf die Konkurrenz des Fernsehens.[199]

191 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 9.
192 Ebd., S. 13.
193 Ebd., S. 27.
194 Baldes, Ingrid; Ambroz, Alenka et al. 1987: Schweizer Hörspielautoren bei Radio DRS, S. 9.
195 Ebd., S. 35–37.
196 Baldes, Ingrid; Ambroz, Alenka et al. 1987: Schweizer Hörspielautoren bei Radio DRS, S. 13.
197 Vallotton, François 2006: Anastasie ou cassandre?, S. 39.
198 Baldes, Ingrid; Ambroz, Alenka et al. 1987: Schweizer Hörspielautoren bei Radio DRS, S. 37.
199 Vallotton, François 2006: Anastasie ou cassandre?, S. 41.

Das Radio und seine Programme hatten im Rahmen der SRG nach Artikel 13 der Konzession aus dem Jahr 1964 «die kulturellen Werte des Landes zu wahren und zu fördern» und sollten «zur geistigen, sittlichen, religiösen, staatsbürgerlichen und künstlerischen Bildung beitragen. Sie haben eine objektive, umfassende und rasche Information zu vermitteln und das Bedürfnis nach Unterhaltung zu befriedigen. Die Programme sind so zu gestalten, dass sie den Interessen des Landes dienen, die nationale Einheit und Zusammengehörigkeit stärken und die internationale Verständigung fördern.»[200]

Es hatte aber nicht nur mit der internationalen Verständigung zu tun, dass im Schweizer Radio in der Nachkriegszeit bald viele englische, amerikanische, deutsche und österreichische Hörspiele gesendet wurden. Der Konkurrenzdruck stieg und die Arbeiten aus dem Ausland übertrafen aus formaler und inhaltlicher Sicht häufig die Arbeiten, die von schweizerischen Schriftstellern vorgelegt wurden. Im Inland hingen Regisseure und Dramaturgen noch immer den Vorstellungen vom «idealen Hörspiel» aus den 1930er-Jahren nach. Mit Wettbewerben und Preisen versuchte das Radio, weitere Schriftstellerkreise für das Genre zu gewinnen.[201]

Einen grossen Aufschwung erlebte das Deutschschweizer Hörspiel zwischen 1965 und 1985,[202] Auslöser war der Zusammenschluss der Hörspielstudios in Zürich, Basel und Bern zur Abteilung «Dramatik & Feature» im Radio der Deutschen und Rätoromanischen Schweiz (DRS) Mitte der 1960er-Jahre.[203] Davor war das Hörspiel in der SRG verhältnismässig wenig beachtet worden. Zwar war die Gattung bekannt, fristete beim Schweizer Rundfunk aber ein Schattendasein.[204]

Nicht nur als Genre in der Radiowelt hatte das «Lieblingskind der Hörer» vor 1965 einen schweren Stand, auch die Schweizer Autoren begegneten ihm mit Zurückhaltung. Es erschien ihnen, urteilte Albert Rösler im SRG-Jahrbuch 1961, als eine literarisch nicht ganz stubenreine Art Zweckspielerei.[205]

Obwohl sich das Medium Rundfunk zum Teil massgeblich auf die Entwicklung von Schriftstellern ausgewirkt hat, vermisst man in biografischen Arbeiten oft einen Nachweis.[206] Was aber nichts am Umstand ändert, dass das Hörspiel bei vielen deutschsprachigen Schriftstellern seit den 1950er-Jahren zu den wichtigen Erwerbsquellen gehörte. Das war bei Diggelmann so und auch bei Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt nicht anders, sie haben sich unter anderem durch Hörspiele die Basis für die Theaterstücke geschaffen.[207] Aber nicht nur das. Für nicht wenige junge Autoren war das Hörspiel zunehmend Einstiegsmedium und das Radio damit Wegbereiter und Förderinstitution der schweizerischen Literatur.[208] «In der

200 Baldes, Ingrid; Ambroz, Alenka et al. 1987: Schweizer Hörspielautoren bei Radio DRS, S. 39.
201 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 107 f.
202 Ebd., S. 131.
203 Baldes, Ingrid; Ambroz, Alenka et al. 1987: Schweizer Hörspielautoren bei Radio DRS, S. 7, 40.
204 Ebd., S. 35.
205 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 107.
206 Viehoff, Reinhold; Hucklenbroich, Jörg 2002: Schriftsteller und Rundfunk, S. 9.
207 Schneider, Irmela 1991: «Fast alle haben vom Rundfunk gelebt.», S. 204.
208 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 21.

zurück

Förderung einheimischer Autoren und in der Pflege des Dialekthörspiels spiegelt sich bis heute die starke Ausrichtung des Programms auf spezifisch Schweizerisches.»[209] In diesem Sinne war das Hörspiel der 1950er-, 1960er- und 1970er-Jahre also durchaus karrieredienlich, aber eben nur selten ein Hauptanliegen der Autoren.[210]

Da das Hörspiel eine wichtige Erwerbsquelle war, wurde die Entlöhnung immer wieder ein Thema. Dazu Paul Weber, Hörspielforscher: «Wer in der Schweiz ein Hörspiel schrieb, musste die Ehre, vor so zahlreichem Publikum auftreten zu dürfen, als einen Teil des Lohnes betrachten.»[211] Eine Anpassung der Honorare, die das Radio den Schweizer Hörspielautoren auszahlte, wurde immer wieder in der Öffentlichkeit diskutiert.[212] Weil sie aber bis in die 1960er-Jahre ausblieb, erlebten nicht wenige Schriftsteller ihre Karriere als Hörspielautoren im nahen Ausland. Die Originalhörspiele von Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt und Walter Oberer, um drei Beispiele zu nennen, wurden Mitte der 1950er-Jahre von deutschen Sendern urgesendet – zum Teil waren es Auftragsarbeiten. Von 85 ausländischen Hörspielen, die 1955 und 1956 von deutschen Sendern ausgestrahlt wurden, stammten 30 von Schweizer Autoren.[213]

Nach 1960 begann sich das Blatt zu wenden. Es gab, um eine zeitgenössische Betrachtung aufzunehmen, keine Radioprobleme mehr, die nicht auf irgendeine Weise mit dem Fernsehen verknüpft waren. Vom Umstand, dass sich das öffentliche Interesse und die Kritik zum Fernsehen hin verlagert hatten, konnte das Radio und somit auch das Hörspiel profitieren. Radio DRS wurde neu organisiert, unter anderem entstand eine Abteilung «Dramatik». Diese würde Hörspiele, Hörfolgen, experimentelle Varianten dieser beiden Formen und Theatersendungen produzieren und programmieren. Tätig sein wollte sie auf dem gesamten Gebiet der deutschsprachigen Schweiz mit Produktionsstudios in Basel, Bern und Zürich.[214] «Nach fast zwei Jahren des Übergangs und der Vorbereitung trat am 3. 1. 1966 die neue Programmordnung in Kraft, und mit ihr brach eine neue Radio-Ära an, die sich auf die Entwicklung des Hörspiels nachhaltig auswirkte.»[215]

Gesendet wurde auf zwei Sendern, DRS 1 und DRS 2. DRS 1 galt als Mehrheitsprogramm, DRS 2 als Kultur- und Bildungsprogramm. Fortan wurde auf die bewusste Platzierung der Hörspiele im ersten oder zweiten Programm viel Wert gelegt. Der Hörer sollte wissen, was ihn an Sendungen auf welchem Sender erwartete. Die auf DRS 1 gesendeten Hörspiele wurden als sogenannte Gebrauchshörspiele mit einfachem Aufbau und leicht fassbarem Inhalt bezeichnet, an die auf DRS 2 gesendeten Hörspiele wurden dagegen literarische Ansprüche gestellt. Hier

209 Ebd., S. 22.
210 Saxer, Ulrich 1987: Vorwort, S. 4.
211 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 191.
212 Ebd., S. 107.
213 Ebd., S. 111.
214 Ebd., S. 138.
215 Ebd., S. 136.

zurück

sollte eine literarische Gattung gepflegt, das Hörspiel als Kunstform betrachtet werden.[216] Auf lange Frist erfüllte sich somit die Hoffnung Diggelmanns, dass sich das Hörspiel unter den neuen Umständen und trotz der Konkurrenz des Fernsehens zu etwas künstlerisch Exklusivem entwickeln und ein exklusives Publikum anziehen würde.[217]

Mit dem Neuanfang wurden die Bemühungen um einheimische Hörspielautoren beim Radio intensiviert, sodass 1971 der Leiter der Abteilung «Dramatik» konstatieren konnte, dass es gelungen war, eine ansehnliche Gruppe junger Schweizer Hörspielautoren heranzubilden.[218] Originalhörspiele von Deutschschweizer Autoren stellten nach 1965 einen besonders sorgsam geförderten Teil innerhalb des breit gefächerten Programms radiophon gestalteter akustischer Literatur dar.[219] Davon profitierte auch Diggelmann.

Seine ersten Gehversuche beim Radio machte Diggelmann in den 1950er-Jahren. Ab 1949 arbeitete er als freier Mitarbeiter für das Radio-Studio Zürich. Am 1. Mai 1957 begann Diggelmann seine feste Mitarbeit im Ressort «Hörfolge» der SRG und im Feuilleton des Radio-Studios Zürich und des Landessenders Beromünster.[220] Bis 1958 war er dort als Hörfolgenautor und Dramaturg tätig.[221] Bei Radio Zürich war er nach eigener Aussage persönlicher Assistent des Leiters der Abteilung «Wort» und zeichnete für die Hörspiele bei Radio Zürich verantwortlich.[222] Wahrscheinlich in einer dieser Funktionen hat Diggelmann nach eigenen Angaben sechzehn Dokumentarhörfolgen, zehn Plattenplaudereien, vier bunte Abendsendungen und zwölf weitere Stücke mitentwickelt.[223] Später nannte er diese Produktionen auch «Features»; ob es eigene oder Stücke anderer Autoren waren, die er lediglich bearbeitet hat, muss offenbleiben.[224]

Bei der SRG blieb er bis Oktober 1958, dann kam es zum Eklat zwischen ihm und der Direktion. Wahrscheinlich in diese Zeit fällt ein negatives Erlebnis, welches Diggelmann im Zusammenhang mit seinem Hörspielerstling bei Radio Basel hatte. Es handelt sich um ein «Zirkus-Drama», welches nicht ausgestrahlt wurde.[225] Der Grund dafür? Nach Angaben des Autors war der Text abgelehnt worden, weil er allzu deutlich auf die ökonomische Krise des Zirkus «Pilatus» und auf dessen Konkurrenzverhältnis zum Circus Knie hinwies. Diggelmann zitierte ein Gutachten, das festhielt, dass Diggelmanns Hörspieltext die Zirkuswelt nicht nur von der schwärmerischen, sondern auch von der hundsgemein geschäftlichen Seite

216 Ebd., S. 142.
217 Ebd., S. 112.
218 Ebd., S. 146.
219 Ebd., S. 157.
220 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: B-4-08-f. / Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 95.
221 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 95.
222 National-Zeitung: 23. 9. 1972.
223 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-2-c-2/03.
224 Tages-Anzeiger: 13. 3. 1964.
225 Ebd.

zurück

her zeigte. Damit stehe das Hörspiel aber in krassem Gegensatz zum schweizerischen Zirkuswesen und zu allem, was sich der Zuhörer von einem Hörspiel zum Thema Zirkus erhoffte. Darum bezeichnete der Lektor das Stück, bei aller dramaturgischen Equilibristik als nicht geeignet für einen schweizerischen Radiosender. Diggelmann solle es doch bei einem deutschen Sender versuchen. Er tat es nicht – vorläufig.[226]

Am 13. März 1964 erschien im «Tages-Anzeiger» ein Artikel Diggelmanns zum Thema Hörspiel. Ein paar Monate zuvor hatte er für den Südwestfunk in Baden-Baden das Hörspiel «Sandra» geschrieben, welches Motive aus seinem Roman «Geschichten um Abel» wiederaufnahm. Wahrscheinlich hatte er dem Stück zuerst den Arbeitstitel «Erfahrungen mit Geschichten» gegeben.[227]

Er sei nun also doch noch unter die Hörspielautoren geraten, liess Diggelmann im «Tages-Anzeiger» verlauten. Am glattesten kämen immer noch allgemein-menschliche Stoffe durch. Man müsse sich als Hörspielautor aber Gedanken machen über das Publikum. Am besten, so Diggelmann ironisch, man orientiere sich am gerade gültigen Tabuindex. Wer ein Hörspiel über Themen wie Mischehe oder korrupte Parlamentarier, Offiziere und Polizeikommandanten schreiben wolle, dem stelle er keine gute Prognose. Jemand habe ihm einmal geraten, nur so zu schreiben, wie es der Hörer erwarte. Gleichzeitig sprach Diggelmann vom künstlerischen Unbehagen, das ihn ergreife beim Schreiben eines Hörspiels. Man produziere zwar Hörspiele, wenn man Geld nötig habe, aber es werde einem nicht wohl dabei. Man kenne das Publikum nicht, müsse sich deshalb den bestehenden Tabus fügen. Komme hinzu, dass das Hörspiel, anders als Bücher, flüchtig und vergänglich sei.[228]

Dass Diggelmann anfing, regelmässig Hörspiele zu schreiben, hatte sicher mit dem Umstand zu tun, dass er auf Einkommen angewiesen war. Wenn man auch mit Hörspielen nicht reich werden konnte, waren sie eine Einnahmequelle und Diggelmann hatte eine Familie zu ernähren. Immerhin hatte die rasche Entwicklung des Fernsehens und der damit gestiegene Gesamtbedarf an dramatischen Texten Anfang der 1960er-Jahre zumindest in Deutschland einen sprunghaften Anstieg der Honorare zur Folge. Bekanntere Autoren konnten danach von ihren Arbeiten für elektronische Medien leben. Diggelmann wurden nach eigenen Angaben 1962 beim deutschen Südwestfunk für ein «einigermassen gelungenes» Originalhörspiel, vermutlich das Stück «Sandra», 3600 bis 4000 DM geboten.[229]

Der ökonomische Aspekt war wichtig, aber Geld allein machte für Diggelmann den Reiz des Hörspiels noch nicht aus. Besonders fasziniert hat ihn, dass beim Hörspiel, so vergänglich es war, jedes Wort und jeder Satz Gewicht hatte.[230] Dieses Merkmal erklärt auch, warum das Hörspiel von der Medienforschung

226 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 111.
227 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: C-2-c-2/03.
228 Tages-Anzeiger: 13. 3. 1964. / Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 95.
229 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 111.
230 National-Zeitung: 23. 9. 1972.

auch schon als «Radiokunstwerk»[231] bezeichnet worden ist, das identitätsstiftende Funktion haben könne. Innerhalb des Medienkomplexes kam dem Hörspiel als variantenreichem und flexiblem Genre bezüglich kultureller Orientierungsleistung eine nicht zu unterschätzende Rolle zu.[232] «Das Buch ist eben doch ein einsames Medium. Das Hörspiel ist irgendwie sinnlicher. Man kann es hören, sozusagen anfassen», hat Schriftsteller und Hörspielautor Hansjörg Schertenleib einmal gesagt.[233] Zudem wird mit einem Hörspiel eine grosse Zahl von Menschen angesprochen. Im Gegensatz zum Theater ist das Hörspiel nicht einem exklusiven Publikum vorbehalten, es kann «allgemeine Betroffenheit artikulieren. Es kann alltägliche Probleme aufnehmen, es kann Ereignisse zeigen, die jedem zustossen können; es kann aufmerksam machen, belehren, unterhalten. Aufgabe des Hörspiels kann es sein, Informationen nachzugehen, aktuelle und allgemein menschliche Themen zu vertiefen, sei es in einer Spielhandlung oder in halbdokumentarischer Form. Hörspiel kann eine Möglichkeit sein, etwas zu erfahren über unbekannte Kulturmuster im eigenen Land oder ausserhalb der Grenzen»[234] – Hörspiel als Kulturgeschichte.

Nach «S'Urächt vo dr Grächtigkeit» im Februar 1970 war mit «Sie kennen unsere Methode nicht» am 24. April 1971 das zweite Hörspiel Diggelmanns im Schweizer Radio zu hören. Am 26. April wurde es wiederholt.[235] Das Stück war offenbar bereits 1966 geschrieben worden,[236] dauert 53 Minuten und wurde unter der Regie von Walter Baumgartner produziert.[237] Anders als «S'Urächt vo dr Grächtigkeit», das Jugendliche und ihr Verhältnis zur und ihr Bild von der Gesellschaft im Fokus hatte, war «Sie kennen unsere Methode nicht» eine Art Kriminalhörspiel. Es wurde Mitte der 1970er-Jahre für so exemplarisch gehalten, dass es zusammen mit einem Dutzend anderer Produktionen in die Kassettenedition der TR-Verlagsunion, einer Tochtergesellschaft des Südwestrundfunks, aufgenommen wurde.[238]

Für «Sie kennen unsere Methode nicht» konnte Diggelmann auf seine Erfahrung als akkreditierter Gerichtsberichterstatter und seine journalistischen Recherchen zur Tätigkeit von Kriminalpolizei und Untersuchungsbehörden zurückgreifen.[239]

Worum geht es im Stück? «Morf, Polizeisoldat mit Hang zu höheren Aufgaben, meldet der Staatsanwaltschaft das Geständnis des Frauenmörders Ihringer. Er selbst habe aus Ihringer, der bislang die Tat verstockt geleugnet hatte, das Ge-

231 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 13.
232 Saxer, Ulrich 1987: Vorwort, S. 2 f.
233 Baldes, Ingrid; Ambroz, Alenka et al. 1987: Schweizer Hörspielautoren bei Radio DRS, S. 7.
234 Ebd., S. 13.
235 Zürcher AZ: 3. 5. 1971.
236 National-Zeitung: 23. 9. 1972.
237 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 452. / Mit einem Jahr Verzögerung wurde das Hörspiel auch im Südwestfunk ausgestrahlt. / Infos zu finden auf Hördat: www.hoerdat.in-berlin.de/select.php?S=0&col1=au.an&a=Diggelmann&col2=au.av&b=Walter%20Matthias, abgerufen am 7. 11. 2016.
238 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 205.
239 Ebd.

ständnis herausgeholt, und zwar mit Hilfe seiner in Heimarbeit erlernten ‹amerikanischen› Verhörmethode. Der Staatsanwalt ist mißtrauisch. Morf muß über den Verlauf des Verhörs genau berichten, er wird selbst einem Verhör unterzogen. Wie ist es ihm, dem subalternen Beamten ohne Kompetenzen, gelungen, Einblick in die Akten zu nehmen? Wie konnte er als Unbefugter die Zelle des Häftlings betreten? Welches besondere Interesse konnte er am Geständnis des vermeintlichen Mörders haben? Übrig bleiben zwei Tote und zwei Geständnisse, vor allem aber auch das Mißtrauen gegen Verhörmethoden, die auf den psychischen Zusammenbruch des Verhörten hinarbeiten.»[240]

Obwohl das Hörspiel von Diggelmann als «Psycho-Krimi» bezeichnet wurde, unterscheidet sich das Stück aufgrund seines Parabelcharakters klar von den Standardvertretern des Genres Kriminalhörspiel. Auch die Struktur des Hörspiels ist anders. Während Kriminalhörspiele sonst chronologisch aufgebaut sind und sich auf Schauplatzblenden beschränken, bediente sich Diggelmann der Zeitblende. Ein Mittel, dessen sich in den 1950er-Jahren bereits Autoren wie Heinrich Böll, Alfred Andersch, Günter Eich und Ingeborg Bachmann bedient hatten.[241]

Diggelmanns Hörspiel hat zwei Kriminalfälle zum Gegenstand: zum einen den eigentliche Mord an Ihringers Freundin, zum anderen den «psychologisch verübten Mord» an Ihringer durch den Polizisten Morf, verursacht durch die Befragung Morfs, welcher dabei aufs Ganze geht. Der unschuldige Ihringer bekennt sich schuldig und begeht tags darauf Selbstmord. Beide Morde werden im Hörspiel nicht gesühnt und das war unüblich für ein Kriminalhörspiel. Das Rechtsempfinden des Hörers bleibt betroffen zurück. Das Stück ist ein Kriminalhörspiel mit kritischer Moral, wie Diggelmann einmal selbst sagte. Das Wort «Mord» war nicht wörtlich zu nehmen, sollte als symbolischer Akt verstanden werden.[242] Dazu Paul Weber: «Der moderne Sozio-Krimi interessiert sich für die sozialen Ursachen von Kriminalität, die im Scheitern des Traums vom sozialen Aufstieg, von Glück und Erfolg erkannt werden. Diggelmann zeigt einen Polizisten, der um jeden Preis, auch mit moralisch verwerflichen, wenn nicht gar kriminellen Methoden seine Karriere zu beschleunigen sucht. […] Es scheint, als habe Diggelmann in diesem Hörspiel zwei negative Möglichkeiten des Verlaufs seiner eigenen Biographie durchgespielt, die er selbst in dieser Konsequenz nicht realisiert hat: die seiner jungen Jahre und die seines schriftstellerischen und damit gesellschaftlichen Erfolgs ab etwa 1960. ‹Sie kennen unsere Methoden nicht› bietet, wie auch andere Werke Diggelmanns verschiedene Versionen derselben Geschichte, die sich dadurch auszeichnen, dass es in diesem Fall zwei extreme, gegensätzliche Versionen sind, die das Thema des gesellschaftlichen Aufstiegs bzw. Scheiterns modell-

240 Infos zu diesem Hörspiel sind unter anderem zu finden in der Datenbank Hördat: www.hoerdat.in-berlin.de/select.php?S=0&col1=au.an&a=Diggelmann&col2=au.av&b=Walter%20Matthias, abgerufen am 7. 11. 2016. / Für weitere Details zum Stück siehe Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 205–209.

241 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 206.

242 Ebd., S. 207.

haft gestalten. Diggelmann zieht nicht nur in Zweifel, ob das Scheitern sozialer Aspirationen in die Kriminalität führen müsse, sondern er sieht in diesem Hörspiel das Streben des sozial Erfolgreichen nach mehr Macht und Prestige als Triebkraft kriminellen Handelns. […] Diggelmanns Hörspiel bietet weniger kultivierte als kritische, zur kritischen Reflexion anregende Unterhaltung.»[243] Diggelmann ging es nicht primär um die Kriminalgeschichte seines Hörspiels, sondern um die kritische Moral seiner Geschichte.[244] «Seiner äusseren Form und Stillage nach war das Hörspiel durchaus für das erste Programm geeignet, im Hinblick auf seinen Gehalt und auf die Ansprüche, die es an das Urteilsvermögen der Hörer stellte, hätte es ebensogut im zweiten Programm platziert werden können. […] ‹Sie kennen unsere Methoden nicht› markiert also im Bereich des Kriminalgenres den Übergang zwischen den qualitativen Niveaus des ersten und zweiten Programms zu Beginn der siebziger Jahre.»[245]

Es war kein Zufall, dass Diggelmann in einer Stückkritik der «Zürcher AZ» als engagierter Schriftsteller anerkannt wurde als einer, der unentwegt den Kampf gegen Unwahrhaftigkeit, Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit führe. Es gehe ihm mit dem Stück, so die «Zürcher AZ», um die Stärkung der Selbstachtung, um die Wahrung der Würde und um das Recht der entwürdigten und entrechteten, erniedrigten und gedemütigten Mitmenschen. In diesem Hörspiel, das sich mit Folterungs- und Verhörmethoden auseinandersetze, greife Diggelmann auf seine Erfahrung als Gerichtsberichterstatter zurück und stelle dar, wie ein Polizist einen vorerst Unschuldigen schliesslich zum geständigen Mörder mache.[246] Aber Diggelmann erntete nicht nur Lob für «Sie kennen unsere Methoden nicht». Ein Kritiker fand zwar das Grundmodell lobenswert, bedauerte aber, dass Diggelmann es einfach nicht lassen könne, in einer solchen Situation politisch-polemische und gesellschaftskritische Aussagen einzubauen.[247]

«Das bist du und das bin ich. Wer bist du, und wer bin ich selbst? Weshalb erscheinst du mir mitunter merkwürdig entfremdet, und weshalb komme ich mir selbst gelegentlich so befremdlich vor?»[248] Am 9. September 1972 wurde Diggelmanns Hörspiel «Die Fremden» auf Schweizer Radio DRS 1 gesendet. Für das 46-minütige Stück zeichnet Regisseur Hans Jedlitschka verantwortlich.[249] Das Hörspiel handelt von Menschen, die akzeptiert werden wollen, und darunter leiden, wie Fremde unter Fremden zu leben. Diggelmann skizziere, so die Rezension, das Problem der Vereinzelung, der Entfremdung, der Isolation just an dem Modell, das gemeinhin als Synonym für Geborgenheit, Vertrautsein, Sicherheit gelte: am Beispiel der Familie. Sie werde dabei zum Modell für die «vaterlose Gesell-

243 Ebd., S. 208 f.
244 Ebd., S. 296.
245 Ebd.
246 Zürcher AZ: 3. 5. 1971.
247 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 209.
248 Zürcher AZ: 13. 9. 1972.
249 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 454.

zurück

schaft» und die individuelle Suche nach der eigenen Identität. Obwohl Diggelmann behauptete, dies sei kein politisches Hörspiel, war er zu diesem Stück sehr wohl durch Politik angeregt worden, durch die seit Jahren bestehende Überfremdungspolitik.[250]

Im September 1973 wurde Diggelmann zu seinem neuen Hörspiel «Nicht der einzige …», welches sich mit Alkoholmissbrauch beschäftigt, interviewt. «Ich habe mich eigentlich zu jeder Zeit mit dem Problem des Alkoholismus beschäftigt, nicht zuletzt auch deshalb, weil es bis zu einem gewissen Grad immer auch mein eigenes Problem gewesen ist. […] Alkoholgenuss führte zu Euphorien und lenkte von unseren Problemen und Konflikten ab, und schliesslich wurde Alkohol so sehr zur Gewohnheit, dass ich mir jahrelang nicht bewusst war, wie sehr ich bereits vom Alkohol abhängig war. Die ersten Warnzeichen vermittelte mir mein Körper erst Mitte meiner Vierzigerjahre, als ich an Kreislaufstörungen, Verdauungsschwierigkeiten, Schlaflosigkeit und Depressionen zu leiden begann. Eine eingehende Untersuchung durch zuständige Fachärzte führte dann zur eindeutigen Diagnose: Alkoholmissbrauch.»[251] Andernorts wurde festgehalten, dass aus dem Stück, das sich wahrscheinlich an Bertolt Brechts Theatertheorie der «grossen Pädagogik» orientiere, klar die antibürgerliche, antiautoritäre und marxistische Einstellung Diggelmanns hervortrete, welcher darum mit allen Lastern der Gesellschaft abrechne.[252] «Nicht der einzige …» wurde am 2. September 1973 auf DRS 2 ausgestrahlt, war 52 Minuten lang und stand unter der Regie von Hans Jedlitschka.[253]

1972 hat Diggelmann das Stück «De Rädelsfüerer» geschrieben, das als Mundarthörspiel in drei Teilen im Oktober 1974 auf DRS 1 ausgestrahlt wurde. Das von Hans Gaugler produzierte Stück behandelt die Aktivitäten der Aktionsgruppe «Heimkampagne» und die Problematik der sogenannten Zöglinge in Arbeitserziehungsanstalten in der Schweiz.[254]

1975 machte Diggelmann die Emanzipation der Frau zum Thema eines seiner Hörspiele. «Wenn Träume wahr werden» wurde von Mario Hindermann produziert und am 6. Juni 1975 auf DRS 2 ausgestrahlt.[255] Im selben Jahr hatten sich Esther Vilar, Autorin der Streitschrift «Der dressierte Mann», und Alice Schwarzer, Ikone der Frauenbewegung, ein epochales Fernsehduell geliefert. Unter der Regie von Mario Hindermann reagierte Diggelmann auf dieses TV-Duell mit einem Hörspielduell. Bei Diggelmann aber ist es das Duell zweier Männer, die sich dagegen wehren, immer die Rolle des starken Mannes spielen zu müssen, sei es nun

250 TV-Radio-Zeitung: 3. 9. 1972.
251 Ebd.: 2. 9. 1973.
252 Zürcher AZ: 5. 9. 1973.
253 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 456.
254 National-Zeitung: 23. 9. 1972. / Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 457.
255 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 458.

zurück

in Beruf oder Gesellschaft.[256] Sie wollen nicht mehr den Helden spielen und trotzdem nicht als Versager gelten, als Ausweg blieb nur Mord.[257]

Das letzte heisse Eisen griff Diggelmann mit seinem Stück «Ein Mann möchte einen Mann kennenlernen» auf. Das von Hans Jedlitschka produzierte, 51-minütige Stück beschäftigt sich mit Homosexualität und wurde am 24. Mai 1977 auf DRS 1 ausgestrahlt.[258] Nach Diggelmanns Tod erschien noch ein weiteres Hörspiel des engagierten Autors. Es hiess «Einige letzte Worte des grossen Mainardi in der Nacht seines Sterbens», wurde von Franziskus Abgottspon produziert und am 12. April 1980 auf DRS 2 ausgestrahlt .[259]

256 www.srf.ch/play/radio/hoerspielarchiv-srf-1/audio/wenn-traeume-wahr-werden?id=64feb8ec-8036-49aa-9c8e-e06521e36266, abgerufen am 9. 11. 2016.

257 Infos zu diesem Hörspiel sind unter anderem zu finden in der Datenbank Hördat: www.hoerdat.in-berlin.de/select.php?S=0&col1=au.an&a=Diggelmann&col2=au.av&b=Walter%20Matthias, abgerufen am 7. 11. 2016.

258 Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel, S. 461.

259 Ebd., S. 465.

zurück

4 Wissenschaftliche Einbettung

Die vorliegende Arbeit ist einer «offenen Zeitgeschichtsschreibung»[1] zuzuordnen und ermöglicht so, von der immer gleichen Person ausgehend, den Blick auf eine Vielzahl von Aspekten zu werfen. Ihr zentrales Anliegen war es, herauszuarbeiten, in welche Öffentlichkeit Walter Matthias Diggelmann als Intellektueller wann wie mit welchen Strategien und Interventionen eintrat, wie er sich in dieser Öffentlichkeit schlug und in welchen intellektuellen Mikrokosmen und Netzwerken er zu verorten ist. Diese Arbeit nähert sich über eine öffentlich-intellektuelle Biografie den 1960er- und 1970er-Jahren in der Schweiz. Im Ergebnis sollte dieser Ansatz ein «intellektuelles Porträt»[2] Diggelmanns ermöglichen. Dabei ging es in einem ersten Schritt darum, zu klären, wer Diggelmann war. In Anlehnung an Peter Rüedis Dürrenmatt-Biografie ging es zunächst darum, eine «Ahnung vom Ganzen»[3] zu bekommen, und dann von Diggelmann und seinen Debatten ausgehend die öffentliche (Debatten-)Kultur in der Schweiz zwischen 1960 und 1980 zu umkreisen. Diese Arbeit leistet einerseits einen Beitrag zur Literatur-, Presse-, Politik- und Sozialgeschichte der Schweiz jener Jahrzehnte, andererseits deckt sie zentrale Muster hinter Vorgängen jener Zeit auf.

4.1 Theorie und Methode

4.1.1 Der Intellektuelle als theoretische Kategorie

Die Arbeit möchte einen Beitrag zur Intellektuellengeschichte leisten. Die Intellektuellengeschichte wurde in den späten 1980er-Jahren hauptsächlich von Jean-François Sirinelli in Frankreich als historische Spezialdisziplin lanciert und vorangetrieben. Er hat die mittlerweile als autonome Disziplin etablierte Richtung innerhalb der Geschichtswissenschaften aus dem «angle mort de la recherche»[4] herausgelöst und damit eine Chance geschaffen, politische, soziale und kulturelle Geschichte in kombinierter und vergleichender Weise zu betrachten. Sirinelli verweist von Beginn weg auf das heikle Unterfangen der «histoire des intellectuels», nämlich unterschiedliche Epochen miteinander zu vergleichen, und mahnt daher, die zur wissenschaftlichen Arbeit notwendige Ausgangsdefinition nicht zu eng zu stecken.[5]

Die zentrale Schwierigkeit liegt im zweigliedrigen Charakter der Intellektuellengeschichte. Zum einen versucht diese, den Intellektuellen einer jeweiligen Epo-

1 Mattioli, Aram 1995: Die intellektuelle Rechte und die Krise, S. 20.
2 Raulff, Ulrich 1995: Ein Historiker im 20. Jahrhundert, S. 12.
3 Rüedi, Peter 2011: Dürrenmatt.
4 Sirinelli, Jean-François 1988: Les intellectuels, S. 201.
5 Ebd., S. 211.

zurück

che zu definieren, mit dem Ziel, ein Raster unterschiedlicher Intellektuellentypen und ihrer Eigenschaften herauszuschälen. Daneben ist die Disziplin aber selbst permanent Teil, gar Auslöser von intellektuellen Debatten zur Rolle und Aufgabe der historischen Fachrichtung. Die Disziplin befasst sich mit der Geschichte der Intellektuellen, mit deren Traditionen und Eigenschaften und erweitert dadurch den Fächer der möglichen Intellektuellentypen in einer Gesellschaft. Die Frage, was ein Intellektueller sei, wird somit immer wieder aufs Neue gestellt. Eine abschliessende Definition des Intellektuellen ist nie möglich. Daniel Morat hat in Bezug auf diesen Umstand festgehalten, dass der Intellektuellenbegriff mit einer «latenten Selbstreferenzialität»[6] behaftet sei. Die Bestimmung des Intellektuellen sei immer auch eine Selbstbestimmung gewesen, Intellektuellengeschichte müsse «folglich immer auch eine Geschichte des Redens über Intellektuelle sein».[7] Oder, um es mit den Worten Georg Jägers zu sagen, wer über Intellektuelle forscht, muss sich bewusst sein, «dass die Definition des Intellektuellen die Diskussion um seine Definition ist».[8] Wenn also in der vorliegenden Arbeit unkompliziert von den Intellektuellen die Rede ist, dann im Bewusstsein, dass man über die Definition des Intellektuellen immer wieder streiten könnte.

Eindrücklich und nachvollziehbar dargelegt hat diesen zweigliedrigen Charakter der Intellektuellengeschichte Dietz Bering, der sich entschieden dagegen wehrt, sich zuerst einen modernen, heutigen Intellektuellenbegriff zurechtzulegen und diesen dann als Massstab zur Untersuchung des gleichen Phänomens zu verwenden. Als Halteseil durch die zerklüftete Geschichte des Intellektuellen hat er darum ein Hieb-, Stich- und Gegenschlagwortregister zusammengetragen, welches erlaubt, sich der Geschichte der Intellektuellen epochenspezifisch zuzuwenden. Verankert ist dieser Ansatz in einer kultur-, mentalitäts- und diskurshistorisch orientierten Sprach- und Bewusstseinsgeschichte, die versucht das Ringen um die semantische Bestimmung des Begriffs «Intellektueller» als Teil eines gesellschaftlichen Kampfes nachzuzeichnen.[9] Durch das Studium des Intellektuellen lässt sich immer auch etwas über die kollektiven Wertvorstellungen und Sinnstiftungsschemata einer Gesellschaft in Erfahrung bringen.[10]

Die Herausforderung einer ständig im Prozess befindlichen Disziplin birgt jedoch auch Chancen. Einmal etablierte Begriffe können als Schablonen herangezogen werden, um den Untersuchungsgegenstand zu konterkarieren. Der in marxistischer Tradition stehende Antonio Gramsci hat seine Untersuchung zu den Intellektuellen zwar aus dem spezifischen Fall der süditalienischen Situation der Intellektuellen der 1930er-Jahre herausgearbeitet, die Kategorien und Begriffe aber, die er im Verlauf seiner Abhandlung entwickelt – sei es nun der Typus des «organischen Intellektuellen» oder der des «traditionellen Intellektuellen» –, kön-

6 Morat, Daniel 2011: Intellektuelle und Intellektuellengeschichte, S. 3.
7 Ebd.
8 Jäger, Georg 2000: Der Schriftsteller als Intellektueller, S. 1.
9 Bering, Dietz 2010: Die Epoche der Intellektuellen 1898–2001, S. 18–22.
10 Morat, Daniel 2011: Intellektuelle und Intellektuellengeschichte, S. 8.

zurück

nen losgelöst vom Untersuchungsgegenstand als Arbeitswerkzeug für neue Fallbeispiele herangezogen werden. Während also die Intellektuellen und die Historiker in ihren Betrachtungen zur Geschichte des Intellektuellen die Ablösung des einen Typus, zum Beispiel jenes des «universellen Intellektuellen» im Sinne Jean-Paul Sartres, durch einen neuen Typus, zum Beispiel jenen des «spezifischen Intellektuellen» nach Michel Foucault, ausriefen, gewann die Wissenschaft als Disziplin neue Begriffe und erweiterte ihr Korpus um Schablonen und Muster, welche die Analysechancen einer ganz neuen, davon unabhängigen intellektuellen Situation erweitern können. Von *dem* Intellektuellen schlechthin gelangte die junge Disziplin so über die Jahrzehnte zu den unterschiedlichsten Varianten von Intellektuellentypen und mit jeder im Zeichen der «histoire intellectuelle» stehenden Forschungsarbeit damit in eine Situation, die sich Jean-François Sirinelli schon in den 1980er-Jahren herbeigewünscht hatte. Nebst der Klärung des Begriffs des Intellektuellen und seiner epochenabhängigen Bedeutung, hielt Sirinelli damals fest, sollte es der Intellektuellengeschichte ähnlich wie der Archäologie um den Aufbau eines Inventars gehen. Erst so und vor allem über den vergleichenden Ansatz werde die polymorphe Struktur der intellektuellen Milieus und Netzwerke ersichtlich.[11] Ziel eines solchen Vorgehens sind die Herausarbeitung der Netzwerke, welche den intellektuellen Mikrokosmos strukturieren, die Definition des Charakters des «microclimat»[12] und letztlich eine Typologie-, Diskurs- und Ideengeschichte der Intellektuellen.[13] Mit Abstand am besten gelungen ist die Erstellung eines solchen Inventars Dietz Bering in seinem Buch «Die Epoche der Intellektuellen».[14]

Wer dieses Inventar im Detail betrachtet, erkennt, dass sich zur Beurteilung der Intellektuellen und ihrer Situation mittlerweile eine grosse Zahl von Kategorien anbietet. Gleichzeitig bestätigt sich im Kern, was Edward Said festgehalten hatte, nämlich dass Intellektuelle während kritischer Ereignisse eine entscheidende Rolle einnehmen. «Es hat keine grössere Revolution in der modernen Geschichte ohne Intellektuelle gegeben, wie es umgekehrt auch keine grössere Konterrevolution ohne Intellektuelle gegeben hat. Intellektuelle sind die Väter und Mütter von Bewegungen gewesen und natürlich ihre Söhne und Töchter, ja sogar ihre Neffen und Nichten.»[15]

Noch bei Gramsci besitzen grundsätzlich alle Menschen das Potenzial zum Intellektuellen, aber nicht alle Menschen haben in der Gesellschaft schliesslich die Funktion von Intellektuellen; ganz nach der Vorstellung, dass zwar viele Menschen gerne kochen, deshalb aber noch längst nicht alle zu Köchen werden. Den Begriff des Nichtintellektuellen lehnt Gramsci ab, da es keine menschliche Tätigkeit gebe, aus der man jegliche intellektuelle Komponente ausklammern könne. Ausgehend von Karl Marx sieht Gramsci die Intellektuellen als «Funk-

11 Sirinelli, Jean-François 1988: Les intellectuels, S. 210, 218.
12 Ebd., S. 221.
13 Ebd., S. 231.
14 Bering, Dietz 2010: Die Epoche der Intellektuellen 1898–2001.
15 Said, Edward W. 1997: Götter, die keine sind, S. 16.

zurück

tionäre des gesellschaftlichen Überbaus». In Anlehnung an deren im weitesten Sinne organische Funktionen nennt er diese Funktionäre «organische Intellektuelle». Nach Gramsci wird der «organische Intellektuelle» von einer sozialen Schicht hervorgebracht und vertritt als Funktionär die Klasseninteressen und -bedürfnisse dieser Schicht in der Öffentlichkeit. Grundsätzlich kann bei ihm also jeder Intellektueller sein, der die Klasseninteressen gegen aussen vertritt. Als Beispiel nennt er die religiösen Geistlichen im Italien der 1930er-Jahre, die als organische Intellektuellengruppe an die soziale Schicht des Gutsbesitzadels gebunden waren. Der «organische Intellektuelle» entsteht laut Gramsci als Reaktion auf den «traditionellen Intellektuellen». Dieser Typ des Intellektuellen – Modell dafür sind bei Gramsci, in Anlehnung an die traditionell gebildete Mittelklasse, der Literat, der Philosoph und der Künstler – ist oberflächlicher Redner, während der «organische Intellektuelle» Erbauer und Organisator ist.[16]

Vom Typus des «traditionellen Intellektuellen» gehen, wenn auch aus unterschiedlichen Ecken, indirekt auch Jean-Paul Sartre und Karl Mannheim aus, wenn sie das Profil des «universellen Intellektuellen» respektive der «sozial freischwebenden Intelligenz» skizzieren. Mannheim entwirft 1952 mithilfe von Alfred Webers Terminologie das Bild einer klassenlosen Intellektuellenschicht als «sozial freischwebende Intelligenz»,[17] deren einziges soziologisches Band die Bildung sei. Diese Bildung ermöglicht es dem akademisch gebildeten Geistesarbeiter, sich in einem dynamischen Prozess der Annäherung, Mannheim nennt es Synthese, einer Klasse anzuschliessen, sich in sie einzufühlen und von da weg deren Interessen gegen aussen zu vertreten.[18]

Dieses Über-der-Sache-oder-der-Partei-Stehen kennzeichnet weitere begriffliche Annäherungen an das Phänomen des Intellektuellen. Rainer Lepsius hat in seiner Betrachtung «Zur Soziologie der Intellektuellen»[19] darauf hingewiesen, dass die Intellektuellen in doppeltem Sinne, also in ihren Interessen und ihrem Standort, klassenfrei und punkto Herkunft, Besitz, Einkommen und Beruf nicht immer eindeutig bestimmbar sind. Sie lassen sich aus Sicht der Soziologie demnach schlecht innerhalb einer Klassenstruktur anordnen.[20] Der Soziologie stehe mit den Intellektuellen «ein Phänomen gegenüber, das sich gerade durch seine soziale Unstrukturiertheit auszuzeichnen scheint».[21]

Fazit: Möchte man den «freischwebenden» Intellektuellen soziologisch fassbar machen, muss dies über sein Verhalten, seine Tat geschehen. Das hatte 1986 schon Jean-François Sirinelli festgehalten: «L'intellectuel ne se définit plus alors par ce qu'il est, une fonction, un statut, mais par ce qu'il fait, son intervention sur le

16 Gramsci, Antonio [1930–1932]: Die Intellektuellen, S. 513–524.
17 Mannheim, Karl 1952³: Ideologie und Utopie, S. 135.
18 Ebd., S. 138 f.
19 Lepsius, Rainer 1990: Kritik als Beruf, S. 270–285.
20 Ebd., S. 272.
21 Ebd.

zurück

terrain du politique […].»[22] Sirinelli spricht hier das direkte und aktive Engagement der Intellektuellen auf dem «Feld» der Politik an.[23] Er sieht darin eine Alternative zum indirekten Engagement, im Zuge dessen der Intellektuelle quasi als «Gewissen der Nation», als «conscience de son époque»[24] auftritt. Beide Engagements sind nach Mattioli aber getragen vom Glauben an die Veränderbarkeit der Welt.[25]

Laut Rainer Lepsius, der sich auf Joseph Schumpeter bezieht, wenden sich Intellektuelle mit ihrer Intervention an eine Öffentlichkeit und üben Kritik an etwas, das sich ausserhalb ihrer Zuständigkeit befindet.[26] Diese Meinung teilt Edward Said, wenn er den Intellektuellen als Individuum beschreibt, «das die Fähigkeit besitzt, eine Botschaft, eine Sicht, eine Haltung, Philosophie oder Meinung in der Öffentlichkeit und für eine Öffentlichkeit zu repräsentieren, zu verkörpern und zu artikulieren. Diese Rolle ist klar umrissen und kann nicht ohne den Wunsch ausgeübt werden, jemand zu sein, dessen Aufgabe es ist, öffentlich unliebsame Fragen aufzuwerfen, Orthodoxie und Dogma zu bekämpfen (und nicht hervorzubringen), jemand zu sein, der nicht einfach von Regierungen oder Verbänden vereinnahmt werden kann und dessen Daseinszweck es ist, all jene Menschen und Themen zu vertreten, die üblicherweise vergessen oder an den Rand gedrängt werden.»[27] Kritik sei also der Beruf des Intellektuellen, schreibt Lepsius und betont, wie schon Sirinelli, dass Intellektuelle durch das, was sie tun, und nicht durch persönliche Eigenschaften zum Intellektuellen werden. Die Kritik der Intellektuellen kann dabei kompetente, quasikompetente oder inkompetente Kritik sein.[28]

Kompetente Kritik meint Kritik, die «von einem Angehörigen der Profession im Rahmen der Profession»[29] ausgeübt wird, wenn sich also beispielsweise ein Spezialist zu seinem Spezialgebiet äussert. In diesem Fall machen nicht die persönlichen Kenntnisse eine Kritik zur kompetenten Kritik, sondern die Zuständigkeit aufgrund eines Berufes. Die Kritik betrifft aber dann auch nur den genannten Zuständigkeitsbereich.[30] Das heisst aber noch nicht, dass der spezifische Zuständigkeitsbereich nicht von «universaler» Bedeutung sein kann. Man kann hier in Anlehnung an Michel Foucault auch vom «spezifischen Intellektuellen»[31] sprechen. Der Intellektuelle unterliegt dann, mit Blick auf seine Entscheidungsfindung, «einem dreifachen spezifischen Charakter: dem spezifischen Charakter seiner Klassenposition (Kleinbürger im Dienste des Kapitalismus, ‹organischer› Intellektueller des Proletariats), dem spezifischen Charakter seiner Lebens- und Arbeitsbedingungen, gebunden an seine Bedingung als Intellektueller (sein Forschungsbereich, sein

22 Sirinelli, Jean-François; Ory, Pascal 2002³: L'intellectuel. Paris, S. 9.
23 Sirinelli, Jean-François 1986: Le hasard ou la nécessité?, S. 98.
24 Ebd.
25 Mattioli, Aram 1995: Die intellektuelle Rechte und die Krise, S. 4.
26 Lepsius, Rainer 1990: Kritik als Beruf, S. 277.
27 Said, Edward W. 1997: Götter, die keine sind, S. 17.
28 Lepsius, Rainer 1990: Kritik als Beruf, S. 277.
29 Ebd., S. 278.
30 Ebd., S. 279.
31 Foucault, Michel 1976: Die politische Funktion des Intellektuellen, S. 146.

zurück

Platz in einem Labor, die ökonomischen oder politischen Anforderungen, denen er sich unterwirft oder gegen die er aufbegehrt, in der Universität, im Krankenhaus, usw.), schliesslich dem spezifischen Charakter der Wahrheitspolitik in unseren Gesellschaften.»[32] Nach Foucault verabschiedet sich der «grosse Schriftsteller» als Galionsfigur, als das scheinbar universelle Bewusstsein aller, zunehmend von der Politbühne und macht einem neuen Intellektuellentypus, dem spezifischen Intellektuellen, Platz.[33] Für Foucault ist der Intellektuelle ein «Experte»,[34] der sich wissenschaftlich, sachlich und innerhalb definierter Normen zu seinem Fachgebiet äussert. Zum Beispiel zur Atomphysik. Weil dieses Fachgebiet indirekt aber die ganze Menschheit betrifft, gerät der spezifische Intellektuelle, obwohl er sich nur zu seinem Fachgebiet äussert, ins Visier der politischen Macht, hat selbst aber auch Macht.[35] Dies nicht aufgrund des allgemeinen Diskurses, den er hält, sondern wegen seines spezifischen Wissens, das er sich in einem bestimmten Bereich erworben hat.[36]

Im Gegensatz dazu ist nach Lepsius quasikompetente Kritik eine intellektuelle Kritik, die zwar von Angehörigen einer Profession, aber über das Feld der Profession hinaus formuliert wird; wenn sich also beispielsweise Professoren verbinden, um gemeinsam für «höhere» Werte wie Menschenwürde oder Freiheit innerhalb eines Manifests einzustehen. Sie schreiben dann aus der Situation des etablierten Professors heraus, aber im Dienste einer grösseren Idee.[37] Man meint mit dem Intellektuellen dann eine Persönlichkeit, «die sich – mit dem ganzen Gewicht ihres Ansehens – für eine Sache engagiert»,[38] dabei im angesprochenen Gebiet aber nicht auf Expertenwissen zurückgreifen kann. Dieser Intellektuelle kommt in seiner Ausrichtung dem Modell des «tatsächlichen Intellektuellen»,[39] wie ihn Jean-Paul Sartre im Gegensatz zum «falschen Intellektuellen»[40] skizziert, am nächsten. Sartre, der gerade selbst von anderen Intellektuellen wiederholt als Paradebeispiel eines «totalen Intellektuellen»[41] beschrieben wurde, «der sich berechtigt und verpflichtet fühlte, einzig mit der Kraft seines Verstandes zu allen Problemen seiner Zeit Stellung zu beziehen».[42]

Sartre setzte sich 1965 in einem dreiteiligen Vortrag im Detail mit dem Phänomen des Intellektuellen auseinander. Es ist ein Plädoyer für den «totalen», «universellen» Intellektuellen. Primär und grundsätzlich ist der Intellektuelle für Sartre jemand, der sich um Dinge kümmert, die ihn nichts angehen.[43] Um diese Dinge

32 Ebd., S. 150.
33 Foucault, Michel 1978: Wahrheit und Macht, S. 44–49.
34 Foucault, Michel 1976: Die politische Funktion des Intellektuellen, S. 148.
35 Ebd., S. 145–152.
36 Foucault, Michel 1978: Wahrheit und Macht, S. 46 f.
37 Lepsius, Rainer 1990: Kritik als Beruf, S. 281.
38 Hauser, Claude 2012: Intellektuelle.
39 Sartre, Jean-Paul 1965: Plädoyer für die Intellektuellen, S. 116.
40 Ebd., S. 114.
41 Bourdieu, Pierre 1991: Der Korporativismus des Universellen, S. 61.
42 Ebd.
43 Sartre, Jean-Paul 1965: Plädoyer für die Intellektuellen, S. 91.

zurück

kümmert sich der Intellektuelle, ohne dass ihn jemand beauftragt hätte; er tut es, weil er muss und nicht anders kann. Er ist ohne Mandat eines anderen und hat seinen Status auch von keiner Autorität erhalten.[44] Er ist aus sich selbst heraus gewachsen, begreift sich selbst mit Unbehagen als Monstrum und ist, weil radikal (und in diesem Sinne total), weder Moralist noch Idealist.[45] «Mit anderen Worten: das Wesen seines Widerspruchs zwingt ihn, sich in allen Konflikten unserer Zeit zu engagieren, weil sie alle – ob Klassen-, Rassen- oder nationale Konflikte – die spezifischen Folgen der Unterdrückung der Benachteiligten durch die herrschende Klasse sind und weil er, der sich seiner Unterdrückung bewusste Unterdrückte, sich in jedem von ihnen auf der Seite der Unterdrückten wiederfindet.»[46] Mit ihrem Engagement kämpfen die Intellektuellen nach Sartre darum unablässig für eine Universalisierung, das heisst gegen die Ausbeutung, die Unterdrückung, die Entfremdung, die Ungleichheiten, die Opferung der Arbeiter zugunsten des Profits,[47] kämpfen damit um die Basis der menschlichen Existenz, sind also Existenzialisten und werden damit in gewisser Weise zu Hütern der Emanzipation und der Universalisierung, sprich der Humanisierung des Menschen.[48] Wichtig ist für Sartre, dass der Intellektuelle diese Hüterfunktion ohne eigentliche Macht innehat.[49] Hier trifft sich Sartres Entwurf des Intellektuellen wieder mit der lepsiusschen Idee der quasikompetenten Kritik des Intellektuellen; auch die ist gewissermassen machtlos.

Inkompetente Kritik schliesslich betrifft nach Rainer Lepsius «alles Verhalten, das nicht spezialisierten Normen, die von sozialen Institutionen oder Professionen monopolisiert werden, unterliegt. Nur: Sie hat keine Kompetenz.»[50] Dieser Intellektuelle, der «keinen Anspruch auf Geltung und besonderen Schutz»[51] hat, äussert sich zu Abstraktem und Allgemeingültigem auf einer Ebene, die nicht ein klares Richtig oder Falsch erlaubt. Diese inkompetente Kritik ist legitim, solange sie sich auf Werte bezieht, «über deren Gültigkeit als Leitbilder sozialen Verhaltens Konsensus besteht».[52] Obwohl legitim, wird sie aber gerade immer mit dem Vorwurf der Illegitimität, der mangelnden Kenntnis konfrontiert. Der Kampf um die Legitimität beschreibt die zentrale Aufgabe dieses Intellektuellentyps. Obwohl die inkompetente Kritik grundsätzlich jedermann und -frau offensteht[53] – hier treffen sich Lepsius und Gramsci –, werden in der Regel nur jene Leute zu Intellektuellen, «die sich mit der sozialen Vermittlung abstrakter Wertvorstellungen beschäftigen, und das sind regelmässig Angehörige von Intelligenzberufen. Sie kommen kraft ihres Berufes in die Daueraktualität, Kritik zu üben. Nur für sie wird Kritik zu ei-

44 Ebd., S. 108.
45 Ebd., S. 116.
46 Ebd., S. 117.
47 Ebd., S. 122.
48 Ebd., S. 129.
49 Ebd.
50 Lepsius, Rainer 1990: Kritik als Beruf, S. 282.
51 Ebd., S. 281.
52 Ebd., S. 282.
53 Ebd., S. 283.

zurück

nem wesentlichen Teil des Berufes.»[54] Beispiele für solche Berufe sind der Schriftsteller, der Publizist und der Journalist, welche durch die Macht des geschriebenen Wortes zu «kritischen Intellektuellen»[55] werden und an der Umsetzung abstrakter Werte in spezifische Normen mitwirken. Diese Position des Intellektuellen bildet sich spontan und kann auch als «amateurhaftes Gewissen»[56] im Sinne Edward Saids begriffen werden.

Weniger mit der Art der Kritik als mit dem Standort des Kritisierenden hat sich Pierre Bourdieu befasst. Für ihn bringt der Intellektuelle als «bi-dimensionales Wesen»[57] oder auch «paradoxes Wesen»[58] aus einem «Feld kultureller Produktion»[59] die erworbene Kompetenz und Autorität in ein ausserhalb dieses Feldes stehendes «politisches Feld»[60] ein. Das Feld kultureller Produktion vereint in sich unterschiedliche Subfelder, also das literarische, künstlerische, philosophische und akademische Subfeld.[61] Diese Subfelder wiederum sind Kräftefelder, analog einer Kampfarena, darum von Bourdieu auch «Kampffelder»[62] genannt, innerhalb deren es um Wahrung oder Veränderung des herrschenden Kräfteverhältnisses geht.[63] Die Akteure betreten die Kampfarena mit unterschiedlichem sozialem, kulturellem, ökonomischem und dem aus diesen ersten drei folgenden symbolischen «Kapital», das sie in früheren «Kämpfen» erworben haben.[64] Ein Intellektueller bringt dann seine spezifische Kompetenz und Autorität, die er beide innerhalb des intellektuellen Feldes der kulturellen Produktion erworben hat, ein in das politische Feld.[65]

Dieses öffentliche Einmischen aus dem intellektuellen Feld heraus, einem über Kämpfe errungenen Autonomiebereich,[66] «einer Welt für sich»,[67] wird bei Pierre Bourdieu zum konstitutiven Faktor.[68] Im Überschreiten von Grenzen und damit im politischen Engagement sieht Bourdieu eine Kernaufgabe der Intellektuellen. Bourdieu hält, laut Ingrid Gilcher-Holtey, die Intellektuellen für eine Gegenmacht zu den nationalen, supranationalen, ökonomischen, politischen und massenmedialen Mächten.[69] Diese Mächte, also die Technokraten und ihre organischen Intellektuellen, monopolisieren laut Bourdieu die öffentliche Debatte auf Kosten der

54 Ebd.
55 Ebd., S. 284.
56 Said, Edward W. 1997: Götter, die keine sind, S. 92.
57 Bourdieu, Pierre 1991: Der Korporativismus des Universellen, S. 42.
58 Ebd., S. 41.
59 Bourdieu, Pierre 1985: Das intellektuelle Feld, S. 155.
60 Bourdieu, Pierre 2001: Das politische Feld.
61 Gilcher-Holtey, Ingrid 2007: Eingreifendes Denken, S. 12.
62 Jurt, Joseph 1995: Das literarische Feld, S. 84. Dort zitiert nach Bourdieu, Pierre 1985: Sozialer Raum und «Klassen», S. 74.
63 Bourdieu, Pierre 1985: Das intellektuelle Feld, S. 158.
64 Ebd. / Jurt, Joseph 1995: Das literarische Feld, S. 78.
65 Bourdieu, Pierre 1991: Der Korporativismus des Universellen, S. 42.
66 Bourdieu, Pierre 1985: Das intellektuelle Feld, S. 161.
67 Ebd., S. 155.
68 Gilcher-Holtey, Ingrid 2007: Eingreifendes Denken, S. 11 f.
69 Ebd., S. 12.

zurück

Politiker und der Intellektuellen.[70] Zu einer diesen Mächten gegenüberstehenden Gegenmacht aber kann der Intellektuelle erst werden, wenn er seinen Elfenbeinturm verlässt, sich mit anderen Intellektuellen zusammenschliesst und im Netzwerk zum «grossen kollektiven Intellektuellen»[71] wird, sich quasi zu einer «Internationale der Intellektuellen»[72] zusammenrauft, die die Kompetenzen und Talente der Gesamtheit der spezialisierten Intellektuellen vereint.[73] Solange er das nicht tut, bleibt der Intellektuelle trotz seiner über kulturelles Kapital erworbenen Mitgliedschaft in der herrschenden Klasse eines Feldes ein Beherrschter.[74]

In ihrer Rolle als Gegenmacht, als Menschen, die in Opposition stehen, besitzen die Intellektuellen nach Aram Mattioli eine Vorliebe für streitbare Thesen. Die pointierte Argumentation, die Provokation, manchmal auch der Skandal sind eine Folge dieser Vorliebe.[75] Einbringen tun sich Intellektuelle nicht nur über Bücher, Artikel und Aufsätze, sondern auch mit Broschüren, offenen Briefen, öffentlichen Reden, Petitionen, Manifesten oder als Mitglieder von Komitees, als politische Berater und als Ghostwriter.[76] Wobei es nicht immer darum geht, Kritiker nur der Regierungspolitik zu sein. Edward Said begreift «die Berufung des Intellektuellen als einen Zustand nachhaltiger Wachsamkeit»,[77] der keine Halbwahrheiten akzeptiert und diese deshalb bekämpft. Denn es lauert, das hat Julien Benda 1927 unter dem Titel «La trahison des clercs»[78] in einem Aufsehen erregenden Buch zum Ausdruck gebracht, immer die Gefahr, dass sich die Intellektuellen die politische Leidenschaft zu eigen machen.[79] «Das also ist seit nunmehr einem halben Jahrhundert die Haltung der Männer, deren Amt es war, dem Realismus der Völker entgegenzuwirken, und die jetzt mit aller Kraft und Entschiedenheit daran arbeiten, ihn noch anzustacheln – eine Haltung, die ich aus diesem Grunde den *Verrat der Intellektuellen* zu nennen wage.»[80]

In seiner Betrachtung zu den Intellektuellen und zum Totalitarismus hat darum Raymond Aron, selbst zeit seines Lebens «Gegenspieler» des universellen Intellektuellen Jean-Paul Sartre, vom Kommunismus als «Intellektuellenreligion»[81] gesprochen, «eine Religion, die von Intellektuellen ausgelegt wird und die aus den Intellektuellen zugleich Priester, Exegeten und Theologen macht».[82]

Für die vorliegende Arbeit ist zusammenfassend nochmals festzuhalten, dass der Intellektuelle eine nicht eindeutig bestimmbare soziale Figur ist. Zwar lässt sich,

70 Bourdieu, Pierre 1991: Der Korporativismus des Universellen, S. 60.
71 Ebd., S. 61. / Gilcher-Holtey, Ingrid 2007: Eingreifendes Denken, S. 12.
72 Bourdieu, Pierre 1991: Der Korporativismus des Universellen, S. 58.
73 Ebd., S. 61.
74 Bourdieu, Pierre 1985: Das intellektuelle Feld, S. 161.
75 Mattioli, Aram 1995: Die intellektuelle Rechte und die Krise, S. 3.
76 Ebd., S. 17.
77 Said, Edward W. 1997: Götter, die keine sind, S. 30.
78 Benda Julien 1927: La trahison des clercs. Paris.
79 Benda, Julien 1978: Der Verrat der Intellektuellen, S. 112.
80 Ebd., S. 191.
81 Aron, Raymond 1955: Die Intellektuellen und der Totalitarismus, S. 49.
82 Ebd.

zurück

wie Dietz Bering betont, durchaus ein Prototyp des Intellektuellen festmachen, dieser ist aber in seiner jeweiligen Zeit mit einer spezifischen Diskurslandschaft konfrontiert. So erhält der Intellektuelle über die Jahrzehnte viele mehr oder weniger schmeichelhafte Zuweisungen wie Neinsager, Intellektuellenbestie, Pinscher und Nestbeschmutzer, um nur einige zu nennen.[83] Verallgemeinernd ausgedrückt handelt es sich beim Intellektuellen um eine reflektierende, genau beobachtende und meist gebildete Person, die sich als bidimensionales Wesen grenzüberschreitend zwischen einem intellektuellen Feld und der Öffentlichkeit, dem Feld der politischen Macht, bewegt. Die eigentliche Grenzüberschreitung geschieht über die Intervention beziehungsweise das Engagement des Intellektuellen. Die Intervention ist das Erkennungsmerkmal des Intellektuellen. Nicht selten bewegt sich der Intellektuelle innerhalb von Netzwerken oder einer «société intellectuelle».[84] Dieser Mikrokosmos ist bestimmt durch ein intellektuelles Klima, welches wiederum bestimmt ist durch das Leiden des Intellektuellen an einem gesellschaftlichen Zustand. Diesen möchte der Intellektuelle ändern. Der Intellektuelle kann dabei erstens als organischer Intellektueller und Funktionär Klasseninteressen vertreten, zweitens als sozial freischwebender, universeller Intellektueller quasikompetent für höhere Werte einstehen, drittens als Experte und Spezialist kompetent sein Fachgebiet vertreten oder viertens als kritischer Intellektueller, beispielsweise als Journalist oder Kolumnenschreiber, sogenannte inkompetente Kritik formulieren. Ob er sich dabei die politische Leidenschaft zu eigen macht, die Gefahr des Totalitarismus übersieht und letztlich Verrat am intellektuellen Auftrag begeht, ist im einzelnen Fall zu untersuchen. Gerade weil der Intellektuelle permanent wachsam sein und reflektieren muss, ja wiederborstig, unbequem und lästig zu sein hat,[85] ist das zentrale Metier des Intellektuellen nach Wolf Lepenies die Klage. Der Intellektuelle leide mit der Welt und sei chronisch unzufrieden, ja von Natur aus Melancholiker.[86] «Melancholie und Utopie – zwischen diesen Polen liegen Glanz und Elend der europäischen Intellektuellen. Wenn ich dies sage, so denke ich insbesondere an die Künstler und an die Schriftsteller.»[87]

4.1.2 Geschichte der Schweizer Intellektuellen

Der Schriftsteller als Intellektueller war denn auch Ausgangspunkt des ersten wissenschaftlichen Beitrages zu einer «histoire intellectuelle» schweizerischer Prägung. Darin ging es um einige junge welsche Schriftsteller, die an der Wende zum

83 Bering, Dietz 2010: Die Epoche der Intellektuellen 1898–2001. / Bering, Dietz 2010: «Intellektueller»: Schimpfwort – Diskursbegriff – Grabmal?, S. 5–12.
84 Sirinelli, Jean-François; Ory, Pascal 2002³: L'intellectuel: une definition, S. 10.
85 Said, Edward W. 1997: Götter, die keine sind, S. 18.
86 Lepenies, Wolf 1992: Aufstieg und Fall der Intellektuellen, S. 14.
87 Ebd., S. 17.

zurück

20. Jahrhundert und im folgenden ersten Jahrzehnt Spuren hinterlassen hatten.[88] Im Gegensatz zu Frankreich fehlte es in der Schweiz aber am Vorbild eines spezifischen Intellektuellentyps. Abgesehen von der ganz anderen Struktur der damaligen politischen Schweizer Lebenswelt – die eher integrativ und mehrsprachig geprägt war – gab es in der Schweiz damals keine bedeutenden politischen Ereignisse, an denen sich eine Debatte hätte entzünden können.[89] Ein Émile Zola, der kraft seines Ansehens mit seinem offenen Brief «J'accuse» zum «Wächter der Aufklärungsprinzipien»[90] wurde, war in der Schweiz nicht auszumachen.

Dass dann im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts in der Schweiz nicht so sehr der Intellektuellentyp à la Zola, sondern vor allem Denker nationalistischer Couleur als Intellektuelle emporstiegen, hat auch damit zu tun, dass sich die Linksintellektuellen in der Diskussion um die Auslieferung des russischen Anarchisten Victor Wassilieff im Sommer 1908 «den Wind aus den Segeln nehmen»[91] liessen, wie Clavien und Hauser festhalten. Nur einige wenige Intellektuelle wie der Dramaturg und Literat René Morax, der Psychiatrieprofessor Auguste Forel und der Essayist und Gelehrte Ernest Bovet bezogen für Wassilieff Stellung – vergeblich. Der Versuch, die Debatte grossflächig zu öffnen, misslang; zu gross war die Befürchtung der Mehrheit der Intellektuellen, durch eine politische Konfrontation vereinnahmt zu werden.[92] Erst die zeitgleich sich abzeichnende Grundsatzfrage, wer oder was die Schweiz sei, vermochte dann eine Aktivierung der Intellektuellen nach sich zu ziehen. Zwei Antworten boten sich an. Zum einen traten Ernest Bovet und Carl Albert Loosli hervor, die für eine Vertiefung und moralische Erneuerung der Demokratie einstanden, eine Öffnung des Landes gegenüber der Welt forderten und im Nachdenken über die Zukunft der Schweiz eine Gesellschaft entwarfen, die auf sozialer Gerechtigkeit fusste und damit die Unterschichten vor den Versuchungen des Sozialismus bewahren sollte.[93]

Davon hielten Rechtsintellektuelle wie Gonzague de Reynold oder Paul Schmitz wenig bis gar nichts. Sie plädierten stattdessen für einen nationalistischen Weg, der im Kern antiparlamentarisch, antidemokratisch, antisozial und antisemitisch gefärbt war. In diesen «Helvétistes» erkennt Alain Clavien «intellectuels frustrés»,[94] die im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts über kleine Zeitschriften wie «Samstag», «La Voile latine», «Les Feuillets», «Berner Rundschau» und «Wissen und Leben» auf der Suche waren nach neuen Praktiken der Literaturverbrei-

88 Clavien, Alain 1993: Les Helvétistes.
89 Clavien, Alain; Hauser, Claude 2010: Der Schweizer Intellektuelle zwischen Expertise und Kritik, S. 16.
90 Mattioli, Aram 1995: Die intellektuelle Rechte und die Krise, S. 1.
91 Clavien, Alain; Hauser, Claude 2010: Der Schweizer Intellektuelle zwischen Expertise und Kritik, S. 17.
92 Ebd.
93 Ebd., S. 18. / Marti, Erwin 1996: Carl Albert Loosli 1877–1959. Zwischen Jugendgefängnis und Pariser Bohème. / Marti, Erwin 1999: Carl Albert Loosli 1877–1959. Eulenspiegel in helvetischen Landen. / Marti, Erwin 2009: Carl Albert Loosli 1877–1959. Im eignen Land verbannt 1914–1959.
94 Clavien, Alain 1993: Les Helvétistes, S. 297.

tung und vor allem nach Praktiken der Einflussnahme in der Politik. Literaten, die keineswegs nur Literaten sein wollten und die einem kulturellen Nationalismus, später einem auf einer nationalistischen Ideologie rechter Couleur bauenden Helvetismus das Wort redeten und deshalb keinen Platz hatten im vornehmlich von französischen «Literaturpäpsten» dominierten liberalen Bildungsbürgertum. Die aus diesen Bestrebungen hervorgehende intellektuelle Bewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts richtete sich im Kern gegen die «vieille génération en place»,[95] orientierte sich an den Traditionen der vorrevolutionären Schweiz und kann rückblickend als Geburtshelferin eines rechtsnationalistischen, gegen die bürgerliche Gesellschaft gerichteten Intellektuellentypus gesehen werden, wie er sich dann vor dem Ersten Weltkrieg fast überall in Europa zunehmend verbreitete. Mit fortschreitender Dauer der Auseinandersetzung um die Schweiz gewannen die Vertreter des Helvetismus rechter Couleur Oberhand. Der Erste Weltkrieg und das «goldene Zeitalter» der Presse trugen das ihre dazu bei.[96]

Mit diesem in seiner spezifischen Ausprägung relativ breiten Typus des Rechtsintellektuellen befassten sich Aram Mattioli und seine Kollegen für die Zeitspanne von 1918 bis 1939 ausführlich.[97] Ihre wegweisende Arbeit zeigt deutlich auf, dass in Teilen Europas und konkret in der Schweiz ab den 1920er-Jahren ein am italienischen oder deutschen Pendant orientierter Intellektuellentyp die politische Bühne betrat, der sich von den genannten Aufklärungsprinzipien distanzierte.[98] Im Kreis dieser Rechtsintellektuellen ist letztlich auch die Geburt der geistigen Landesverteidigung zu verorten. Eine Doktrin, die bis weit in die 1950er-Jahre in ihrer ursprünglichen Form spürbar blieb und ab dann umgemünzt wurde in das, was Roger Sidler mit «neue geistige Landesverteidigung»[99] umschrieben hat.

Die die «alte» und «neue» geistige Landesverteidigung prägenden konservativen rechtsbürgerlichen Intellektuellen waren, anders als die französischen universellen Intellektuellen in der «Affäre Dreyfus», nicht primär auf Öffentlichkeit und Engagement bedacht. Laut Hauser und Clavien beschränkte sich ihr Agieren auf die «Vorzimmer der Macht». «Kommissionen auf Bundes- und Kantonsebene, Stiftungsgremien von kulturellen Institutionen oder repräsentative Delegationen der Schweiz im aussenpolitischen Dienst: Der Intellektuelle kann hier in seiner Funktion als Experte auftreten, zuweilen jedoch, wenn auch höchst widerstrebend, unter der Bedingung der unbedingten Loyalität seinen Mandanten ge-

95 Ebd., S. 298.

96 Clavien, Alain 1993: Les Helvétistes. / Mattioli, Aram 1994: A propos des intellectuels, S. 413–415. / Clavien, Alain; Hauser, Claude 2010: Der Schweizer Intellektuelle zwischen Expertise und Kritik, S. 17.

97 Mattioli, Aram (Hg.) 1995: Intellektuelle von Rechts.

98 Mattioli, Aram 1995: Die intellektuelle Rechte und die Krise, S. 1. / Clavien, Alain; Hauser, Claude 2010: Der Schweizer Intellektuelle zwischen Expertise und Kritik, S. 16.

99 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 475–484. Mit dem Begriff «neue geistige Landesverteidigung» verweist Sidler auf eine Neuausrichtung, man könnte auch sagen eine Neucodierung, die die geistige Landesverteidigung im Zuge der 1950er-Jahre erfuhr.

zurück

genüber. […] Aufgrund seines Engagements im Vorzimmer der Macht bekommt der intellektuelle Experte demnach die direkte Anerkennung auf verschiedenen Gebieten (wirtschaftlich, sozial, politisch), aber auch eine indirekte, indem er eine soziale und berufliche Grundlage erlangt, die ihm erlaubt, sein Einflussgebiet auszudehnen, vielleicht auch die Karriereleiter weiter empor zu klettern oder sie neu auszurichten.»[100]

Obschon in der Schweiz der Typus des Rechtsintellektuellen die Zeit vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg dominierte, gab es auch Nebenschauplätze des intellektuellen Engagements. Seien das nun die Antifaschisten der Zwischenkriegszeit, die ersten prominenten Stimmen der kommunistischen Partei der Schweiz oder die Pioniere der «kritischen Patrioten»[101] der Literaturszene. Sie orientierten sich im Gegensatz zu den Rechtsintellektuellen damaliger Zeit, zumindest in der Tendenz, am Typus des französischen Intellektuellen der Jahrhundertwende.[102] Aus dem Umfeld der «kritischen Patrioten» stiegen ab Mitte der 1960er-Jahre für etwas mehr als ein Jahrzehnt die Schweizer Nonkonformisten empor und mischten die politischen Diskussionen im Land mächtig auf.

Betrachtet man den heutigen Stand der Intellektuellengeschichte und -forschung der Schweiz, dann kann man zwar nicht mehr von einem «zeitgeschichtlichen Niemandsland»[103] sprechen, denn seit Aram Mattiolis Feststellung von 1995 sind einige Studien zur schweizerischen Ausprägung des «homo intellectualis»[104] und den «periodisch wiederkehrenden Wellen der intellektuellen Mobilisierung»[105] hinzugekommen. Arnold Künzli, Carl Albert Loosli, Adolf Muschg, Werner Weber, Jean Rudolf von Salis, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt und Peider Lansel, der Exponent der rätoromanischen Spracherhaltungs- und Heimatbewegung sind nur einige Namen, zu denen in den letzten Jahren wertvolle Studien publiziert wurden.[106] Allgemein liegt ein weites Feld, insbesondere wenn es ums konkrete intellektuelle Engagement geht, aber nach wie vor brach. Die vorliegende Arbeit hatte zum Ziel, einen weiteren Mosaikstein ins Bild des intellektuellen Engagements in der Schweiz zu setzen.

100 Clavien, Alain; Hauser, Claude 2010: Der Schweizer Intellektuelle zwischen Expertise und Kritik, S. 19.

101 Von Matt, Peter 2001: Die Tintenblauen Eidgenossen, S. 50.

102 Clavien, Alain; Hauser, Claude 2010: Der Schweizer Intellektuelle zwischen Expertise und Kritik, S. 19.

103 Mattioli, Aram 1995: Die intellektuelle Rechte und die Krise, S. 1.

104 Charrier, Landry 2010: Ernest Bovet, S. 108.

105 Mattioli, Aram 1995: Die intellektuelle Rechte und die Krise, S. 6.

106 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli. / Birrer, Sibylle; Caluori, Reto et al. 2000: Nachfragen und Vordenken. / Verschiedene Autoren 2009: Carl Albert Loosli. / Verschiedene Autoren 2008: Adolf Muschg. / Feitknecht, Thomas (Hg.) 2009: Werner Weber. / Ducrey, Pierre; Jost, Hans Ulrich (Hg.) 2003: Jean Rudolf von Salis. / Bircher, Urs 1997: Vom langsamen Wachsen eines Zorns. / Bircher, Urs 2000: Mit Ausnahme der Freundschaft. / Rüedi, Peter 2011: Dürrenmatt. / Valär, Rico Franc 2013: Weder Italiener noch Deutsche!

zurück

4.1.3 «Splitter der Erinnerung» – die andere Form der Biografie

Dem theoretisch anspruchsvollen Feld der Intellektuellengeschichte möchte diese Dissertation methodisch mit der Biografie begegnen. Das hat auch Jean-François Sirinelli als einen von zwei möglichen Wegen bezeichnet.[107] Gleichzeitig ist klar: Die Biografie kann andere historische Zugangsformen nur ergänzen, nie aber ersetzen. Sie präsentiert, wie die anderen Zugangsformen auch, «lediglich eine (wiewohl am Wahrscheinlichen orientierte) Möglichkeit der Darstellung des Gewesenen».[108]

Die Biografie kann dabei entweder als historische Biografie verstanden werden, die sich durch die Qualität des Historischen von anderen Biografien unterscheidet und sich so innerhalb der Gesamtgattung Biografie einordnen lässt. Oder die Biografie kann als biografische Historie verstanden werden und deutet damit auf eine spezifische historiografische Form hin, sich der Vergangenheit zu nähern.[109] Es handelt sich dabei nicht um sich ausschliessende, sondern vielmehr um sich ergänzende Auffassungen. Sie verweisen auf Zusammenhänge innerhalb der Geschichte selbst.

Sich historischen Phänomenen mittels der Methode der Biografie zu nähern, also biografische Historie zu betreiben, macht durchaus Sinn, wenn «einzelne Persönlichkeiten insbesondere in Phasen beschleunigten Wandels (‹historische Krisen›) eine grundlegende Rolle spielen».[110] Olaf Hähner spricht diesbezüglich auch von syntagmatischer Biografie, die von der Prämisse ausgeht, dass ein Individuum auf die Geschichte einwirken und damit auch als Kausalursache von historischen Ereignissen gelten kann. Syntagmatisch deshalb, weil davon ausgegangen wird, dass eine Person Element A mit dem Element B verknüpft und dabei selbst als aktives Element innerhalb des historischen Ablaufs gedeutet wird. «Klassische Kandidaten syntagmatischer Biographik sind die ‹welthistorischen Individuen› Hegels, also zum Beispiel Alexander der Grosse oder Cäsar.»[111] Die syntagmatische Biografie verfolgt eine diachrone Perspektive, in welcher ein Vorher und ein Nachher durch das geschichtliche Handeln eines historischen Individuums verbunden wird.[112]

Umgekehrt versucht man mithilfe der historischen Biografie, Hähner nennt es paradigmatische Biografie, über das Individuum hinaus hauptsächlich historische Erkenntnisinteressen zu befriedigen und die «Eigenarten der Person als Ausdruck und Medium epochentypischer Zustände und Mentalitäten»[113] zu begreifen. In diesem Sinne kann für die historische Biografie innerhalb der Geschichtswissenschaften festgehalten werden, dass sie «das Individuum nicht an und für sich, sondern als Faktor innerhalb einer geschichtlichen Entwicklung»[114] betrachtet.

107 Sirinelli, Jean-François 1986: Le hasard ou la nécessité?, S. 101.
108 Klein, Christian 2002: Einleitung, S. 12.
109 Hähner, Olaf 1999: Die Biographie als historiographische Darstellungsform, S. 23.
110 Ebd., S. 25.
111 Ebd., S. 31 f.
112 Ebd.
113 Ebd., S. 29.
114 Ebd.

zurück

Die vorliegende Biografie wurde als paradigmatische Biografie konzipiert. Zwar scheint, wie die aufgearbeiteten «Splitter der Erinnerung» nahelegen, Walter Matthias Diggelmann an nicht wenigen Stellen eine Debatte oder einen Prozess angestossen oder sogar mitausgelöst zu haben, sein Wirkungskreis aber blieb in der Regel auf die Schweiz oder, noch enger, auf den Raum Zürich beschränkt. Bei Diggelmann von einem welthistorischen Individuum zu sprechen, das ein Vorher und Nachher der Geschichte verknüpft, würde dem Sachverhalt darum kaum gerecht. Es wurde für diese Arbeit vielmehr davon ausgegangen, dass die Geschichte auf das Individuum Diggelmann einwirkt; Diggelmann ist damit Spiegel seiner Zeit und sein Handeln ist Ausdruck epochentypischer Zustände. Die Erkenntnisperspektive ist folglich synchron angelegt, das heisst, im Ergebnis entsteht ein Querschnitt der Epoche.[115]

Sich der Person Diggelmanns mittels der Biografik zu nähern, birgt sowohl Risiken als auch Chancen. «Je nachdem, wie sie geschrieben wird, erweist sich die Biographie als das konventionellste und langweiligste oder als das innovativste und aufregendste der historischen Genres»,[116] meinte vor bald zwanzig Jahren Ulrich Raulff. Eine grosse Chance liegt in der verkleinerten, von Personen ausgehenden und lokalen Perspektive. Die Perspektive des Lokalen und die «dichte Beschreibung» – also zum Beispiel der Blick auf die intellektuellen Interventionen Diggelmanns in Zürich im Juli 1968 – ermöglichen, wie Lüdkte am Beispiel der Beurteilung des Nationalsozialismus in Deutschland demonstriert hat, tiefere Einsichten.[117] Diesen nuancierteren, erweiterten Blick auf Kontext und Detail einer Situation verfolgt auch die vorliegende Untersuchung.

Der Begriff der «dichten Beschreibung»[118] geht auf den britischen Philosophen Gilbert Ryle zurück, wurde aber vom Sozialanthropologen Clifford Geertz zu einer ethnologischen Methode entwickelt.[119] Am Beispiel des sich schnell bewegenden Augenlids führte er vor, dass ein und dieselbe Bewegung eine andere Bedeutung haben und symbolisch anders aufgeladen sei kann. Die Bewegung kann ein ungewolltes Zucken, ein an einen Freund gerichtetes Zwinkern, ein vorgetäuschtes Zwinkern oder eine Parodie des ungewollt Zuckenden sein. Der tatsächlichen Bedeutung des symbolisch und kulturell aufgeladenen Kontextes, dem eigentlich zugrunde liegenden Code, so Geertz, könne man sich nur mittels der Methode der dichten Beschreibung nähern.[120] Diesem Gedanken wollte die vorliegende Dissertation folgen. Wenn auch der Begriff der «dichten Beschreibung» nicht ohne Weiteres von der Ethnologie in die Geschichtswissenschaft transportiert werden kann, so sollte die Grundessenz der Formel, das dichte, man könnte auch sagen, das detaillierte und kontextuelle Beschreiben einer Situation übernom-

115 Ebd., S. 31 f.
116 Raulff, Ulrich 2002: Das Leben – buchstäblich, S. 58.
117 Lüdkte, Alf 2001²: Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, historische Anthropologie, S. 557–578.
118 Geertz, Clifford 1983: Dichte Beschreibung.
119 Ebd., S. 10.
120 Geertz, Clifford 1983: Dichte Beschreibung.

men werden. Zahlreiche Gesamtdarstellungen zur Geschichte der Schweiz nach 1945 halten verallgemeinernd Entwicklungen, Tendenzen und Trends fest. Dank der «Zoom-in»-Strategie dieser Dissertation konnten einzelne Thesen zur gesamtgesellschaftlichen und kulturhistorischen Entwicklung der Schweiz am Lokalbeispiel betrachtet, analysiert und teilweise verfeinert und erweitert, allenfalls korrigiert werden. Der Gegenstand dieser Arbeit, Diggelmann und der intellektuelle Mikrokosmos der 1960er- und 1970er-Jahre in der Schweiz, sollte dank der dichten Beschreibung so greif- und erfassbar wie möglich werden.

«Aus der Mikro-Geschichte wird bei diesem – genauen – Blick die ‹Vergrösserung›», meinte dazu Historiker Lüdkte. «Denn das ist es, was der Zoom des mikro-historischen Blickes bewirkt: Eine Person, eine bestimmte (vielfach lokale) Konfiguration wird herausgehoben und erscheint ‹ganz gross› vor dem Auge der Historikerin oder des Historikers.»[121] Je tiefer man «in das Geschehen, in die Handlungen und Motive der Beteiligten eindringt, um so komplizierter wird das Bild. Was unter dem Vergrösserungsglas der Forschung sichtbar wird, ist eine ganze Welt, ein Mikrokosmos.»[122] Dies ist einer der Gründe, warum diese Biografie ganz selten über den deutschschweizerischen Raum und fast nicht über die Schweiz hinauswachsen konnte. Denn das, was aus Diggelmann «den Diggelmann» machte, spielte sich fast immer auf der Ebene des Lokalen und Alltäglichen ab. Der biografische Zugang gewährte dabei als «Fenster»[123] Einblicke in die damalige Gesellschaft und erweitert die «archäologische Genauigkeit»[124] der fakten- und ereignisorientierten Geschichtsschreibung zugleich um den wichtigen «human touch».[125]

Nach aller historischen Forschung im Kleinen darf aber der wichtige Wechsel in die Makroperspektive, der «Zoom-out», nicht fehlen. Erst nach der relativierenden «Vergrösserung» können die Ergebnisse ihrem Stellenwert nach beurteilt werden. Nur wenn das eine getan wird, ohne das andere zu unterlassen, können plötzlich eintretende Ereignisse, Momente des «flüchtigen Augenblicks»[126] einerseits und «die Vorstellung einer ‹langen Dauer›»[127] in der Geschichte andererseits gegeneinander abgewogen werden.

Eines der grössten Risiken der Biografie, dieses «Bastards der Geisteswissenschaften»,[128] wie sie auch schon genannt wurde, ist zweifelsohne, dass der Biograf durch die «biographische Illusion»[129] getäuscht wird und beginnt, das Leben einer Person «als eine Geschichte zu behandeln, also als eine kohärente Erzählung einer

121 Lüdkte, Alf 2001²: Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, historische Anthropologie, S. 569.
122 Raulff, Ulrich 1999: Der unsichtbare Augenblick, S. 45.
123 Rehrmann, Norbert 2009: Simón Bolívar, S. 16.
124 Ebd., S. 15.
125 Ebd.
126 Raulff, Ulrich 1999: Der unsichtbare Augenblick, S. 9.
127 Ebd.
128 Klein, Christian 2002: Einleitung, S. 1.
129 Bourdieu, Pierre 1990: Die biographische Illusion, S. 75–81.

zurück

bedeutungsvollen und gerichteten Abfolge von Ereignissen»,[130] die dem Augenblicklichen und Zufälligen im Leben nicht genügend Rechnung trägt.[131]

In diesem Problem liegt womöglich begründet, warum das Ende der Biografie als Methode in der Geschichtswissenschaft schon mehr als einmal verkündet worden ist. Allerdings folgte, wie Hans Ulrich Jost konstatiert, auf jede Feststellung vom Ende der Biografie nur kurze Zeit später wieder die Ankündigung ihrer Auferstehung. Insgesamt, so folgert Jost, habe die Biografie in der Schweizer Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts einen festen Platz bekommen[132] und selbst Pierre Bourdieu war bereit, die Biografie zu akzeptieren, allerdings nur, «wenn man vorher die aufeinander folgenden Zustände des Feldes, in dem sie sich abgespielt hat, konstruiert hat, also das Ensemble der objektiven Beziehungen, die den betreffenden Akteur – mindestens in einer gewissen Zahl anhaltender Zustände – vereinigt haben mit der Gesamtheit der anderen Akteure, die im selben Feld engagiert sind und die demselben Möglichkeitsraum gegenüberstehen».[133] Das wiederum ist nichts anderes als die genannte «dichte Beschreibung».

Vor diesem konzeptionellen Hintergrund kann sich die Wissenschaft auf biografischem Weg in der Regel über zwei Arten Zugang zur Intellektuellengeschichte verschaffen. Entweder sie betrachtet viele Biografien eingeschränkt auf ein Kriterium – zum Beispiel den Typus des Rechtsintellektuellen in der Zwischenkriegszeit in der Schweiz. Das Resultat ist dann, wie es beispielsweise Aram Mattioli vorgelegt hat, das nuanciertere Bild eines Intellektuellentypus und seines Mikrokosmos in einer bestimmten Periode.[134] Oder aber die Wissenschaft untersucht viele Kriterien am Beispiel von ein und demselben Leben. Dann beleuchtet sie, am Fallbeispiel von Arnold Künzli, Jean Rudolf von Salis oder Walter Matthias Diggelmann, die Entwicklung der gesellschaftlichen Deutungsmuster in der Schweiz, führt ein in die Sozialgeschichte der Nonkonformisten der 1960er-Jahre oder analysiert die Pressedebatten in der Schweiz zur Zeit des Kalten Krieges, so wie das Roger Sidler für Arnold Künzli getan hat.[135] Wird der zweite Weg beschritten – das war für die vorliegende Dissertation der Fall –, konzentrieren sich die Erkenntnisse auf die Bewegungen innerhalb eines Lebens und es entsteht das Muster (eines möglichen Weges) eines Intellektuellen zu jener Zeit.

Mit Walter Matthias Diggelmann stand in der vorliegenden Biografie ein Individuum als Akteur im Fokus, wobei jedoch vor allem sein Wirken in der Öffentlichkeit im Zentrum des Interesses stand. Diese «öffentliche» Biografie wird als Muster (oder Gegenmuster) für breite gesellschaftliche Veränderung betrachtet. Diggelmann hat sich in einer Zeit, in der allgemeine Kritik am Bestehenden immer

130 Ebd., S. 76.

131 Man betrachte lediglich den eigenen Lebenslauf und damit im Zusammenhang stehende Entscheidungen und deren Entstehung, um zu beurteilen, welches Gewicht dem Zufälligen, dem Spontanen zukommt.

132 Jost, Hans Ulrich 1995: Hinweise zur Theorie und Praxis der Biographie, S. 9 f.

133 Bourdieu, Pierre 1990: Die biographische Illusion, S. 80 f.

134 Mattioli, Aram (Hg.) 1995: Intellektuelle von Rechts.

135 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli.

zurück

noch unüblich war, als Intellektueller wiederholt kritisch geäussert. Am Beispiel Diggelmann lassen sich, wie bereits Liliane Parmiggiani festhielt, die ideologischen Auseinandersetzungen seiner Zeit aufzeigen.[136] Die Debatten, Auseinandersetzungen und Diskussionen, in die Diggelmann involviert war, verweisen auf Phänomene, die «grösser» waren als Diggelmann. Zwischen 1960 und 1980 scheinen sich in der Schweiz kulturelle Muster verändert zu haben. Diggelmann sollte hier als Beispiel dienen beziehungsweise als Schablone herhalten, an der Entwicklungen gemessen werden konnten. Durch die Arbeit «an ihm» sollte das Herausarbeiten und Erklären «sowohl individueller Verhaltensmuster als auch überindividueller, gruppen- oder gesellschaftstypischer Entwicklungen»[137] möglich werden.

Unter anderem wird postuliert, dass Diggelmann damals nicht nur mit seinem Roman «Die Hinterlassenschaft» einen wunden Punkt getroffen hat. Er war, obwohl das heute kaum mehr bekannt ist, in praktisch alle Debatten involviert, die die Schweizer Gesellschaft und die Schweizer Medien der 1960er- und 1970er-Jahre beschäftigt haben. Zur Frage, ob Literatur engagiert sein dürfe, ja müsse, hat er sich ebenso geäussert wie zur Frage der Dienstverweigerung, der italienischen Gastarbeiter und der Jugendstraftäter. Er hat sich an der Expo 64 und im Büchlein «Zivilverteidigung» mit dem Schweizbild auseinandergesetzt und er hat sich in Büchern, in neuen TV-Formaten, Radiohörspielen und Zeitungskolumnen mit der Jugend und ihrer Lebenswelt befasst. Mit der DDR war Diggelmann ein halbes Leben lang verbunden, sicher weil seine Bücher dort verkauft wurden, aber auch weil ihn die Umsetzung des real existierenden Sozialismus interessierte. Die Faszination für den Sozialismus hat Diggelmann aber nicht daran gehindert, in NZZ-Literaturkritiker Werner Weber eine (literarische) Vaterfigur zu sehen. Es kann also, anders als die historische Forschung bisweilen postuliert, nicht nur Schwarz und Weiss, sondern es muss auch Grautöne gegeben haben in der Schweiz der 1960er- und 1970er-Jahre.

Diggelmann war als Intellektueller nicht nur an vielen Fronten engagiert und involviert, er war, und das ist eine zentrale These dieser Arbeit, seiner Zeit in vielen Fragen zudem voraus. Nicht unbedingt im Sinne eines Spiritus Rector, der dann als geistiger Vater einer Bewegung oder Idee zu bezeichnen wäre. Im Rückblick aber ist auffällig, wie oft Diggelmann den «richtigen Riecher» hatte; sei es in der Rolle des klassischen Wegbereiters, sei es als Bannerträger einer Minderheit oder sei es als Rebell, der sich auf Experimente einliess. In der «Zertrümmerer»-Debatte stiess Diggelmann bereits zwei Jahre vor dem nationale Wellen schlagenden Zürcher Literaturstreit zum Kern der Debatte um die «littérature engagée» vor. Mit seinem Buch «Die Hinterlassenschaft» hat er als einer der Allerersten die Frage der «unbewältigten schweizerischen Vergangenheit» gestellt und tatsächlich, wie Gieri Cavelty postuliert,[138] an der Etablierung einer «Umkehrdoktrin» zur neuen geistigen Landesverteidigung mitgewirkt. Mit seinem Einsatz für «Dienstverweigerer

136 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 103.
137 Klein, Christian 2002: Einleitung, S. 15.
138 Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion.

zurück

aus Gewissensgründen» war Diggelmann seinen Intellektuellenfreunden aus Nonkonformistenkreisen zwar nicht voraus, der Zeit aber schon. Dabei blieb es jedoch nicht. Anders als die Mehrheit der Nonkonformisten hat sich Diggelmann früh schon auch für die Anliegen der Homosexuellen, der rebellierenden Jugend oder der Jugendstraftäter starkgemacht. Auch was die Interventionsstrategien des Intellektuellen anbelangt, so eine weitere These, hat Diggelmann neue Wege eingeschlagen. Er hat nicht nur auf die Wirkung des Buches gesetzt. Er hat als Publizist für zahlreiche Zeitungen Kolumnen geschrieben und das Zeitgeschehen kommentiert, er hat an Demonstrationen teilgenommen und an Arbeitsgemeinschaften mitgewirkt. So war Diggelmann beim Dialogexperiment der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest früh an vorderster Front involviert. Als Pionier hat er sich auch im Bereich des immer noch jungen Hörspiels im Radio und im Bereich des noch viel jüngeren Fernsehspiels als Schreiberling mit neuen Formaten eingebracht. Weil er das Schreiben nicht nur als Berufung, sondern als Beruf betrachtete, als Beruf, von dem er leben können musste, hat Diggelmann mehrere Hörspiele und Fernsehspiele als Auftragsarbeit realisiert – und damit, wahrscheinlich ohne sich dessen bewusst zu sein, eine neue Gattung des «radio engagé» und der «télé engagée» miterfunden.

Die Biografie Diggelmanns wurde im vorliegenden Fall nicht als abschliessendes, teleologisches Projekt verstanden. Es wurde im Gegensatz dazu auf eine noch wenig verbreitete, aber faszinierende Variante der biografischen Methode zurückgegriffen: das Konzept der Biographeme. Von der biografischen Einführung abgesehen – das Einleitungskapitel hat die «biographische Schlüsselerfahrung»[139] Diggelmanns zum Thema – folgte diese Arbeit dem in der Wissenschaft wenig beachteten Weg Sigrid Weigels. Weigel steht in einer biografischen Tradition, die nicht chronologisch, sondern thematisch strukturiert ist. «Wäre ich Schriftsteller und tot, wie sehr würde ich mich freuen, wenn mein Leben sich dank eines freundlichen und unbekümmerten Biographen auf ein paar Details, einige Vorlieben und Neigungen, sagen wir auf ‹Biographeme›, reduzieren würde, deren Besonderheit und Mobilität ausserhalb jeden Schicksals stünden.»[140] Weigel zieht dieses Zitat von Roland Barthes heran, um zu zeigen, welche zwei Arten der Erinnerung existieren: diejenige, die eine Einheit der Person kreiert, «eingeschlossen in den Schicksalsbehälter der Urne»[141] – davor genau warnt Pierre Bourdieu –, und die, die den Spuren einer Person, den «zerstreuten Splitter[n] der Erinnerung»[142] mit dem Blick fürs Detail folgt. Die zweite Herangehensweise, die der Biographeme, wurde in dieser Arbeit verfolgt. Ergebnis ist ein «Patchwork»[143] aus Biographemen

139 Mattioli, Aram 1994: Zwischen Demokratie und totalitärer Diktatur, S. 7. / Siehe Kapitel 2.
140 Weigel, Sigrid 2002: Korrespondenzen und Konstellationen, S. 41. Dort zitiert nach Barthes, Roland 1974: Sade Fourier Loyola, S. 13.
141 Weigel, Sigrid 2002: Korrespondenzen und Konstellationen, S. 42.
142 Ebd.
143 Raulff, Ulrich 2002: Das Leben – buchstäblich, S. 65.

zurück

und «Splittern der Erinnerung» zu Diggelmann und seinen Debatten als Intellektueller in der Schweizer Öffentlichkeit der 1960er- und 1970er-Jahre.

Mit diesem Blick wird das Einzelne in besonderem Licht betrachtet.[144] Diese Arbeit postuliert zudem in Anlehnung an Weigel eine «Gleichwertigkeit der Hinterlassenschaften».[145] Daraus folgt, dass die übliche Hierarchisierung der Textsorten für die vorliegende Biografie weggefallen ist. Die Biografie interessierte sich für alle Reste und Spuren gleichermassen.[146] Ergebnis ist eine «Montage»[147] zu einer Person beziehungsweise zu einer Situation. Indem man hier möglichst nah an die zu untersuchenden Spuren und Reste herantrat, wurden Bruchstellen und Lücken sichtbar, die des nochmaligen Hinschauens bedurften.[148] Widersprüchliches wurde sichtbar. Diggelmann war eben nicht immer gleich. Manchmal sprach der Vater, dann wieder der Partner, der politische Gegner oder ein Freund und manchmal der Schriftsteller.

Die vorliegende Arbeit geht den verschiedenen «Brennpunkten der Diskussion der damaligen Gesellschaft»[149] nach und betrachtet, jeweils von der Biografie Diggelmanns ausgehend, thematisch zum Teil weit auseinanderliegende Szenen und Kampfarenen der Schweiz zwischen 1960 und 1980. Der Chronikcharakter wurde grösstenteils aufgegeben, zugunsten einer thematischen Aufsplittung. Ziel war, die Logiken der einzelnen Debatten herauszuarbeiten und zu betrachten, inwiefern aus den untersuchten Biographemen Schlüsse auf den Typus des Intellektuellen, auf seine Produktionsverhältnisse, seine Interventionsmöglichkeiten, seine Netzwerke und allgemein auf die Situation der Deutschschweizer Öffentlichkeit der 1960er- und 1970er-Jahre möglich sind.

4.1.4 Leitbegriffe: «Öffentlichkeit» und «Identität»

Der Mensch kann ohne Leitbilder nicht handeln. Leitbilder sind zum einen Bilder, die man sich von der Vergangenheit entwirft.[150] Andererseits können Leitbilder respektive ihre Wirkungen oder die Reaktionen darauf die Richtung des in einer Zukunft angelegten sozialen Wandels mit beeinflussen.[151] Leitbilder können als Deutungsmuster verstanden werden, die, wie Kurt Imhof sagt, «die prinzipiell unbegrenzte Komplexität der Welt reduzieren; handlungsanleitend wie handlungskoordinierend wirken; gruppenspezifisch oder gesamtgesellschaftlich verfügbar sind; der Selbstidentifikation der Subjekte dienen; auf diese Weise *Orientierung in* und *Kommunikation über* eine gemeinsam geteilte d. h. ‹gesellschaft-

144 Weigel, Sigrid 2002: Korrespondenzen und Konstellationen, S. 42.
145 Ebd., S. 48.
146 Ebd., S. 47 f.
147 Borchard, Beatrix 2003: Lücken schreiben, S. 233.
148 Ebd.
149 Scherrer, Ruth 2005: «1968» – und dann?, S. 6.
150 Goehrke, Carsten; Siegenthaler, Hansjörg; Ulrich, Anita 1991: Vorbemerkungen, S. 7.
151 Imhof, Kurt; Romano, Gaetano 1991: Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel, S. 11.

lich konstruierte Wirklichkeit› erst möglich machen».[152] Kurt Imhof verstand unter dem Begriff des Deutungsmusters (beziehungsweise der Deutungskonfiguration) ein vernetztes Interpretationsgefüge, mit dessen Hilfe die Welt erschlossen und das Handeln geleitet wird. Diese Deutungsmuster, so Imhof, helfen bei der Konstruktion von sogenannten Lebenswelten und gesellschaftlicher Realität. Diese Lebenswelten sind geprägt von kulturellen Überlieferungen, sozialen Verlässlichkeiten, persönlichen Fertigkeiten und Kommunikationskompetenzen. Konstruiert werden Leitbilder in der Öffentlichkeit.[153]

«Mit der ‹Öffentlichkeit› hat man es», so Kurt Imhof, «mit etwas zu tun, an dem alle teilhaben können. Indem an ‹Öffentlichkeit› alle teilhaben können, dient sie allen gemeinsam als Referenzrahmen für Dinge, die als allgemein bekannt vorausgesetzt werden oder von denen Kenntnis zu nehmen allen möglich ist.»[154] Ohne Öffentlichkeit kann sich aus der Summe aller Individuen keine Gesellschaft konstituieren, in der man sich orientieren, in der man kommunizieren und in der man Identität ausbilden kann. Erst durch Öffentlichkeit wird sich eine Gesellschaft ihrer selbst bewusst.[155] Indem sie ein Abbild der Gesellschaft ist, ist auch die Öffentlichkeit strukturiert und geschichtet. Sie kann als Kommunikationsstruktur begriffen werden, die im Verlauf der letzten zwei Jahrhunderte in einem «Ausdifferenzierungsprozess»[156] verschiedene Akteure hervorgebracht hat.

Kurt Imhof teilt die Öffentlichkeit in drei zentrale Teilnehmergruppen, die sich in fünf Untergruppen unterteilen lassen. Da wäre die erste zentrale Teilnehmergruppe, die er als Sinnzirkel beschreibt. Darunter versteht Imhof einen «sozialen Raum der Intersubjektivierung»,[157] der durch folgende drei Untergruppen konstituiert wird: erstens die politischen Kommunikationszentren, also die Verbände und Parteien; zweitens die ökonomisch-kommerziellen Kommunikationszentren, womit PR-Agenturen, Marketingabteilungen und Medienstäbe innerhalb von privatwirtschaftlichen Organisationen gemeint sind, und drittens die medialen Kommunikationszentren, die die gedruckten und elektronischen Medien umfassen. Die zweite zentrale Teilnehmergruppe meint die semiautonomen Sphären oder Spezialöffentlichkeiten wie die Wissenschaft, die Religion und die Kunst. Schliesslich definiert Imhof als dritte zentrale Teilnehmergruppe die autonome Öffentlichkeit und meint «politisch, kulturell und religiös orientierte soziale Räume, also marginalisierte politische Gruppierungen, klassenorientierte Parteien, Avantgarde- und Intellektuellenzirkel sowie subkulturelle Milieus».[158]

Für diese Arbeit ist relevant, dass die letztgenannte Akteursgruppe meist direkt oder indirekt in Opposition zu den zwei erstgenannten steht und damit auch

152 Ebd., S. 19 f.
153 Ebd., S. 11–27. / Imhof, Kurt 1996: «Öffentlichkeit» als historische Kategorie, S. 3–25.
154 Imhof, Kurt 1996: «Öffentlichkeit» als historische Kategorie, S. 3.
155 Ebd., S. 4.
156 Ebd., S. 12.
157 Imhof, Kurt 1993: Vermessene Öffentlichkeit – vermessene Forschung?, S. 34.
158 Ebd., S. 35.

zurück

zum Nährboden von sozialem Wandel wird. «Bei den autonomen Öffentlichkeiten hat man es mit Milieus zu tun, die sich hartnäckig dem herrschenden Konformitätsdruck entziehen und dementsprechend im Horizont eigener Deutungsmuster die Welt interpretieren. Die ausserhalb von Umbruchperioden geltungsschwachen, jedoch in diesen Milieus tradierten politischen Ideologien können in sozialen Krisen aktualisiert werden: Sie bieten greifbare Orientierungsmuster, die über soziale Bewegungen in die leitmediale politische Kommunikation eingespiesen werden.»[159] Diese Intellektuellenzirkel, darunter fallen auch die Nonkonformisten der 1960er-Jahre, spielen in sogenannten Krisenphasen meist eine zentrale Rolle, haben identitätsstiftende Funktion und tragen wesentlich zu Umbrüchen der Gesellschaft bei.[160] Die Öffentlichkeit, «das primäre Aktionsfeld der Intellektuellen»,[161] wird dabei zum «Forum, vor dem die Intellektuellen ihre Ideen präsentieren, und gleichzeitig ist sie ihr potenzieller Koalitionspartner, Gegner und Richter».[162] Als «Protagonist» dieser Öffentlichkeit ist der Intellektuelle an die Geschichte der (Medien-) Öffentlichkeit gebunden.[163] Oder um Max Frisch zu zitieren: «Wir nennen es einfach Öffentlichkeit, was da als fiktive Instanz vor uns steht, strenger und liebevoller zugleich als Freund oder Feind, unbestechlich auch im Falle sogenannten Erfolges, den diese Instanz sowenig verrechnet wie Misserfolg. Sie ist in uns, diese Instanz, nicht immer wach, aber spätestens erwacht angesichts von Publikum. Öffentlichkeit ist Einsamkeit aussen!»[164] Wichtig ist, anzuerkennen, dass auch die Öffentlichkeit selbst einem Wandel unterworfen ist. Auf den «zweiten Strukturwandel der Öffentlichkeit» um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert folgte ein Prozess der fortschreitenden Demokratisierung und Fundamentalpolitisierung, der begleitet war von der Evolution der modernen Massenpresse und der neuen audiovisuellen Medien – kurz, ein neuer «politischer Massenmarkt» war entstanden.[165]

Wenn man von Öffentlichkeit und Leitbildern spricht, dann soll auch von nationaler Identität die Rede sein. Nationale Identität und Leitbilder stehen in einem dialektischen Verhältnis zueinander. Damit nationale Identität entstehen kann, braucht es Leitbilder, und umgekehrt braucht es auch nationale Identität, damit sich Leitbilder ändern können. Nationale Identität definieren Guy Marchal und Aram Mattioli als «jene imagologische ‹Bastelei›, die Bezug auf die ‹Nation› nimmt und durch die Konstruktion von Sinn-Bildern für die Mitglieder von national verfassten Gesellschaften identitätsstiftend wirkt».[166] Es handle sich bei nationaler Identität um die «erfundenen Bilder der Selbstrepräsentation einer national ver-

159 Imhof, Kurt 1996: «Öffentlichkeit» als historische Kategorie, S. 21.
160 Ebd., S. 13–15, 21.
161 Birrer, Sibylle; Caluori, Reto et al. 2000: Einleitung., S. 30.
162 Ebd., S. 15.
163 Morat, Daniel 2011: Intellektuelle und Intellektuellengeschichte, S. 7.
164 Frisch, Max 1958: Öffentlichkeit als Partner, S. 305.
165 Morat, Daniel 2011: Intellektuelle und Intellektuellengeschichte, S. 6.
166 Marchal, Guy; Mattioli, Aram 1992: Nationale Identität, S. 12.

zurück

fassten Gemeinschaft»,[167] die als «mentale Konstruktion»[168] aber nicht unbedingt den historischen Tatsachen entsprechen muss.

Georg Kreis stellt fest, «dass sich die Schweiz von einem bestimmten Zeitpunkt an als eigenes Gebilde verstand und/oder von anderen als solches verstanden wurde».[169] Zum Beispiel hätten sich der Identität stiftende Eigenname «Eidgenossenschaft» wie auch die schriftliche Form des bis dahin mündlich tradierten Gründungsmythos im Verlauf des 15. Jahrhunderts herausgebildet und damit die Entstehung einer nationalen Identität erst ermöglicht.[170] Von da an baute die nationale Identität auf diesen Leitbildern auf, und jede Erweiterung, jeder Zusatz musste sozusagen als zweite Schicht der Identität gesehen werden. Darin wären vielleicht auch Gründe zu finden, wieso der seit langem wissenschaftlich widerlegte Gründungsmythos der Eidgenossenschaft in der Öffentlichkeit kaum dekonstruiert werden kann.

Werden nun die unterschiedlichen Varianten der Ausformung der zweiten Identitätsschicht betrachtet, können die Elemente der nationalen Identität laut Georg Kreis in zwei Gruppen aufgeteilt werden. Zur einen Gruppe gehören die im europäischen Vergleich nicht einzigartigen Elemente, die aber durch ihre spezielle schweizerische Markierung eine Identifikation innerhalb der Bevölkerung ermöglichen. Dazu zählen zum Beispiel das Regierungsgebäude, die Münzen, die Briefmarken, die PTT, die Armee, die Landeshymne, die Ahnenverehrung und der göttliche Schutz des Volkes. Zur zweiten Gruppe gehören die in ihrer Summe grösstenteils typisch schweizerischen Elemente wie die Topografie, die Neutralität, die Kleinstaatlichkeit, die politische Kultur, der Föderalismus, die kulturelle Vielfalt, die freiheitliche Tradition, die Mehrsprachigkeit, die Tradition als Asylland und die internationale Wertschätzung als Touristenland, als Finanzplatz und Speditionszentrum.[171]

Manuel Eisner erweitert den Begriff der nationalen Identität noch um einen weiteren Faktor, indem er betont, dass es aus der Perspektive einer Person je nach Situation auch verschiedene Arten von Identitäten geben kann. Er unterscheidet einmal die «innenpolitisch-partikulare Identität»,[172] welche eine Abgrenzung innerhalb der politischen Kultur der Schweiz möglich macht, sodann die «nationalstaatliche Identität»,[173] welche die Schweiz als Einheit in den Vordergrund stellt, und schliesslich die «universalistische Identität»,[174] mit der man sich auch über Grenzen hinweg identifizieren kann. Kreis sieht in diesen verschiedenen Identi-

167 Ebd., S. 13.
168 Ebd.
169 Kreis, Georg 1992: Die Frage der nationalen Identität, S. 785.
170 Ebd., S. 785 f.
171 Ebd., S. 787 f.
172 Eisner, Manuel 1991: «Wer sind wir?», S. 30. Also «wir Luzerner», «wir Liberale» und «wir Sozialisten».
173 Eisner, Manuel 1991: «Wer sind wir?», S. 30. Also «wir Schweizer» und «wir Eidgenossen».
174 Eisner, Manuel 1991: «Wer sind wir?», S. 30. Also «wir Europäer», «wir Menschen» und «wir Zeitgenossen».

zurück

täten und den damit verbundenen Leitbildern einen permanenten Verarbeitungsprozess, der aber auch ins Ungleichgewicht fallen könne, wobei ein stagnierendes Identitätsmuster sichtbar werde, welches der fortentwickelten Realität nicht angepasst wurde. So seien zum Beispiel an der «Expo 1964» mit dem ausgestellten Betonigel Leitbilder der späten 1930er-Jahre am Leben erhalten worden, welche den Realitäten der 1960er-Jahre nicht mehr entsprochen hätten. Unter anderem das habe dann zu einer relativ heftigen Orientierungskrise an den Leitbildern und einem Zeitgefühl des Malaise und des Unbehagens geführt.[175]

Diese Untersuchung interessiert sich dafür, wie Diggelmann zu den genannten Leitbildern stand und ob er allenfalls an ihnen mitkonstruierte und Einfluss ausübte auf die «imagologische Bastelei» eines möglicherweise neuen Leitbildes. Und falls ja, folgte er dabei, vielleicht auch unbewusst und nur für die Nachwelt sichtbar, gewissen Mustern? Wie waren diese Muster gestrickt? Warum tauchte ab den frühen 1960er-Jahren der Begriff Nonkonformist wie aus dem Nichts auf und wie stand Diggelmann zu dieser Gruppenbezeichnung? Was bedeutete im Gegensatz dazu «konform sein»? Von grossem Interesse waren insbesondere auch Diggelmanns «Bilder der Welt». Wo und wie ist er mit Einbezug der möglichen Standpunkte einzuordnen? Das waren, neben den bereits erwähnten, weiterführende Forschungsfragen.

4.1.5 Aufbau, Quellen- und Literaturlage

Die Zeitgeschichte ist als Teildisziplin der Geschichtswissenschaft erst nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden[176] und war seither mit zwei methodologischen Problemen konfrontiert: der fehlenden zeitlichen Distanz zum Untersuchungsgegenstand und dem Quellenmangel aufgrund von Sperrfristen. Dazu ist festzuhalten, dass die zeitliche Distanz zwar tatsächlich ein Problem darstellt, dieses sich allerdings nicht auf die Zeitgeschichte beschränkt. Die Frage nach der Distanz zum Untersuchungsgegenstand und damit nach der Objektivität stellt sich in der Geschichtswissenschaft immer – wenn auch für die Zeitgeschichte verschärft.[177] Spätestens seit der linguistischen Wende in den Geschichtswissenschaft ist klar, «dass die ‹Wirklichkeit› kein objektiver, ausserhalb des Diskurses liegender Bezugspunkt ist, sondern stets in der Sprache und durch sie konstruiert wird».[178] *Die* richtige Geschichte gibt es nicht, sie ist letztlich immer eine «unfassbare Wirklichkeit voller Fiktionen».[179] Das zweite Problem, die Sperrfristen und der damit verbundene Quellenmangel, stellte sich für diese Arbeit nicht. Im Falle Diggelmanns sind die Sperrfristen, was die Texte aus seiner Hand betrifft, abgelaufen, und was die Quel-

175 Kreis, Georg 1992: Die Frage der nationalen Identität, S. 791.
176 Schildt, Axel 2001²: Zeitgeschichte, S. 319.
177 Schildt, Axel 2001²: Zeitgeschichte, S. 320 f.
178 Chartier, Roger 2002: New Cultural History, S. 203.
179 Sarasin, Philipp 2003: Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, S. 57.

zurück

lenmenge angeht, stellte sich eher das Problem der Fülle und der notwendigen Auswahl.

Am 17. Oktober 1990 übergab Klara Obermüller Diggelmanns Nachlass dem neu gegründeten Schweizerischen Literaturarchiv (SLA) in Bern. Er umfasste damals ungefähr drei Laufmeter Material.[180] Seither wurde er mehrfach um Material ergänzt und vor wenigen Jahren vom SLA neu geordnet. Der Nachlass wurde, wie Obermüller im Rahmen eines Interviews festhielt, vom sonst eher chaotischen Diggelmann mit einer gewissen Systematik chronologisch geordnet und in graue Schachteln abgelegt, die nach Jahrgängen angeschrieben sind,[181] und wurde ziemlich sicher nicht bewusst manipuliert, wie das Hans Ulrich Jost für andere Nachlässe nachgewiesen hat.[182]

Die drei Laufmeter Material im Nachlass des Schweizerischen Literaturarchivs können grob in die Kategorien Werke, Briefe, Lebensdokumente, Sammlungen und Erweiterungen unterteilt werden. Unter Werke sind grosse Teile seiner Gedichte, Balladen, Erzählungen, Bücher, Hör- und Fernsehspiele, Reden, Kolumnen und Zeitungsartikel in Manuskript- und/oder Typoskriptform abgelegt. Für die vorliegende Untersuchung relevant war dieser Bereich vor allem, weil er sehr viele Hinweise dazu enthielt, wo wann in welchen Medien Diggelmann was veröffentlichte.

Unter Diggelmanns Briefen musste in Anbetracht der riesigen Menge – Diggelmann war laut Obermüller «ein fast schon obsessiver Briefschreiber»[183] – eine Auswahl getroffen werden. Diggelmann hat so viele Briefe geschrieben und empfangen, dass es nicht realistisch war, alle zu lesen. Daher musste das zum Zeitpunkt der Auswahl vorhandene Wissen genügen, um die für diese Arbeit relevanten von irrelevanten Briefwechseln zu trennen. Später sich auftuende, offensichtliche Lücken wurden in einem zweiten Schritt geschlossen. Die Briefe waren eine wichtige Quelle. Diggelmanns Gedankenaustausch in Briefform erzählt oft «die Geschichte hinter den Geschichten» und hat – wenn er auch teilweise nur unvollständig erhalten ist – das Verständnis des zeitgenössischen Kontextes beträchtlich gefördert. Nicht ohne Grund sind Briefeditionen eine Bücherkategorie, die stark im Aufwind ist. In Anlehnung an Bernhard Echte, der Ähnliches für Friedrich Glauser festgehalten hat, kann gesagt werden, dass Diggelmanns Briefe ein Spiegel seines Lebens sind, zugleich aber auch ein Spiegel der politischen, intellektuellen und kulturellen Zustände der Schweiz zwischen 1945 und 1980.[184] Hier könnte noch manche wissenschaftliche Arbeit ansetzen.

Die Konvolute, Lebensdokumente und Sammlungen enthielten für die Arbeit weitere relevante Dokumente, seien dies persönliche Unterlagen, Anfragen und Leserzuschriften, seien es spezifische Konvolute zu einzelnen Vereinen wie dem

180 Müller-Rüegg, Anita 1993: Der Nachlass von Walter Matthias Diggelmann, S. 4.
181 Gigerl, Margit 2017: Der Nachlass Walter Matthias Diggelmann, S. 9.
182 Jost, Hans Ulrich 1995: Hinweise zur Theorie und Praxis der Biographie, S. 13.
183 Gigerl, Margit 2017: Der Nachlass Walter Matthias Diggelmann, S. 9.
184 Echte, Bernhard (Hg.) 1991: Friedrich Glauser, S. 1051.

zurück

Schweizerischen Schriftsteller-Verein oder zu Romanen wie «Ich heisse Thomy». Ebenfalls hilfreich waren die im Nachlass zugängliche Fiche und Teile der Staatsschutzakte von Walter Matthias Diggelmann, selbstverfasste Lebensläufe, Zeitungsartikel zu einzelnen Ereignissen wie beispielsweise dem Rücktritt aus dem Gemeinderat Zürich im Jahr 1978, natürlich Fotografien, sowie Texte zu Filmen, Fernseh- und Hörspielen. Nicht zu vergessen sind die rund zwei Dutzend gesammelten Forschungsarbeiten zu Diggelmann. Sie haben die Weiterarbeit an vielen Stellen beträchtlich erleichtert.

Nach einer ersten umfangreichen und zeitintensiven Sichtung des Nachlasses wurden die einzelnen Spuren akribisch weiterverfolgt. Vor allem die Suche nach bisher nicht bekannten Zeitungsartikeln von und über Diggelmann hat viel Zeit in Anspruch genommen. Aber es hat sich gelohnt. Mit dieser Dissertation kann erstmals eine an Vollständigkeit grenzende Bibliografie zu Diggelmanns Texten vorgelegt werden. Mögliche Lücken betreffen allenfalls Diggelmanns frühe Lebenszeit vor 1962, über die allgemein sehr wenig bekannt ist. Allzu gravierend dürften die Lücken für die vorliegende Untersuchung nicht sein, da der Beginn von Diggelmanns intellektuellem Engagement und auch seine Relevanz in der Öffentlichkeit erst nach 1962, als der Roman «Das Verhör des Harry Wind» erschien, auszumachen sind. Alles gesammelte Material mit allen wieder zugänglich gemachten Zeitungsartikeln Diggelmanns wurde dem SLA mit dem Abschluss der Arbeiten übergeben; sie sind der Forschung vollständig zugänglich.

Zur Hauptsache besteht das über Jahre zusammengetragene Material aus Zeitungsartikeln von Walter Matthias Diggelmann und aus Zeitungsartikeln über ihn oder über Ereignisse, die im Zusammenhang mit Diggelmann stehen. Sie bilden zusammen ein Kaleidoskop öffentlichen Mit- und Gegenwirkens und sind «historische Zeugnisse eines Wandels»,[185] der sich in den 1960er- und 1970er-Jahren unter anderem im kulturellen Bereich ereignet hat. Wie Ulrich Nussberger 1984 richtig festgestellt hat, übertragen Zeitungen und Zeitschriften ihrem Urzweck nach Informationen zu Zuständen und Ereignissen[186] und werden damit zu Trägern und Konstrukteuren einer bestimmten Wirklichkeit. Sie enthalten laut Peter Steinbach die einst veröffentlichte Meinung,[187] in Zeitungen schlummert somit die «Stimmungsgeschichte der Zeit».[188]

Schon deshalb sind Zeitungen als historische Dokumente wertvoll. Dennoch wird auf sie als Quelle, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in der Geschichtswissenschaft noch immer selten zugegriffen. Einschlägige Werke zu verschiedenen Epochen der neueren und neuesten Geschichte kamen noch vor wenigen Jahren weitgehend ohne Zeitungen als Quellen aus.[189] Zu Unrecht, wie Steinbach bestätigt: «Der Blick auf die Massenmedien gestattet einen in der historischen For-

185 Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die Neue Zürcher Zeitung, S. 299.
186 Nussberger, Ulrich 1984: Das Pressewesen, S. 23.
187 Steinbach, Peter 1999: Zeitgeschichte und Massenmedien, S. 39.
188 Ebd., S. 35.
189 Ebd.

schung unvergleichlichen Blick auf die *verlaufende Geschichte*. […] durch die Zeitungen haben wir erstmals die Möglichkeit, auf breiter Grundlage die Geschichte als einen komplex beeinflussten Prozess zu analysieren.»[190]

Exemplarisch seien hier die Leserbriefdebatten in der Schweizer Presse der 1960er-Jahre angeführt. Als Plattform für das Pingpongspiel von Aktion und Reaktion, welches sich über Wochen hinziehen konnte, brachten die Zeitungen, meist beschränkt auf einen Themenkomplex, unterschiedlichste Haltungen komprimiert auf einem Feld zusammen. Die Zeitungen wurden damit als Träger von Inhalten zu einem «Mitspieler in der politischen Arena»[191] und halfen mit, Öffentlichkeit herzustellen. Unter Beizug von nahe am Geschehen stehenden Zeitungen können historische Prozesse auf einer Mikroebene nachvollzogen und einzelne Ereignisstränge herausseziert werden – dann kann «Geschichte aus der Mitte»[192] dargestellt werden. Dazu Steinbach: «Das stellt für mich den Reiz der Zeitungen, der Filme, des Hörfunks und der Fernsehsendungen dar: zu erfahren, was es heisst, mittendrin zu stehen in Prozessen, die wir nur aus dem grossen Rückblick als abgeschlossene Geschichte erkennen.»[193]

Obschon klar ist, dass selbst von Diggelmann verfasste Zeitungsartikel nicht *die* letzte Wahrheit über Diggelmann preisgeben können und auch sie letztlich nicht mehr sind als «beschriebener Schreibstoff»,[194] so ist die zeitgenössische Zeitung doch ein Stück weit unmittelbarer respektive mindestens so «echt» wie andere zeitgenössische Quellen jener Zeit. Massenmedien waren das, was die Schweizer Bevölkerung der 1960er- und 1970er-Jahre in der Schweiz konsumiert hat, über die sie sich informiert und mithilfe deren sie sich ihr Bild der Welt (und der Schweiz) erschaffen hat. Diese Medien spielten eine Schlüsselrolle in der Prägung von Wendungen und Bildern des Schweizerischen. Wie Christoph Merki vor über 25 Jahren festgehalten hat, wirkten sie als Multiplikatoren, garantierten Kommunikationsprozesse und dienten den sich etablierenden Kommunikationszirkeln in der Öffentlichkeit als Sprachrohre.[195] Aus zeitgenössischer Sicht waren Zeitungen Ankerpunkte der Meinungen, aus der Sicht des heutigen Historikers sind es Texte, «aus denen die Vergangenheit ‹zu uns spricht›».[196] In Zeitungen «beobachten wir die Redakteure vergangener Gegenwarten bei ihrem Versuch, ihre Gegenwart aus der Vergangenheit in eine offene Zukunft hinein zu verstehen. Dabei können wir Zeiten unterscheiden, in denen vor dem Hintergrund klarer Orientierung die Weltstrukturierung leicht fällt, aber auch Zeiten, in denen an die Stelle gefestigter Einschätzungssicherheit Orientierungslosigkeit über den Lauf der Welt tritt.»[197]

190 Ebd., S. 41.
191 Ebd., S. 45.
192 Ebd., S. 47.
193 Steinbach, Peter 1999: Zeitgeschichte und Massenmedien, S. 50.
194 Fried, Johannes 1996: Wissenschaft und Phantasie, S. 293.
195 Merki, Christoph 1995: Und wieder lodern die Höhenfeuer, S. 21.
196 Gaetano, Romano 1993: Zeitungen und Zeitenwandel, S. 3.
197 Ebd., S. 6.

Seit sich die Presse am Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert von obrigkeitlichen Organen und Druckereien lösen konnte, ergab sich für Zeitungen die Möglichkeit, als unabhängiges Medium, im Sinne einer ideologisch anders ausgerichteten Bewegung, konstitutiver Teil der Öffentlichkeit zu sein.[198] So entstand ein Wettstreit der Meinungen, der, wie Michael Walther für die Mediengeschichte des Kantons St. Gallen herausgearbeitet hat, wiederum auf die Medienwelt zurückwirkte – in positivem Sinn. «Der Gegensatz zwischen der freisinnig-liberalen und der katholisch-konservativen Bewegung war einer der wichtigsten Motoren der Medienentwicklung»,[199] hält Walther fest und Ähnliches könnte vermutlich für die 1960er- und 1970er-Jahre gesagt werden. Allenfalls müsste es dann eher heissen, linksliberal einerseits, bürgerlich-konservativ andererseits. Aus diesen Spannungsfeldern, die je ihre extremen Pole hatten – Walther betont, dass es durchaus auch sozialdemokratische oder unabhängige Blätter gab, die in den späten 1920er-Jahren ihren grössten Einfluss verzeichneten, ihre Wirkungskraft langfristig aber nicht halten konnten[200] –, ergab sich ein öffentlicher Diskurs, der eine breite Vielfalt von Haltungen zusammentrug und der für die Geschichtswissenschaft von grossem Interesse ist. Denn daraus lässt sich ableiten, wer über welches Organ auf welche Art und Weise am Prozess der Meinungsbildung und an der Konstruktion und Dekonstruktion von Leitbildern, von Deutungsmustern und der sogenannten Mentalität und Identität beteiligt war. Allerdings: Eine Schwierigkeit der Quellengattung Zeitung liegt darin, dass eine Zeitung nicht nur Geschichte enthält, sondern zugleich selbst historisches Objekt ist und eine eigene Geschichte hat.[201] Eine Kontextualisierung der verschiedenen Zeitungen ist darum nicht immer ganz leicht und meist aufwendig.

Betrachtet man Diggelmanns journalistische beziehungsweise publizistische Laufbahn aus der Vogelperspektive, dann wird schnell klar, dass sich sein Weg mit vielen relevanten Medien der 1960er- und 1970er-Jahre kreuzte. Sein Werdegang liest sich als Streifzug durch die nonkonformistische, aber auch zürcherische Medienlandschaft der Zeit und zeichnet sich durch eine beachtliche Anzahl an Stationen aus. Kommt hinzu, dass er immer mehr «Rollenspiele des Literaturbetriebs»[202] in sein Repertoire aufnahm, will heissen, er hat nicht mehr nur die klassischen Druckseiten zwischen den Buchdeckeln beschrieben, sondern in Zeitungen, bei Hörfunk und beim Fernsehen alternative «Medienangebote»[203] vorgelegt. Vor allem die Arbeit für Rundfunkgesellschaften ist immer auch als Begleiterscheinung des eigentlichen Schreibens zu sehen. Mit den alternativen Medienangeboten und den vielen Zeitungsartikeln konnte sich Diggelmann, so scheint es, überhaupt erst den Freiraum schaffen, seine Bücher zu schreiben. Ein Modell, das bei Schriftstel-

198 Nussberger, Ulrich 1984: Das Pressewesen, S. 25.
199 Walther, Michael 2004: Mediengeschichte, S. 9.
200 Ebd., S. 51.
201 Wilke, Jürgen 1999: Massenmedien und Zeitgeschichte, S. 22.
202 Viehoff, Reinhold 1992: Schriftsteller und Rundfunk, S. 7.
203 Ebd.

zurück

lern seiner Zeit wiederholt anzutreffen ist.[204] Mehr als andere war Diggelmann aber ein «Wanderer in Medienwelten».[205]

Für eine nach heutigem Stand des Wissens komplette Liste aller Zeitungen und Zeitschriften, in welchen Diggelmann publiziert hat, sei an dieser Stelle auf das Quellenverzeichnis verwiesen. Mehrfach, regelmässig oder zum Teil sogar wöchentlich über mehrere Jahre geschrieben hat er für «Du & Ich», «Focus», «Gazette littéraire», «Konzept», «National-Zeitung», «Neue Presse», «Neutralität», «Volksrecht», «Weltwoche», «Zürcher AZ», «Zürcher Woche», «Züri-Leu» und «ZW-Sonntags-Journal».

Die vorliegende Untersuchung verdankt wichtige Hinweise zu Aspekten aus Diggelmanns Leben, seiner Literatur oder zu einzelnen Werken verschiedenen Arbeiten anderer Autorinnen und Autoren.[206] Trotzdem besteht für Diggelmann wie für viele Schweizer Intellektuelle jener Zeit Nachholbedarf, was eine Gesamtwürdigung des Wirkens betrifft. Diese Arbeit versucht, einen wesentlichen Beitrag dazu zu leisten. Sie versucht aber auch, sich der Zeit nach 1960 auf innovative Weise zu nähern, und hofft so, neue Erkenntnisse zur Zeitspanne zwischen 1960 und 1980 zu erlangen. Die wissenschaftliche Forschung wendet sich der intellektuellen und öffentlichen Kultur nach 1960 eben erst zu. «Hier steckt die Schweizer Geschichtsschreibung in den Kinderschuhen»,[207] hielt Roger Sidler 2006 fest. Daran hat sich bis heute nur wenig geändert.

Mit der Methode der Biographeme wurde den wichtigsten «Splittern der Erinnerung», den zentralen Debatten und Interventionen Diggelmanns zur Zeit des Kalten Kriegs, nachgegangen. Es ging um die Frage des Schweizbildes und der Geschichte der Schweiz, um die Frage zur Rolle und Funktion von Literatur, um die Minderheitenfrage im weitesten Sinn, um die Frage des protestierenden und an Arbeitsgemeinschaften mitwirkenden Intellektuellen, um die Frage des ideo-

204 Ebd., S. 19–22.

205 Färber, Thomas 2010: Walter Matthias Diggelmann, S. 75.

206 Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion. / Fleming-Froy, Marion 1996: Switzerlands's «unbewältigte Vergangenheit». / Huber, Walter 1986: Verlorene und wiedergewonnene «Heimat». / Inaebit, Susanne [1974]: Problèmes d'échange littéraire enter la suisse alémanique et la suisse romande. / Links, Roland 1986: Ein Leben in Geschichten, S. 261–287. / Müller-Rüegg, Anita 1993: Der Nachlass von Walter Matthias Diggelmann. / Obermüller, Klara 1992: Der Wahrheit auf die Spur kommen, S. 285–296. / Obermüller, Klara 1993: Walter Matthias Diggelmann, S. 363–368. / Obermüller, Klara 2000: Vorwort, S. 7–9. / Obermüller, Klara 2003: Vorwort, S. 7 f. / Obermüller, Klara 2006: Vorwort, S. 7–11. / Obermüller, Klara 2006: Daten zu Leben und Werk, S. 281–283. / Orte – Schweizerische Literaturzeitschrift: Walter Matthias Diggelmann. / Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita. / Sanader, Vladimir 1984: Das Prosaschaffen Walter Matthias Diggelmanns. / Scherrer, Ruth 2005: «1968» – und dann? / Schmid, H.-J. 2001: Walter Matthias Diggelmann. / Schmitz, Walter [unbekannt]: Walter Matthias Diggelmann. / Schweizer, Willi 1979: Biographisches aus der Jugendzeit. / Szabó, János 1987: Zur literarhistorischen Bedeutung Walter Matthias Diggelmanns, S. 146–155. / Traber Barbara 2000: Kurze Begegnung, S. 40. / Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei, S. 11–35. / Waidson, Herbert Morgan 1974: Childhood, Youth, and Autobiography in the Work of Walter Matthias Diggelmann, S. 213–225. / Wenger, Bernhard 1982: Nachwort, S. 303–325.

207 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 24.

zurück

logischen Standorts und schliesslich um die Frage, wie Diggelmann zu den neuen Medien stand, wie er sie genutzt hat und ob er tatsächlich einer der ersten multimedialen Intellektuellen seiner Zeit war. Daneben wurde betrachtet, wie er sich zu den Ereignissen äusserte, die später unter der Chiffre «68» zusammengefasst wurden, und wann, wo und wie er sich dort engagiert, eingebracht und wo er möglicherweise sogar mitprotestiert hat. Nahe liegt der Versuch, ihn, Diggelmann, der häufig und schnell Begriffe wie «Kommunismus» und «Faschismus» zur Hand hatte, anhand seiner Aussagen und Debatten ideologisch einzuordnen und ihn ins Verhältnis zum Sozialismus zu setzen. War er wirklich ein linker Intellektueller? Falls ja, wie weit links stand er und wie bewertete er die Deutsche Demokratische Republik? Wird er zu Recht Stalinist genannt? Und weshalb stieg er 1978 im Namen der Progressiven Organisationen Schweiz (POCH) in die aktive Politik ein? Damit verbunden war die Frage, inwieweit Diggelmann im Rückblick tatsächlich in die Nähe der sogenannten Nonkonformisten zu rücken ist und ob das aussergewöhnliche Verhältnis zu Werner Weber, dem berühmten Literaturkritiker der NZZ, nicht alles zuvor Erforschte doch wieder infrage stellt? Letzterer hat 1979, auf expliziten Wunsch des Autors, immerhin die Grabrede Diggelmanns gehalten.

4.1.6 Ausblick: Unbeleuchtete Felder, mögliche Forschungsgebiete

Diese Arbeit hat, als Biografie konzipiert, «Splitter der Erinnerung» zu Walter Matthias Diggelmanns öffentlichen Debatten und intellektuellen Interventionen näher betrachtet. Über den Weg der Biographeme hat sie sich dem Intellektuellen Diggelmann nicht chronologisch, sondern thematisch genähert. Über Diggelmann ist etliches bekannt, es existieren einzelne Forschungsarbeiten und eine Werkausgabe, trotzdem bleibt er als engagierter Schriftsteller, als Intellektueller schwer fassbar. Kommt hinzu, dass das zugängliche Quellenmaterial lückenhaft ist. Die vollständige Bibliografie der Werke und Artikel musste zuerst erarbeitet werden. Erst jetzt wird der «ganze Diggelmann» in Ansätzen greifbar, aber längst nicht überall. Nicht alle Felder, die zu diesem nonkonformen Nonkonformisten zu untersuchen wären, konnten beleuchtet werden. Bei einigen würde es sich lohnen, sie genauer unter die Lupe zu nehmen.

Besonders spannend und notwendig wäre es, die «andere Hälfte» des porträtierten Intellektuellen, den «privaten Diggelmann», unter die Lupe zu nehmen. Wenn Diggelmann im Film «Die Selbstzerstörung des Walter Matthias Diggelmann» ausrief: «Auch ich werde sterben, dass heisst, ich sterbe alle zwei Wochen einmal, dann aufersteh ich wieder, und dann lache ich und sage: jetzt hast du Bestätigung, dass du genau so gut bist wie Jesus, denn du auferstehst ständig, du gehst ‹par terre› und du kommst wieder.»[208] – Was hatte das zu bedeuten? Und wenn Diggelmanns letzte Ehefrau, Klara Obermüller, bestätigt, dass Fred Hal-

208 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-D-1-d.

zurück

tiner, Diggelmanns Halbbruder, der einzige Mensch gewesen war, dem Diggelmann nahestand,[209] was sagte das über die familiäre Situation Diggelmanns aus? Im Schweizerischen Literaturarchiv liegen in vielen Schachteln ganze Berge von privaten Briefen Diggelmanns. Die wissenschaftliche Aufarbeitung der Privatperson Diggelmann und auch die literaturhistorische «Wiederentdeckung des verstummten Schweizer Autors»[210] und seines literarischen Werks stehen weiterhin aus, auch wenn mit dem «Verhör des Harry Wind» vor fünf Jahren eines von Diggelmanns wichtigsten Büchern verfilmt wurde unter dem Titel «Manipulation».[211] Das legt nahe, dass seine Texte aktuell waren und sind.

Wer sich das literarische Werk Diggelmanns vornähme,[212] stiesse auf einen bis heute unbekannten Autor. Sicher, mit dem «Verhör des Harry Wind» und der «Hinterlassenschaft» hat er sich in die Schweizer Literaturgeschichte geschrieben, aber da war doch noch mehr. Eine «Biographie mit Büchern» könnte bisher unbekannte Einsichten vermitteln und ein Panorama der literarischen Methoden Diggelmanns zum Vorschein bringen – von der «autofiktionalen Camouflage» über die sozialkritische Dokumentarliteratur bis hin zu den klassischen literarischen Genres, dem Roman, der Erzählung, dem Gedicht und dem Theaterstück.[213]

Besonders gut eignen würde sich Diggelmann für eine wissenschaftliche Untersuchung zum Verhältnis zwischen Verleger respektive Lektor und Schriftsteller. Einige wenige Vorarbeiten existieren zu diesem spannenden Themenfeld,[214] Diggelmann könnte als Fallbeispiel wunderbar herhalten. Der im Schweizerischen Literaturarchiv liegende umfangreiche Briefwechsel zwischen Diggelmann und seinem Verleger Peter Keckeis enthält nicht nur Antworten zur Frage, warum der Roman «Die Hinterlassenschaft» erst im September 1965 im Münchner Verlag Piper und nicht schon vorher im Schweizer Verlag Benziger erschien. Der Briefwechsel wirft ein neues Licht auf ein bisher wenig beachtetes Thema der Literaturforschung. Nebenbei würden damit vielleicht auch bislang kaum erkennbare «Brüche» in Diggelmanns Schriftstellerleben sichtbar.[215]

209 Obermüller, Klara 2016: Spurensuche, S. 118.

210 Ensuite Kulturmagazin: 3. 2004.

211 Wochenzeitung: 10. 2. 2011.

212 Diggelmann, Walter Matthias 2000: Geschichten um Abel und ausgewählte frühe Erzählungen. / Diggelmann, Walter Matthias 2000: Der falsche Zug. / Diggelmann, Walter Matthias 2002: Das Verhör des Harry Wind. / Diggelmann, Walter Matthias 2003: Die Hinterlassenschaft. / Diggelmann, Walter Matthias 2004: Filippinis Garten. / Schatten: Tagebuch einer Krankheit. / Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich.

213 Gigerl, Margit 2020: Das Land beim Namen nennen, S. 272.

214 Luck, Rätus (Hg.) 1998: Geehrter Herr – lieber Freund. / Bloch, Peter André (Hg.) 1975: Gegenwartsliteratur. / Kleine Bund: 16. 5. 2009.

215 Wer in den Briefwechsel Diggelmann – Keckeis eintaucht, merkt bald, hier wurde um Textpassagen und Formulierungen, manchmal um ein einzelnes Wort intensiv gerungen. Kommt hinzu, dass es an Deutlichkeit bisweilen nicht fehlte. Im Sinne einer Kostprobe sei hier ein Ausschnitt aus einem Brief Diggelmanns wiedergegeben. Zum bevorstehenden Druck der «Hinterlassenschaft» schrieb er am 7. November 1964: «Lieber Herr Dr. Keckeis, das Gespräch mit Ihnen, das doch eigentlich niederschmetternd war, beschäftigt mich noch heute in einem Masse, dass ich mich kaum zu einer produktiven Arbeit aufraffen kann. Es ist nicht ihr Einwand ge-

zurück

Neben diesen «grossen Themen» zu Diggelmann würden sich allenfalls kleinere Nischenuntersuchungen lohnen zu Fragen wie: Warum in den Diplomatischen Dokumenten der Schweiz ein Brief vom Mai 1972 erhalten ist, in dem Diggelmann als «Manager» im Namen des American Chamber of Commerce in Switzerland unterschreibt? Oder was hat es, untersucht am Beispiel von «Schatten – Tagebuch einer Krankheit», mit der heilenden Wirkung des Geschichtenerzählens auf sich?[216]

Unbedingt und dringend anzugehen wäre in nächster Zeit «Eine Geschichte der schweizerischen Medienöffentlichkeit 1963–1978», wie sie 2006 für Westdeutschland vorgelegt wurde.[217] Eine solche Arbeit dürfte es nicht auslassen, die einzelnen «Medienkörper» ideologisch zu verorten, sie mediengeschichtlich einzubetten und ihre Strategien in der öffentlichen Kampfarena nachzuzeichnen, so wie es Hadrien Buclin zumindest in Grundzügen schon entworfen hat.[218]

Sodann könnte auch auf die letzte hier empfohlene Forschungsfrage eingegangen werden, nämlich ob die «Linke» mithilfe der Linksintellektuellen zwischen 1965 und 1975 tatsächlich (und bewusst) an der Konstruktion einer linksoppositionellen Gruppenidentität mitgewirkt hat.[219]

---

gen das neue Buch, ich meine, ich nehme Ihnen diese Einwände einfach nicht ab, ich meine, ihre Argumente vom Sprachlichen und so weiter sind einfach Vorwand. Zwischen uns beiden besteht eine Krise, und wir sollten das nicht leicht nehmen. […] Kürzlich am Telephon reden Sie davon, man müsste aufpassen, dass ich nicht in den Verdacht käme, Kommunist zu sein. Das ist eine Denkart, die nicht zu meinem Wesen passt. Wer in mir einen Kommunisten sehen will, dem seis nicht genommen. Ich bin zwar keiner, auch kein Kryptokommunist, was ich schon aus Temperament nicht sein könnte, hingegen streite ich es nicht ab, dass meine Sympathien für die sozialistischen Länder grösser sind als zum Beispiel für Amerika. […] Anschliessend vertreten Sie eine Weltanschauung, die ihre Wurzeln nicht mehr im Konservativismus hat, sondern die man bereits als reaktionär bezeichnen muss. […] Nun gut. Wie wir denn endlich auf das Manuskript zu sprechen kommen, haben Sie nichts als ein summarisches Urteil auf der Platte. Formal nicht bewältigt, Sprachlich nicht gemeistert etc. Dabei wissen Sie ganz genau, dass das nichts als leere Floskeln sind: Sprachlich, formal! […] Sie müssen bekennen, dass Sie engagierte Literatur eigentlich nicht mögen. […] Ich schreibe Ihnen, damit Sie noch einmal Gelegenheit haben, meine Ansichten und Meinungen zu überdenken. Mit herzlichen Grüssen Ihr W. M. Diggelmann.» Diggelmann, Walter Matthias an Keckeis, Peter: 7. 11. 1964.

216 Schmid, H.-J. 2001: Walter Matthias Diggelmann, S. 1148–1150.

217 Von Hodenberg, Christine 2006: Konsens und Krise.

218 Buclin, Hadrien 2015: Entre culture du consensus et critique sociale, S. 515–518.

219 Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion, S. 10 f., 54 f., 107. / Neue Zürcher Zeitung: 6. 11. 2001.

zurück

4.2 Analyse

> «Ich sei ein engagierter Schriftsteller, muss ich immer wieder in den Zeitungen lesen, und oft ist diese Bezeichnung keineswegs positiv gemeint. Ein engagierter Schriftsteller ist für viele Kritiker, vor allem für Politiker, fast schon ein Schimpfwort. Ein Engagierter ist für diese Leute, wenn nicht gerade ein Kommunist von Moskaus Gnaden, so doch ein ‹Nestbeschmutzer›, zumindest ein Nörgler, der an seinem Vaterland keinen guten Faden lässt. Nichts ist unsinniger als eine solche Interpretation. Denn: Engagiert ist jeder von uns, sogar jener ist engagiert, der behauptet, er sei es nicht.»[220]

4.2.1 Die Debatte um die «littérature engagée»

Wie in dieser Arbeit gezeigt wurde, beschäftigte die Frage nach der Rolle des Schriftstellers und dessen Engagement in den mittleren bis späten 1960er-Jahren in der Schweiz nicht nur Walter Matthias Diggelmann, sondern den Grossteil der literarischen Intelligenz jener Zeit – sehr intensiv sogar. Die aufgearbeiteten «Splitter der Erinnerung» zur «Zertrümmerer»-Debatte, zum Zürcher Literaturstreit, zur Abspaltung der Gruppe Olten vom Schweizerischen Schriftsteller-Verein und zum Erlenbacher Buchstreit legen Zeugnis ab davon, dass dieser Themenkomplex in den damaligen öffentlichen Debatten wiederholt beschäftigte. Die Zeitungen jener Zeit griffen das Thema «Schriftsteller und Engagement» immer wieder auf.[221] Wenn sich ein Schriftsteller wie Diggelmann in der «Zertrümmerer»-Debatte und in der Abspaltungsphase der Gruppe Olten exponierte und vor klaren Bekenntnissen nicht zurückschreckte, stand meist sofort die Frage nach seinem Engagement im Raum. Die Öffentlichkeit wollte vom Schriftsteller wissen, wie er zum Engagement und zur «littérature engagée» stand.

In einem langen und viel beachteten Artikel, der im Februar 1972 veröffentlicht wurde, hat sich Diggelmann ausführlich zu seinem persönlichen Engagement geäussert.[222] «Die Tatsache, dass sich 1969 zweiundzwanzig Schriftsteller vom ehemaligen Schweizerischen Schriftsteller-Verein verabschiedet und ein Jahr später die ‹Gruppe Olten› gebildet haben; die Tatsache, dass durch diese Aktion der Verein de facto aufgelöst und in einen Verband mit hauptsächlich gewerkschaftlichen Aufgaben umgewandelt worden ist; die Tatsache, dass in Deutschland 1968 ein Schriftsteller-Verband (‹Ende der Bescheidenheit›, Heinrich Böll) geschaffen wurde; die Feststellung, dass sich die Massenmedien Fernsehen und Radio unvoraussehbar stark entwickelt haben; die Tatsache, dass es im Verlagswesen in den

220 Diggelmann, Walter Matthias […]: Diggelmann über Diggelmann, S. 16 f.

221 Als Beispiele können dienen: Weltwoche: 11. 6. 1965. / Focus: 11. 1969. / Burgdorfer Tagblatt: 1. 8. 1967.

222 National-Zeitung: 27. 2. 1972. Eine gekürzte Fassung des gleichen Artikels ist auf Französisch in der «Gazette littéraire» erschienen. Gazette littéraire: 26./27. 2. 1972.

vergangenen Jahren im grossen Ausmasse zu Zentralisationen gekommen ist; die Aussicht, dass es auch im Bereich der Zeitung- und Zeitschriften-Verlage in naher Zukunft zu Fusionen kommen wird: All das ist für einen freischaffenden Schriftsteller, der nur von dem lebt, was er schreibt, Grund genug, über seine persönliche Situation nachzudenken.»[223]

Im Grundtenor kam Diggelmann im Zuge dieses Nachdenkens zum Schluss, dass es mit der sogenannten Freiheit des Schriftstellers nicht allzu weit her sei. Zum einen seien ihm als Staatsbürger der Schweiz gesetzliche Grenzen gesetzt, die er auch als Schriftsteller zu berücksichtigen habe. Zum anderen sei der Schriftsteller Teil eines Gesamtsystems, innerhalb dessen er sich sehr oft nach den Wünschen anderer Mitglieder dieses Systems, zum Beispiel des Verlegers oder des Dramaturgen, zu richten habe – nicht zu vergessen, nach den Wünschen der Leser. Zwar richte sich der Autor mit seinen Texten nicht primär nach den Lesern, komplett an ihnen vorbeischreiben, das mache aber dennoch wenig Sinn. Seine kleinen Freiheiten sah Diggelmann dort, wo er als Schriftsteller entscheiden könne, einmal am Wochenende anstatt unter der Woche zu schreiben, ein andermal zu arbeiten, wenn andere schliefen, und umgekehrt. Und nicht zuletzt, meinte Diggelmann ironisch, habe er die Freiheit, dass ihm niemand ein Mindesteinkommen garantiere, dass, wenn er krank und arbeitsunfähig sei, ihm keine Person «bezahlte Ferien» sicherstelle.[224] Schriftstellerei als Broterwerb also.

Diggelmann kam auch auf das unter diesen Rahmenbedingungen mögliche Engagement zu sprechen. «‹Man› sagt von mir, ich sei ein engagierter Schriftsteller. Diese Behauptung impliziert, dass ich kein freier Schriftsteller bin. Doch bin ich mir bewusst, dass es sich um ein Schlagwort oder um eine Modeerscheinung handelt. Engagiert ist jeder von uns. Auch Werner Weber, Feuilletonchef der NZZ, ist engagiert. Auch Maurice Zermatten, der einst Präsident des alten Schriftsteller-Vereins war und am berüchtigten ‹Zivilverteidigungs-Büchlein› mitgearbeitet hat, ist engagiert. Werner Weber engagiert sich für eine wertfreie, ästhetische Literatur, die möglichst keine aktuelle gesellschaftliche Relevanz hat. Zermatten ist engagiert für Ruhe und Ordnung, für Sauberkeit in seiner engeren Heimat, dem Kanton Wallis. Ich bin auch engagiert. Und ich meine, ich sei mir bewusst, wodurch mein Engagement bestimmt wurde, und weshalb ich mich von diesem Engagement nicht lösen kann. […] Obgleich mein Trauma abgeflacht ist, obwohl ich unter meiner Herkunft nicht mehr leide, wird es wahrscheinlich sein, dass ich mich bis ans Ende meines Lebens für Minderheiten und Bedrängte und gegen autoritäre Tyrannen engagieren werde. Weil ich nicht vergessen kann, was es bedeutet, verletzt, beleidigt und verfolgt zu werden, weil ich nicht vergessen kann, dass damals einige Mitschüler Akademiker werden konnten, obwohl sie sehr schlechte Schüler waren, ihre Eltern aber zum Ausgleich dafür genug Geld hatten. So einfach ist das. Und doch so komplex.»[225]

223 National-Zeitung: 27. 2. 1972.
224 Ebd.
225 Ebd.

zurück

Ausgehend von Einzelvoten wie dieser Stellungnahme in eigener Sache interessierte sich diese Arbeit für die Frage, ob sich punkto Engagement in der Literatur der 1960er- und 1970er-Jahren allenfalls von einer gemeinsamen Haltung unter Schriftstellern sprechen liesse. Immerhin stand 1974 die erste Ausgabe von «Welt im Wort», einer damals neuen Zeitschrift des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes, ganz im Zeichen der Frage nach dem Verhältnis von politischem und literarischem Engagement.[226] Wie standen die Schriftsteller der Nachkriegszeit zur Frage des Engagements? Gab es eine gemeinsame Meinung? Sahen sie es alle auch so wie Jean-Paul Sartre, der zum Schluss seines legendär gewordenen Essays «Qu'est-ce que la littérature?» ausrief, es komme wohl dann der Tag, an dem die Schriftsteller zur Waffe greifen müssten, an dem die Literatur die Schriftsteller in den Kampf werfe.[227]

Es war kaum ein Zufall, dass Werner Bucher und Georges Ammann die Schweizer Schriftsteller ausgerechnet im Jahr 1970 zum Gespräch luden[228] und Peter André Bloch und Edwin Hubacher vom Deutschen Seminar der Universität Basel kurz darauf in einer Dokumentation die Ergebnisse der Diskussionen der Oltener Literaturtage aus dem Jahr 1970 zusammentrugen. Das Buch von Bloch und Hubacher versammelte praktisch alle Autoren, die damals Rang und Namen hatten, und präsentierte Interviews, Antworten der Schriftsteller auf einen Fragebogen und zusammengefasste Ergebnisse von Podiumsdiskussionen.[229]

Das Fazit der beiden zeitgenössischen Untersuchungen: Die Mehrheit der befragten Schriftsteller, die, das muss ergänzt werden, vornehmlich aus dem Kreis der entstehenden Gruppe Olten stammten, sprach sich für eine engagierte Literatur aus. Aber es zeigte sich auch: In dieser Frage galt Vielfalt vor Einheit. Jeder sah es, auf sein ganz persönliches Engagement reduziert, wieder ein bisschen anders.

«Engagiert ist jeder, wenn wir darunter das mehr oder weniger bewusste Einnehmen von Positionen verstehen. Ich sehe aber die Funktion der Literatur nicht darin, als Vehikel politische Überzeugungen zu transportieren. Selbstverständlich ist für mich, dass in jedem literarischen Muster, in jeder literarischen Figur und in der literarischen Sprache sich das Gesellschaftliche manifestiert. […] Literatur entlarvt Mentalität.»[230] Das sagte Otto F. Walter. Für ihn war Literatur unter Umständen auch eine subversive Kraft, die sehr, sehr langsam die Unabänderlichkeiten, an die Gesellschaften und Systeme glauben, auflösen kann.[231] Aber weshalb schrieb einer, der sich engagieren wollte, statt Zeitungsartikeln oder Pamphleten ausgerechnet Romane und Gedichte, kurz Literatur? Diese Frage hielt Kurt Marti, Pfarrer, Berner Mundartschriftsteller und kritischer Literat, zwar für berechtigt, fand dann aber, dass einer vielleicht eben mehr wolle als nur Engagement. Das Moment

226 Schweizerischer Schriftsteller-Verband (Hg.) 1974: Mehr Öffentlichkeit für Schriftsteller.
227 Sartre, Jean-Paul 1948: Situations II. Qu'est-ce que la littérature?, S. 82.
228 Bucher, Werner; Ammann Georges 1970: Schweizer Schriftsteller im Gespräch.
229 Bloch, Peter; Hubacher, Edwin 1972: Der Schriftsteller in unserer Zeit.
230 Walter, Otto F. 1970: «Lust und Ärger am Schreiben.», S. 236 f.
231 Ebd.

zurück

der Kunst, des Spiels komme hinzu. Grundsätzlich, fand Marti, würden sich Literatur und Engagement nicht ausschliessen.[232] Und Peter Bichsel war überzeugt, dass es keinen apolitischen Autor gebe. Auch jener brave Heimatautor, der ein Gedicht über den schönen Bauernhof schreibe, habe sich doch engagiert, und zwar auf der konservativen, erhaltenden Seite.[233] «Ich halte jede Literatur für politisch in dem Sinne, dass sich jede Literatur mit dem Menschen auseinandersetzt, auch die Literatur, der man – und in jedem Fall zu Unrecht – den ‹l'art pour l'art›-Vorwurf macht; eine solche gibt es doch gar nicht, denn eine Beschäftigung mit der Sprache allein ist immer auch eine Beschäftigung mit dem Menschen.»[234]

Entschieden anders sah das Hugo Loetscher, der dafür warb, dass Literatur den Mut haben müsse, als Literatur aufzutreten,[235] der zum Beispiel meinte, dass sich Literatur von Journalismus zu unterscheiden habe.[236] «Ich komme nicht darum herum, als Intellektueller Stellung zu aktuellen Fragen zu beziehen. Und Stellung beziehen, heisst: mich dazu äussern. Tue ich dies jedoch als Journalist, ziehe ich mich nicht in den Elfenbeinturm zurück, so nehme ich mir das Recht heraus, in der Literatur nach literarischen Kriterien – und nur nach literarischen – vorzugehen.»[237]

Diggelmann hielt nicht viel vom Elfenbeinturm der Schriftsteller. Für ihn lebte der Schriftsteller nicht ausserhalb der Gesellschaft.[238] Er konnte zwar Aussenseiter sein, war aber Teil der Gesellschaft. Bald Vermittler, bald Kritiker, immer notwendig und manchmal gefährlich. So sitze der Schriftsteller jeweils zwischen Stuhl und Bank, aber genau das sei auch seine Freiheit.[239] Diggelmann erwartete nicht von jedem Schriftsteller, dass er auf die Barrikaden stieg und Manifeste verfasste oder unterzeichnete. Es sollte auch Raum für Schriftsteller geben, die sich nicht engagieren wollten.[240] «Aber ich erachte es als äusserst fragwürdig, wenn man aus Frustration, aus der Hoffnungslosigkeit eine literarische Ideologie macht, wenn man plötzlich aufsteht und behauptet: Literatur ist Literatur und hat mit der Gesellschaft überhaupt nichts zu tun.»[241]

Damit traf Diggelmann den Kern der literarischen Debatten zur Rolle des Schriftstellers. Wo stand sie denn, die im Schweizerischen Schriftsteller-Verein versammelte literarische Intelligenz, und welche Haltung gedachte sie in gesellschaftlich relevanten Belangen einzunehmen? Ging es nach Diggelmann, dann befand sich ein Grossteil der literarischen Intelligenz nicht dort, wo sie zu stehen gehabt hätte. Seiner Ansicht nach war der SSV beispielsweise im Rahmen von «68» faul

232 Marti, Kurt 1970: «Auf der Suche nach einer ehrlichen Sprache.», S. 126 f.
233 Bichsel, Peter 1970: «Mich interessiert, was auf dem Papier geschieht.», S. 27.
234 Ebd., S. 26.
235 Loetscher, Hugo 1970: «Für eine Literatur der Behaftbarkeit.», S. 107.
236 Ebd., S. 83.
237 Ebd., S. 81 f.
238 Diggelmann, Walter Matthias 1970: «Um sich innerhalb der Gesellschaft zu äussern», S. 65. / Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-9-03/5.
239 National-Zeitung: 27. 2. 1972.
240 Diggelmann, Walter Matthias 1970: «Um sich innerhalb der Gesellschaft zu äussern», S. 72.
241 Ebd.

zurück

und lahm gewesen wie jede andere Gewerkschaft, laut und frigid wie jede politische Partei. «Es geht bei uns seit Jahrzehnten nur noch um einen Fünfer mehr Lohn, um eine Viertelstunde weniger Arbeitszeit, aber sobald grundsätzliche Fragen zur Debatte stehen, übt man Enthaltsamkeit. Die Schriftsteller sollen erbauende Romane schreiben, die Gewerkschaften sollen für Lohnerhöhung sorgen, die Arbeitgeberverbände sollen den Arbeitsfrieden sichern, indem sie überall dort nachgeben, wo es nicht viel kostet, also einen Fünfer Lohnerhöhung bewilligen, die Arbeitszeit etwas kürzen und so weiter. An grundsätzlichen Fragen der menschlichen Freiheit wird nicht gerüttelt. Wenigstens rütteln die Alten nicht. Vielleicht können sie nicht rütteln, weil sie sich überfressen haben?»[242]

Im Selbsturteil stufte sich Diggelmann als engagierter Autor ein. Dutzende Male hat er Sätze gesprochen wie «Die Zeit hat mich engagiert. Ich habe mich engagiert. Ich habe mich engagieren lassen. Das heisst: Ich bejahe die Zeit. Ich akzeptiere die Geschichte. Die Geschichte erwartet, dass ich meine eigene Haut zu Markte trage.»[243] Eine Haltung, die der berühmte Friedrich Dürrenmatt nicht teilte. Der Schriftsteller durfte sich nach Dürrenmatt nicht binden und musste sich von Fall zu Fall entscheiden. Als Schriftsteller nehme er die Welt als Fall. Sie gebe Bilder und Eindrücke her, die er, Dürrenmatt, dann wiederum auf eine andere Ebene transportiere, umwandle und bühnenfähig mache. Er schreibe aber nicht, um die Welt zu verändern, könnte es dann, weil die Absicht zu gross sei, auch gar nicht.[244] Für Dürrenmatt war klar: «Schriftstellerei ist nicht mit Politik gleichzusetzen, auch wenn jede Schriftstellerei ihre politischen Seiten hat.»[245] Ganz ähnlich sah dies – überraschenderweise – Max Frisch. Die Direktverwendung der Literatur als ein «Kampfmittel» im öffentlichen Feld bezeichnete Frisch als ein Problem, das sich immer wieder stelle im Zuge literarischer Arbeit. Auch für Frisch hing das Mass des Engagements von der Situation ab. Sicher gebe es Notstände, aufgrund deren alles erforderlich und alles erlaubt sei. In den sogenannten normaleren Zeiten aber, also in den kürzeren oder längeren Epochen vor oder nach Katastrophen, da zweifle er an der Direktwirkung der Literatur.[246]

Engagierte Literatur – Ja oder Nein? Die Schriftsteller waren sich nicht einig, waren nicht sicher, wie gross oder klein der gemeinsame Nenner war – die Literaturszene war definitiv in Bewegung. «Selten war so viel Anfang»[247] titelte die NZZ in einer Rückblende vom 23. September 2009. Der Artikel berichtete über eine Auftaktveranstaltung zu einer Ringvorlesung, die sich mit dem literarischen Leben in der Schweiz der 1960er-Jahre auseinandersetzte. Roman Bucheli griff mit

242 Neue Presse: 24. 5. 1968.
243 Bücherpost: 5./6. 1967. «Ich trage meine Haut zu Markte» war eine Formel, die Diggelmann seit Mitte der 1960er-Jahre konsequent und bei mehreren Gelegenheiten öffentlich vertreten hat. So zum Beispiel auch in der Probenummer der damals neuen Boulevardzeitung «Neue Presse». Neue Presse: 1. 11. 1967.
244 Focus: 11. 1969.
245 Zeitdienst: 12. 8. 1966.
246 Frisch, Max 1975: Interview, S. 67.
247 Neue Zürcher Zeitung: 23. 9. 2009.

zurück

dem Titel eine Aussage des Literaturprofessors Peter von Matt auf. Von Matt, der zusammen mit Autoren wie Peter Bichsel an der Auftaktveranstaltung ebenfalls teilnahm, hatte für die 1960er-Jahre das Aufkommen von etwas Neuem diagnostiziert, das anders war, sich vom Hergebrachten abgrenzte und inhaltlich wie auch formal neue Akzente setzte.[248] Und Bichsel umschrieb im Rückblick derweil die Herausbildung eines neuen Schriftstellertypus in den 1960er- und 1970er-Jahren: «Wir wussten nicht, dass wir in den sechziger Jahren lebten, dass wir in der Moderne lebten. Aber wir hassten die verrottete alte Welt.»[249] Zum ersten Mal, so Bichsel, sei damals die Vorstellung einer literarischen Schweiz und eine Art Zusammengehörigkeitsgefühl entstanden.[250]

NZZ-Journalist Roman Bucheli trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er die literarische Situation in den frühen und mittleren 1960er-Jahren als ästhetischen Aufbruch bezeichnet, der ohne Manifeste auskam, «es war eine politisierte Literatur, ehe die Fronten zum Dogma verhärteten; und es war eine Zeit, da die Literaten zwar noch immer zum Staatsfeind taugten, sich aber bereits entscheidende formale und inhaltliche Freiräume erobert hatten – ohne darum ein Aufheben zu machen».[251]

Das grosse Neue an den Literaturdebatten der 1960er-Jahre war, dass überhaupt von engagierter Literatur gesprochen wurde. Dass die «littérature engagée» als Begriff und Muster in die öffentliche Diskussion eintrat und zum Massstab wurde, an dem sich die schweizerischen Schriftsteller jener Zeit «messen» konnten. Eine Abgrenzung von der «schönen», «positiven» Literatur war für Emil Staiger nur möglich, weil er mit der «littérature engagée» als Gegenbegriff arbeiten konnte. Dasselbe gilt für Diggelmann. Wenn er 1970 festhielt, dass er nach Meinung der Literaten engagiert und nach Meinung der Engagierten literarisch sei,[252] dann konnte er dies nur, weil solche Kategorien neu greifbar waren, ein Klassifizieren möglich geworden war. Diese Öffnung des Diskurses ausgelöst hatten nach von Matt in der Schweiz hauptsächlich die Autoren Frisch und Dürrenmatt. Sie hätten den Raum aufgebrochen, in dem sich danach in der Schweiz eine vielfältige literarische Moderne energisch entfalten konnte. Mit Frisch und Dürrenmatt sei der «tâche» des existenzialistischen Humanismus in diese literarische Moderne gekommen.[253] Diesen existenzialistischen Humanismus hätten Frisch, Dürrenmatt und andere, von Matt nennt sie die «45er Autoren», indirekt oder direkt im Paris der Existenzialisten um Jean-Paul Sartre und Albert Camus erfahren und diese Erfahrung habe ihre und die anthropologischen Konzepte nachfolgender Generationen nachhaltig geprägt.[254] Daraus empor stieg nach von Matt das Bewusst-

248 Ebd.
249 Ebd.
250 Ebd.
251 Ebd.
252 Diggelmann, Walter Matthias 1978: Feststellungen, S. 40.
253 Von Matt, Peter 2001: Die Tintenblauen Eidgenossen, S. 45.
254 Ebd., S. 40.

zurück

sein, «dass es an der Zeit sei, illusionslos über sich selbst nachzudenken und ohne gemeinsame Selbsttäuschung, ohne Vorspiegelung eines ungebrochenen Katalogs bald heldenhafter, bald humanitärer Tugenden, die Zukunft ins Auge zu fassen. Was die Literatur betrifft, war dies genau die Kerbe, in die Frisch wie Dürrenmatt immer wieder hauen sollten.»[255]

Peter von Matt sieht in Max Frisch den Vorreiter einer Schriftstellergeneration, die selbstbewusst, unverfroren, «mit dem Flair für das Ungehörige und Lust am kalkulierten Ärgernis»[256] der Schweiz den Spiegel vorhielt und zu kritischem Denken anregte. Nach von Matt ist Frisch der Mythenbeseitiger und «Bildzertrümmerer», der als Erster den bestehenden Diskurs durchbrach. Laut von Matt hat Frisch in der Schweiz die Atmosphäre verändert.[257] Erst diese Veränderung habe den Raum geschaffen, in dem Autoren wie Diggelmann vom «Zertrümmern der erstarrten Institutionen» sprechen konnten.

Wie Frisch die Atmosphäre verändert hat? Zum Beispiel mit dem Aufdecken einer unbewältigten schweizerischen Vergangenheit, mit einer öffentlichen Replik an die Adresse von Literaturprofessor Staiger oder mit dem Ausruf «achtung: die Schweiz» im Jahr 1955. Klara Obermüller nennt Frisch nicht ohne Grund den «geistigen Vater»[258] einer jungen Generation von Schriftstellern, die sich ein Leben lang an ihm orientiert hätten.[259] Frisch war, zusammen mit Dürrenmatt, «Stimmführer»,[260] ja gewissermassen Katalysator der neuen Schriftstellergeneration. Sie initiierten gemeinsam einen Paradigmenwechsel,[261] ohne den Prozess in der Folge konsequent mitzugehen.

Und trotzdem: Nach Fredi Lerch ging Frisch anders an das «Projekt Schweiz» heran als die folgende Generation.[262] «So gesehen war Frischs literarisches Projekt nicht zuletzt die Emanzipation vom ‹Schweizerschriftsteller› zum ‹Schweizer Schriftsteller›, während die nachfolgenden Nonkonformisten sich zu entscheiden hatten zwischen ‹*Schweizer* Schriftsteller› und ‹Schweizer *Schriftsteller*›.»[263] Ähnlich sah das 1980 Manfred Gsteiger, als er festhielt, dass im Vierteljahrhundert zwischen 1945 und 1970 im Verhältnis der Gesellschaft zu ihren Autoren keine wesentliche Veränderung zu beobachten war, im Verhältnis der Autoren zur Gesellschaft aber sehr wohl.[264] Man könne, so Gsteiger, geradezu von einer «epochalen Wandlung im Selbstverständnis der schreibenden Schweizer des alemannischen Landesteils»[265] sprechen.

255 Ebd.
256 Von Matt, Peter 1991: Der Zwiespalt der Wortmächtigen, S. 95.
257 Ebd., S. 95 f.
258 Obermüller, Klara 1999: «Und das Heldentum blieb uns erspart», S. 19.
259 Ebd.
260 Rusterholz, Peter 2007: Nachkrieg, S. 313.
261 Ebd., S. 345.
262 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 367.
263 Ebd.
264 Gsteiger, Manfred 1980: Die zeitgenössische Schweiz und ihre Literaturen, S. 96.
265 Ebd.

zurück

Es ist richtig, in der Abspaltung der Gruppe Olten nicht nur einen berufspolitischen Akt, sondern, wie Fredi Lerch es macht, eine gesellschaftliche und vor allem literaturpolitische Bewegung zu sehen.[266] Der Austritt der 22 Autoren erfolgte nicht allein aufgrund von Maurice Zermattens Handlungen. Seine französische Übersetzung von «Zivilverteidigung» war vielmehr der entscheidende Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Der Zwist im SSV war schon lange vorher spürbar gewesen. Wie gezeigt wurde, brachen die Fronten bereits 1964, in der «Zertrümmerer»-Debatte, ein erstes Mal öffentlich auf und im Zuge des Zürcher Literaturstreits kam es zum grossflächigen Beben. In dieser Lesart ist die Abspaltung der Gruppe Olten nicht als isoliertes Ereignis zu betrachten, sondern «das Resultat eines mehrjährigen Kampfes um gesellschaftspolitisch fortschrittliche Verbindlichkeit – eines Kampfes, mit anderen Worten, um die Forderung, die SchriftstellerInnen in einer ideologisch fortschrittlichen Hybridstruktur zu organisieren».[267] Mit der Abspaltung hat eine Krise, die schon längere Zeit untergründig schwelte, ihren offenen Ausbruch gefunden. Das schriftstellerische Selbstverständnis der die 1960er-Jahre literarisch bestimmenden Autoren stand in grossem Widerspruch zur traditionalistischen Haltung des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins.[268]

Die «Zertrümmerer»-Debatte war das erste Ereignis mit «Signalfunktion».[269] Ausgelöst durch Aussagen Diggelmanns am Tag der Schriftsteller an der Expo 64 wurde daraus ein Berner Literaturstreit, im Zuge dessen die Frage, was denn die Aufgabe der Schriftsteller sei, ein erstes Mal aufflammte und diskutiert wurde. Zwei Jahre später folgte der Zürcher Literaturstreit. Beide Debatten waren, zusammen mit den Ereignissen um die Spaltung des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins und der darin entbrennenden Diskussion um das Engagement der Schriftsteller, «Symptom und Signal einer allgemeinen kulturellen Bewegung»[270] oder laut Roman Luckscheiter Ausgangspunkt und Ausdruck eines sich in den späten 1960er-Jahren entfaltenden «postmodernen Impulses».[271] Ein Impuls, der am Anfang der frühen kulturellen Postmoderne stand, die mit den Ereignissen um 1968 einen entscheidenden Schub erfuhr. «68» wird Luckscheiter eine komplexe Durchgangsstation der Modernisierungsgeschichte, an deren Ende das postmoderne Zeitalter steht. In der Literatur ist der postmoderne Impuls als Reaktion auf die Krise des klassischen Literaturbegriffs zu deuten. Eine Reaktion, die national und regional unterschiedlich geprägt war und laut Luckscheiter neben der Agitproplyrik, dem Dokumentartheater und der Arbeiterliteratur auch getragen wurde von der aufkommenden politischen Essayistik.[272] Diese Essayistik liegt um

266 Lerch, Fredi 2003: Das Staunen der Dichter am Ende des Traums, S. 42.
267 Ebd., S. 43.
268 Pezold, Klaus 1991: Die Jahrzehnte des Aufschwungs, S. 173 f.
269 Hickethier, Knut 2003: Protestkultur und alternative Lebensformen, S. 17.
270 Böhler, Michael 1986: Der «neue» Zürcher Literaturstreit, S. 257.
271 Luckscheiter, Roman 2001: Der postmoderne Impuls. / Luckscheiter, Roman 2007: Der postmoderne Impuls, S. 151–159.
272 Luckscheiter, Roman 2007: Der postmoderne Impuls, S. 152, 154. / Friedrich Dürrenmatt erhielt am 25. Oktober 1969 den Grossen Literaturpreis des Kantons Bern. In seiner Preisrede

zurück

1968 in einem Spannungsfeld zwischen politischem Protest und postmodernem Impuls.[273]

Wer den Zürcher Literaturstreit literaturhistorisch einordnen will und die Debatte um die Rede Emil Staigers vor dem Hintergrund des damaligen gesellschaftlichen Kontexts analysiert, kommt mit Jürg Zbinden zum Schluss, dass dieser Streit zugleich Ausdruck einer Krise wie auch der Versuch einer Antwort auf die Krise war. Ursache der Krise waren die durch das schnelle Wachstum der Nachkriegszeit entstandenen strukturellen Spannungen und die damit zusammenhängende zunehmende Verunsicherung in Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur.[274] Von der neuen Schriftstellergeneration verteidigt und so zum Moralanspruch erhoben wurde hier laut Roman Luckscheiter «eine der ‹offenen› Gesellschaft angemessene Literatur»,[275] womit aber gleichzeitig alles, was auf gefestigte und bewährte Normen hinauslief und in der Tradition von Idealismus stand, ideologiekritisch mit dem Faschismusverdacht belegt und abgelehnt wurde.[276] Wie bereits einige zeitgenössische Beiträge hervorhoben, wurde auf der einen Seite ein «schönes» Idealbild verteidigt, während die andere Seite für ihr «hässliches» Realbild einstand. Staiger verteidigte eine Literatur, die ein Bild der Welt, «wie sie sein könnte», zeichnete, während seine Kritiker eine Literatur verteidigten, die die Welt beschrieb, wie sie war.

Ausgehend vom Begriff des postmodernen Impulses können sowohl die «Zertrümmerer»-Debatte, der Zürcher Literaturstreit als auch die Abspaltung der Gruppe Olten als «katalytische Ereignisse»[277] gedeutet werden. Katalytische Ereignisse, in deren Folge sich «eine Kommunikationsgemeinschaft entwickelte, die in ihrem Urteil […] übereinstimmte und über ein in nuce gemeinsames Leitbild verfügte».[278] Der gemeinsame Nenner dieser Kommunikationsgemeinschaft, als die zum Beispiel die Gruppe Olten gedeutet werden könnte, ist das Postulat der «littérature engagée» oder, wenn nicht so radikal, so zumindest die Forderung nach einer Literatur, welche die Gesellschaft und ihre Bewegungen im Blick hat.

Das Bild einer «neuen Kommunikationsgemeinschaft» mit gemeinsamem Leitbild darf jedoch nicht strapaziert werden. Obschon der Zürcher Literaturstreit und die Spaltung des Schweizerischen Schriftsteller-Vereins durchaus als Folgen des erwähnten Impulses und damit Indizien eines gesellschafts-, mentalitäts- und literaturgeschichtlichen Wandels zu sehen sind und sie im Kern auch die postulierte These der «neuen Kommunikationsgemeinschaft» erhärten, gibt es Hinweise darauf, dass das «Haus» der Kommunikationsgemeinschaft Risse bekam, bevor es überhaupt zu Ende gebaut war. Ähnliches legt Diggelmanns Zwiespalt nahe, nach

plädierte er für eine neue Kulturpolitik. Es ist kaum ein Zufall, dass diese Forderung Dürrenmatts ausgerechnet in die Jahrzehntwende um 1970 fällt. ZW-Sonntags-Journal: 1./2. 11. 1969.

273 Kiesel, Helmuth 1998: Literatur um 1968, S. 593.

274 Zbinden, Jürg 1994: Der «neue» Zürcher Literaturstreit 1966/1967, S. 209.

275 Luckscheiter, Roman 2001: Der postmoderne Impuls, S. 30.

276 Ebd., S. 31.

277 Zbinden, Jürg 1994: Der «neue» Zürcher Literaturstreit 1966/1967, S. 214.

278 Ebd.

zurück

der Abspaltung der Gruppe Olten nicht entscheiden zu wollen oder zu können, in welchem «Club» er denn nun mitwirken sollte.

Diggelmann stand mit seinen Zweifeln nicht allein. Im Dezember 1967 hielt Dürrenmatt die Rede zur Verleihung des Zürcher Kunstpreises an Varlin[279] und darin sprach er auch von den Folgen der Rede des Preisträgers vom Vorjahr, Emil Staiger. Er sprach von der Entfremdung unter den Dichtern, von Demoralisierung und von langjährigen Freundschaften, die in die Brüche gegangen waren. Frisch und er verkehrten nur noch über Rechtsanwälte und wie Diggelmann mit ihm, Dürrenmatt, verfahre, könne man in der «Neuen Presse» lesen. Auch Hugo Loetscher behandle ihn merklich kühler, vorher habe man herzlich zueinandergestanden.[280]

Genau betrachtet war das, was diese «Kommunikationsgemeinschaft» verband, eher das Nichtgemeinsame. Inhaltlich und formell hätte die Literatur der einzelnen Schriftsteller unterschiedlicher kaum sein können. Von der traditionellen Erzählweise bis zur Wortmontage, so Hugo Leber 1972, sei alles zu finden, und dies unterscheide sich nicht wesentlich von Texten, die auch anderswo, in Paris oder München, geschrieben würden.[281] Das war typisch für eine Zeit und Literatur, die Leber damals als fragmentartig erschien. «Das Fragmentarische ist ein Zeitsymptom. Fragmente: weil nichts mehr überblickbar ist, nichts mehr genau benennbar, alles dem Bewusstsein des Einzelnen nur noch flüchtig bekannt. Fragment als ein Begriff in der zeitgenössischen Literatur: weil er annähernd ein Symptom bezeichnet, an das man sich, wenn auch zögernd, halten kann. Das Unvollendete als gegeben hinnehmen: denn wer kann heute mit gutem Gewissen einen modernen Roman von formaler Geschlossenheit erwarten?»[282]

Diese fragmentartig frisch zusammengewürfelte, aber alles andere als einfältige «Kommunikationsgemeinschaft» wird andernorts als Entfaltung einer neuen Schriftstellergeneration und einer neuen deutschschweizerischen Literatur gedeutet. Einer Literatur, die sich in Form und Inhalt von der literarischen Tradition abhob und die sich nicht mehr eignete als Mittel der Erbauung oder gar, wie noch für die Landi 39 formuliert, als dichterische Offenbarung der Schweizerseele.[283] Als Geburtsstunde dieser neuen Schriftstellergeneration, die später den postmodernen Impuls mittragen sollte, wird gemeinhin bereits das Jahr 1959 bezeichnet.[284] Es ist das Jahr, in dem Otto F. Walters Roman «Der Stumme» erschien, in dem aber zum Beispiel auch Kurt Martis zweiter Lyrikband, «Republikanische Gedichte», erschien, ein beispielloses Exempel des engagierten Gedichts.[285] In ihrer Evolution

279 Er hiess mit bürgerlichem Namen Willy Guggenheim.

280 Weltwoche: 15. 12. 1967. / Diggelmann berichtete in der «Neuen Presse» von Dürrenmatts Rückkehr ans Basler Theater und hielt sich darin nicht mit Kritik zurück. Neue Presse: 6. 11. 1967.

281 Leber, Hugo (Hg.) [1972]: Prosa junger Schweizer Autoren, S. 15.

282 Ebd., S. 7.

283 Dahinden, Martin 1988: Nachwort, S. 351, 367.

284 Szabó, János 1989: Erzieher und Verweigerer, S. 41. / Rusterholz, Peter 2007: Nachkrieg, S. 313 f. / Pulver, Elsbeth 1980: Die deutschsprachige Literatur der Schweiz seit 1945, S. 140.

285 Rusterholz, Peter 2007: Nachkrieg, S. 254 f.

zurück

vorangetrieben haben diese neue Schriftstellergeneration nicht nur die Vorbilder Frisch und Dürrenmatt,[286] sondern auch Schriftenreihen wie die von Hans Rudolf Hilty herausgegebenen «Quadratbücher» und seine Zeitschrift «Hortulus» (1951–1964). Damit gab Hilty jungen Schriftstellertalenten früh eine Plattform.[287]

Die neue Schriftstellergeneration, auch «zweite Nachkriegsgeneration»[288] genannt, brachte neue, nicht immer angenehme Themen in die Öffentlichkeit, sie fühlte Aufbruch[289] und «Mut zur Verunsicherung».[290] Sie setzte sich aber auch im Detail mit der Rolle und der Sprache des Schriftstellers auseinander. Die am Deutschen Seminar der Universität Basel durchgeführten und von Peter André Bloch geleiteten Analysen zum Schriftsteller und dessen Verhältnis zu Literatur und Gesellschaft, zu dessen Verhältnis zur Sprache und zu den Produktionsbedingungen mögen als Beisiel dienen.[291]

Der neuen Schriftstellergeneration ging es um die Frage des gesellschaftspolitischen Engagements in der Literatur – und um die gesellschaftlichen Grundwerte, die man als Interessenverband auch gegen aussen vertrat. Wenn die Gruppe Olten bei der ersten Statutenrevision am 7. September 1974 das Ziel einer demokratischen sozialistischen Gesellschaft in einem Zweckartikel verankerte,[292] dann unterschied sie das nicht nur ideologisch vom früheren SSV, ein politisch motivierter Zweckartikel entsprach ganz generell einem Tabubruch.

Indem sich im Verlauf dieses «Projektes» Schriftsteller wie Otto F. Walter, Peter Bichsel und Walter Matthias Diggelmann für eine Gleichzeitigkeit des Bürgers im Menschen und des Schriftstellers im Bürger einsetzten, formten sie «Elemente einer nonkonformistischen literarischen Ästhetik»,[293] mit welcher sie sich den notwendigen literarisch-ideologischen Freiraum schufen, um autonom ausserhalb der väterlichen Obhut Max Frischs existieren zu können. Die Formen dieser Existenz ausserhalb unterschieden sich aber. Lerch erkennt einen Diggelmann, der die Wechselwirkung zwischen Bürger und Schriftsteller produktiv nutzt und in der Literatur nicht trennen will, während Peter Bichsel oder Otto F. Walter für die Literatur stärker den Weg des bewussten Trennens von Schriftsteller und Bürger wählten.[294]

Mit Blick auf die «littérature engagée» ist es immer wieder Diggelmann, der als Beispiel herangezogen wird und wurde. Sei es nun in Darstellungen zur Literaturgeschichte oder in zeitgenössischen Artikeln. Er habe die Gesellschaftskritik, die Schriftstellerkollegen wie Max Frisch formuliert hätten, am konsequentesten

286 Siehe zu dieser These auch Butler, Michael 1991: Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt, S. 45 f.
287 Rusterholz, Peter 2007: Nachkrieg, S. 248.
288 Ebd., S. 346.
289 Bojarek Garlinski 1992: Friktionen mit der Fiktion, S. 181.
290 Obermüller, Klara 1999: «Und das Heldentum blieb uns erspart», S. 19.
291 Bloch, Peter; Hubacher, Edwin 1972: Der Schriftsteller in unserer Zeit. / Bloch, Peter André (Hg.) 1971: Der Schriftsteller und sein Verhältnis zu Sprache. / Bloch, Peter André (Hg.) 1975: Gegenwartsliteratur.
292 Lerch, Fredi 2003: Das Staunen der Dichter am Ende des Traums, S. 43.
293 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 367.
294 Ebd., S. 365.

zurück

aufgenommen und am radikalsten weitergeführt, heisst es 1991 bei Klaus Pezold.[295] Bei Diggelmann sei der Roman zum «offen umkämpften Politikum»[296] geworden. Er sei einer der wenigen, die in ihrem Werk konkrete politische Fragen angingen, so das «Burgdorfer Tagblatt» in einer zeitgenössischen Einschätzung.[297] Mit «Ich heisse Thomy» und der «Hinterlassenschaft» lieferte Diggelmann aufsehenerregende Beispiele dafür.[298]

Die auf Frisch und Dürrenmatt folgenden Autoren hatten die «grosse Linie der 45er»[299] weitergezogen, und die «Zertrümmerer»-Debatte, der Zürcher Literaturstreit, die Diskussionen um Zermattens Beteiligung an «Zivilverteidigung» und die anschliessende Abspaltung der Gruppe Olten wie auch die allgemeinen Diskussionen zum Engagement in der Literatur, zu «negativer» und «positiver» Literatur sind vor dem Hintergrund einer im Wandel begriffenen literarischen Öffentlichkeit zu sehen, einem Wandel, den Paul Nizon aus einer Enge herauswachsen sah, «eine spezifische, eine wahrhaft sonderfall-mässige Enge»,[300] in der «echte Künstler» in geradezu lächerlichem Ausmass ohne Prestige auskämen, missachtet bis verachtet, ja verfolgt würden. Dabei stehe der echte Künstler doch «naturnotwendig» im Gegensatz zur Gesellschaft, die Kritik am Bestehenden und der Wille zur Neuschöpfung gehörten, so Nizon, definitorisch zum künstlerischen Daseinsentwurf. Die Schweiz aber vermöge ihre Söhne nicht nur nicht zu tragen, sie sei ihnen sogar feindlich gesinnt.[301]

Die in Kapitel 3.1 beleuchteten Debatten werfen neues Licht auf das Bild des literarischen Intellektuellen jener Zeit. Die Begriffsbox der Intellektuellengeschichte ist um eine qualitativ neue Kategorie erweitert worden, die es ermöglicht, die Debatten jener Zeit präziser zu fassen. Dies schafft die Chance, den literarischen Intellektuellen der 1960er- und 1970er-Jahre als mehr als «nur» einen universellen oder linksliberalen Intellektuellen zu begreifen. Wenn sich ein literarischer Intellektueller in der Öffentlichkeit mit seiner Intervention für ein politisches Anliegen oder für eine Minderheit einsetzte, dann war er nach bisheriger Lesart ein Schriftsteller, der ein über die Literatur respektive über das literarische Feld erworbenes Ansehen nutzte und als symbolisches Kapital in die Kampfarena der Öffentlichkeit einbrachte.

Wenn der gleiche literarische Intellektuelle sich aber nicht für ein politisches Anliegen, sondern für sein Fach-, sein Spezialgebiet einsetzte und über die Frage diskutierte, welche Rolle und Aufgabe die Literatur eigentlich habe, dann ändert sich die Schattierung. Es wird hier vorgeschlagen, in diesem Fall vom «intellektuellen Fachmann» oder vom «intellektuellen Handwerker» zu sprechen. Dieser

295 Pezold, Klaus 1991: Die Jahrzehnte des Aufschwungs, S. 194.
296 Ebd., S. 171.
297 Burgdorfer Tagblatt: 1. 8. 1967.
298 Siehe dazu Kapitel 3.1.3 und 3.2.3.
299 Von Matt, Peter 2001: Die Tintenblauen Eidgenossen, S. 46.
300 Nizon, Paul 1970: Diskurs in der Enge, S. 45.
301 Ebd., S. 111.

zurück

Fachmann kennt die diskutierte Materie sehr gut, denn er hat schon ein Leben lang damit zu tun. Und wenn sich in der «Zertrümmerer»-Debatte verschiedene Schriftsteller zur Rolle der Literatur äussern, dann tun sie dies alle als Handwerker und Fachleute – mit unterschiedlich gewachsenen und gereiften Qualitäten, erworben aus unterschiedlichen literarischen und gesellschaftlichen Feldern. Wenn sich in die Debatte aber ein Künstler, ein Politiker oder ein Professor einschaltet, dann tun diese dies wiederum aus anderen Feldern heraus. Sie intervenieren mit dem Ansehen, das sie in anderen spezifischen Feldern erworben haben. Sie nehmen dann dieselbe Rolle ein, die der literarische Intellektuelle einnimmt, wenn er sich zur Politik äussert.

Achtung: Der/die intellektuelle Handwerker/-in ist nicht gleichzusetzen mit dem Spezialisten oder Experten nach Michel Foucault, im Gegenteil; in einigen der betrachteten Debatten traten sogar beide «Intellektuellentypen» gegeneinander an. Der Experte spricht aus einer anderen Perspektive als der Handwerker. Auf der einen Seite haben wir den Zimmermann (als Handwerker), der genau weiss, wie man einen Dachstuhl baut, auf der anderen Seite haben wir den Architekten (als Experten), der sich mit Dächern ebenfalls sehr gut auskennt, sie auch hervorragend vergleichen kann, aber nicht darauf spezialisiert ist, Dächer zu bauen. Etwas ketzerisch könnte man in Bezug auf die Literaturdebatten der 1960er- und 1970er-Jahre demzufolge auch sagen: Emil Staiger verkörpert im Sinne von Michel Foucault oder Edward Said den «wirklichkeitsfremden Literaturprofessor»,[302] der als intellektueller Experte mit sicherem Einkommen ohne jedes Interesse ist, mit der Welt ausserhalb des Hörsaals in Berührung zu kommen.[303] Er hat aber ein Leben lang Literatur studiert. In den Debatten zur engagierten Literatur trifft er in der Arena auf den intellektuellen Fachmann, der, ebenfalls ein Leben lang, als Schriftsteller mit Literatur über die Runden zu kommen versucht. Er hat schon unzählige Bücher geschrieben, spricht aus Erfahrung und kommt unter anderem darum zu anderen Schlüssen.

Wer die literarischen Debatten der 1960er- und 1970er-Jahre mit dieser Brille betrachtet, erkennt, dass zur Frage der «littérature engagée» nicht immer dieselben Arten von Intellektuellentypen aufeinandertreffen. Im einen Fall, zum Beispiel beim Zürcher Literaturstreit, wäre von Experte versus Fachmann die Rede, im anderen Fall, zum Beispiel in der «Zertrümmerer»-Debatte oder in der Auseinandersetzung um die Zukunft des SSV, wäre von Fachmann versus Fachmann die Rede.

Wie ist der geschilderte Erlenbacher Buchstreit in diesen Kontext einzubetten? Hier tritt der literarische Intellektuelle Diggelmann an der Seite von Lehrerin Maya Klemm an gegen die inkompetente Kritik der sonst «schweigenden Mehrheit». Er tritt an als «literarischer Handwerker», der seit Jahren Bücher schreibt, und begegnet in der Arena nicht etwa einem intellektuellen Experten oder einem

302 Said, Edward W. 1997: Götter, die keine sind, S. 78.
303 Ebd., S. 79.

anderen «literarischen Handwerker», sondern den Mitgliedern der «etablierten Macht», den gouvernementalen Vertretern des Establishments.

Am Erlenbacher Buchstreit bestätigt sich, was Ruth Scherrer herausgearbeitet hat, dass nämlich in der Argumentation der Gegner der Lehrerin Klemm eine Entwicklung zu erkennen ist.[304] Zuerst störten sich die Erlenbacher daran, dass Verweserin Klemm ihren Schülern die «falsche Lektüre» zugemutet hatte. Dann störte sie, dass Klemm ihre Parteizugehörigkeit zur POCH nicht offengelegt, ja sogar verheimlicht hatte. Klemm war in ihren Augen damit keine vertrauenswürdige Person mehr. Dazu kam eine grundlegende Ablehnung gegenüber der POCH respektive einer Lehrerin, die POCH-Mitglied war. Konnte der Lehrauftrag in die Hände einer extremen Linken gelegt werden? Schliesslich wurde für die Erlenbacher der Fall Klemm immer mehr auch zum Fall Diggelmann. Bevor man es wusste, ging es um «positive» und «negative» Literatur. Im Zentrum der Debatte stand nun die Frage nach dem richtigen Sittenbild, welches es zu wahren galt, und um die Frage nach der Sittlichkeit in der Literatur. Diggelmanns Kritik, dass sich hier die Bürgerlich-Konservativen ihr «Mäntelchen der moralischen Entrüstung» angelegt und sich als Zensurinstanz gebärdet hatten, stand dem Vorwurf der Parteien gegenüber, dass hier obszöne Literatur und «vulgäre Politpornografie» als subversive Einflüsse die sittliche Gesinnung und Ordnung der Gesellschaft gefährdeten. Es ging am Beispiel der Literatur plötzlich um ethisch-moralische Grundbegriffe.

Diggelmanns Literatur, so der Grundtenor, war nicht gemacht für Jugendliche – schon gar nicht, wenn sie in so vulgärer Sprache formuliert war. In den Aussagen von Klemms Gegnern lassen sich, zum Beispiel bei Vertretern der FDP Erlenbach, ansatzweise Parallelen ausmachen zu Aussagen, die Staiger 1966 verwendet hatte. Es ging im Erlenbacher Buchstreit – notabene ein gutes Jahrzehnt nach der «Zertrümmerer»-Debatte und dem Zürcher Literaturstreit und mehrere Jahre nach der Abspaltung der Gruppe Olten – immer noch um die Frage, ob die «littérature engagée» in der Gesellschaft, in den Klassenzimmern der Schulen ihre Berechtigung hatte oder nicht.

Die Debatte wurde verbunden mit der Frage, mit welchen «Bildern» der Gesellschaft die Jugendlichen aufwachsen sollten. Eine Frage, die in der Schweiz ebenfalls nicht neu war. In Burgdorf hatte sich 1967 bereits verblüffend Ähnliches ereignet – wenn auch ohne direkte Beteiligung Diggelmanns. Aber auch im Burgdorfer Literaturskandal,[305] der in zeitgenössischen Betrachtungen als «Literatur-Krieg»[306] bezeichnet wurde, ging es im Kern um das Sittenbild der Gesellschaft und um Schüler, um ein Buch und um die Frage, was Schüler eigentlich zu lesen hätten und was nicht.

Im Erlenbacher Buchstreit ging die Geschichte für einige der Beteiligten nicht glimpflich aus. Verweserin Maya Klemm-Stockmann wurde als Lehrerin nicht ge-

304 Scherrer, Ruth 2005: «1968» – und dann?, S. 105–110.
305 Lerch, Fredi 1998: Der Nullpunkt ist kein stinkendes Bschüttloch, S. 222. / Burgdorfer Tagblatt: 10. 2. 1967.
306 Zürcher Woche: 17. 2. 1967.

zurück

wählt und war nachher ohne Stelle. Ausserdem wurde ihr die Wohnung gekündigt. Später hat sie ihren ursprünglichen Beruf wieder aufgenommen. Ab Herbst 1977 arbeitete sie zunächst im Orte-Verlag, dann in einer Druckerei, später in der Erwachsenenbildung als Lehrerin für Deutsch für Fremdsprachige und noch später in Teilzeit wieder in einer Sekundarschulklasse. Daneben war sie selbstständige Kunstmalerin.[307]

Und Diggelmanns Buch «Ich heisse Thomy» stand nach der Affäre an Schulen und Universitäten jahrelang auf dem Index für «ungeeignete Literatur». Ihn, den literarischen Nonkonformisten, wird das kaum gestört haben. Er tourte zu diesem Zeitpunkt vermutlich bereits mit seinem neuen Buch «DDR – Tagebuch einer Erkundungsfahrt» durch die Schweiz, diskutierte mit dem Publikum seine Erfahrungen mit dem real gelebten Sozialismus und spielte mit dem Gedanken, selbst für die POCH in die Politik einzusteigen.

4.2.2 Die Dekonstruktion der Schweizbilder

Wer das Feld der Literatur verlässt und die Biographeme zu den Auseinandersetzungen Diggelmanns mit den Bildern der Schweiz betrachtet, erkennt auf den ersten Blick einen kritischen Intellektuellen. Einer, der sich, ohne dass er Historiker oder Schweizexperte gewesen wäre, mit der Geschichte seines Heimatlandes und mit den Fremd- und Selbstbildern in der Schweiz konkret auseinandersetzte. Er tat dies als Bürger und Schriftsteller, der mitten in der Gesellschaft stand, wie er selbst immer wieder sagte. In allen betrachteten Episoden war Diggelmann nie der Einzige, der als Intellektueller intervenierte, manchmal ging er in seiner Kritik aber einen Schritt weiter als andere Zeitgenossen und manchmal war er der Erste, der eine Kritik in aller Konsequenz und Radikalität ausformulierte und provokativ auf den Punkt brachte und zuspitzte. Er war sich, wie schon gesagt, nicht zu schade, seine Haut zu Markte zu tragen.

Max Frisch hat seinen bekannt gewordenen Artikel «Die grosse Devotion» im Juli 1968 geschlossen mit der auffordernden Erkenntnis, dass die aktuelle Gesellschaftsform infrage zu stellen sei. Er halte eine fundamentale Kritik nicht nur für berechtigt, sondern für unumgänglich, wenn die Schweiz weiter bestehen wolle. Die Schweiz befinde sich in einer Welt, die umzudenken sei; infolgedessen sei auch die Schweiz umzudenken. Sie funktioniere nur noch scheinbar.[308] Frisch und Diggelmann mögen unterschiedlicher Auffassung gewesen sein, wenn es darum ging, festzulegen, wie die Schweiz umzudenken sei, aber das Postulat, für das sie eintraten, war identisch. Mit «Die grosse Devotion» wird Frisch Diggelmann aus dem Herzen gesprochen haben. Auch Diggelmann fand, die Schweiz und die Bilder der Schweiz seien zu überdenken. Deutlich distanzierte er sich vom erwiesenermassen

307 Scherrer, Ruth 2005: «1968» – und dann?, S. 110.
308 Frisch, Max 1968: Die grosse Devotion, S. 246.

antikommunistisch geprägten Leitbild der 1960er-Jahre in der Schweiz, welches ein zentrales Element der «neuen geistigen Landesverteidigung» geworden war. Er wehrte sich gegen das, was Jean Rudolf von Salis die «antikommunistische Angstpsychose»[309] genannt hatte. Mit der Haltung, die an jeder Strassenecke, abends unter dem Bett oder im Kleiderschrank einen Kommunisten vermutete und die in der harmlosen Konsumgenossenschaft ein bolschewistisches Verschwörernest witterte, hatte Diggelmann seine liebe Mühe.

Weil er diese Kritik an der bestehenden Schweiz allerdings fast nie anbringen konnte, ohne gleichzeitig «faschistoide Tendenzen» auszumachen, geriet er damals bald selbst in den Verdacht, einem kommunistischen oder sogar stalinistisch geprägten Leitbild nachzuträumen. Ob das wirklich zutraf? Ein abschliessendes Urteil ist nicht möglich, denn Diggelmann blieb in seinen Aussagen bis zuletzt widersprüchlich. In einem frühen Briefwechsel mit dem NZZ-Chefredakteur Willy Bretscher verurteilte Diggelmann 1963, wie Bretscher auch, den Totalitarismus, da spiele es keine Rolle, ob der Totalitarismus brauner oder roter Couleur sei. Diggelmann führte sogar aus, dass er es als eine der wesentlichsten Aufgaben des Schriftstellers erachte, auf die Gefahren des Totalitarismus aufmerksam zu machen und zu helfen, solche «Regungen» zu bekämpfen.[310] Damit der Intellektuelle ja nicht zum «Verräter» werde und sich die politische Leidenschaft zu eigen mache, könnte man hier mit Julien Benda ergänzen.[311]

Allerdings, das hält Diggelmann im gleichen Brief fest, war für ihn der Kommunismus seinem Wesen nach nicht totalitär. Hier lag auch der deutliche Unterschied zur Haltung Bretschers. Zwar gestand Diggelmann ein, dass sich die sozialistischen Regierungen totalitär gebärdeten, und lobte die Demokratie als die einzige Form wirklich humanen Zusammenlebens, als grösste Errungenschaft des menschlichen Geistes. Aber er ortete im «System» Kommunismus respektive Marxismus trotzdem eine wirkliche, eine historische Entwicklung – und folglich auch eine Chance.[312] Bezeichnenderweise setzte Diggelmann auch acht Jahre später noch die «Herrschaft des Volkes» gleich mit der «Diktatur des Proletariats».[313] Er hatte nichts dagegen, wenn man ihn einen Marxisten nannte.

Und doch ist bemerkenswert, dass selbst die NZZ nicht davon überzeugt war, dass Diggelmann in seinem Innersten ein Kommunist war. Traf die NZZ ins Schwarze, wenn sie zur politischen Einstellung Diggelmanns resümierte, dass er zwar eine romantisch getönte Schwäche für das Revolutionäre im Kommunismus habe, dass ihm aber das Denken in politischen Zusammenhängen im Grunde genommen fremd sei?[314] Die Aussage soll an dieser Stelle so stehen gelassen werden, allerdings nicht ohne darauf hinzuweisen, dass die untersuchten «Splitter der Er-

309 Von Salis, Jean Rudolf 1968: Schwierige Schweiz, S. 197.
310 Diggelmann, Walter Matthias an Bretscher, Willy: 30. 12. 1963.
311 Benda Julien 1927: La trahison des clercs. / Benda, Julien 1978: Der Verrat der Intellektuellen.
312 Diggelmann, Walter Matthias an Bretscher, Willy: 30. 12. 1963.
313 ZW-Sonntags-Journal: 31. 7. /1. 8. 1971.
314 Neue Zürcher Zeitung: 3. 4. 1967.

zurück

innerung» nahelegen, dass bei Diggelmann der Schritt vom Generellen zum Konkreten häufig ausblieb.[315] Wer sich vor Augen hält, wie häufig sich Diggelmann in den 1960er-Jahren zur Schweiz und zu den Bildern der Schweiz geäussert hat, ist erstaunt, wie oberflächlich seine Gegenentwürfe blieben. Ein konkretes, gut fassbares Alternativbild zur Schweiz, das sich wie ein roter (ideologischer) Faden durch Diggelmanns Biografie zieht, ist nicht auszumachen. Eine «neue» Gesellschaftsidee sucht man im Rückblick ebenfalls vergeblich. Man könnte behaupten, dass Diggelmanns Metier primär die Kritik gewesen sei. Es ging ihm darum, den Diskurs aufzubrechen, er wollte Freiraum schaffen, um Neues denkbar zu machen. Innerhalb des geschaffenen Freiraums überliess er es indes anderen, an der Etablierung von Alternativbildern mitzuwirken.

Wer wie Diggelmann danach fragte, wer die Schweiz «gemacht hat», oder das «Zivilverteidigungs»-Buch abkanzelte als Politpornografie und als Machwerk à la «Mein Kampf», der machte sicher deutlich, dass er vom in «Zivilverteidigung» entwickelten Bild der Schweiz wenig hielt; aber wie hätte eine Schweiz in der diggelmannschen Fassung ausgesehen? Der kritische Autor blieb diesbezüglich vage. Er wollte ein Land, in welchem die Wahrheit über dem aufgeladenen Mythos stand, er plädierte für Vernunft und für eine Gesellschaft, in der Bildung, Kultur und Kunst ihren Platz hatten.[316] Und er sah den Menschen als Ausgangspunkt eines Leitbildes und nicht eine Nation.[317] Wenn Diggelmann ähnlich wie Dürrenmatt als intellektueller «Querdenker» oder als «Résistance-Kämpfer» bezeichnet werden soll,[318] dann weil er den Menschen wieder zum Ausgangspunkt aller gesellschaftlichen Überlegungen machen wollte. «Die neue Schweiz ist eine Schweiz, die nicht mehr um jeden Preis Schweiz heissen muss. Ein Land für Menschen, statt für Schweizer!»[319] Und an anderer Stelle drei Jahre später: «Die heutige Schweiz halte ich nicht für verteidigungswert, sondern die ideale Schweiz, die man mir als Schüler in der Schule vorgeführt hat. Zwischen der bürgerlichen Geschichtsfälschung und der Realität besteht eine Kluft von Widersprüchen. So halte ich nicht die Schweiz für verteidigungswert, sondern die Menschheit.»[320]

Die Betrachtungen zu Diggelmanns Artikelserie zur Expo 64 haben gezeigt, dass Diggelmann sehr angetan war vom Traktat «achtung: die Schweiz», welches Lucius Burckhardt, Max Frisch und Markus Kutter 1955 veröffentlicht hatten.[321] Eine neue Stadt, eine neue Schweiz zu bauen, dieser Idee konnte Diggelmann aus gesellschaftlicher Sicht viel abgewinnen. Denn es hätte die Chance geboten, einen Neuanfang zu wagen und sich zu lösen von den seit Jahrzehnten gepredigten Bildern der Schweiz. Dem vorherrschenden starren Antikommunismus der

315 Züri-Leu: 1. 8. 1968.
316 Weltwoche: 30. 7. 1965.
317 Züri-Leu: 1. 8. 1968.
318 Schwander, Marcel 1998: Schweizer Literaten, S. 487.
319 Züri-Leu: 1. 8. 1968.
320 Propaz: 12. 1971.
321 Burckhardt, Lucius; Frisch, Max; Kutter, Markus 1955: achtung: die Schweiz.

zurück

Schweiz der 1960er-Jahre hätte eine alternative Vision an die Seite gestellt werden können – und realisiert im Hinblick auf eine Landesausstellung wäre diese «neue Stadt» eine mächtige Herausforderung gewesen. Indem Diggelmann in seinen Artikeln zur bevorstehenden Landesausstellung mehrfach Bezug nahm auf «achtung: die Schweiz» und die Idee des Traktats erneut in die Waagschale warf als Alternativvorschlag zur Expo 64, schlug er einen direkten Bogen zum frühen kritischen Patriotismus von Max Frisch. Die Beschäftigung mit der Expo 64 ist einer der wenigen offensichtlichen Belege dafür, dass Frisch für einzelne Exponenten der nachfolgenden Schriftsteller- und Intellektuellengeneration, in diesem Fall namentlich Diggelmann, eine klare Vordenkerrolle einnahm.

Bereits in den 1950er-Jahren hatten die Intellektuellen, Schriftsteller und Politiker um die Bezeichnungen, mit denen man der Schweiz gerecht werden konnte, um die Bilder, mit denen man ihrer wahren Identität näherkommen konnte, gerungen. Peter von Matt bezeichnet diesen patriotischen Konflikt zwischen dem bürgerlich-konservativen Establishment und dem linksliberalen, sozialdemokratischen Lager als Streit um das Recht, dem Land den wahren Namen geben zu können.[322] Bereits im Roman «Stiller»,[323] so von Matt, habe Max Frischs Hauptfigur die offizielle Wahrheit der Schweiz als Lüge, das offizielle Gesicht der Schweiz als Maske und den offiziellen Namen der Schweiz als Pseudonym diagnostiziert.[324] Für von Matt ist das 1954 veröffentlichte Buch darum eine Ouvertüre: «Die Themen, die er anschlägt, wurden von der neuen Literatur der Schweiz in der Folge breit variiert und ausgestaltet. Die neue Literatur war in spezifischer Weise eine kritische, politisch aggressive. Gemeinsam ist ihr nicht so sehr der Angriff auf bestimmte Realitäten der modernen Schweiz – Banken, Waffen, Politik als Geschäft, Beschönigung der Vergangenheit –, sondern vor allem und immer wieder das eine: der Vorwurf, dass man sich in diesem Land vor sich selbst verstecke und überlebte Zeichen und Namen für sich selbst verwende.»[325]

Der öffentlich ausgetragene Konflikt führte nach von Matt zu zwei grossen «Kontrast-Images» der Schweiz: die gute, bessere Schweiz auf der einen, die böse, schlechtere Schweiz auf der anderen Seite.[326] Fortan existierten primär diese zwei Pole, um die sich starke, kämpferische gesellschaftliche Kräfte zusammenfanden. Hier die etablierte Macht im Land, die Politiker und das konservative Bürgertum, dort die streitlustige linksliberale Intelligenz.[327]

322 Von Matt, Peter 1991: Der Zwiespalt der Wortmächtigen, S. 16 f.
323 Frisch, Max 1954: Stiller.
324 Von Matt, Peter 1991: Der Zwiespalt der Wortmächtigen, S. 17.
325 Ebd., S. 19.
326 Dass diese Tendenz zu zwei «Kontrast-Images» tatsächlich vorhanden war, belegen die unzähligen zeitgenössischen Beiträge zu dieser Frage in den Zeitungen jener Zeit. Exemplarisch herhalten dafür kann auch ein Vortrag von Jean Rudolf von Salis, in dem er explizit auf das Problem von «gut» auf der einen und «böse» auf der anderen Seite aufmerksam machte und warnte vor einer es sich zu leicht machenden Schwarzweissmalerei. Von Salis, Jean Rudolf 1968: Schwierige Schweiz, S. 190.
327 Von Matt, Peter 1991: Der Zwiespalt der Wortmächtigen, S. 19.

zurück

Die betrachteten «Splitter der Erinnerung» zu Diggelmann haben wunderbar aufgezeigt, wie mit diesen Leitbildern gearbeitet wurde, zum Beispiel in 1.-August-Artikeln zur «Lage der Schweiz». Wie oft hat Diggelmann aufgezählt, was er alles sagen und nicht sagen dürfe, was den guten und den schlechten Schweizer ausmache? Nur um sich dann kurzerhand selbst in letztere Kategorie einzureihen. Aber Diggelmann war längst nicht der Einzige, der mit den Kategorien hantierte. Auch Peter Bichsel könnte hier genannt werden, der in «Des Schweizers Schweiz» notierte, dass die Schweizer ein genaues Bild vom Schweizer zu haben glaubten, seine Handlungen deshalb positiv und negativ in typisch und untypisch einordneten. Halbstarke, Nonkonformisten und Dienstverweigerer seien keine Schweizer, weil ihre Kritik am Einzelnen immer als Kritik am Ganzen aufgefasst werde. Nur wer dauernd mit Stolz verkünde, Schweizer zu sein, sei auch wirklich einer.[328]

Auf der anderen Seite waren Landesverteidigung und Bewahrung der Demokratie die zentralen Eckpfeiler der geistigen Landesverteidigung, der geeinten Schicksalsgemeinschaft.[329] Wer die Geschichte des Begriffs der geistigen Landesverteidigung betrachtet, erkennt, dass zwar ähnliche Begriffe bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts und insbesondere in den 1920er-Jahren im Umlauf waren, dass aber geistige Landesverteidigung als Ausdruck einer Haltung nach 1933 zunehmend in den Vordergrund rückte; schnell waren dann jeweils auch verwandte Begriffe wie «militärische Landesverteidigung» und «wirtschaftliche Landesverteidigung» zur Hand.[330]

Die geistige Landesverteidigung, die Teil der offiziellen Kulturpolitik und Doktrin des Bundes wurde, fusste auf dem Selbstverständnis des historischen Sonderfalls der Schweiz, den es vor äusserer Bedrohung zu schützen und notfalls auch unter Einsatz des Lebens zu verteidigen galt. Mit der geistigen Landesverteidigung versuchten die verantwortlichen Eliten auf den Punkt zu bringen, welche Werte die damalige Schweiz zusammenhielten und was die Schweiz von anderen Ländern unterschied. Weil je nach politischem Lager und ideologischer Ausrichtung die Antwort auf die Frage, was die Schweiz sei, etwas anders ausfiel, musste die geistige Landesverteidigung vielfältig bleiben – es gab, im Rückblick und idealtypisch betrachtet, eine konservative, eine liberale und eine sozialdemokratische Spielart dieses nationalen Deutungsmusters.[331]

In der den nationalen Diskurs dominierenden rechtskonservativen Variante beruhte die geistige Landesverteidigung auf den Werten eines von Gonzague de Reynold geprägten neokonservativen Nationalismus, der die «Konstanten der nationalen Geschichte» und die mystische Erdverbundenheit betonte, den Gotthard- und Alpenmythos aufleben liess, eine Volksgemeinschaft unter sozialkonservativer Bauerntumsideologie heraufbeschwor und von einer katholischen

328 Bichsel, Peter 1969: Des Schweizers Schweiz, S. 13, 24.
329 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 141.
330 Mooser, Josef 1997: Die «Geistige Landesverteidigung» in den 1930er Jahren, S. 689 f.
331 Maissen, Thomas 2012: Geschichte der Schweiz, S. 260 f. / Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 144–148.

zurück

Reichssehnsucht durchdrungen war. Diese Spielart ist im Kontext der europaweit feststellbaren geistesgeschichtlichen Bewegung der «konservativen Revolution» zu sehen und betonte die Eigenstaatlichkeit der Schweiz, die aber nur über eine Rückkehr zu den christlichen und schweizerischen Werten der alten Eidgenossenschaft gesichert werden konnte. Das Bild des wehrhaften Mannes und der Frau zu Hause bei Haushalt und Kind gehörten ebenso zu dieser Variante der geistigen Landesverteidigung wie die Überzeugung, dass nicht nur der militärische, sondern auch der geistige Wehrwille gestärkt werden musste. Von Defätismus keine Spur, die Schweiz würde ihre Werte und die Demokratie gegen die totalitären Regime verteidigen, wenn dies auch Selbstdisziplin und die Bereitschaft zum persönlichen Opfer erforderte. Der katholisch inspirierte militante Antikommunist setzte hier an zum Kampf gegen die Sowjetunion, den leibhaftigen Antichrist.[332]

Die Vertreter der sozialdemokratischen Spielart der geistigen Landesverteidigung – konkret waren es die Arbeiterbewegung, sozialliberale Kreise und oppositionelle Vertreter bäuerlicher Interessen – liessen sich auf ganz andere Art auf das Reden über die helvetische Eigenart ein. Ihre ideologischen Vorreiter waren Sozialdemokraten, Gewerkschafter und Mitglieder der überparteilichen «Richtlinienbewegung», in der Zeitung «Die Nation» hatten sie ihr eigentliches Sprachrohr. Was die Vertreter dieser Spielart der geistigen Landesverteidigung verband? Ein dezidierter Antifaschismus, ein klares Bekenntnis zur demokratischen Verfassungsgrundlage und das Einstehen für sozialpolitische Reformen. Ernüchtert hatte man festgestellt, dass die Überwindung des Kommunismus doch nicht zur klassenlosen Gesellschaft führte.[333] «Aufgeschreckt durch die schlimmen Erfahrungen in Italien, Spanien, Deutschland und Österreich verteidigten linke Wortführer in der Schweiz – wenn notwendig auch mit den Mitteln der militärischen Landesverteidigung – an vorderster Front die freiheitliche Demokratie. Denn nur der demokratische Rechtsstaat würde ihnen ein ähnliches Schicksal ersparen.»[334] Gleichzeitig distanzierten sich Exponenten wie Karl Barth und Hans Oprecht von Bewegungen wie der Nationalen Front, gemeinsam mit den Freisinnigen brachten sie 1935 den rechtskonservativen Lösungsvorschlag einer Totalrevision der Bundesverfassung zur Überwindung der Krise zu Fall. Wenn die Linke von «geistiger Landesverteidigung» und «Volksgemeinschaft» sprach, dann hatte sie ein sozialstaatliches Gesellschaftsmodell vor Augen.[335]

Die liberale Variante der geistigen Landesverteidigung war defensiv ausgerichtet, denn nach der Krise der 1930er-Jahre stand das liberale Wirtschafts- und Gesellschaftsmodell über alle politischen Lager verteilt infrage. Die Wortführer der liberalen Variante, darunter zum Beispiel der frischgebackene NZZ-Chefredakteur Willy Bretscher, rückten erst nach 1935 von ihren Ansichten ab, um da-

332 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 145. / Rüegg, Sonja 1998: «Ich hasse nicht die Schweiz, sondern die Verlogenheit», S. 69–73.
333 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 146.
334 Ebd.
335 Ebd., S. 147.

zurück

nach auf eine nationale Verständigungspolitik einzuschwenken. Sie waren lange überzeugt gewesen, dass nur eine Politik des Ausharrens erfolgversprechend sein konnte. Mit dem Kooperationsangebot von 1937, der einem neokorporatistischen, keynesianischen Gesellschaftsmodell das Tor öffnete, reichten die Freisinnigen die Hand für gemeinsame Lösungen. Herausragendes Element der liberalen Prägung der nationalen Identität à la geistiger Landesverteidigung war der Glaube an den Geist der Demokratie. Bezugspunkt war die stolze Geschichte des Bundesstaates, dessen demokratisch etablierte Rechte sich sogar mit den genossenschaftlichen Ideen der alten Eidgenossenschaft verbinden liessen. Der «Demokratismus» stand ausserdem ein für christlich-humanistische Werte, die es im Namen von Freiheit und Demokratie vehement gegen die nationalsozialistische und andere totalitäre Ideologien zu verteidigen galt. Wer die Demokratie bedrohte, bedrohte auch das Rückgrat der Schweiz und die Freiheit der Schweizer.[336]

Zwischen diesen zentralen Spielarten gab es weitere alternative Verständnisse der geistigen Landesverteidigung. Zentrale Bausteine in allen Varianten waren die Neutralität, die geistig-kulturelle Unabhängigkeit und Autarkie der Schweiz, der Heimatschutz und die Berge als Symbol für ein Rückzugsgebiet, das es zu verteidigen galt gegen alles Fremde, die Familie als Keimzelle des Staates und schliesslich die Wiederbelebung der Demokratie, der Föderalismus und die Einheit in der Vielfalt, die die «Volksgemeinschaft Schweiz» erst ausmachten.[337] «Die Unabhängigkeit und, als deren Voraussetzung im Kriegsfall, die Neutralität und Landesverteidigung galt es zu wahren; das Fremde, Unschweizerische musste man dagegen fernhalten. Die Abgrenzung der Nation als historische ‹Schicksalsgemeinschaft» gegen äussere Feinde und deren fünfte Kolonne im Inneren betraf nicht nur die Fronten, sondern auch die Anhänger der Sowjetunion […]. Einen Höhepunkt dieses Gemeinschaftsgefühls bildete die Landesausstellung von 1939 in Zürich, welche die schweizerische Vielfalt und Leistungsfähigkeit vorführte und 10 Millionen Besucher empfing – in einem Land mit 4,3 Millionen Einwohnern.»[338]

Insgesamt stand das Schlagwort der geistigen Landesverteidigung, wie es Historiker Josef Mooser herausgearbeitet hat, in der Schweiz für das «Kollektiverlebnis der Selbstbehauptung gegen das nationalsozialistische Deutschland, das seit 1933 von einer grossen Mehrheit der Bevölkerung als existenzielle Bedrohung empfunden wurde».[339] Die mit der geistigen Landesverteidigung verbundenen Werte und Einstellungen wurden zur neuen «ideologischen Klammer»[340] und wirkten über den Zweiten Weltkrieg hinaus und lange bis in die Nachkriegszeit hinein. Dafür entscheidend war, dass die geistige Landesverteidigung immer auf zwei strukturellen Bedingungen baute: «Der helvetische Selbstentwurf musste ei-

336 Ebd., S. 147 f.
337 Rüegg, Sonja 1998: «Ich hasse nicht die Schweiz, sondern die Verlogenheit», S. 74–77. / Linsmayer, Charles 1990: Die Krise der Demokratie als Krise ihrer Literatur, S. 436–493.
338 Maissen, Thomas 2012: Geschichte der Schweiz, S. 261.
339 Mooser, Josef 1997: Die «Geistige Landesverteidigung» in den 1930er Jahren, S. 686.
340 Rüegg, Sonja 1998: «Ich hasse nicht die Schweiz, sondern die Verlogenheit», S. 68.

zurück

nerseits gegen die Krise des liberalen Staatsmodells, welche die Gesellschaft in ihren Grundfesten erschütterte, Lösungsvorschläge präsentieren, die ein neuerliches gemeinsames Handeln ermöglichten. […] Andererseits musste die Stärkung der nationalen Identität für die als existenzielle Bedrohung des Staats erfahrene Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland und der Faschisten in Italien Orientierungshilfen anbieten. Kein öffentliches Reden über die Schweizer Eigenart und den Wert der demokratisch-freiheitlichen Ordnung konnte diese zwei historischen Erfahrungen unberücksichtigt lassen.»[341]

Die geistige Landesverteidigung und ihre Spielarten wurden zum sensiblen Faktor der politischen Kultur, erhielten den Zwang zur Konformität aufrecht und wurden vermutlich auch darum ab Mitte der 1950er-Jahre und vor allem in den 1960er-Jahren zum Streitgegenstand.[342]

Diggelmann und andere litten im wahrsten Sinne des Wortes am Zustand der Schweiz. Hier trat dem etablierten emotionalen Patriotismus, der primär auf der geistigen Landesverteidigung baute, ab Mitte der 1950er-Jahre ein kritischer Patriotismus entgegen – mit dem Ziel, die falschen Metaphern, Mythen und Vorstellungen von der Schweiz zu dekonstruieren respektive mit Aufklärung das mythische Denken im Bereich der Politik zu beseitigen. Auf unterschiedliche Art und mit unterschiedlichen Talenten wagten sich an diese Aufgabe, neben den grossen Vordenkern Frisch und Dürrenmatt, unter anderen Schriftsteller wie Peter Bichsel, Otto F. Walter, Paul Nizon, Hugo Loetscher, Niklaus Meienberg, Adolf Muschg und Walter Matthias Diggelmann heran.[343] Sie alle waren «kritische Patrioten»[344] – mit einer «Hassliebe zur Schweiz»,[345] wie es Elsbeth Pulver im Standardwerk zur Literaturgeschichte umschrieben hat. Oder mit den Worten Diggelmanns: «Zugleich bin ich – trotz allem ohne jeden Nationalismus – bin ich ein Schweizer, der dieses Land liebt.»[346]

Wenn Max Frisch die Atmosphäre im Land verändert und den Diskurs aufgebrochen hatte, dann war Diggelmann einer der Vertreter des neuen Schriftstellertyps, der sich selbstbewusst, unverfroren, mit Flair für das Ungehörige und mit Lust am kalkulierten Ärgernis am Bild der Schweiz rieb.[347]

Es wird hier vorgeschlagen, Diggelmann nicht nur als «kritischen Patrioten» zu sehen, sondern von ihm als «wehrhaftem Intellektuellen»[348] zu sprechen. Einem Intellektuellen, der sich angriffswillig der politischen Wirklichkeit zuwandte und, seiner «Wahrheit» verschworen, für eine gerechte Ordnung der Menschheit und die damit verbundene Grundbedingung der Freiheit eintrat. Postiert ist die-

341 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 144.
342 Mooser, Josef 1997: Die «Geistige Landesverteidigung» in den 1930er Jahren, S. 686 f.
343 Von Matt, Peter 1991: Der Zwiespalt der Wortmächtigen, S. 20.
344 Schwander, Marcel 1998: Schweizer Literaten, S. 487.
345 Pulver, Elsbeth 2007: Von der Protest- zur Eventkultur, S. 346.
346 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-D-1-d.
347 Von Matt, Peter 1991: Der Zwiespalt der Wortmächtigen, S. 95.
348 Bering, Dietz 2010: Die Epoche der Intellektuellen, S. 584.

zurück

ser wehrhafte Intellektuelle, weil er aufrüttelte, an gefahrvoller Stelle.[349] In der Kampfarena trifft er regelmässig auf seinen Gegenpart, den «Intellektuellengegner».[350] Auch dieser trat nicht als Experte, sondern als kritischer Intellektueller ins Feld, er wollte, rechtskonservativ geprägt, Bestehendes erhalten, sofern es sich bewährt hatte. Er wollte auf den etablierten Bildern der Schweiz bauen und erachtete sie grösstenteils auch als zukunftsträchtig. Zugleich definierte sich dieser «Intellektuellengegner» zu einem beträchtlichen Teil gerade über seine Kritik am wehrhaften Intellektuellen. Obwohl er sich selbst vermutlich als intellektuell begriff, kommunizierte er dies nicht öffentlich. Den Intellektuellen stempelte er zum Linksintellektuellen und damit zum Feind. Dieser Linksintellektuelle sei ein hypertropher Verstandesmensch, moskauhörig, dem Staate gegenüber skeptisch und darum immer auf der Seite der Feinde, ein Nonkonformist sei er, ein «Nein-Sager» aus Prinzip.[351]

Der «wehrhafte Intellektuelle» seinerseits duckte sich, anders als zur Zeit der 1930er- und 1940er-Jahre, in den 1950er- und 1960er-Jahren aber nicht mehr. Im Gegenteil, er ging selbstsicher zur Gegenstrategie über und schmiedete die ältesten und härtesten Angriffsworte des «Intellektuellengegners» wie «zersetzend» und «inkompetent» kurzerhand um und trug sie mit Stolz ins «Gefecht».[352]

Der «wehrhafte Intellektuelle» erwies sich nach Dietz Bering, wenn er auch nicht immer an vorderster Front stand in Zeiten des «kulturellen Umbruchs»,[353] neu als stabiler Typ, der in der offenen Feldschlacht beachtliche Kampfkraft bewies und seine Epoche entschieden mitformte.[354] Bei wehrhaften Intellektuellen à la Diggelmann wurde die Beunruhigung zur Pflicht.[355] Trotzdem wollte auch er sich als Patriot verstanden wissen, als «kritischer Patriot», der wehklagen durfte, wie es Dürrenmatt in seinem Psalm zum 1. August 1964 getan hatte: «O Schweiz, Don Quichotte der Völker! Warum muss ich Dich lieben? Wie oft, in der Verzweiflung, ballte ich bleich die Faust gegen Dich, entstelltes Antlitz? Wie ein Maulwurf hütest Du Deine Schätze. Es vermodert, was Du liebst, und nur, was Du gering achtest, bleibt. Ich liebe Dich anders, als Du geliebt sein willst, ich bewundere Dich nicht. Ich lasse nicht ab von Dir, ein Wolf, der sich in Dich verbiss. Deine Sattheit mit Füssen stampfend, höhne ich Dich, wo Du schlecht bist. Deine Ahnen lassen mich kalt, ich gähne, wenn ich von ihnen höre. Nicht das liebe ich, was Du bist, nicht das, was Du warst, Aber Deine Möglichkeiten liebe ich.»[356]

Zu den bewährten Interventionsstrategien des «wehrhaften Intellektuellen» respektive des «kritischen Patrioten» – Zeitungskolumne, öffentliche Rede, offener Brief – kamen in den 1960er-Jahren in der Schweiz weitere hinzu. Wie

349 Ebd., S. 582.
350 Ebd., S. 583.
351 Ebd., S. 583.
352 Ebd., S. 583 f.
353 Kreis, Georg 2014: Viel Zukunft – erodierende Gemeinsamkeit, S. 585.
354 Bering, Dietz 2010: Die Epoche der Intellektuellen, S. 584.
355 Dahinden, Martin 1988: Nachwort, S. 377.
356 Zürcher Woche: 31. 7. 1964.

die Biographeme zu den Schweizdebatten gezeigt haben, waren es ab Mitte der 1950er-Jahre immer wieder engagierte Plädoyers in Buchform, die zu öffentlichen Debatten geführt haben in der Schweiz. Pioniercharakter hatte sicherlich «achtung: die Schweiz», 1964 folgte «Expo – Trugbild der Schweiz» und 1965 der Dokumentarroman «Die Hinterlassenschaft». Es waren nicht die einzigen Beispiele, gemeinsam war ihnen eines: Sie gaben sich nicht mit ein paar Sätzen zum diagnostizierten Problem zufrieden, sie wollten es ausführlich und in aller Breite darlegen – damit auch jeder verstehe, wie es gemeint ist. Gemeinsam war den Publikationen zudem, dass sie, im Rückblick betrachtet, allesamt ihrer Zeit voraus waren. Sie lösten zwar Diskussionen aus, aber diese blieben ohne Wirkung auf das «Gedächtnis» der Schweiz.

Neben das «hinterfragende Traktat» und das «kritische Buch» trat in den 1960er-Jahren vermehrt die Interventionsstrategie der Betrachtung zum Nationalfeiertag. Die «Alternativangebote» zum Bild des Vaterlandes wurden häufig in der nonkonformistischen Presse publiziert. Dort erhielt der «kritische Patriot», der an offiziellen 1.-August-Feiern Redeverbot hatte, das Wort. Die schriftlich formulierte «Anti-1.-August-Rede» wurde zum Vermittlungsort, zum intellektuellen Spielfeld. Hier konnten neue Bilder der Schweiz erprobt und in zugespitzter Form die eigenen Bilder der Welt in aller Öffentlichkeit zu Papier gebracht werden. Diese «Anti-1.-August-Reden» positionierten sich als Gegenpol zur klassischen 1.-August-Rede, welche in der Schweiz seit den 1890er-Jahren in alljährlicher Regelmässigkeit vorgetragen wurde, die aber nur der etablierten Macht im Feld der Politik zugänglich war.

In diesen konventionellen 1.-August-Reden und Artikeln wurden im Sinne eines ideologischen Referenzsystems Werte festgesetzt und verankert. Die etablierten Bilder der Schweiz wurden vorgeführt und reproduziert, es wurde der Stoff umschrieben, aus dem Schweiz sei. Und damit den kollektiven Gefühlen und Ideen, auf die die Schweiz letztlich baute, periodisch neues Leben eingehaucht.[357] Damit verwiesen die 1.-August-Reden «auf ‹etwas› […] das Sinn und soziale Orientierung schafft»[358] und damit indirekt auf die Zusammengehörigkeit im Staat hinarbeitet.[359] Indem es für die linksliberalen Zeitungen geradezu zum Brauch wurde, den kritisch-wehrhaften Intellektuellen ebenfalls zur Nationalfeiertagsbetrachtung einzuladen, ermöglichten sie gewissermassen Gegenöffentlichkeit. So bot der Nationalfeiertag in den 1960er-Jahren nicht mehr nur Gelegenheit, bestehende und verbindende Bilder der Schweiz zu beschwören, es war nicht mehr nur ein Tag, an dem die Schweizer zusammenkamen, um sich zu freuen, dass sie Schweizer sind.[360] Stattdessen wurde der 1. August zum «permanenten Anlass der nonkonformisti-

357 Merki, Christoph 1995: Und wieder lodern die Höhenfeuer, S. 25–27.
358 Kley, Andreas 2005: Geschichte als nationale Selbstbehauptung, S. 459.
359 Ebd.
360 Dahinden, Martin 1988: Nachwort, S. 363.

zurück

schen Infragestellung»[361] – es wurden hier «Varianten der Schweiz» erprobt, wenn auch in der Regel mit dem Anspruch, in einen fruchtbaren Dialog zu treten.

Man liegt nicht falsch, wenn man für diesen Prozess der Auseinandersetzung mit dem Schweizbild in Anlehnung an Guy P. Marchal und Aram Mattioli den Begriff der «imagologischen Bastelei»[362] ins Spiel bringt. Der Ausdruck deutet an, dass es sich bei den Bildern der Schweiz – auf beiden Seiten – um mentale Konstruktionen, um erfundene Bilder der Selbstrepräsentation handelte, die nicht unbedingt mit der historischen Realität übereinstimmen mussten,[363] mit denen aber versucht wurde, das «kollektive Imaginäre»[364] zu prägen. So gesehen standen die klassische 1.-August-Rede und die «Anti-1.-August-Rede» im Wettstreit um das mentale Konstrukt der nationalen Identität.

«Das Wir wird zum absoluten Vaterland, das Uns zur Herrenrasse, mit der sich jedes Individuum, das diesem Uns angehört, zu identifizieren vermag. Der Andere wird zum absoluten Feind: zum Juden, zum Bolschewiken, zum Untermenschen usw. […] Aus diesem Grund weist auch die Schweiz faschistische Züge auf; im Versuch, sie geistig zu verteidigen, wird die Schweiz zu einem totalen, emotionalen Begriff, der den Menschen eliminiert, den es doch eigentlich zu verteidigen gilt.»[365] Die «kritischen Patrioten» gingen, angeführt von Frisch und Dürrenmatt, offensiv in diesen Wettstreit, die etablierte Macht und die bürgerlich-konservativen Kräfte reagierten defensiv, verteidigten den Status quo und stempelten den emporstrebenden Gegner zum subversiven und destruktiven, von Moskau gesteuerten Element.[366] Die «kritischen Patrioten» setzten sich als «wehrhafte Intellektuelle» aber erneut zur Wehr, versuchten die bestehende nationale Identität stiftende imagologische Bastelei aufzubrechen, indem sie ein alternatives Set an Bildern, Begriffen und Symbolen in das mentale Konstrukt, den «Bricolage», hineinkomponierten – und beschimpften ihrerseits dann die «Intellektuellengegner».[367] Diggelmann bezeichnete seine Gegenüber dann zum Beispiel als «Faschisten», die im Kleid des Antikommunisten auftraten.

Möglich wurde dieser Wettstreit um Bilder der Schweiz nur, weil die Schweiz der 1960er-Jahre, was die Leitbilder anging, zunehmend in eine Orientierungskrise geraten war. Dass sich die einen gegen die anderen abgrenzen wollten, liegt für Hansjörg Siegenthaler in der Natur der Sache, denn zur Stärkung des nationalen Selbstverständnisses gehöre die Abgrenzung gegen den Widersacher. Wenn den Menschen das mentale Konstrukt «nationale Identität» zur historisch gewachsenen Realität geworden sei, zur Sache, dann gehöre es eben zur Sache selbst, den Zweifler, den Kontestatär, den Nörgler zum Aussenseiter zu stempeln, weil die-

361 Ebd.
362 Marchal, Guy; Mattioli, Aram 1992: Nationale Identität, S. 12, 14. Dort zitiert nach Levi-Strauss, Claude 1991: Das wilde Denken, S. 29–48.
363 Marchal, Guy; Mattioli, Aram 1992: Nationale Identität, S. 13.
364 Ebd., S. 14.
365 Dürrenmatt, Friedrich 1969: Monstervortrag über Gerechtigkeit, S. 78 f.
366 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 252.
367 Marchal, Guy 1992: Das «Schweizeralpenland»: eine imagologische Bastelei, S. 46 f.

ser, würde er erfolgreich Zweifel wecken, die Sache zum Problem machen würde. Mit einem Problem könne man sich aber nicht identifizieren, ohne sich selber zum Problem zu werden.[368]

Die (Leit-)Bilder der Schweiz bröckelten und beschäftigten. Das haben die betrachteten «Splitter der Erinnerung» zu Walter Matthias Diggelmann deutlich gezeigt, das legen etliche zeitgenössische «Analysen» zu Personen von Rang und Namen nahe. Wissenschaftler und Experten, Vertreter der sogenannten Spezialöffentlichkeit, diagnostizierten ein «helvetisches Malaise» und wandten sich wiederholt mit aufsehenerregenden Schriften an die Gesellschaft. Zu nennen wäre neben den bekannten Publikationen von Karl Schmid[369] und Max Imboden[370] zum Beispiel das Buch «Die Schweiz als Antithese» von Herbert Lüthy, der die «schweizerische Unart» ortete, jedem, der nur zuhören wolle, die gleiche alte Geschichte in immer wieder neuer Façon aufzutischen.[371] Ebenfalls zu erwähnen wäre Luc Boltanski mit seiner «Psychoanalyse» der Schweiz.[372]

Obwohl Konsum und Wohlstand markant stiegen und ein «american way of life» aufkam, erzeugte der geopolitische Rahmen mit einer wiedererstarkten Sowjetunion in der Bevölkerung existenzielle Ängste. Und diese Ängste nutzten die bürgerlich-konservativen Kräfte, um eine Umdeutung der geistigen Landesverteidigung zur «neuen geistigen Landesverteidigung» zu forcieren.[373] Der Gegner wurde ersetzt,[374] die geistige Landesverteidigung «umgepolt»,[375] wie es Hans Ulrich Jost nennt. An die Stelle der Nationalsozialisten traten die Kommunisten als Feindbild. Allerdings erfuhr, so Sidler, das nationale Selbstbild durch die Abkopplung von seinem geschichtlichen Ursprung eine inhaltliche Ausdünnung und einen defensiven Charakter. Es wurde nicht mehr für etwas gekämpft, sondern das Erreichte gegen neue Anfeindungen geschützt. Der Ton wurde folglich schärfer und gehässiger, für differenzierte Positionen blieb wenig Raum.[376]

Als Diggelmann mit der «Hinterlassenschaft» einen Dokumentarroman zur Schweiz im Zweiten Weltkrieg und im Kalten Krieg veröffentlichte, stockte dem Establishment der Atem – hier setzte einer an zur Dekonstruktion des Mythos der «heilen Schweiz»,[377] hier weigerte sich einer, sich dem «kollektiven Vergessen» zu-

368 Siegenthaler, Hansjörg 1992: Hirtenfolklore in der Industriegesellschaft, S. 24.
369 Schmid, Karl 1963: Unbehagen im Kleinstaat.
370 Imboden, Max 1964: Helvetisches Malaise.
371 Lüthy, Herbert 1969: Die Schweiz als Antithese, S. 14 f. Der Aufsatz wurde 1961 unter dem Titel «La Suisse à contre-courant» für die «Revue économique franco-suisse» auf Französisch verfasst. Er sollte französischen Lesern erklären, warum die Schweiz gegenüber Europa sehr skeptisch war. Die deutsche Fassung folgte 1963 und wurde 1969 im Arche-Verlag veröffentlicht.
372 Boltanski, Luc 1966: Le bonheur suisse.
373 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 251.
374 Ebd., S. 478.
375 Jost, Hans Ulrich 2003: Die Schweiz in den Zeiten des Kalten Krieges, S. 10.
376 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 252 f.
377 Butler, Michael 1995: The Problem of «Heimat», S. 150.

zurück

gunsten einer positiv konstruierten «nationalen Erzählung» anzuschliessen.[378] Er hielt der Schweiz den Spiegel vor, sichtbar wurde eine «schwere moralische Hypothek des Zweiten Weltkriegs».[379]

Diggelmanns Roman war der erste, der die Flüchtlingspolitik in der breiten Öffentlichkeit zum Thema machte,[380] das macht «Die Hinterlassenschaft» zu einem Schlüsselroman der Schweizer Nachkriegszeit.[381] Marc Aeschbacher bezeichnet das Buch gar als das brisanteste Werk der schweizerischen Literatur der 1960er-Jahre.[382]

Ähnlich wie Rolf Hochhuths Stück «Der Stellvertreter. Ein christliches Trauerspiel» in katholischen Kreisen wirkte Diggelmanns Buch als Katalysator für die Reflexion über die schweizerische Vergangenheit.[383] Es löste zwar noch keine Grundsatzdebatte zur «unbewältigten schweizerischen Vergangenheit» aus, aber es bereitete anderen Werken den Boden. Diggelmann hatte mit der «Hinterlassenschaft» einen Tabubruch begangen und traf einen wunden Punkt,[384] denn er forderte ein Überdenken der vorhandenen Geschichtsbilder[385] und machte die Schweiz zum Ort des Verbrechens, zum «Tatort».[386] Genau weil er keine Parabel konstruierte, war Diggelmann der erste Schriftsteller, der es wagte, mit Blick auf die Flüchtlingspolitik der Schweiz mit dem Schein der nationalen Unversehrtheit zu brechen – und es sollte, wenn man von Alfred A. Häslers «Das Boot ist voll» absieht, fast zehn Jahre dauern, bis mit Niklaus Meienberg ein Autor das verdrängte Thema, die schweizerische Flüchtlingspolitik zur Zeit des Zweiten Weltkriegs, wieder zum literarischen Gegenstand machen würde, in seinem Buch «Die Erschiessung des Landesverräters Ernst S.».[387]

Mit der «Hinterlassenschaft», hat Klara Obermüller in einem Interview einmal gesagt, habe Diggelmann einen Damm gebrochen. Er hatte erzwungen, dass über den «Ludwig-Bericht» gesprochen wurde, hatte damit etwas öffentlich gemacht, was vorher unter den Teppich gekehrt worden war.[388] Diggelmanns Buch kann als Versuch gedeutet werden, einen gesellschaftlichen Prozess einzuleiten, den Mario König mit «Entheroisierung der Vergangenheit»[389] bezeichnet hat. Ob der Versuch gelang? Es gelang noch nicht, eine neues, auch von der Gegenseite

378 Heffernan, Valerie 2007: Walter Matthias Diggelmann's *Die Hinterlassenschaft*, S. 269.
379 Jost, Hans Ulrich 2003: Die Schweiz in den Zeiten des Kalten Krieges, S. 10.
380 Fleming-Froy, Marion 1996: Switzerlands's «unbewältigte Vergangenheit», S. 33.
381 Heffernan, Valerie 2007: Walter Matthias Diggelmann's *Die Hinterlassenschaft*, S. 281.
382 Aeschbacher, Marc 1997: Tendenzen der schweizerischen Gegenwartsliteratur, S. 32.
383 Altermatt, Urs 2002: Die Hochhuth-Debatte in der katholischen Schweiz, S. 27.
384 Jost, Hans Ulrich 2003: Die Schweiz in den Zeiten des Kalten Krieges, S. 12, 18. / Fleming-Froy, Marion 1996: Switzerlands's «unbewältigte Vergangenheit», S. 33, 154.
385 Schallié, Charlotte 2008: Heimdurchsuchungen, S. 93.
386 Schallié, Charlotte 2008: Heimdurchsuchungen, S. 25. Dort zitiert nach Böhler, Michael 2002: «Auch hierzulande reden wir vom Heute, als stünde kein Gestern dahinter», S. 169.
387 Schallié, Charlotte 2008: Heimdurchsuchungen, S. 123.
388 Fleming-Froy, Marion 1996: Switzerlands's «unbewältigte Vergangenheit», S. 177.
389 König, Mario 1999: «Rasanter Stillstand und zähe Bewegung. Schweizerische Innenpolitik im Kalten Krieg – und darüber hinaus», S. 170.

zurück

akzeptiertes Bild der schweizerischen Vergangenheit zu festigen im öffentlichen Diskurs, aber «Die Hinterlassenschaft» ging definitiv nicht spurlos an der nachfolgenden Generation vorbei. Sie gab wichtige Impulse für ein neues Verständnis der Periode des Zweiten Weltkrieges in der Schweiz und markiert letztlich einen Kristallisationspunkt des Bruchs, der sich durch Generationen und den politischen Alltag zog.[390]

«Die Hinterlassenschaft» und ihr Entstehungskontext sind der mit Abstand am besten erforschte «Splitter der Erinnerung» aus Diggelmanns Leben. Für Charlotte Schallié steht fest, dass Diggelmann mit dem Roman «Die Hinterlassenschaft», zusammen mit der weiteren Deutschschweizer Literatur, die sich seit 1965 kritisch mit der jüngsten Schweizer Vergangenheit auseinandersetzte, ein «Gegengedächtnis»[391] schuf, das sich deutlich von den offiziellen Geschichtsbild- und Erinnerungsdiskursen absetzte und «kollektive Erinnerungslücken»[392] ausleuchtete. Schallié trifft sich hier mit Gieri Cavelty, der seine Lizenziatsarbeit mit der Erkenntnis schliesst, dass erst Diggelmann mit der «Hinterlassenschaft» eine eigentliche «Umkehrdoktrin zur Geistigen Landesverteidigung»[393] kreiert habe und damit massgeblich mithalf, ein «diskursives Vakuum»[394] zu füllen. Ein Vakuum, das entstanden war, weil man die eigene Geschichte verdrängt hatte.[395]

Zum Skandal wurde «Die Hinterlassenschaft», weil sich Diggelmann erlaubte, zwischen den Faschisten der Kriegsjahre und den Antikommunisten der Nachkriegsjahre direkte Verbindungslinien zu ziehen, er stellte damit die These verhängnisvoller und unliebsamer Kontinuitäten auf.[396] Darüber hinaus setzte er die bürgerlich-konservative, etablierte Macht mit «Faschisten» gleich, was alles andere als unproblematisch war.[397] Der Geschichtsklitterung schuldig machte sich Diggelmann, als er für den «Krawall von Thalwil» die Formel «Pogrom von T.» prägte. Wie Cavelty gezeigt hat, existierte der Ausdruck «Pogrom» zur Umschreibung der Ausschreitungen in Thalwil bereits kurz nach den Ereignissen und lange bevor Diggelmann seinen Roman schrieb. Er wurde im Umfeld der Partei der Arbeit zuerst benutzt und im «Vorwärts» die ersten Male bereits im November und Dezember 1956 verwendet.[398] Indem Diggelmann den Ausdruck übernahm, wurde er zum «Superspreader» und Multiplikator einer kommunistischen Rhetorik,[399] damit kreierte er seinerseits ein Geschichtsbild, das nicht den Tatsachen entsprach. Dass er damit selbst Jahrzehnte später die Historikergilde immer wieder an der Nase herumführte und dazu verleitete, den Begriff Pogrom unsorgfältig zu

390 Buclin, Hadrien 2013: «Surmonter le passé?», S. 233, 248 f.
391 Schallié, Charlotte 2008: Heimdurchsuchungen, S. 18.
392 Ebd., S. 24.
393 Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion, S. 109.
394 Ebd., S. 112.
395 Schallié, Charlotte 2008: Heimdurchsuchungen, S. 115.
396 Ebd., S. 106, 115.
397 Ebd., S. 115, 122.
398 Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion, S. 54.
399 Ebd., S. 11, 101, 107.

zurück

gebrauchen, mag in der Geschichte nur eine Fussnote wert sein,[400] entscheidender ist, dass Diggelmann, weil er die Begriffe gebrauchte, wie er sie gebrauchte, mit der «Hinterlassenschaft» nicht nur ein alternatives Geschichtsbild vorschlug, sondern auch den Grund legte für eine linksoppositionelle Gruppen- und Opferidentität.[401]

Weil Diggelmann «Die Hinterlassenschaft» als Dokumentarliteratur konzipierte, war es ihm problemlos möglich, mit dem Buch auch politische Aufklärung zu verbinden. Das sei, so Cavelty, einer der zentralen Wesenszüge der Dokumentarliteratur, dass sie zwar unbekannte, verdrängte oder verleugnete historische Wirklichkeiten ans Tageslicht bringen wolle, dies aber mit protosozialistischer Parteinahme. Dokumentarliteratur sei ins Repertoire der politisch linken Literatur einzuordnen und stehe in der Tradition des journalistischen Prinzips der Enthüllung.[402] So gesehen ist «Die Hinterlassenschaft» als Paradebeispiel einer politischen Intervention des «kritischen Patrioten» Diggelmann zu bewerten – und dies zu einer Zeit, als die Bilder der Schweiz in einer Krise standen und durchaus umkämpft waren.[403]

4.2.3 Die Stimme der Minderheiten

«[…] bevor der Dichter Ankläger wird, und auch wenn er Ankläger ist, sollte er immer und allermeist *Anwalt* sein. So wie er immer engagiert sein muss, bevor er oppositionell wird. Anwalt dessen, was keine Stimme hat, Engagement für das Stumme. […] So verstanden, ist Engagement, ist Opposition ein ungeheuer ernster Dienst der Künste an der Gesellschaft.»[404] Ein Diggelmann-Zitat? Keineswegs. Das Votum stammt von Professor Karl Schmid, der Anfang der 1960er-Jahre die bekannte Schrift «Unbehagen im Kleinstaat» veröffentlicht und sich zum Engagement der Schriftsteller geäussert hatte. Das Zitat hätte aber genauso gut aus der Hand Diggelmanns stammen können. «Engagement für das Stumme», so hätte auch Diggelmann seinen Ansporn für seinen Einsatz für die Angelegenheiten der Minderheiten umschrieben. Es ging ihm, das haben die betrachteten Biographeme zum Engagement für Aussenseiter gezeigt, um die Teilnahme «an der Not jeder Kreatur».[405] Es ist darum richtig, Diggelmann mit Referenz auf den Begriff des «anwaltschaftlichen Journalismus» als «anwaltschaftlichen Intellektuellen» zu bezeichnen.

Erich Strassner unterscheidet in Anlehnung an Wolfgang Donsbach den Informationsjournalismus vom Meinungs-, anwaltschaftlichen, investigativen oder

400 Neue Zürcher Zeitung: 8. 11. 2016. / Ebd.: 6. 11. 2001. / Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion, S. 10.
401 Neue Zürcher Zeitung: 6. 11. 2001. / Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion, S. 11, 111 f.
402 Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion, S. 76–79.
403 Ebd., S. 83, 108.
404 Schmid, Karl 1967: Engagement und Opposition, S. 330 f.
405 Links, Roland 1986: Ein Leben in Geschichten, S. 268.

Präzisionsjournalismus.[406] Anwaltschaftlicher Journalismus setzt das Anwaltsmodell voraus und ist abzugrenzen vom Neutralitätsmodell, vom Gesinnungsmodell oder vom Partizipationsmodell im Journalismus. Im Neutralitätsmodell beschränkt sich der Journalist auf die Rolle des Vermittlers, im Gesinnungsmodell wird der Journalist zum «Partisan», zum Parteigänger, im Partizipationsmodell beteiligt sich der Leser am Kommunikationsprozess und Journalisten werden zu Bürgerhelfern und ermöglichen damit einen demokratischen Journalismus.[407] Aber während ein dem Neutralitätsmodell verpflichteter Journalist keine anwaltschaftlichen Aufgaben übernimmt, kann, wie das Beispiel Diggelmann nahelegt, ein dem anwaltschaftlichen Modell verpflichteter Journalist respektive Schriftsteller natürlich den Anspruch auf die Rolle des Vermittlers erheben. Das tat Diggelmann – regelmässig. Insbesondere dann, wenn er in ein und derselben Kolumne sowohl die «Jungen» als auch die «Alten» ansprach und aufzuklären suchte, wo, mit Blick auf die Welt, der gemeinsame Nenner für eine bessere Welt zu finden sei.[408]

Wie Bundi und Jacomet gezeigt haben, geht die seit den späten 1960er-Jahren unter dem Begriff des anwaltschaftlichen Journalismus laufende Tradition bis in die amerikanische Kolonialperiode zurück.[409] In der Schweiz gilt die von der «Nation» praktizierte Form des Sozialreportagejournalismus als Paradebeispiel für anwaltschaftlichen Journalismus. Für die für die «Nation» schreibenden Journalisten der späten 1930er-, der 1940er- und der frühen 1950er-Jahre rückte, so legen es Bundi und Jacomet nahe, der Objektivitätsanspruch in den Hintergrund. Journalistinnen und Journalisten wie Emmy Moor, Trudi Weber und allen voran Peter Surava schrieben in der Tendenz subjektiv, meinungsbetont und moralisierend für Minderheiten und Unterprivilegierte.[410]

Ist es nur Zufall, dass sich der hier als anwaltschaftlicher Intellektueller bezeichnete Diggelmann zu Beginn der 1970er-Jahre ausgerechnet mit Peter Surava auseinandersetzte und über ihn sogar ein Buch schreiben wollte? Auch wenn das

406 Strassner, Erich 1999: Zeitung, S. 60.
407 Bundi, Annetta; Jacomet, Andi 1997: «Das gibt es in der Schweiz!», S. 46.
408 Neue Presse: 16. 5. 1968.
409 Bundi, Annetta; Jacomet, Andi 1997: «Das gibt es in der Schweiz!», S. 44.
410 Ebd., S. 45. / Hans Werner Hirsch benutzte als Publizist ab den späten 1930er-Jahren den Namen Peter Surava als Pseudonym, 1941 genehmigte der Regierungsrat des Kantons Zürich die Namensänderung. Zwischen 1940 und 1944 war Peter Surava Chefredaktor der Wochenzeitung «Die Nation» und schrieb zu dieser Zeit, ständig im Zwist mit den Zensurbehörden, gegen den Nationalsozialismus, gegen die schweizerische Asylpolitik und gegen die anpasserischen und antisemitischen Tendenzen in der Schweiz an. Bahnbrechend waren seine anwaltschaftlichen Sozialreportagen mit Fotografien von Paul Senn. In den Jahren 1945 und 1946 schrieb Surava für eine kurze Zeit als Redakteur für den «Vorwärts» und den «Grünen Heinrich». In den 1950er-Jahren zog er sich aus der Öffentlichkeit zurück und schrieb fortan unter den Pseudonymen Ernst Steiger, James Walker und Thomas Quinton mehrere Lebenshilfebücher. 1991 veröffentlichte er unter dem Namen Peter Hirsch die Autobiografie «Er nannte sich S.», welche die Grundlage von Erich Schmids gleichnamigem Dokumentarfilm (1995) bildete. 1995 wurde Peter Surava zum Ehrenbürger der politischen Gemeinde Surava ernannt, 1946 hatte die gleiche Gemeinde bis vor Bundesgericht dafür gekämpft, dass Peter Surava den Namen der Gemeinde nicht benutzen durfte – und hatte recht erhalten. Schmid, Erich 2012: Peter Surava.

zurück

Buch über Peter Surava nie erschienen ist, Diggelmann war beeindruckt von diesem Mann und muss dessen Dossier gekannt haben.[411] Das geht auch aus einer erhaltenen Anekdote im Nachlass Diggelmanns deutlich hervor.[412] Ausserdem sind im gleichen Nachlass Briefe von Diggelmann an Trudy Hirsch und Peter Hirsch erhalten.[413]

Die Wahrscheinlichkeit ist gross, dass Diggelmann mit dem Konzept des anwaltschaftlichen Journalismus vertraut war. Wenn Peter Surava schrieb: «Die einzige Motivation, die ich als legitim erachte, ist die innere Haltung eines Schreibenden, der kämpft, Politik macht. Es ist nicht nur Mitleid, nicht nur verletztes Rechtsempfinden, sondern eine tief im Menschen verwurzelte Identität mit allem Lebenden, mit der Natur, den Tieren und den Menschen»,[414] dann hätte Diggelmann diese Aussage ohne Weiteres unterschrieben. Auch er hob mehrfach hervor, ja schrie förmlich heraus: «Was mich betrifft, bin ich durch Herkunft, also auch durch Erziehung, jenen verpflichtet, bin ich für jene engagiert, die noch keinen Platz an der Sonne haben und darum bin ich engagiert an jenen Gesellschaftstheorien, die es möglicherweise möglich machen, dass einmal alle einen Platz an der Sonne erreichen. […] Die liberal-kapitalistische Gesellschaftstheorie ist die Theorie der Elitären, das heisst der Inhumanen und darum bin ich gegen diese Theorie und deren Vertreter engagiert.»[415]

Dass ihm gerade der bedingungslose Einsatz für die Unterprivilegierten Antrieb war, kommt auch in einer kurzen Laudatio aus dem Jahr 1972 zu Ehren eines ganz anderen Mannes zum Ausdruck. Am 8. November 1972 wurde Jakob Bührers neunzigster Geburtstag im Basler Theater «Komödie» in grosser Aufmachung gefeiert. Diggelmann hielt als einer unter vielen bekannten Schriftstellern eine kurze Ansprache: «Lieber Jakob Bührer, lieber Genosse und Kollege, verehrtes Vorbild, bewundernswürdiger Streiter für eine menschenwürdigere Welt! […] Wenn ich heute gefragt werde, was mir Jakob Bührer bedeutet, antworte ich spontan: Er war und ist mir Vorbild. Vorbild worin? Erstens einmal: Sie waren immer ein Kämpfer. Ein langes Menschenleben, Ihr Leben, haben Sie eingesetzt für die Unterprivilegierten, für die Armen, für die Arbeiter. Sie haben Kränkungen und leibliche Not dafür eingehandelt. Sie haben einen hohen Preis dafür bezahlt, dass Sie dafür kämpften, damit allen Menschen dieser Erde ein Platz an der Sonne zukomme. […] Vorbild worin? Es hat nie einen privaten Jakob Bührer, einen schreibenden, einen politischen und einen kämpfenden Jakob Bührer gegeben. Sie waren und sind das alles zusammen, in einer Person. […] Sie haben geschrieben wie

411 Diggelmann, Walter Mattias an Hirsch, Peter: 4. 8. 1969. / Diggelmann, Walter Matthias an Hirsch, Peter: 12. 12. 1974. In diesen Briefen spricht Diggelmann von Plänen «für ein Buch à la Hinterlassenschaft». Zudem sind Hinweise auf eine persönliche Freundschaft zu finden.

412 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-1-1970/13.

413 Diggelmann, Walter Matthias an Hirsch, Peter und Trudy: 17. 1. 1971. / Diggelmann, Walter Matthias an Hirsch, Peter und Trudy: 3. 2. 1971.

414 Bundi, Annetta; Jacomet, Andi 1997: «Das gibt es in der Schweiz!», S. 46. Dort zitiert nach Hirsch, Peter 1995: Er nannte sich Peter Surava, S. 66.

415 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-9-03/5.

zurück

alle wahrhaftigen Schriftsteller, wie Gottfried Keller, Jeremias Gotthelf, wie Emile Zola. Sie haben für die Gegenwart und für den Leser geschrieben. Mehr, meine ich, kann einer nicht tun.»[416]

Der anwaltschaftliche Intellektuelle steht dem Prototyp der organischen Intellektuellen nach Antonio Gramsci ziemlich nahe,[417] geht aber sehr konkret von der Gruppe einer Minderheit aus, die im öffentlichen Feld keine oder nur sehr begrenzt eine Stimme hat. Kraft seines Ansehens und seines Bekanntheitsgrades lieh Diggelmann dieser Minderheit eine Stimme. Genau genommen lieh er im Laufe von zwei Jahrzehnten – das haben die behandelten «Splitter der Erinnerung» gezeigt – einer Vielzahl von Minderheiten immer wieder seine Stimme. Diggelmann war ein Intellektueller ganz im Sinne von Edward Said, der erklärte, dass ein Intellektueller jemand sei, «dessen Daseinszweck es ist, all jene Menschen und Themen zu vertreten, die üblicherweise vergessen oder an den Rand gedrängt werden».[418] Darum war es für Said auch keine Frage, dass der Intellektuelle auf dieselbe Seite gehöre, wie die Schwachen und Nichtrepräsentierten.[419] Mitunter ging das bei Diggelmann so weit, dass er vom anwaltschaftlichen kurzerhand zum involvierten Intellektuellen wurde, der nicht länger abwartend als «Zuschauer» am Ring stehen wollte und selbst in den Ring, in die Kampfarena stieg. Seinen selbst erteilten Auftrag wörtlich nehmend, wurde Diggelmann zu einem Intellektuellentyp, wie ihn Pierre Bourdieu später entwarf. Dieser hatte betont, dass der Intellektuelle aus einem nach eigenen Gesetzmässigkeiten definierten intellektuellen Feld heraus Deutungskämpfe austrägt um die Macht im politischen Feld.[420] Im Fall von Diggelmann waren es Deutungskämpfe um die Macht der Minderheiten im politischen Feld. Indem er als anwaltschaftlicher Intellektueller die Anliegen der Minderheiten vertrat, die bis zum Auftritt Diggelmanns manchmal gar keine, in der Regel aber kaum eine Stimme hatten, war Diggelmann nicht selten ein Tabubrecher. Ein Tabubrecher, der der Minderheit Zugang zur Öffentlichkeit verschaffte – oder dann, im Verbund mit ihnen als Partisan, sogleich eine Gegenöffentlichkeit aufbauen half.

Die ausgewählten Biographeme verdeutlichen, wie intensiv sich Diggelmann insbesondere mit den Problemen der Jugendlichen in der Gesellschaft der Schweiz der 1960er- und 1970er-Jahre befasst hat. «Ich nehme alle Menschen ernst. Die Jungen nehme ich allerdings ernster. Sie sind die Zukunft. Ich stehe auf ihrer Seite.»[421] Der Satz wurde bei Diggelmann zu einem Leitspruch. Indem Diggelmann als anwaltschaftlicher Intellektueller den Finger in die Wunde hielt und der Autorität an den Karren fuhr und Änderung verlangte, war er auch Sozialkritiker.[422]

416 Diggelmann, Walter Matthias 1972: Kämpfer, Vorbild, S. 40. / National-Zeitung: 11. 11. 1972.
417 Gramsci, Antonio [1930–1932]: Die Intellektuellen, S. 513–524.
418 Said, Edward W. 1997: Götter, die keine sind, S. 17.
419 Ebd., S. 29.
420 Gilcher-Holtey, Ingrid 2007: Eingreifendes Denken, S. 9.
421 Femina: 3. 1969.
422 Sanader, Vladimir 1984: Das Prosaschaffen Walter Matthias Diggelmanns, S. 2, 4.

zurück

Aber Diggelmann gab nicht nur, er forderte auch. Wie schon Ruth Scherrer in ihrer Untersuchung zu Diggelmann aufgedeckt hat, wünschte sich der zeit- und sozialkritische Autor von der zunehmend ins Zentrum rückenden Jugend ein Aufrechterhalten der Kritik am Schweizer System und dessen Geschichte.[423] Damit der wahre, aber bis dahin noch nirgendwo auf der Welt realisierte Kommunismus, die «echte Volksdemokratie» irgendwann zur Verwirklichung komme. Diese Hoffnung mündete bisweilen in die Forderung nach einem aktiven Versuch der Veränderung und selten sogar in den Aufruf zum Ungehorsam[424] und zur Revolution.[425]

Diggelmann blieb jedoch auch in diesem Punkt oft widersprüchlich. In einer Kolumne am 23. Juli 1968, knapp einen Monat nach den Jugendunruhen von Zürich, distanzierte er sich von gross angelegten Aktionen und plädierte für lokale Produktionen wie Volkstheater spielen, Wandzeitungen machen oder ein autonomes Jugendzentrum führen.[426] «Aktionen, wie wir heute wissen, sind lähmender Leerlauf. Aktionen sind Opium für die Jugendlichen. Nur produktives, schöpferisches Handeln kann uns weiter bringen.»[427]

Ein anwaltschaftlicher Intellektueller, der Ratschläge erteilt? Im Grunde wehrte sich Diggelmann dagegen, er wollte vor allem eines: das Gespräch suchen – und auf die Jugendlichen zugehen. Damit aber, das kam bei mehreren Biographemen zum Ausdruck, lief Diggelmann bei den protestierenden Jugendlichen wiederholt auf. Im Anschluss an eine Lesung vor der «jungen Linken» in Berlin stellte er ernüchtert und leicht desillusioniert fest, dass er in den Augen der «Literarischen» ein engagierter Autor sei. In den Augen der «Engagierten» sei er aber ein «Literarischer» oder auch nur ein «Scheissliberaler».[428]

Abgehalten von weiterem anwaltschaftlichem Engagement hat das Diggelmann freilich nicht. Er hat, bevor es andere Intellektuellen taten, sich den Anliegen der Homosexuellen, der «Heimzöglinge», der «Langhaarigen» angenommen und deren Anliegen und Gedanken in die Öffentlichkeit getragen. Sowohl seine persönliche Betroffenheit als Vater als auch seine Erinnerungen an die eigene Kindheit, an die «so oft erzählte Geschichte», waren für sein Engagement als anwaltschaftlicher Intellektueller konstitutive Faktoren.[429]

Bleibt die Frage, ob Diggelmann, wenn er die Anliegen der Jugend vertrat und diesen seine Stimme beziehungsweise Feder lieh und sie aufrief zum Ungehorsam, ob er dann vom anwaltschaftlichen Intellektuellen gar zum «revolutionären Intellektuellen»[430] wurde. «Vom Anwalt zum Aktivisten»,[431] wie Ingrid Gilcher-Holtey für die 1960er-Jahre bei anderen Intellektuellen erkannt hat.

423 Scherrer, Ruth 2005: «1968» – und dann?, S. 7.
424 Di Ander Zitig: 25. 5. 1976.
425 Neue Presse: 21. 2. 1968.
426 Ebd.: 23. 7. 1968.
427 Ebd.
428 Züri-Leu: 3. 12. 1970.
429 Scherrer, Ruth 2005: «1968» – und dann?, S. 73.
430 Gilcher-Holtey, Ingrid 2007: Eingreifendes Denken, S. 13.
431 Ebd.

Karikaturist Hans Ulrich Steger, den man in der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre in die gleiche Ecke wie die Nonkonformisten gestellt hatte, arbeitete als Zeichner für die Monatszeitung «Neutralität».[432] Dort brachte er 1969 ein ironisches Bild des gefährlichen, die Ordnung der 1960er-Jahre in der Schweiz bedrohenden Intellektuellen zu Papier. Dieser belesene Intellektuelle wird Nonkonformist genannt.

Stegers Karikatur zeigt einen gehörnten älteren Herrn, der gerade dabei ist, sich die Maske eines langhaarigen Studenten überzuziehen. Umgeben von Tinkturen, die er offenbar einsetzt, um die Schweiz gezielt zu vergiften, haust der Mann in einer Katakombe, die voll gestopft ist mit Büchern von Marx, Engels, Lenin und Guevara. Die kritischen Zeitschriften wie die «Neutralität», die «Neue Presse» oder die russische «Prawda», die am Boden herumliegenden Briefe und die Schweizer Karte lassen eine Vielzahl von Verbindungen zu dissidenten und subversiven Geistern vermuten. Der teuflische Nonkonformist, so die unausgesprochene Botschaft, verfolge eine zerstörerische, die ganze Schweiz betreffende Strategie, die er auf militante Art und Weise (und als Student verkleidet) umzusetzen versuche. Das Konterfei des Gitarristen Jimi Hendrix weist auf ein Flugblatt der Jungen Sektion der Partei der Arbeit hin, das symbolisch für die Zürcher Globuskrawalle vom Juni 1968 stehe. Der diabolische Verführer stehe in direktem Kontakt zur aufrührerischen Jugend, so der Vorwurf. Der Nonkonformist schreibe auf seiner Schreibmaschine Texte gegen die bestehende Ordnung und sei auch gelegentlichen LSD-Experimenten nicht abgeneigt. Auch vor Gewalt, so die versteckte Botschaft, schrecke der Nonkonformist unter Umständen nicht zurück.

Mit dieser Karikatur, die das damals von bürgerlich-konservativer Seite in der Öffentlichkeit projizierte Feindbild «Nonkonformist» direkt aufgriff, reagierte Nonkonformist Steger auf einen Vorwurf, dem zahlreiche Deutschschweizer Intellektuelle, Schriftsteller und Journalisten der 1960er- und 1970er-Jahre ausgesetzt waren. Ihnen wurde vorgeworfen, gegen das bürgerliche System zu agitieren und zu diesem Zweck auch die schweizerische Jugend aufzuwiegeln.[433]

Eine besonders wortreich ausgeschmückte Kritik an den Nonkonformisten entsprang der Feder Walther Hofers. Der renommierte Professor für Geschichte an der Universität Bern sass zugleich für die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpar-

432 Hans Ulrich Steger (1923–2016) war einer der bekanntesten Schweizer Karikaturisten seiner Zeit. Unter «Weltwoche»-Mitbegründer Manuel Gasser wurde «H. U. St.» zum politischen Karikaturisten, der ab 1945 mehr als eineinhalb Jahrzehnte lang für die «Weltwoche» zeichnete. Daneben hat er regelmässig im Auftrag des «Nebelspalters», der «Zürcher Woche» und des «ZW-Sonntags-Journals» gearbeitet. Dann über dreissig Jahre lang für den «Tages-Anzeiger». Steger war auch Kinderbuchautor und Maler und wird darum als polyvalenter Künstler bezeichnet. Selbst hat er einmal gesagt: «Ausser Karikaturist bin oder war ich noch Grafiker, Kunstmaler, Objektkünstler, Kinderbuchautor, Zeichenlehrer, Grümpelsammler-Volkskundler, Ausstellungsgestalter, Hausrenovierer und -umbauer, Maurer, Gipser, Zimmermann, Erdarbeiter, Leserbriefschreiber. Nur Dozent war ich nie.» Steger, Hans Ulrich 1999: Zahn um Zahn. / Steger, Hans Ulrich 1956: Meine grossen Tiere.

433 Färber, Thomas; Schär, Bernhard 2008: Zwischen bürgerlicher Reform und jugendlicher Ree volte, S. 15–27.

zurück

tei (BGB) im Nationalrat. 1964 sprach er von «gewissen ausserparlamentarischen Kreisen» und von «sich von aller Parteipolitik distanzierenden Leuten», die sich berufen fühlten, Opposition zu spielen. Er dachte da insbesondere an gewisse publizistische und literarische Kreise. Deren Opposition sei, so Hofer, böswillig, destruktiv, manchmal auch direkt verleumderisch, überheblich, unbelastet von Sachkenntnis. Die Sachkenntnis sei vielmehr durch Frivolität und Unverfrorenheit ersetzt worden mit dem Ziel, alles und jedes in den Dreck zu ziehen, an nichts einen guten Faden zu lassen und jegliche Autorität zu untergraben. Unter dem Beifall einer oberflächlichen Leserschaft bemühten sich diese Nonkonformisten, in jedem Falle das Gegenteil von dem zu vertreten, was vorherrschende Meinung sei, selbst wenn damit der Wahrheit und Wirklichkeit direkt ins Gesicht geschlagen werde. Während sie in Cafés herumsässen, schwärmten und träumten diese Nonkonformisten von einem neuen «Vivere pericolosamente», von einem neuen Aufbruch zur Gewalttat.[434]

Walther Hofers Diffamierung der Nonkonformisten – mit Seitenhieb an die Adresse Diggelmanns – und Hans Ulrich Stegers karikaturistische Replik standen für einen Konflikt, der die Öffentlichkeit der Nachkriegszeit in verschiedene Lager spaltete: Auf der einen Seite standen nicht nur die politisch einflussreichen Gruppen von bürgerlich-konservativen Vertretern, sondern auch Vertreter der Sozialdemokraten. Angesichts der äusseren Bedrohung durch den Faschismus hatten diese beiden Gruppen sich zu einem Kompromiss zusammengefunden. Die Sozialdemokraten akzeptierten den bürgerlichen Staat. Die bürgerlichen Kräfte erklärten sich im Gegenzug bereit, auf sozialpolitische Forderungen der Linken – namentlich den Erwerbsersatz für den Militärdienst, die AHV (1948) und die IV (1960) – einzugehen, und gestanden den Sozialdemokraten 1959 zwei Vertreter im Bundesrat zu. Zu diesem Kompromiss, der fast alle politischen Kräfte nach dem Zweiten Weltkrieg einte, gehörte auch ein Konsens über die Zukunftsgestaltung der Schweiz. Der in den 1950er-Jahren einsetzende Wirtschaftsboom sollte durch technologischen Fortschritt, durch Sozialpartnerschaft und durch eine Bildungsexpansion gefördert werden. Letztere sollte den Nachschub an Arbeitskräften sichern.[435]

Diese Kompromissformel zwischen gewerkschaftlichen Linken und Bürgerlichen schien lange aufzugehen. Die bis zum Zweiten Weltkrieg tief gespaltene schweizerische Klassengesellschaft wandelte sich ab den 1950er-Jahren zu einer Konsumgesellschaft, in der die Arbeiterschaft kollektiv in den immer breiter werdenden Mittelstand aufstieg.[436] Diese ökonomische Demokratisierung hatte freilich ihren Preis. Sie setzte die aus den Krisen- und Kriegsjahren stammende Kultur

434 Tages-Nachrichten: 5. 11. 1964. / Neue Zürcher Zeitung: 7. 5. 1965. / Nachzulesen ist eine abgeänderte Fassung der Rede Hofers auch in Diggelmann, Walter 1965: Die Hinterlassenschaft, S. 285 f. Für die detaillierte Auseinandersetzung mit dieser Rede siehe Kapitel 3.1.1.

435 König, Mario; Kreis, Georg et al. 1998: Einleitung, S. 12–20.

436 Tanner, Jakob 1999: Lebensstandard, Konsumkultur und American Way of Life seit 1945, S. 101–132.

zurück

der geistigen Landesverteidigung[437] unter Druck. Diese betonte nationale Gemeinsamkeiten in der Kultur sowie in einem mythologisierten Geschichtsbild. Sie bildete daher den Nährboden für Repression und Stigmatisierung von «unschweizerischen» Entwicklungen. Dazu zählten nicht nur die zunehmenden ausländischen Gastarbeiter, gegen die ab den 1960er-Jahren fremdenfeindliche Initiativen lanciert wurden.[438] Sie richtete sich generell gegen alle Stimmen, die Kritik am Status quo übten. Kritiker wurden schnell als links, als von Moskau oder Peking bezahlte fünfte Kolonne verunglimpft.

Die kritischen Stimmen begannen sich auf der anderen Seite des konservativ-bürgerlich-sozialdemokratischen Kompromissblocks ab den frühen 1960er-Jahren zu mehren. Wichtige Voten stammten zunächst aus bürgerlich-liberaler Feder. Karl Schmid sprach schon 1963, unter anderem mit Blick auf Max Frisch, von einem «Unbehagen im Kleinstaat»[439] und der Basler Rechtsprofessor, Armeeoffizier und FDP-Politiker Max Imboden diagnostizierte 1964 ein «Helvetisches Malaise»,[440] ein Demokratiedefizit in den politischen Institutionen, das er und andere durch eine Totalrevision der schweizerischen Bundesverfassung zu beheben hofften.[441] In die Kritik stimmten allmählich auch Schriftsteller, darunter namentlich Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt und Walter Matthias Diggelmann, sowie zahlreiche Journalisten mit ein.[442] Obwohl ihre Kritik sich auf verschiedene Punkte bezog, kann vereinfachend festgehalten werden, dass sie letztlich gegen die Kultur der geistigen Landesverteidigung und die damit verbundenen Denkverbote der «geistigen Enge» zielte. Die geistige Landesverteidigung, so der Vorwurf, widerspreche zentralen demokratischen Errungenschaften, zu deren Pflege sich namentlich die Schweiz mit ihrer liberalen Bundesverfassung von 1848 verpflichtet habe. Dazu gehörte das Versprechen der bürgerlichen Revolutionen des 19. Jahrhunderts, eine Gesellschaft zu schaffen, in der alle Schmiede ihres eigenen Glücks sein dürften, um sich nach ihrer Façon frei zu entfalten. Dazu zähle auch das Recht auf freie Meinungsäusserung sowie die Überzeugung, dass eine wahrhaft offene und demokratische Gesellschaft nur durch ihre permanente Selbstreflexion und Selbstkritik funktioniere. Die Diffamierung von Kritikern des Status quo als «nützliche Trottel Moskaus»[443] verletze diese bürgerlich-liberalen Grundwerte.[444]

Walther Hofers sehr ernst gemeinte Rede und Hans Ulrich Stegers nonkonformistisch-ironische Karikatur laufen letztlich auf denselben Vorwurf hinaus: Den sogenannten Nonkonformisten – andernorts auch «Oberstänkerer»[445] und

437 Jorio, Marco 2006: Geistige Landesverteidigung.
438 Kreis, Georg 1999: Die Schweiz wird zum Einwanderungsland, S. 33–58.
439 Schmid, Karl 1963: Unbehagen im Kleinstaat.
440 Imboden, Max 1964: Helvetisches Malaise.
441 Kreis, Georg 1998: Die Lancierung der Totalrevision der Bundesverfassung, S. 21–38.
442 Obermüller, Klara 1999: «Und das Heldentum blieb uns erspart», S. 15–32.
443 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 215.
444 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli. / Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies. / Nizon, Paul 1970: Diskurs in der Enge. / Färber, Thomas 2006: Die Schweizer Nonkonformisten.
445 Trumpf Buur: 5. 1971.

zurück



Abb. 37: Hans Ulrich Stegers Antwort auf den Vorwurf, dass die Nonkonformisten die wahren Drahtzieher seien hinter den Jugendunruhen der späten 1960er-Jahre.

«Altherren-Club der progressiven Jugend»[446] genannt – wurde nichts Geringeres unterstellt, als «68» herbeigeführt zu haben respektive mit ihren kritischen Fragen die Exponenten der 68er-Bewegung zumindest inspiriert zu haben. Ein Vorwurf, der von bürgerlich-konservativer Seite in mehreren Zeitungen, zum Beispiel in der NZZ und im «Trumpf Buur», mit Nachdruck wiederholt in die Öffentlichkeit getragen wurde.[447]

446 Ebd.: 5. 1969.

447 Neue Zürcher Zeitung: 14. 7. 1968. Unter der Überschrift «Biedermann und die Brandstifter» setzte sich ein unbekannter Autor mit dem Krawall und dem Verhältnis zwischen Nonkonformisten und Jugend auseinander. Er stellte dabei die an Max Frischs Bühnenstück angelehnte Frage, ob denn der Biedermann, also Frisch selbst, der die Gewalttaten der Zürcher Unruhen verharmlose und zusammen mit ihnen die Gesellschaftsform infrage stelle, wirklich so anders sei als der Biedermann in Frischs Bühnenstück, der den Brandstiftern die Streichhölzer reiche. / Etwas zugespitzter heisst es dann im «Trumpf Buur» knapp ein Jahr nach den Ereignissen beim Globusprovisorium: «An den Demonstrationen, Krawallen und Aktionen der Jugendlichen

Bezeichnete die Forschung die Nonkonformisten im Rückblick ebenfalls als Teil von «68», so wehrte sich die Mehrheit der mit dem Begriff Benannten im persönlichen Gespräch beharrlich dagegen. Tatsächlich befürworteten die wenigsten Nonkonformisten eine sozialistische oder gar kommunistische Weltrevolution, wie sie die extremeren Leitfiguren von «68» verfolgten. Auch gingen die meisten der sogenannten Nonkonformisten mit ihren Interventionen und Forderungen nicht so weit wie die Exponenten der 68er-Bewegung und waren weit weniger radikal als viele kritische Jugendliche. Dennoch lässt sich mit dem heutigen Forschungsstand festhalten, dass die Nonkonformisten ganz wesentliche Akteure der 1960er-Jahre in der Schweiz waren und den mit der Chiffre «68» bezeichneten gesellschaftlichen Aufbruch und den damit verbundenen sozialen und kulturellen Wandel in der Schweiz entscheidend mitprägten. So gab es, das verdeutlicht gerade das Beispiel Diggelmanns, zahlreiche personelle Verbindungen zwischen den etablierten, älteren Nonkonformisten und den Jugendlichen.[448]

Der Soziologe Urs Jäggi etwa leitete 1966 interimistisch das Institut für Soziologie an der Universität Bern. In seiner Lehre und Forschung vermittelte er die Kritische Theorie der Frankfurter Schule. Diese lieferte die zentralen Denkkategorien für eine neue Generation von jungen Studenten – Peter Vollmer, Ernst Leuenberger und andere –, die sich im «forum politicum» organisierten.[449] Jäggi war es schliesslich auch, der in einer Untersuchung ein zentrales Thema der 68er-Bewegung aufgriff: den Krieg in Vietnam und seine Wahrnehmung durch die Schweizer Presse.[450] Eine weitere Verbindung einiger Nonkonformisten zu Personen und Gruppierungen, die heute unter der Chiffre «68» zusammengefasst werden, war beispielsweise jene zu den Burgdorfer Mittelschülern und der Gruppe 67 um Martin Schwander.[451] Konkret entstand die Verbindung über Nonkonformisten wie Sergius Golowin, Heinz Däpp, Walter Matthias Diggelmann und Max Frisch. Der 16-jährige Schwander hatte Heinz Däpp wahrscheinlich im Juni 1966 an einer Veranstaltung in der «Junkere 37» kennengelernt und danach wiederholt Kontakt zu ihm gehabt. Schwander liess Däpp, damals Redakteur des «Burgdorfer Tagblatts», im November desselben Jahres das Gründungsmanifest der Gruppe 67 zukommen. Dieser druckte es ab.[452] Und Max Frisch setzte sich mit einem persönlichen Brief für Schwander ein, als dieser wegen des «Gilgamesch-Skandals» vom Gymnasium suspendiert wurde.[453] Schliesslich war es Diggelmann, der Schwander als

wirklich gefährlich sind die versteckten Drahtzieher. […] Da gibt es eine Handvoll, die da meinen, sie seien kommende Maos, Stalins und Castros. Entweder werden sie von der demokratischen Gesellschaft rechtzeitig isoliert und kaltgestellt, oder dann werden die kommenden Maos, Stalins und Castros die demokratische Gesellschaft nach den Rezepten ihres Altherren-Clubs in ein Konzentrationslager verwandeln.» Trumpf Buur: 5. 1969.

448 Schär, Bernhard C.; Ammann, Ruth et al. (Hg.) 2008: Bern 68.

449 Griesshammer, Marc 2008: Unruhe an der Uni: Studentischer Protest im forum politicum, S. 99–115.

450 Jaeggi, Urs; Steiner, Rudolf; Wyniger, Willy 1966: Der Vietnamkrieg und die Presse.

451 Sperisen, Vera 2008: Burgdorf 1968: Kulturrevolution in der Kleinstadt?, S. 79–88.

452 Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies, S. 420 f.

453 Sperisen, Vera 2008: Burgdorf 1968: Kulturrevolution in der Kleinstadt?, S. 79–88.

zurück

Dienstverweigerer vor Gericht verteidigte.[454] Eine weitere Verbindung zu «68» ist jene des nonkonformistischen Pfarrers Kurt Marti, der mit seinen politischen Predigten eine neue Kirche im Sinne Karl Barths wollte. Er prägte als Pfarrer die Anfänge der «Aktion Dritte Welt» und war Mitbegründer der «Erklärung von Bern».[455] Eine der schillerndsten Figuren der Berner Alternativkultur war Nonkonformist Sergius Golowin. Ihm überliess Friedrich Dürrenmatt 1969 das zweite Drittel der Preissumme seines kantonalbernischen Kulturpreises. Dürrenmatt hatte selbst grosse Sympathien für den «hedonistischen» Teil der 68er-Jugendlichen, die Hippies und die Rocker. So liess er sich beispielsweise mit Tino «Frozen Angel» Schippert ablichten, dem Kopf der Zürcher Rockergang «Hell's Angels».[456]

Hervorzuheben im Zusammenhang mit «68» ist insbesondere auch die publizistische Arbeit der Nonkonformisten. Journalistische Nonkonformisten wie etwa Mario Cortesi, Frank A. Meyer oder Heinz Däpp waren zwar nur selten direkt in die Protestaktionen der Jugendlichen involviert, distanzierten sich sogar bewusst davon, schrieben in ihren Zeitungen, «National-Zeitung», «Zürcher Woche», «ZW-Sonntags-Journal», «Weltwoche», «Neutralität» und «Burgdorfer Tagblatt», aber dennoch mehrheitlich wohlwollend über die Aktionen der Jugend. Und sie schrieben, «um die Schweiz vor dem Ersticken zu retten», wie es der «Bund» 25 Jahre später einmal so treffend auf den Punkt brachte.[457]

So ungern sie es also hörten, die unter dem Begriff «Nonkonformisten» zusammengefassten Intellektuellen waren, wie es Hadrien Buclin umschrieben hat, «prédécesseurs de 1968»,[458] ihnen kam sehr wohl eine wichtige Vermittlungsfunktion für «68» zu. Sie, die beruflich bereits etabliert und in Schlüsselpositionen tätig waren, erklärten als anwaltschaftliche und kritische Intellektuelle einer breiteren Öffentlichkeit, worum es den revoltierenden Jugendlichen ging, und übersetzten den für viele unverständlichen neomarxistischen Jargon in eine Sprache, die alle verstehen konnten. Und sie erklärten als Teil einer autonomen Gegenöffentlichkeit, was es mit den provokativen Aktionen der Subkultur auf sich hatte. Unter anderem damit halfen sie mit, einen politischen, publizistischen und literarischen Diskurs aufzubrechen.

Der nonkonformistische Intellektuelle war eine Figur, die zwischen zwei grossen Phasen der Weltgeschichte auftrat. Im Sinne eines Katalysators hatte er den kulturellen Umbruch mit angestossen, war nach «68» aber in eine innere Krise geraten. Zumindest begrifflich verschwanden die Nonkonformisten so schnell, wie sie aufgetaucht waren. Die Nonkonformisten waren nicht mehr ganz «das

454 Siehe dazu Kapitel 3.3.1.

455 Schär, Benz H.R. 2009: Kurt Marti. / Färber, Thomas 2006: Die Schweizer Nonkonformisten, S. 86–88, 131 f. / Tages-Anzeiger: 30. 1. 2011. / Marti, Kurt 1970: «Auf der Suche nach einer ehrlichen Sprache.», S. 121–145.

456 Färber, Thomas; Schär, Bernhard 2008: Zwischen bürgerlicher Reform und jugendlicher Revolte, S. 25.

457 Färber, Thomas 2006: Die Schweizer Nonkonformisten, S. 90–101. / Färber, Thomas 2008: Schreiben und schauen, was passiert, S. 28–30. / Bund: 22. 5. 1993: Cortesi. / Bund: 12. 6. 1993.

458 Buclin, Hadrien 2015: Entre culture du consensus et critique sociale, S. 456.

zurück

Alte», welches sie aufbrachen, aber auch noch nicht «das Neue», von welchem sie letztlich linksradikal überholt wurden.[459] Sie haben den Boden bereitet für die später ausgetragenen Grundsatzstreite.[460] Damit scheinen die Deutschschweizer Nonkonformisten eine ähnliche Funktion übernommen zu haben wie die Generation der «45er» in Westdeutschland. Diese waren ebenfalls keine Revolutionäre, aber radikal-demokratische Reformer, die Ideen aus der 68er-Bewegung selektiv übernahmen und damit die Richtung des gesellschaftlichen Wandels entscheidend mitbestimmten. Ihr Beispiel zeigt, dass es nicht allein die 68er waren, die «durch die Institutionen marschierten» und dabei sukzessive zu einer Demokratisierung in Bildung, Medien, Wirtschaft und Politik beitrugen,[461] auch die Intellektuellen waren davon betroffen.

Weil Nonkonformisten wie Diggelmann, Frisch und Gottfried Honegger «irgendwie auf derselben Linie wie die 68er»[462] waren, wurden sie teilweise nicht nur zur intellektuellen Inspirationsquelle der Jugendlichen – indem sie zentrale Themen der 68er-Bewegung vorwegnahmen[463] –, sie waren zugleich Wegbegleiter und boten ihnen, zum Beispiel als Verteidiger bei einem Dienstverweigererprozess, auch Rückendeckung.[464] Gerade Diggelmann ging in seinem Engagement für und mit den Jugendlichen bedeutend weiter als die Mehrheit der anderen Nonkonformisten. Er war konstant auf der Suche nach dem Dialog, der Vermittlung.

Wenn auch einer der damaligen Mitinitiatoren, der Plastiker und Maler Gottfried Honegger, die Veranstaltung «Sechs Tage Zürcher Manifest» im Rückblick lediglich als einen «bürgerlichen Versuch zur Versöhnung»[465] bezeichnete, bleibt das, was die Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest im «heissen Sommer 68» geleistet hat, bemerkenswert. Mit ihren Veranstaltungen und vor allem der Marathondiskussion «Sechstagerennen» in Zürich schuf sie ein «Ventil für die grassierende Unzufriedenheit»,[466] was eindeutig eine Form der «Gegenöffentlichkeit»[467] und Foren für einen gesellschaftskritischen Diskurs schuf.[468] Und in dieser kreativ-produktiven Form der Gegenöffentlichkeit ging die ältere, problem- und handlungsbewusste Generation ein Bündnis ein mit den Jüngeren[469] – auf der Suche nach einer Antwort auf die wachsende Orientierungskrise. Die entstandenen Wandzeitungen

459 Färber, Thomas; Schär, Bernhard 2008: Zwischen bürgerlicher Reform und jugendlicher Revolte, S. 15–27. / Färber, Thomas 2006: Die Schweizer Nonkonformisten, S. 124–129. / Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 477. / Dejung, Christoph 1984: Schweizer Geschichte seit 1945, S. 144.

460 Buclin, Hadrien 2015: Entre culture du consensus et critique sociale, S. 456.

461 Von Hodenberg, Christine 2006: Der Kampf um die Redaktionen, S. 139–163.

462 Färber, Thomas 2008: Schreiben und schauen, was passiert, S. 30. / Schär, Bernhard C.; Sperisen, Vera 2011: 1968 in Bern, S. 224.

463 Skenderovic, Damir; Späti, Christina 2012: Die 1968er Jahre in der Schweiz, S. 94.

464 Schär, Bernhard C.; Sperisen, Vera 2011: 1968 in Bern, S. 224.

465 Skenderovic, Damir; Späti, Christina 2012: Die 1968er Jahre in der Schweiz, S. 73.

466 Ebd., S. 179.

467 Hickethier, Knut 2003: Protestkultur und alternative Lebensformen, S. 19. / Wernecke, Klaus 2003: Flugblatt und Flugschrift in der Studentenbewegung der sechziger Jahre, S. 165.

468 Lachenmeier, Dominik 2007: Die Achtundsechziger-Bewegung, S. 68 f.

469 Kleger, Heinz 1994: Orientierungskrise als Selbstfindung, S. 344.

zurück

und die damit verbundenen selbst gestalteten Zeitungsausgaben der «neue wandpresse»[470] dürfen durchaus als frühes Produkt von «68» bezeichnet werden, als ein auf Papier wahr gewordenes Abbild der kulturellen Postmoderne. Orientierungskrise als Selbstfindung, wie Kleger es nannte.[471]

Die Aktivitäten der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest sind insgesamt als Paradebeispiel einer politischen Intervention von Intellektuellen zu bewerten. Wie es für eine intellektuelle Intervention im 20. Jahrhundert, mit dem Vorbild Emile Zola vor Augen, wegweisend wurde,[472] setzten in diesem Fall viele bekannte Persönlichkeiten, nicht nur Schriftsteller, ihr Ansehen ein, um mit publizistischen Mitteln, aber nicht nur mit diesen die Öffentlichkeit zu beeinflussen. Statt schlicht in die Rolle des protestierenden Intellektuellen oder des Manifestunterzeichners zu treten, forderte der involvierte Intellektuelle hier unmissverständlich «Produktion». Neben der Rede, dem offenen Brief, dem Appell und der Erklärung ergänzten neu die Mittel der «Arbeitsgemeinschaft» und des «Happenings» das Arsenal der kollektiven Aktionen von Intellektuellen.[473] Beide waren als «Protestform mit Eventcharakter»[474] durchdrungen von den «aktionistischen Konzepten der Situationisten».[475]

Der Frage, ob diese Aktivitäten der Arbeitsgemeinschaft allenfalls auch eine Variante des von Bertolt Brecht geprägten «eingreifenden Denkens»[476] darstellten, ist Ingrid Gilcher-Holtey nachgegangen. Sind sie in irgendeiner Form beispielsweise mit dem Versuch zu vergleichen, den Brecht mit der (gescheiterten) Lancierung der Autorenzeitschrift «Krisis und Kritik» unternommen hat? Es lassen sich zumindest ähnliche Charakterzüge ausmachen. Denn die Idee des «eingreifenden Denkens» markierte eine neue Interventionsstrategie von Intellektuellen, die als kollektives Unternehmen darauf zielte, eine Änderung der Wahrnehmungsschemata, Einstellungen und Verhaltensdispositionen zu erreichen. Einsicht und Reflexion sollten gelingen über die Schaffung von Szenen, neuen literarischen Techniken, neuen Formen der Literatur- und Theaterkritik, neuen Sprach-, Musik- und Architekturformen.[477] Die zwei Dokumentationen, die die Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest als Ergebnis ihrer Arbeit herausgegeben hat, könnten als zwei solche Beispiele gewertet werden. Beispiele, die den Dialog ermöglichen sollten – und zwischen den Fronten vermitteln wollten.

Mit Go-ins, Sit-ins, Teach-ins und Demonstrationen, mit Flugblättern, Transparenten, Megaphonen, Wandzeitungen und Diskussionsmarathons wurden in Zürich 1968 zum einen in den USA entwickelte Protestformen übernommen,[478]

470 Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest (Hg.) 1968: Wandzeitungen und Plakate.
471 Kleger, Heinz 1994: Orientierungskrise als Selbstfindung, S. 344.
472 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 30.
473 Buclin, Hadrien 2015: Entre culture du consensus et critique sociale, S. 462.
474 Jäger, Georg 2000: Der Schriftsteller als Intellektueller, S. 23.
475 Fahlenbrach, Kathrin 2007: Protestinszenierungen, S. 13.
476 Gilcher-Holtey, Ingrid 2007: Eingreifendes Denken.
477 Ebd., S. 121.
478 Linke, Angelika; Tanner, Jakob 2008: Zürich 1968, S. 12.

zum anderen ging mit ihnen auch eine Bewegung hin zu leichten und beweglichen Medien einher, Medien, die das Spontane, Authentische und Augenblickliche zum Ausdruck zu bringen und zu erfassen vermochten.[479] Diesen Weg hin zu einer flüchtigen und performativen Protestkultur ging Diggelmann unbeirrt mit. «Euch fühle ich mich aufgrund der Bewegung von 1968 verbunden. Gegene über der Gesellschaft, die mich hervorgebracht hat und die ich als Schriftsteller seit Jahrzehnten kritisiere und zu ihrem Guten zu verändern versuche, habe ich geradezustehen, trage ich meinen Teil als Bürger an Verantwortung. […] Indem ich auf Eurer Seite mich einsetze, setzt ihr euch auch für mich ein, und gemeinsam setzen wir uns für unser Land ein.»[480]

Eingesetzt hat sich Diggelmann auf verschiedensten Kommunikationskanälen, auch vor audiovisuellem Neuland ist er nicht zurückgeschreckt. Er war, neben Roman Brodmann, einer der allerersten multimedialen Intellektuellen der Schweiz. Wenn Diggelmann in dieser Dissertation als «Wanderer in Medienwelten»[481] begriffen wird, dann basierend auf Werner Faulstichs Definition von Medien als «komplexe, etablierte Vermittlungseinrichtungen, die Kommunikation organisieren und regulieren, sie nach unterschiedlichen Gesetzmässigkeiten und konkreten Sinnvorgaben beeinflussen und permanenter Veränderung unterliegen, also entstehen, sich verändern und auch wieder verschwinden».[482] Sie übernehmen in kulturellen und gesellschaftlichen Wandlungsprozessen eine Steuerungs- und Orientierungsfunktion. Faulstich unterscheidet zwischen Primär-, Sekundär-, Tertiär- und Quartärmedien. Primärmedien sind sogenannte Menschenmedien wie Gesangskonzert oder Theater. Sekundärmedien umfassen die allgemein bekannten Druckmedien wie Buch oder Zeitung. Tertiärmedien umschreiben die massgebenden elektronischen Medien wie Radio und Fernsehen und Quartärmedien meinen schliesslich die neueren digitalen Medien.[483] Wenn von Diggelmann als «Wanderer in Medienwelten» gesprochen wird, dann in Bezug auf die ersten drei Gruppen.

Ähnlich wie dies für Max Frisch festgehalten wurde,[484] ist auch für Diggelmann anzumerken, dass er häufig als Schriftsteller, regelmässig als Publizist und immer wieder auch als Journalist das öffentliche Feld betrat. Aus Typussicht beschrieben, wirken beide, der Journalist und der Publizist, aktiv mit am öffentlichen Kommunikationsprozess. Der Journalist vermittelt klassische Nachrichten respektive damit verwandte Meldungen, und dies mehrheitlich in Zeitungen. Der Publizist dagegen veröffentlicht vornehmlich Reflexionen, Meinungen und Überzeugungen. Als Sprachrohr setzt er nicht nur auf die etablierten und die neuen Medien, sondern richtet sich auch mit Sonderdrucken, Manifesten oder Reden

479 Ebd., S. 15–17.
480 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-2-11.
481 Färber, Thomas 2010: Walter Matthias Diggelmann, S. 75.
482 Faulstich, Werner 2006: Mediengeschichte, S. 7–14.
483 Ebd.
484 Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die Neue Zürcher Zeitung, S. 17–19.

zurück

ans Publikum.[485] Der Journalist befasst sich vor allem mit dem Augenblicklichen, der Publizist aber sucht Zusammenhänge zu erkennen und «über den Augenblick hinaus»[486] zu schreiben. Letztlich schliesst die publizistische Tätigkeit den Journalismus mit ein, während dies umgekehrt nicht zutrifft. Der Publizist kann ein Journalist, ein politischer Schriftsteller, ein Rundfunk- und Filmgestalter oder ein Redner sein.[487]

Ohne hier auf die medien- und kommunikationswissenschaftliche Debatte zu den Begriffsbestimmungen und -abgrenzungen einzutreten, orientierte sich diese Arbeit an der pragmatischen Unterscheidung Daniel Foppas. In seiner Untersuchung zu Max Frisch versteht er unter einem Journalisten eine Person, die mit einer gewissen Regelmässigkeit zum aktuellen Tagesgeschehen möglichst objektiv rapportiert. Im Gegensatz dazu meldet sich der Publizist nur sporadisch und eher subjektiv reflektierend zu einem Thema von allgemeinem Interesse zu Wort. Daraus ergeben sich nach Hans Wagner zwei gegensätzliche Vermittlungsstrategien. Der Journalist versucht, allseitig alle Kommunikationspartner zu Wort kommen zu lassen und menschenmögliche Neutralität und Unparteilichkeit zu erreichen. Er ist in seiner Funktion als Journalist parteiunabhängiger Berufsvermittler. Der Publizist dagegen bezieht Position und ergreift Partei, vermittelt oft trotz offensichtlicher Vielstimmigkeit nur partiell oder sogar einseitig in der Funktion des Gruppenrepräsentanten.

Diggelmann trat mehr als einmal nicht nur als Publizist, sondern auch als Journalist in Erscheinung und brachte wiederholt längere Serien[488] oder war, so Ende der 1960er-Jahre, als Gerichtsberichterstatter für den «Züri Leu» unterwegs. Im Gegensatz zu Diggelmann war Max Frisch als junger Journalist vor allem Reisereporter, Spaziergänger, Kanonier oder literarischer Autor, der persönliche Erlebnisse und erste schriftstellerische Versuche verarbeitete. Investigativ trat er als Journalist kaum je auf.[489]

Schweizweit bekannt, weil umstritten, wurde Diggelmann jedoch als Publizist mit Kolumnen und Kommentaren in rund einem Dutzend Zeitungen, und doch war und blieb er bis zuletzt hauptberuflich Schriftsteller. Ein zentraler Unterschied zwischen dem Publizisten und dem Schriftsteller ist laut Medienwissenschaftlern, dass der Schriftsteller ursprünglich dem System Literatur entstammt, während der Publizist dem System Journalismus zuzuordnen ist.[490] Beide schreiben Texte, aber zwischen «nicht-literarischen und literarischen Texten gibt es einen

485 Scheffler, Ingrid 1986: Albin Zollinger, Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt, S. 22 f., 27.
486 Ebd., S. 23.
487 Ebd., S. 24.
488 Als Beispiele können die beiden Serien zur Expo 64 und zu den «Alten» herhalten. Siehe dazu National-Zeitung: 20. 10. 1963. / National-Zeitung: 31. 10. 1963. / National-Zeitung: 4. 11. 1963. / National-Zeitung: 12. 11. 1963. / National-Zeitung: 14. 11. 1963. / National-Zeitung: 18. 11. 1963. / Züri-Leu: 19. 11. 1970. / Züri-Leu: 26. 11. 1970. / Züri-Leu: 3. 12. 1970. / Züri-Leu: 10. 12. 1970. / Züri-Leu: 18. 12. 1970.
489 Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die Neue Zürcher Zeitung, S. 99, 109.
490 Blöbaum, Bernd; Neuhaus, Stefan 2002: Vorwort, S. 7.

gravierenden Unterschied: nicht-literarische Texte bemühen sich um Eindeutigkeit, literarische Texte um Mehr- oder Vieldeutigkeit».[491]

Journalistische Darstellungsformen und literarische Gattungen überschneiden sich jedoch sehr oft: Reportagen und Essays tauchen zwischen Buchdeckeln auf und in den Zeitungen werden Romane vorabgedruckt.[492] Auf die Spitze getrieben kann dies bedeuten, dass eine Person fast permanent einen Medien- und Rollenwechsel vollzieht. Es handelt sich dabei um eine nicht seltene Form des Rollen- und Systemwechsels – einen «switch»[493] – zwischen Literatur und Journalismus,[494] der sich gerade für die untersuchte Zeit der 1960er- und 1970er-Jahre in der Schweiz relativ häufig findet. So auch bei Diggelmann. Nicht der Wechsel vom einen ins andere, sondern die Synthese der zwei Systeme kann in extremen Ausprägungen dann zum «literarischen Journalismus»[495] führen. Allerdings, meint Hugo Loetscher, könne sich für den Schriftsteller die Tätigkeit bei Zeitungen nachteilig auswirken. Zwar nicht mit Blick auf die schriftstellerische Arbeit, aber mit Blick auf die Akzeptanz als Schriftsteller.[496]

Edward Said macht für die Zeit nach 1968 eine Bewegung der Intellektuellen weg von ihren Verlagen hin zu den Massenmedien aus.[497] Diggelmann tat das eine nicht und das andere trotzdem, er blieb den Verlagen treu und wandte sich trotzdem den Massenmedien zu. Indem er sich den Massenmedien sehr offensichtlich und bewusst öffnete, veränderten sich auch die Art und der Charakter seines intellektuellen Engagements. Ein Schriftsteller, der sich vor allem über seine Bücher an die Öffentlichkeit wendet, wie das Diggelmann zum Beispiel mit der «Hinterlassenschaft» noch tat, ist als Intellektueller anders einzuordnen als ein Schriftsteller, der zum Journalisten und Publizisten, zum Hör- und Fernsehspielautor wird und sich über diese multimedialen Kanäle an eine Öffentlichkeit richtet. Nicht nur wäre da die viel grössere Zahl von Menschen, die der Intellektuelle erreichte. Es standen dem Intellektuellen in Radio und Fernsehen auch völlig neue Formen der Vermittlung des Inhalts zur Verfügung. Und diese Chancen des «Zeitalters der Ultrapublizität»[498] nutzte Diggelmann.

An den untersuchten Beispielen konnte gezeigt werden, dass Diggelmann sowohl im Hörspiel wie auch im Fernsehspiel Tabus brach. Es war kein Zufall, dass es ausgerechnet Diggelmann war, der im Verbund mit den Fernsehmachern mit «Telearena» ein völlig neues Fernsehexperiment wagte und damit – wieder einmal – für mächtig Furore sorgte im Land. Er blieb auch in den «neuen Medien» ein engagierter, anwaltschaftlicher Intellektueller. Mit seinem Hörspiel «S'Urächt vo dr Grächtigkeit» hat er sogar ein Stück Politdiskussion ins Radio getragen. Zuge-

491 Neuhaus, Stefan 2002: Von Texten, Menschen und Medien, S. 16.
492 Blöbaum, Bernd; Neuhaus, Stefan 2002: Vorwort, S. 8.
493 Viehoff, Reinhold; Hucklenbroich, Jörg 2002: Schriftsteller und Rundfunk, S. 10.
494 Blöbaum, Bernd 2002: Literatur und Journalismus, S. 39.
495 Müller Farguell, Roger W. 1998: Literarischer Journalismus, S. 157, 165, 168.
496 Loetscher, Hugo 1999: Literatur und Journalismus, S. 11.
497 Said, Edward W. 1997: Götter, die keine sind, S. 74.
498 Neue Zürcher Zeitung: 14. 10. 1970.

zurück

spitzt könnte man behaupten, dass Diggelmann die «littérature engagée» ins Fernsehen und ins Radio geführt hat – womit der Grundstein gelegt wurde für eine «télévision engagée» und ein «radio engagé».

4.2.4 Ein Linksintellektueller ohne Standort?

Wo stand Diggelmann hinsichtlich seiner politischen Überzeugung? War er ein Linksintellektueller? War er sogar ein Sozialist? Oder ein Marxist? Verehrte er die DDR? Die beleuchteten Biographeme dieser Arbeit haben einhellig gezeigt: Ein einfaches Ja oder Nein ist auf diese im Grunde recht komplexe Frage nicht möglich. Zu häufig hat sich Diggelmann im Laufe seines zwanzigjährigen öffentlichen Wirkens selbst widersprochen, zu häufig hat er seine Einstellung und Meinung revidiert. Wo ist Diggelmann beim Wort zu nehmen, wo nicht? Wie ist mit der Tatsache umzugehen, dass eine Person 1953 in Zürich in die Kreispartei der FDP eintritt und sich die gleiche Person 25 Jahre später im gleichen Zürich als parteiloser Kandidat für die POCH auf die Wahlliste des Gemeinderates setzen lässt? Belege für eine Entwicklung vom liberalen zum progressiven Denker haben sich bei Diggelmann nur bedingt nachweisen lassen. Einmal war Diggelmann ein progressiver Liberaler, ein andermal war er ein liberaler Progressiver, meistens aber eigentlich keines von beidem. So bleibt nichts anderes, als nach dem Ausschlussverfahren vorzugehen und entlang des Weges auf einige Problematiken hinzuweisen, die es erschweren, Diggelmann fassbar zu machen.

«Ich habe überhaupt kein politisches Programm. Ich bin weder Links noch Rechts, aber dort, wo die Menschheit aufgerufen ist, sinnvoll zu denken. Ich bin schlicht gegen die Ungerechtigkeit»[499] – das hat Diggelmann noch im Juni 1965 festgehalten. Nonkonformist war er auch in der öffentlichen Wahrnehmung, das hat diese Arbeit klargemacht. Spätestens seit der «Zertrümmerer»-Debatte an der Expo 1964 durfte Diggelmann als einer der bekanntesten Exponenten der Nonkonformisten gelten. Er wurde in der bereits mehrfach zitierten Rede Walther Hofers sogar als «literarischer Gartenzwerg» bezeichnet. Und sollte es in damaligen Zeitungen fortan darum gehen, dem Nonkonformismus der 1960er-Jahre in der Schweiz nachzuspüren, gehörte Diggelmann in schöner Regelmässigkeit zu den Befragten. Selbst nahm er die «Auszeichnung» allerdings nur ungern an, er wollte kein Nonkonformist sein und war irgendwie eben doch einer. Gerade weil er Statements machte wie: «Darum würde ich antworten, befragt nach meinem Standort, nach meiner Haltung: nichts ist unzutreffender, als wenn man mich kurzerhand als Nonkonformist, als Enfant terrible, als Linksintellektuellen oder gar als Kryptokommunisten bezeichnet. Man täte besser daran, mich einen Geschichtenerzähler zu nennen»,[500] war Diggelmann ein nonkonformer Nonkonformist.

499 Feuille d'Avis: 23. 6. 1965.
500 Weltwoche: 31. 12. 1965.

zurück

Als einer von wenigen hat er sich in regelmässigen Abständen in impulsiver Manier vom Milieu distanziert, zu dem er von «konformistischer Seite» gezählt wurde. Das hat ihn aber nicht daran gehindert, an den Nonkonformistentreffen in Biel teilzunehmen und zu einigen Nonkonformisten kürzer und länger dauernde Freundschaften aufzubauen. Von einem nonkonformistischen Netzwerk zu sprechen, in dem sich Diggelmann in der Zeit seines öffentlichen Wirkens bewegt hat, wäre aber übertrieben. In seinem Verhältnis zu den Nonkonformisten blieb er ambivalent.

Unbestritten ist, dass Diggelmann wiederholt marxistisch-kommunistisch anmutende Überzeugungen vertreten hat. Das ist der Fall, wenn er davon spricht, dass das Privateigentum einzuschränken, eine Sozialisierung des Bodenrechts anzustreben und gegen das Kleinbürgertum, die Besitzenden und die Privilegierten aufzubegehren sei. Ging es aber um das Wie, dann kam von Diggelmann meist nur Vages, einige Plattitüden. Im Film «Die Selbstzerstörung des Walter Matthias Diggelmann» sagt er wörtlich: «Ich behaupte von mir, ich sei Marxist. Was das heisst? Darauf sollen die Marxisten antworten.»[501] Es ist nicht sicher, ob die Marxisten bestätigt hätten, dass Diggelmann ein Marxist sei.

Es kann hier festgehalten werden: Diggelmann war kein Stalinist. Dem 2010 gefällten pauschalen Urteil Erwin Bischofs, Diggelmann sei ein Stalin-Verehrer gewesen,[502] muss an dieser Stelle widersprochen werden. An einer Stelle, im Dezember 1965 in einem Artikel des «Volksrechts», hat Diggelmann Stalins Wirken in heikler Art kontextualisiert, als er festhielt: «[…] doch das darf man ja kaum sagen (ich tu's doch), dass Stalin historisch gesehen recht behalten hat: Es war möglich, den Kommunismus in einem Land dieser Welt zu verwirklichen.»[503] Dieses Statement ist im Kontext einer Auseinandersetzung mit Fritz Platten zu sehen, im Zuge derer beide, Platten und Diggelmann, über den Kommunismus und sein Vermächtnis diskutierten. Auslöser der Kontroverse war Diggelmanns Buch «Die Hinterlassenschaft» gewesen, Diggelmann sah sich in die Enge getrieben und konterte mit dieser Pauschalaussage. Es blieb aber, das legen die «Splitter der Erinnerung» zu Diggelmann nahe, bei dieser einen Aussage. Wo immer Diggelmann davor oder danach zu seiner Weltanschauung befragt wurde oder wo immer er sich zu seiner Haltung geäussert hat, er hat jeweils vieles gesagt, auf Stalin ist er aber nicht mehr zu sprechen gekommen. Von einer Einzelaussage auf eine Grundhaltung zu schliessen, scheint daher unvernünftig.[504]

Klara Obermüller bezeichnete die Identifikation mit dem Marxismus dennoch als eine ganz wichtige Etappe auf Diggelmanns Weg zu sich selbst. Einem Autor, der in der Schweiz als Nestbeschmutzer und Enfant terrible der Kulturszene galt und sich mehr und mehr ins Abseits gedrängt sah, so Obermüller, habe die neu gewonnene Zugehörigkeit eine Kompensation und einen Halt in einer Existenz gegeben. Einer Existenz, der von allem Anfang an die feste Verwurzelung gefehlt

501 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-D-1-d.
502 Bischof, Erwin 2010: Honeckers Handschlag, S. 118, 168.
503 Volksrecht: 31. 12. 1965.
504 Für die Details der Kontroverse «Platten-Diggelmann» siehe Kapitel 3.2.3.

habe. In den Reihen der Linken habe er jenes Zugehörigkeitsgefühl gefunden, nach dem er sich zeit seines Lebens gesehnt hatte.[505] «In den Ländern der sozialistischen Gemeinschaft haben seine Bücher hohe Auflagen erreicht, in der DDR, in Ungarn und in der Sowjetunion ist ihm als Autor eine Anerkennung zuteilgeworden, wie er sie bislang nicht gekannt hatte.»[506]

Die Biographeme zu Diggelmann haben auch ans Tageslicht befördert, dass dem Linksintellektuellen Diggelmann der Vorwurf des Faschismus selbst sehr schnell über die Lippen ging. Alles Antikommunistische war in den Augen Diggelmanns immer faschistisch, während umgekehrt der Kommunismus in den Augen Diggelmanns nie faschistisch sein konnte. Linksfaschismus war für ihn sogar ein Widerspruch. Über zeitgenössische Hinweise darauf, dass er da mit ungenauen Kategorien operiere, hat Diggelmann unbekümmert hinweggeschaut. Fast überall haben er und einige andere Vertreter der Nonkonformisten Faschismus oder faschistoide Tendenzen gewittert.

Peter Bichsel hat 1968 treffend festgehalten, dass die Tatsache, dass es zwei Kisten gebe, eine für die guten und eine für die negativen Begriffe, eine der grössten Gefahren sei für die Diskussion schweizerischer Politik. In die gute Kiste kämen Freiheit, Demokratie, freie Wirtschaft, Neutralität, in die andere Kiste kämen Kommunismus, Nonkonformismus, Sozialismus und so weiter.[507] Was Bichsel allerdings nicht sagte, war, dass dies einer nonkonformistischen Einschätzung entsprach. Die bürgerlich-konservative Seite hätte es womöglich ganz anders formuliert und hätte moniert, dass unter den Linksintellektuellen im Gegenzug alles gar zu schnell mit dem Vorwurf des «Pogromartigen» oder des «Faschistoiden» konfrontiert würde. Die Forschung hat inzwischen erkannt, dass zum Beispiel die häufige Verwendung des Faschismusbegriffs unter den Schweizer Linken in den Sechzigerjahren nicht unproblematisch war, unter anderem weil es zu einer Verwässerung des Begriffs führte.[508]

Einmal hielt Diggelmann sogar allen Ernstes den «Füdlibürger» für die schweizerische Inkorporation des Faschisten und bezeichnete den Korporatismus als eine Gefahr, die Mitbestimmung verhindere. «Wenn wir den Faschismus einmal nicht als Ideologie begreifen, sondern als ein Gefühl, als eine Mentalität, dann stehen wir dem Faschismus wieder sehr, sehr nahe. Tausend kleine Dinge beweisen es. Allein zum Beispiel diese Haschisch-Hysterie. Die grössten Alkoholiker, die grössten Säufer regen sich auf, stellen junge Menschen vor Gericht, weil sie Haschisch geraucht haben. […] Ich sehe die Gefahr aber auch woanders: Im allmählichen Zusammenbruch des liberalen Systems. Die Amerikaner, die ihre Märkte nur noch halten können, indem sie überall militärische Stützpunkte und repressive Regierungen einsetzen oder zumindest unterstützen, sind ein Symptom hierfür. Mit andern Worten: Die etablierten kapitalistischen Mächte ahnen, dass die ‹Ver-

505 Obermüller, Klara 1992: Der Wahrheit auf die Spur kommen, S. 292 f.
506 Ebd.
507 Bichsel, Peter 1968: «Neu überdenken heisst Opposition», S. 3–5.
508 Schallié, Charlotte 2008: Heimdurchsuchungen, S. 122.

zurück

dammten dieser Erde› langsam aufstehen und ihr Recht fordern, wenn es nicht anders geht, dann mit den gleichen Mitteln: mit Gewalt also, mit der die wenigen Mächtigen und Reichen sie unterdrücken. […] Nicht wahr, das ist ja einer der krassen Widersprüche des kapitalistischen Systems: Die Gesellschaft produziert unter anderem auch Mehrwissen, Aufklärung und fördert damit die Emanzipation und den Drang nach mehr Freiheit; gleichzeitig will der Kapitalismus Mitbestimmung und Mitbeteiligung am Gewinn verhindern.»[509]

Wenn Diggelmann «in Fahrt kam», dann konnte dies so weit gehen, dass er, eigentlich Pazifist, «sehend geworden» am Beispiel Chile, plötzlich den bewaffneten Aufstand als einzig möglichen Weg in die Zukunft erachtete. Und so bleibt, in Anlehnung an eine zeitgenössische Betrachtung, ein zwiespältiges Bild: Der Schriftsteller Diggelmann gab seinen Gegnern mit allzu impulsiven Vorstössen Argumente in die Hand, die seiner Sache letztlich schadeten. Dennoch ist unübersehbar, dass man es bei ihm mit einem Menschen zu tun hatte, der sich darum bemühte, «gut» zu sein. Einen Menschen, der sich auf seiner Suche nach Mitteln, das Gute zu fördern, nicht selten im Labyrinth der möglichen Argumente verlor.[510] Oder mit den Worten Klara Obermüllers: «[…] dass Diggelmann das Unrecht, das im Namen des Sozialismus begangen wurde, nicht sehen konnte oder nicht sehen wollte, gehört zu den Ungereimtheiten im Leben dieses Mannes, der manchmal dazu neigte, im Zorn wie in der Begeisterung die Realitäten aus den Augen zu verlieren.»[511]

Doch die Fragen bleiben bestehen: Wenn Diggelmann in einem Brief an den Sowjetbotschafter davon sprach, dass er als Kenner des Marxismus-Leninismus den Sozialismus, den Kommunismus herbeisehne, was meinte er damit genau?[512] Wenn er für die POCH kandidierte und betonte, dass er, seit er bewusst lebe, schreibe und handle, links handle, lebe und schreibe und am linken Ufer geboren sei, wie meinte er das?[513]

Wiederholt hat er betont, dass erstens «sein» Sozialismus noch nirgendwo auf der Welt umgesetzt worden sei[514] und dass zweitens die echte, die wahre Demokratie eine unabdingbare Voraussetzung des Kommunismus und Sozialismus sei. Diggelmann meinte damit die «Volksdemokratie» und die «Diktatur aller».[515] «Als Sozialist bin ich hoffnungsvoll. Nicht, dass ich glauben würde, ich erlebe den grossen Umschwung noch, die Geschichte verläuft in grösseren Zyklen.»[516]

Obschon sich Diggelmann immer wieder einmal in die Nähe des wissenschaftlichen Sozialismus rückte,[517] konnten keine Nachweise dafür gefunden wer-

509 Diggelmann, Walter Matthias 1970: «Um sich innerhalb der Gesellschaft zu äussern.», S. 67 f.
510 Volksrecht: 14. 8. 1968.
511 Obermüller, Klara 1992: Der Wahrheit auf die Spur kommen, S. 293.
512 Diggelmann, Walter Matthias an Tschistiakow, Anatoli (Botschafter der Sowjetunion): 27. 1. 1972.
513 Sozialarchiv Zürich: Nachlass POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4.
514 Diggelmann, Walter Matthias an Buur, Trumpf: 9. 4. 1972.
515 Aargauer Tagblatt: 17. 12. 1976. / Neue Zürcher Zeitung: 18./19. 12. 1976.
516 Diggelmann, Walter Matthias 1970: «Um sich innerhalb der Gesellschaft zu äussern», S. 68.
517 Diggelmann, Walter Matthias an Leser: 2. 6. 1978.

zurück

den, dass er sich gründlich mit den Ideen des Sozialismus, des Marxismus oder des Kommunismus auseinandergesetzt hat. Zwar hat er viel gelesen, und literarische und wissenschaftliche Referenzen, wenn nicht gar Vorbilder, gab es auch – Schriftsteller wie Knut Hamsun (in jungen Jahren), Hermann Hesse, Ernest Hemingway, August Strindberg, Gottfried Keller, Robert Walser, Meinrad Inglin, Max Frisch, Jeremias Gotthelf, Bertolt Brecht, Georg Büchner, Aldous Huxley, Henry Jäger, Julius Levin, Harrison Salisbury, Psychologen wie Wilhelm Reich, Alexander Mitscherlich, Alexander Sutherland Neill, Theodor Ebert, Anthropologinnen und Biologen wie Margaret Mead und Julian Huxley, Philosophen wie Herbert Marcuse, Ernst Bloch, Theodor W. Adorno, Max Horkheimer und Jean-Paul Sartre.[518] Diggelmann scheint sich aber nie in ähnlich gründlicher, schriftlicher und wissenschaftlicher Form mit einer Gesellschaftstheorie beschäftigt zu haben, wie dies beispielsweise Konrad Farner und Kurt Marti mit dem Marxismus und dem Christentum oder Arnold Künzli innerhalb der Sommerschulen der «Praxis»-Gruppe auf Korcula mit dem Sozialismus getan haben.[519]

Vergleicht man Diggelmanns Rucksack an Lebenserfahrungen mit denjenigen von Arnold Künzli, Adolf Muschg oder Jean Rudolf von Salis, so wird deutlich, dass bei Diggelmann eine vollkommen andere Sozialisierung erfolgte. Arnold Künzli wuchs in Zagreb auf, war später bei den Pfadfindern und absolvierte ein Philosophiestudium.[520] Muschg ging aufs Gymnasium, studierte ebenfalls und machte den Doktor. 1962 zog er aus in die weite Welt – nach Japan.[521] Von den genannten unterschied sich sicherlich Jean Rudolf von Salis' Rucksack am stärksten von demjenigen Diggelmanns. Von Salis genoss eine sorgfältige Erziehung und Schulung, die das Musische, besonders das Musikalische, pflegte und den Zugang zur französischsprachigen Kultur so sehr erschloss, dass sich der Jugendliche eine vollendete Zweisprachigkeit erwarb.[522] In der Folge studierte und promovierte er an Universitäten in ganz Europa.[523] Diggelmann ging im Gegensatz zu diesen dreien nicht den «gutbürgerlichen» Bildungsweg zum Intellektuellen und kann als Beispiel herhalten für einen, der es ohne Lehre oder Studium zum öffentlich wahrgenommenen, agierenden und intervenierenden Linksintellektuellen brachte. Sofern man mit Aram Mattiolis Feststellung einig geht, dass der Intellektuelle ebenso über die öffentliche Einmischung zu definieren sei.[524]

518 Ein Teil der Aufzählung ist Ruth Scherrers Lizenziatsarbeit zu Diggelmann entnommen. Sie hat rund dreissig «Züri-Leu»-Kolumnen zum Thema «Jugend» nach Hinweisen auf Autoren untersucht. Scherrer, Ruth 2005: «1968» – und dann?, S. 83. / Ebenfalls zu seinen Vorbildern hat er sich geäussert in Diggelmann, Walter Matthias 1970: «Um sich innerhalb der Gesellschaft zu äussern», S. 64.

519 Farner, Konrad; Marti, Kurt 1972: Dialog Christ – Marxist, ein Gespräch. / Sidler, Roger 2000: Arnold Künzli, S. 139–185.

520 Sidler, Roger 2001: Das Ende des Linksintellektuellen?, S. 106–112. / Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli.

521 Feitknecht, Thomas 2008: Eine Biographie in Briefen, S. 24–28.

522 Bitterli, Urs 2009: Jean Rudolf von Salis.

523 Birrer, Sibylle 2000: Jean Rudolf von Salis, S. 35–88.

524 Mattioli, Aram (Hg.) 1995: Intellektuelle von Rechts.

zurück

Dass Diggelmann in seinen Begriffen und Vorstellungen alles andere als gefestigt war, führt der Reisebericht «DDR – Tagebuch einer Erkundungsfahrt» vor Augen. Es zeigt einen Diggelmann, der mit sich ringt – permanent und immer auf der Suche nach dem «erträumten Land», dem realen Sozialismus. Manchmal meinen die beiden Reisenden, Diggelmann und Klara Obermüller, diesen realen Sozialismus gefunden zu haben, dann aber wieder zweifeln sie. In ihrem Urteil zur DDR bleiben sie im Reisebericht zwiespältig. Das ist nachvollziehbar. Auch wenn Diggelmann und Obermüller auf ihrer «Erkundungsfahrt» die «echte» DDR zu entdecken hofften und sehen wollten, wie Arbeiter in der DDR wohnten und lebten, was sie assen, wie sie die Abende verbrachten und was sie dachten,[525] sind die beiden, wie Liliane Parmiggiani in Anlehnung an Christiane Uhlig festhält, eher als «politische Pilger»[526] und «getäuschte Gäste»[527] einzuordnen, die nicht die Wirklichkeit der DDR zu Gesicht bekamen. Die komplexe DDR-Realität konnte, wie ein Rezensent richtigerweise festhielt, gar nicht in vier Wochen erfasst werden.[528]

Mit «getäuschter Gast» wird ein Reisender umschrieben, der im Gastland von den lokalen Betreuern einen Musterstaat vorgeführt bekommt. Der Reisende erfährt eine Sonderbehandlung und auf kritische Fragen halten seine politisch geschulten Betreuer immer eine passende und einleuchtende Antwort bereit. Bei Führungen vor Ort ist der Reisende von linientreuen Gesprächspartnern und Funktionären umgeben. Private Kontakte sind selten, den Alltag im Gastland erlebt der Reisende nur beschränkt. Dank all dieser Anstrengungen kommen beim Besucher keine Zweifel an den kulturellen, sozialen und ökonomischen Leistungen im Musterstaat auf. Dem «getäuschten Gast» nah verwandt ist der «politische Pilger». Darunter ist zum Beispiel ein Intellektueller respektive Schriftsteller zu verstehen, in diesem Fall aus der direktdemokratisch organisierten Schweiz, der gegenüber dem politischen System eines anderen Landes, in diesem Fall dem realen Sozialismus, aufgeschlossen ist und darin allenfalls sogar eine Alternative zum im eigenen Land herrschenden System sieht. Durch den Besuch im entsprechenden Land wird er in seiner Haltung bestärkt. Dies auch darum, weil politische Pilger den Entwicklungen und dem politischen Geschehen im Heimatland viel kritischer gegenüberstehen als den Entwicklungen und dem politischen Geschehen in den von ihnen bereisten, nach einem bestimmten System funktionierenden Ländern. Länder, in die sie auch ihre Hoffnungen stecken. Dass dieses Messen mit ungleichen Ellen nicht unbedingt nur in den im Land herrschenden gesellschaftlichen Problemen, sondern nicht selten auch in der eigenen persönlichen und unbefriedigenden Lebenssituation gründet, gehört zum politischen Pilger. Dem politischen Pilger verwandt ist schliesslich der Typus des Reisenden, der als Utopiesuchender eine konkrete Vorstellung von einer zukünftigen, idealen Welt, die sich vom System im Heimatland deutlich unterscheidet, in einem Staat verwirklicht sieht –

525 Diggelmann, Walter Matthias; Obermüller, Klara 1977: DDR – Tagebuch, S. 55.
526 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 21.
527 Ebd.
528 General-Anzeiger: 21. 10. 1977.

zurück

sei es nur ansatzweise – und sie in der Folge im eigenen Land herbeiführen will.[529] Diggelmann und Obermüller sind offenbar ein bisschen von allem. Sie sind getäuschte Gäste, politische Pilger und Utopie suchende Reisende.

Die Gesellschaft Schweiz – DDR war spezialisiert darauf, in Zusammenarbeit mit dem in Basel angesiedelten Reisebüro Cosmos, Reisen in die DDR zu organisieren. Liliane Parmiggiani spricht mit Blick auf diese in der DDR durchgeführten Reisen für Mitglieder der Gesellschaft Schweiz – DDR von besonderen «techniques of hospitality»,[530] die zum Ziel hatten, den Besuchern in erster Linie die positiven Seiten der DDR zu zeigen. Die Reisen öffneten zwar Türen, die sonst verschlossen blieben, und sie ermöglichten Kontakte mit Menschen in verschiedensten Lebenslagen,[531] allerdings, so Parmiggiani, blieb das Ergebnis der «Erkundungsfahrt» bei aller Vielfalt von Stationen eine «DDR aus der Hotelperspektive».[532]

Zu den Thesen des getäuschten Gasts und des politischen Pilgers äusserte sich Klara Obermüller 25 Jahre nach der Erkundungsfahrt folgendermassen: «Dieses Tagebuch ist oberpeinlich. Aber ich muss dazu stehen, wir haben es geschrieben. Natürlich hat man uns eine geschönte Welt vorgeführt. Wir haben gedacht, wir hätten geschrieben, was wir gesehen haben. Das stimmt vielleicht sogar, aber wir haben nicht das gesehen, was wir hätten sehen sollen. Und Unbehagen oder Widersprüche haben wir nicht zugelassen. Als Erklärung, nicht als Entschuldigung, muss man vielleicht sagen, dass Diggelmann hier [in der Schweiz] immer der Aussenseiter war und nicht akzeptiert. Schon von klein auf. In der DDR haben sie ihm den roten Teppich ausgerollt und ihn am Flughafen als VIP abgeholt. Das hat ihm unendlich geschmeichelt. Dort hat er die Anerkennung erhalten, die ihm hier, wo er ja kritisch war, verwehrt wurde. Das ist der Hauptgrund, warum er so blind war.»[533]

Was seine bevorzugte Behandlung in den sogenannten Oststaaten betraf, bestätigte Diggelmann im kurz vor seinem Tod entstandenen Text «Spaziergänge auf der Margaretheninsel» die Aussagen Obermüllers. «Der ungarische PEN-Club hatte mich als offiziellen Gast eingeladen. Ich habe all die Jahre nicht vergessen, wie herzlich und wie feierlich man mich empfangen hat, wie man mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt gezeigt hat in einer grossen Limousine, die geschmückt war mit dem Stander der ungarischen Nation. Ich war zum ersten Mal in meinem Leben offizieller Gast, und ich war stolz darauf. Sie feierten mich als erfolgreichen Schriftsteller, der einen Roman geschrieben hatte, der sich unter anderem auch mit den Ereignissen von 1956 befasste, und zwar aus einer Sicht, die den Ungaren besser entsprach als die damalige Berichterstattung in unseren Zeitungen. In dieser Staatslimousine wurde ich auch zum ersten Mal zur Margareteninsel gefahren. Man zeigte mir den Japanischen Garten und das Grand-Hotel. […] Sie haben mich

529 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 21 f.
530 Ebd., S. 110.
531 Ebd.
532 Ebd., S. 118.
533 Ebd., S. 128.

zurück

damals als Schriftsteller gefeiert; sie haben mich interviewt und mir alle möglichen Fragen gestellt. Seltsamerweise haben sie mich nie gefragt, ob ich eigentlich von Anfang an den Wunsch gehabt hätte, Schriftsteller zu werden. Ich hätte mit Nein antworten müssen. Nein, ich hatte nicht Schriftsteller werden wollen, ich hatte nur ein geachteter Bürger meines Landes werden wollen. Das war meine einzige Sehnsucht gewesen und mein einziger Ehrgeiz.»[534]

Mit dieser Sehnsucht verbunden war bei Diggelmann die ununterbrochene Suche nach einem Stück Heimat, die Suche nach Identität, die Suche nach Anerkennung. Fand er diese Anerkennung in Osteuropa? Ein Stück weit sicher – vor allem aber fand umgekehrt Osteuropa seine Anerkennung. «DDR – Tagebuch einer Erkundungsfahrt» war das deutlichste Bekenntnis Diggelmanns zur DDR, ist als der Gipfel einer Entwicklung zu sehen. «Ich weiss mich Ihrem Land auf mannigfaltige Weise zutiefst verbunden»,[535] schrieb er 1977 an Günter Rückert, Mitglied der Akademie der Künste der DDR und Hörspielautor in Berlin. «Und wenn ich mal Kritik übe, dann ganz im Sinne eines Vaters, der seine heranwachsenden Kinder liebt.»[536]

Trotz fehlender kritischer Distanz, das sei ergänzt, ist die Publikation «DDR – Tagebuch einer Erkundungsfahrt» als besondere Form einer intellektuellen Intervention zu bezeichnen. Als Reisebericht beziehungsweise als Reisebeschreibung hielt das Büchlein Erfahrungen Obermüllers und Diggelmanns unmittelbar fest. Die «äussere» Erkundungsfahrt wurde zur «inneren», war aber bereits vor Reiseaufbruch auf eine spätere Veröffentlichung hin konzipiert worden. Ein Modell, das im 20. Jahrhundert vor allem von Schriftstellern gern benutzt wurde. Damit erfüllt die Publikation aus literarischer Sicht die Kriterien eines Reiseberichts mit tagebuchartigem Charakter.[537] Die Veröffentlichung «DDR – Tagebuch einer Erkundungsfahrt» ist, wie Parmiggiani treffend festgehalten hat, Ausdruck der Bemühungen der Autorenschaft um (sozial)politischen Ausgleich im Kalten Krieg.[538] Das Engagement innerhalb der Gesellschaft Schweiz – DDR in der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre kann ebenfalls als eine mögliche und neue Form der Interventionsstrategie bezeichnet werden. Eine Interventionsstrategie, über die Diggelmann und Obermüller versuchten, sozialistisches Gedankengut in die Mitte der schweizerischen Gesellschaft zu tragen. Sie waren damit aber nur bedingt erfolgreich.

Wer den roten Faden in Diggelmanns Weltbild sucht, stösst immer wieder auf den «Menschen an sich». Er hat regelmässig betont, dass er sich nur eines wünsche, nur eine Hoffnung habe, nämlich dass die Gesellschaft den Menschen zum Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen mache mit dem hehren Ziel, eine «friedliche

534 Diggelmann, Walter Matthias 1980: Spaziergänge auf der Margaretheninsel, S. 205 f.
535 Diggelmann, Walter Matthias an Rückert, Günter: 8. 7. 1977.
536 Ebd.
537 Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita, S. 16, 18 f.
538 Ebd., S. 8.

zurück

Gemeinschaft unter Menschen» zu erreichen – irgendwann und irgendwo einmal, kraft des eigenen Verstandes.

Diggelmann also ein Humanist à la Frisch? Oder doch ein Nonkonformist? Oder ein Sozialist? Diggelmann war ein bisschen von allem, hat aber seine ideologische Heimat trotzdem nie gefunden. Es war kein Zufall, dass sich der «Heimatlose» zum Schluss eine Abdankung durch NZZ-Mann Werner Weber gewünscht hat. Weber war einer der wenigen Menschen, die Diggelmann von Beginn weg unterstützt haben auf seinem Weg zum etablierten Schriftsteller.

Die persönliche Verbindung zwischen Weber und Diggelmann, die sich kurz vor dessen Tod nochmals intensivierte, verweist in ein Feld, das von der wissenschaftlichen Forschung bisher kaum beleuchtet worden ist. Obwohl Intellektuelle unterschiedlichster Couleur in der Öffentlichkeit, wenn es um politische Ereignisse oder um Fragen zur Literatur ging, verschiedene Meinungen vertraten, schloss dies eine Freundschaft oder enge Verbindung abseits des öffentlich-politischen Parketts nicht aus. Der Briefwechsel zwischen Weber und Diggelmann legt nahe, dass zwischen dem «grossen Kritiker» der Literaturszene und dem «kleinen Autor» ein vertrautes Verhältnis entstand – und dies obschon man das Heu politisch nicht auf der gleichen Bühne hatte.

Niklaus Meienberg schrieb im «Konzept» im Januar 1980 einen Bericht über Diggelmanns Abdankungsfeier und es wird daraus ersichtlich, dass Meienberg, als Teilnehmer und als vermeintlicher Gesinnungsgenosse, nicht nachvollziehen konnte, warum Diggelmann sich gewünscht hatte, dass Weber die Abdankungsrede hielt. «Also dass die Bürgerlichen sich todlangweilig begraben lassen, die Plastic People vom Züribärg, das ist begreiflich. […] Aber dass der *linke Diggelmann*, der in gesunden Tagen die Bürgerwelt verlachte –. Es war schauderhaft. Niemand hat geschrien. Niemand hat geschrien aus Trauer über Diggelmann, niemand hat geschrien aus Wut über diese obszöne Veranstaltung. […] Jetzt kam Professor Dr. Werner Weber, *Alt*-Feuilletonchef – er passte in die *alte* Kirche Wollishofen – der NZZ, wand sich an den Kränzen […] vorbei, kletterte hinauf auf die Kanzel, hielt, ausgerechnet er, der den Aufruhr des W. M. Diggelmann immer unfein gefunden hatte und zuwenig literarisch, solange Diggelmann wirklich gefährliche Sachen geschrieben hatte, eine saumässig metaphysische Ansprache, verglichen mit der die Trosteswörtlein des Pfarrers direkt unpfäffisch wirkten. Natürlich nichts Konkretes, wie hätte er auch können. Der Vertreter jener Zeitung, welche den Vietnamkrieg *bis zum Gehtnichtmehr verteidigte*, dankt den Diggelmann ab, der die Amerikaner immer vehement bekämpfte. […] Man kann Weber aber keinen Vorwurf machen, Diggelmann *wollte* von ihm abgedankt werden. Die bürgerlichen Wünsche, seine eigenen, haben ihn zum Schluss gefressen, weil es in diesem Land scheint's keine Alternative zur Bürgerlichkeit gibt.»[539]

In einem im gleichen Jahr geschriebenen, aber erst zwei Jahre später veröffentlichten Gedicht doppelte Meienberg nach: «Alte Kirche Wollishofen Diens-

539 Konzept: 1. 1980.

zurück

tag, Nachmittag im Dezember, Orgelspiel und Glocken, der Heimat alte Bräuche. Ein linker wird abgedankt, d. h. der Pfarrer dankt dem lb. Verstorbenen, dass er vor dem Versterben noch schnell religiös geworden. / Alte Kirche Altmännerwinter. Der ist in die *Heimat* abberufen worden, aber gründlich. Die Etablierten dieser Erde sind präsent. Die Schatten haben ihn eingeholt, schrieb ein Freund in der Zeitung. Gefressen jawohl hat ihn das Gemüt, einer herzlosen Welt herbei ein toter Diggelmann ist ein guter Diggelmann, weil das Alte das er in gesunden tagen verfluchte, macht er als Leichnam fett. / wb., Professor und alt Feuilletonredaktor der NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG, seinen Aufruhr immer unfein fand, richtet Worte der Besinnung an die Trauergemeinde. Auf die Kanzel kletternd, nachrufhalber muss er an schönbeschleiften Kränzen vorbei, u. a. im Kirchenchor ein Kranz der Deutschen Demokratischen Republik, demokratisch neben andern Kränzen. / Die Krokodile dieser Erde sind gerührt, d. h. wie gesagt Kirche, DDR & NZZ. Weltweit herrschende Orthodoxie. Hätt er dort gelebt im Schriftstellerexportland und s'Maul nur ein bisschen aufgerissen nur ein Spältlein, Sie hättens ihm gestopft mit ihrem Kranz. Dort hat man die Dissidenten von hier so gern, wie hier die Dissidenten von dort und erst nachdem sein Kopf zum Totenkopf erkaltet, erhält der Heimatslose, der stets auswärts eine Heimat suchte, in Anbetracht der hiesigen Tiefkühltruhe, erhält einen Schuh voll Wärme jetzt von jenen die ihn kaltgemacht.»[540]

Mit seinem «Nachruf» auf Diggelmann machte sich Niklaus Meienberg im engsten Kreis Diggelmanns keine Freunde. Meienberg schien mit seinem Text und seinem Gedicht mehr in den Genossen Diggelmann hineininterpretieren zu wollen, als Letzterer je wirklich war. Diggelmann schrieb nie grundsätzlich – zumindest ist es in dieser Form nicht nachweisbar –, um gefährlich zu sein. Da wurde Diggelmann das Vokabular der nachfolgenden Generation zu vorschnell in den Mund gelegt. Sein Antrieb als Schriftsteller war die Vision einer gerechten Welt und für diese Vision stand er ein. Und in dieser gerechten Welt wollte er sich seinen Platz erkämpfen. Dass er dabei aneckte, hatte teils mit seiner politischen Haltung als Intellektueller, teils mit seinem unkonventionellen schriftstellerischen Zugang zur Literatur zu tun, nicht aber mit einer grösseren «Gefährlichkeit» im Sinne Meienbergs.

Auch hat Diggelmann selten bis nie pauschal «die Amerikaner» bekämpft. Meist ging es ihm in seinen Texten um ein bestimmtes Detail oder ein konkretes Ereignis. Seine Geschichten und Artikel holte er direkt aus dem Alltag. Dass der Sozialismus, den er sich herbeisehnte, im Kern vielleicht auf dem freisinnigen Gründergedankengut von 1848 beruhte, könnte erklären, warum Diggelmann nie hätte Steine werfen können und wollen. Die bürgerlichen Wünsche haben ihn zum Schluss nicht gefressen, eher waren seine Grundprämissen, die er nie verleugnet hatte, im Angesicht des Todes wieder klarer hervorgetreten.

540 Meienberg, Niklaus 1979: Abdankung, S. 113 f.

zurück

5 Walter Matthias Diggelmann in der Schweizer Öffentlichkeit: Eine Bilanz

> «Darum würde ich antworten, befragt nach meinem Standort, nach meiner Haltung: nichts ist unzutreffender, als wenn man mich kurzerhand als Nonkonformist, als Enfant terrible, als Linksintellektuellen oder gar als Kryptokommunisten bezeichnet. Man täte besser daran, mich einen Geschichtenerzähler zu nennen.»[1]

Walter Matthias Diggelmann – über einen Zeitraum von neuneinhalb Jahren hat sich der Autor dieser Dissertation mit seiner Person, mit seinem öffentlichen Wirken in der Schweiz der 1960er- und 1970er-Jahre und mit seiner Rolle als Intellektueller auseinandergesetzt. Was mit einer Karikatur von Hans Ulrich Steger begann, die Diggelmann am Nonkonformistentreffen in La Neuveville zeigt,[2] fand im Winter 2016 seinen Abschluss in einem mehrere hundert Seiten dicken Manuskript. Diese Arbeit enthält neben einer biografischen Einleitung und einer umfassenden Bibliografie zwanzig Biographeme zu Diggelmanns öffentlichen Debatten und intellektuellen Interventionen. Diese «Splitter der Erinnerung» wurden mittels dichter Beschreibung rekonstruiert und, soweit möglich, in ihren zeithistorischen Kontext gesetzt. Eine wissenschaftliche Einbettung des aufgearbeiteten Quellenmaterials rundet die Arbeit ab. Die Kapitel wurden primär thematisch angeordnet und nicht chronologisch. Die «Splitter der Erinnerung» veranschaulichen bereits auf den ersten Blick, spätestens aber auf den zweiten, mit welchen Themengebieten sich Diggelmann im Laufe seines öffentlichen Wirkens (1963–1979) beschäftigt hat und wo er sich als streitbarer Linksintellektueller in Debatten eingebracht hat.

Trotzdem bleiben nach der Beschäftigung mit diesem «nonkonformen Nonkonformisten» viele Fragen offen. Mit nicht mehr als einer «Ahnung vom Ganzen»[3] kann es sich in dieser Schlussbetrachtung folglich nur um einen Versuch handeln, Diggelmann und sein intellektuelles Engagement zu würdigen und nützliche Muster und nützliches Werkzeug für die weitere Erforschung der schweizerischen Intellektuellengeschichte auszumachen.[4] An dieser Stelle sei daran erinnert, dass die zentralen Quellen zur Untersuchung des «öffentlichen Diggelmann» seine Zeitungsartikel, seine Hör- und Fernsehspiele und zum Teil, wenn sie zu öffentlichen Debatten geführt haben, seine Romane waren. Entsprechend umfassend ist

1 Weltwoche: 31. 12. 1965.
2 Steger, Hans Ulrich 1968: Diggelmann am Nonkonformistentreffen in Biel, S. 12.
3 Rüedi, Peter 2011: Dürrenmatt.
4 Um ein im Ansatz vollständiges Bild zu zeichnen, müsste der im Rahmen dieser Arbeit praktisch unbeleuchtet gebliebene «private» Diggelmann rekonstruiert werden. Siehe dazu Kapitel 4.1.6.

zurück

das angegliederte Literatur- und Quellenverzeichnis. Es versucht so vollständig als möglich aufzuführen, was Diggelmann wann wo wie produziert hat und was in den Medien zu Diggelmann produziert wurde. Erstmals liegt somit eine umfassende Bibliografie zu Diggelmann vor.

Bevor auf die verschiedenen Formen des intellektuellen Engagements eingegangen wird, sei im Sinne eines Résumés kurz auf einige zentrale Beobachtungen zur Person Diggelmann eingegangen. Die untersuchten «Splitter der Erinnerung» legen nahe, dass der Stoff, aus dem Diggelmann seine Texte zimmerte, fast ausnahmslos aus dem unmittelbaren Leben gegriffen war. Aus dem Leben der Benachteiligten und der Minderheiten in der Gesellschaft, um präziser zu sein. Er stand ein für die Gerechtigkeit, vor allem im Namen derer, die seiner Meinung nach Unrecht erfahren hatten. Zeitgenosse Otto F. Walter hat dies anlässlich von Diggelmanns Tod auf den Punkt gebracht: «Wie kaum ein anderer unserer Generation hat dieser Schriftsteller Partei ergriffen, im Leben, in der Politik, in der Literatur, für die psychisch und materiell Benachteiligten unserer Gesellschaft, gegen jede Menschenmacht. Das teilnahmslose Schweigen ringsum mochte ihn bisweilen, auch literarisch, als Polterer erscheinen lassen. Selbst noch im Poltern aber drückte sich jene Kraft Diggelmanns zur zarten, zur mitfühlenden, mitdenkenden Zeitgenossenschaft aus. Sie war für ihn existentiell, sie ist seine Humanität – auch die seines Werkes.»[5]

Die untersuchte Literatur und Publizistik Diggelmanns war fast ausnahmslos eine engagierte Schrift, ein Bekenntnis. Und weil er mitten in der Gesellschaft stand, die Geschichten zu ihm kamen, ohne dass er sie gesucht hatte,[6] waren für Diggelmann der Bürger, der Schriftsteller und der Intellektuelle in ihm immer untrennbar miteinander verbunden, sie spähten einander über die Schulter. «Was mir wesentlich ist: ich bin durch die Umstände und durch die Erfahrung zum ‹totalen Schriftsteller› geworden. Ich meine: ich bin als Geschichtenerzähler, als Bürger dieses Landes, als Weltbürger auch, eine fugenlose Einheit; ich meine, ob ich mich betrinke, ob ich liebe oder schlafe oder Kolumnen schreibe oder ob ich das Tagespräsidium bei einer Kundgebung für politische Amnestie in Spanien führe: ich bin ich und unteilbar. Es gibt keinen anderen Diggelmann.»[7]

Auslöser und Antrieb für sein gesellschaftliches und öffentliches Engagement waren, das hat diese Arbeit ebenfalls gezeigt, die eigene Erfahrung und die «immer wieder erzählte Geschichte» seiner Herkunft. Ein bedenkenswertes Zitat, das Diggelmann einst seinem Halbbruder geschrieben hat, ist erhalten geblieben: «Mir scheint, ich bin weder von einer Mutter geboren noch von einem Vater gezeugt worden. Eher bin ich wie ein wildes Kraut in fremden Gärten gewachsen, wo man sich bemüht hat, mich auszutilgen.»[8] Diggelmann litt als Mensch, aber auch als

5 Tages-Anzeiger: 30. 11. 1979.
6 Bucher, Werner; Ammann Georges 1970: Schweizer Schriftsteller im Gespräch, S. 62.
7 Weltwoche: 31. 12. 1965.
8 Obermüller, Klara 2016: Spurensuche, S. 118.

zurück

Intellektueller an den Umständen seiner Zeit, deshalb machte er es sich zum Auftrag, fortan «an der Not jeder Kreatur» teilzunehmen.

Wer die in dieser Untersuchung behandelten Biographeme überblickt, kann festhalten, dass Diggelmann viele Prozesse respektive Grundsatzdebatten (mit) ausgelöst und an vielen Ereignissen mit «Signalfunktion»[9] als Intellektueller beteiligt war. Diggelmann war es, der am Schriftstellertag der Expo 64 die Literaten mit ihrer Literatur konfrontierte und in der Tradition einer «littérature engagée» deklarierte, dass es eine Aufgabe der Literatur sei, die erstarrten Institutionen zu zertrümmern – um danach Neues aufzubauen. Den Austritt aus dem Schweizerischen Schriftsteller-Verein ist er, zu Beginn jedenfalls, mit 21 anderen engagierten Schriftstellern 1970 ebenfalls mitgegangen. Knapp fünf Jahre zuvor war es ebenfalls Diggelmann, der mit seinem Buch «Die Hinterlassenschaft» die Schweiz erstmals radikal und in aller Öffentlichkeit mit ihrer Vergangenheit zur Zeit des Zweiten Weltkriegs und in der Nachkriegszeit konfrontierte. Wenn er es auch in stark zugespitzter Form tat, hat er die «unbewältigte schweizerische Vergangenheit» zum Thema gemacht, für die Nachfolgenden war der Weg damit geebnet.

Diggelmann stand nicht aussen vor, als es zu Beginn der 1970er-Jahre darum ging, im Trend der Zeit einen Dienstverweigerer vor Militärgericht zu verteidigen, oder gegen den Trend der Zeit für Langhaarige und Haschischraucher Partei zu ergreifen oder als Kolumnist im Homosexuellenmagazin «Du & Ich» für die Sache der Homosexuellen einzustehen. Mit der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest hat Diggelmann zusammen mit wenigen anderen Intellektuellen – und im Bündnis mit den Jungen – versucht einen kreativ-produktiven Weg der Vermittlung zu gehen. Eine Veranstaltung wie die Monsterdiskussion «Sechs Tage Zürcher Manifest», in deren Zentrum das Gespräch auf Augenhöhe stehen sollte, hat es danach nicht wieder gegeben.

Diggelmann hat nicht nur den Sprung in die Politik gewagt im Jahr 1978, er gehörte auch im Bereich der «neuen Medien» zu den Pionieren. Nach anfänglicher Skepsis war er neben Roman Brodmann einer der allerersten multimedialen Intellektuellen und vermutlich der erste Schriftsteller überhaupt, der sich zusammen mit ein paar innovativen Fernsehmachern an neuen Konzepten des Fernsehmachens beteiligte. Produziert wurde eine Fernsehsendung, die Fernsehspiel und Grundsatzdebatte in neuer Form zusammenzubringen suchte. Für die erste Sendung der «Telearena» zum Tabuthema Sterbehilfe hatte Diggelmann das Stück geschrieben, das Echo auf die Sendung war fulminant. Auch die Chancen, die das Hörspielgenre dem Schriftsteller bot, hat Diggelmann bald erkannt. Er war sich für solche Hörspielproduktionen nicht zu schade, hat sie pragmatisch ebenfalls als eine Form der Literatur betrachtet und hoffte, damit ein grosses Publikum zu erreichen und gut zu verdienen.

Trotz allem bleibt der Schriftsteller und Linksintellektuelle Diggelmann schwer fassbar, insbesondere was seine Weltanschauung anbelangt. Er machte kein

9 Hickethier, Knut 2003: Protestkultur und alternative Lebensformen, S. 17.

Geheimnis daraus, dass er sich nicht einordnen lassen wollte in eine Gruppe, in ein Milieu. Bildete sich eine neue Form der (Kommunikations-)Gemeinschaft, dann distanzierte sich Diggelmann nur wenig später davon. Er, der nie dazugehört hatte, der aber immer dazugehören wollte, distanzierte sich trotzdem immer wieder von seinen «Partnern». Nonkonformist, nein, wollte er nicht sein. Linksintellektueller, nein, wollte er nicht sein. Kommunist, nein, wollte er nicht sein. Oder meinetwegen, wenn es sein muss. Oder besser noch Sozialist. Aber eigentlich vor allem Mensch.

Den Menschen machte Diggelmann immer wieder zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen. Ihn sehe er als Partner, ihm wolle er dienen. Der Demokratie auch, aber der wahren, der echten Demokratie, der Volksdemokratie. Es müsse, so Diggelmann, darum gehen, die Macht der Mächtigen einzuschränken. Es gehe nicht an, dass drei Prozent der Bevölkerung einundfünfzig Prozent des Volksvermögens unter sich aufteilten. Dagegen galt es aufzubegehren. Und sowieso, etwas Ungehorsam konnte nie schaden, also wenn schon engagiert, dann grad richtig, also los, auf die Barrikaden.

Literaturkritiker Charles Linsmayer lag richtig, als er Diggelmann als «Desperado seiner Zeit», als den «Robin Hood» unter den Linksintellektuellen, bezeichnete.[10] Einer von ausserhalb, der aber mitmischen wollte. Und doch käme man im Rückblick in Bedrängnis, wenn man erklären müsste, für was Diggelmann ideologisch stand. Im Zuge dieser Arbeit hat sich der Eindruck erhärtet, dass sich Diggelmann vermutlich nie ausführlich mit den grossen Ideologien beschäftigt hat. Er sagte, er habe Marx, Engels und Lenin gelesen, davon fand in seinem öffentlichen Werk aber kaum je etwas Niederschlag.

Diggelmann hat gegen etwas gekämpft, nicht für etwas. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Missstände aufzudecken, nicht Lösungen zu finden. Dafür fehlte ihm, wie er selbst einmal zugab, die Geduld, der Durchhaltewillen; sein Interesse für eine Sache erlosch jeweils rasch wieder.[11] Diggelmann forderte das Zertrümmern, das Neue aufbauen, das sollten andere übernehmen. Wenn er ausrief: «Ich möchte aber auch ein Revolutionär sein, die Welt verbessern, verändern»,[12] dann blieb das eine Floskel.

Diese Forschungsarbeit hat gezeigt, dass es falsch wäre, Diggelmann als Stalinisten zu bezeichnen. Das war er nicht, wenn er auch an ganz wenigen Stellen im Werk grenzwertige Aussagen dazu gemacht hat, sie gehörten eher zur Pose des Rebells. Sein Traum vom Sozialismus, der jedoch ist echt, und so war auch das Buch «DDR – Tagebuch einer Erkundungsfahrt» beseelt von der Suche nach diesem Traum. Und Mühe, die Rhetorik der Sozialisten und Kommunisten zu übernehmen, hatte Diggelmann nicht. Von «faschistoiden Tendenzen» und «pogromartigen Zuständen» hat er allzu schnell gesprochen und wurde damit selbst zum «Superspreader» und Multi-

10 Bund: 27. 6. 2006.
11 Diggelmann, Walter Matthias 1970: «Um sich innerhalb der Gesellschaft zu äussern.», S. 51.
12 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: A-2-11.

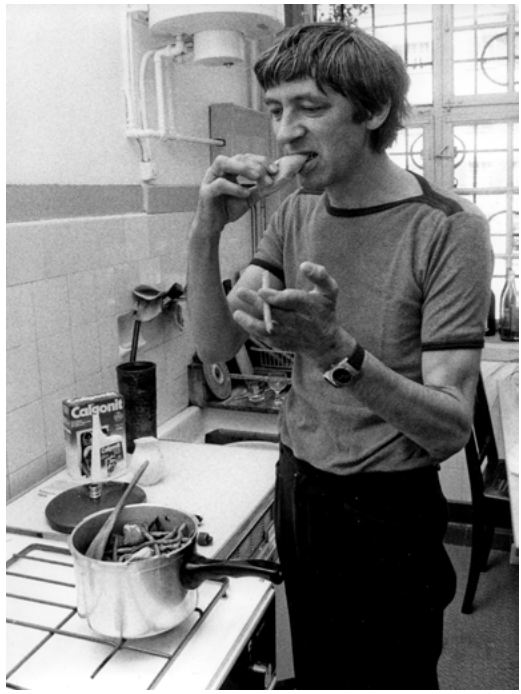


Abb. 38: Diggelmann zu Hause. Er kochte gern – hier Speck und Bohnen.

plikator[13] – ob bewusst oder unbewusst, muss offenbleiben. Diggelmann blieb ein Linksintellektueller ohne Standort. Spannend wäre gewesen, zu hören, was Diggelmann zum Ende des Kalten Kriegs zu sagen gehabt hätte.

Es passt zu Diggelmanns Biografie, dass er seine «Heimat» schliesslich bei denjenigen fand, die ihn begleitet hatten: beim Menschen also. Neben seiner Frau war das unter anderen Werner Weber, Literaturkritiker der NZZ und frühester Förderer des Schriftstellers Diggelmann. Das passte nur für jene nicht, die Diggelmann nicht kannten. Und das werden etliche gewesen sein.

Diese Dissertation wollte von Beginn weg nicht nur den öffentlich wirkenden Diggelmann erfassen, sie wollte daneben einen wesentlichen Beitrag leisten zur schweizerischen Intellektuellengeschichte der neuesten Zeit. Ausgehend vom Beispiel Diggelmann hat sie die Interventionen der Linksintellektuellen zwischen 1960 und 1980 unter die Lupe genommen und dazu wichtige Erkenntnisse gewonnen, an einzelnen Stellen auch bestehendes Wissen untermauert und erweitert. So hat sie zuallererst gezeigt, dass es nicht präzis genug ist, für die Zeit zwischen 1960 und 1980, von *den* Linksintellektuellen zu sprechen, die interveniert haben in der Schweizer Öffentlichkeit. Es ist sinnvoll, den Typus des Linksintellektuellen für

13 Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion, S. 10 f., 54 f., 107.

zurück

die Analyse weiter aufzuschlüsseln und neue Intellektuellenkategorien einzuführen. Nahegelegt wird, künftig vom «kritischen Patrioten», vom «wehrhaften Intellektuellen», vom «anwaltschaftlichen Intellektuellen», vom «intellektuellen Handwerker» oder vom «multimedialen Intellektuellen» zu sprechen.

Der «kritische Patriot»[14] betrat ab Mitte der 1950er-Jahre das öffentliche Feld. Er war die schweizerische Variante des kritischen Intellektuellen, der nicht Professor der Schweizer Geschichte war, sich aber dennoch zur Geschichte der Schweiz und zu den Bildern der Schweiz geäussert hat. Entsprechendes symbolisches Kapital und Ansehen hatte sich dieser Intellektuelle in der Regel im Feld der Literatur oder im Feld der Medien angeeignet, sein Name war in der Öffentlichkeit also bereits ein Begriff, als er in die Kampfarena trat. Aus Sicht der Intellektuellengeschichte ist dieser kritische Patriot dem kritischen oder universellen Intellektuellen, der – weil nicht Experte – inkompetente, aber trotzdem legitime Kritik vortrug, am nächsten. Die ersten und bekanntesten kritischen Patrioten, die Väter dieses Intellektuellentyps, waren in der Schweiz Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt, auch Jean Rudolf von Salis und Arnold Künzli wären zu ihnen zu zählen. Alle haben sie einer antikommunistisch geprägten Schweiz in der einen oder anderen Form den Spiegel vorgehalten und nach dem «Wie weiter?» gefragt. In ihren Fussstapfen folgte die nächste Generation der «kritischen Patrioten», unter ihnen Roman Brodmann, Otto F. Walter, Peter Bichsel, Paul Ignaz Vogel – und auch Walter Matthias Diggelmann.

Sie alle haben, zum Beispiel mit ihren Zeitungsbeiträgen zum Nationalfeiertag – in dieser Arbeit als «Anti-1.-August-Reden» bezeichnet –, ein Überdenken der Bilder der Schweiz gefordert. Mit ihrer Kritik am Land trafen die «kritischen Patrioten» ins Nervenzentrum der etablierten, Macht habenden bürgerlich-konservativen Mehrheit. Und diese wollte vom Überdenken der Bilder der Schweiz nicht sonderlich viel wissen. Sie hatte erst wenige Jahre zuvor im Kommunismus und in der Sowjetunion das neue Feindbild geortet. Die geistige Landesverteidigung, das in der Krise stehende Deutungsmuster aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges, wurde kurzerhand zur «neuen geistigen Landesverteidigung» umcodiert,[15] an die Stelle von Antinationalsozialismus und Antifaschismus trat ein rigider Antikommunismus. Dieses mentale Konstrukt stand aber auf tönernen Füssen und nun drohten die «kritischen Patrioten» das Deutungsmuster ins Wanken zu bringen mit ihrer Forderung nach einem Überdenken der Bilder der Schweiz – dagegen galt es sich zu wehren. Der bürgerlich-konservative Intellektuelle wurde in der Folge zum «Intellektuellengegner»,[16] sah den «kritischen Patrioten» verbandelt mit Moskau und gab ihm für eine kurze Zeit in den 1960er-Jahren sogar einen zweiten Übernamen, der kritische Patriot wurde zum destruktiven Nonkonformisten gestempelt.

14 Von Matt, Peter 1991: Der Zwiespalt der Wortmächtigen, S. 20. / Schwander, Marcel 1998: Schweizer Literaten, S. 487.
15 Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli, S. 475–484.
16 Bering, Dietz 2010: Die Epoche der Intellektuellen, S. 583.

zurück

Davon beeindrucken liess sich der kritische Patriot indes nicht, obwohl er an gefahrenvoller und exponierter Stelle stand. Diggelmann hatte die Kampfarena selbstbewusst und mit einem beeindruckenden «Mut zur Verunsicherung»[17] betreten und wurde nun seinerseits zum «wehrhaften Intellektuellen».[18] Fortan machte sich dieser kritische Schöpfer den Tabubruch zur zentralen Aufgabe. Er trat auf im Umfeld der Landesausstellung Expo 64, er trat auf nach der Veröffentlichung des Buchs «Zivilverteidigung», immer ging es ihm darum, die transportierten Bilder der Schweiz zu hinterfragen. Er wehrte sich dagegen, dass mit dem Mittel der Angstmacherei und über die Eckpunkte einer «neuen geistigen Landesverteidigung» der Mythos einer «heilen Schweiz» aufrechterhalten wurde. In einem Diggelmann-Nachruf wurde treffend konstatiert, dass es ihm darum gegangen sei, «einen Pfahl ins satte Fleisch schweizerischer Selbstgenügsamkeit zu treiben».[19]

Interessant und auffällig ist – und das gilt nicht nur im Falle von Diggelmann – dass der kritische Patriot nur in den allerseltensten Fällen ein glasklares Alternativbild, ein «Kontrastimage» zur «neuen geistigen Landesverteidigung» und zum Antikommunismus präsentierte. Ja, er nannte als Referenzpunkt vielleicht die Bundesstaatsgründung von 1848 oder sinnierte über eine Totalrevision der Bundesverfassung oder schlug den Bau einer neuen Stadt vor, konkreter wurde der kritische Patriot allerdings nur selten. Primär ging es ihm darum, den Status quo zu hinterfragen, den Diskurs aufzubrechen und so Neues denkbar zu machen. Wie die «45er» in Deutschland forderte der kritische Patriot in der Schweiz den Konsens im Namen einer Zeitkritik heraus und provozierte den Konflikt.[20]

Näher zu untersuchen wäre, ob die «kritischen Patrioten» ebenfalls gezielt und mit Absicht «imagologische Bastelei»[21] betrieben. So hat Gieri Cavelty nachgewiesen, dass Diggelmann in der «Hinterlassenschaft» kommunistische Rhetorik transportierte und damit massgeblich das Bild eines «Pogroms von Thalwil» formte, anstatt beispielsweise von einem «Krawall von Thalwil» zu sprechen. Er zimmerte somit seinerseits am Feindbild des Gegenübers und begründete damit eine Art linksoppositionelles Identitätsangebot.[22]

Am nachhaltigsten war der Auftritt des «kritischen Patrioten», des «wehrhaften Intellektuellen» im Rahmen der Debatte um eine «unbewältigte schweizerische Vergangenheit». Hier nahm Diggelmann mit der «Hinterlassenschaft» eine Vorreiterrolle ein. Indem er die Schweizer Flüchtlingsgeschichte der 1930er- und 1940er-Jahre thematisch aufgriff, setzte er einen Kontrapunkt gegen das «kollek-

17 Obermüller, Klara 1999: «Und das Heldentum blieb uns erspart», S. 19.
18 Bering, Dietz 2010: Die Epoche der Intellektuellen, S. 584.
19 Stuttgarter Zeitung: 19. 3. 1983.
20 Von Hodenberg, Christine 2002: Die Journalisten und der Aufbruch zur kritischen Öffentlichkeit, S. 310. / Von Hodenberg, Christine 2006: Konsens und Krise, S. 293–360.
21 Marchal, Guy; Mattioli, Aram 1992: Nationale Identität, S. 12, 14. Dort zitiert nach Levi-Strauss, Claude 1991: Das wilde Denken, S. 29–48.
22 Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion, S. 10 f., 54 f., 107. / Neue Zürcher Zeitung: 6. 11. 2001.

zurück

tive Vergessen»[23] und schuf damit Raum für ein alternatives «Gegengedächtnis».[24] Es stand in grosser Spannung zum damals in der Öffentlichkeit dominierenden Gedächtnis. Wenn auch die eigentliche Auseinandersetzung um die «unbewältigte schweizerische Vergangenheit» am Dokumentarroman vorbeiging, ebnete Diggelmanns Roman zahlreichen Nachfolgepublikationen den Weg. Dass genau zeitgleich einige der «kritischen Patrioten», angestossen von Max Frisch, ebenfalls die «unbewältigte schweizerische Vergangenheit» diskutierten, macht deutlich, dass Diggelmann den Nerv der Zeit traf.

Im Zuge dieser Arbeit ist nicht nur der «kritische Patriot» als Intellektuellenfigur deutlich hervorgetreten, es wurde augenscheinlich, dass Diggelmann im Laufe seines öffentlichen Wirkens in weitere intellektuelle Rollen geschlüpft ist. Darum wird an dieser Stelle explizit dafür geworben, sich von einem statischen Verständnis des Intellektuellen zu lösen, plädiert wird stattdessen für eine dynamische Auffassung. Wo bei Jean-Paul Sartre oder Michel Foucault noch davon ausgegangen wird, dass ein Intellektueller entweder ein universeller oder aber ein spezifischer Intellektueller, ein Experte, sein konnte, empfiehlt diese Dissertation, die Optionen offenzulassen und von mehreren Möglichkeiten, einem Sowohl-als-auch auszugehen. Ein Intellektueller kann im Laufe eines Lebens verschiedene intellektuelle Rollen einnehmen.

Während Diggelmann, wenn er sich zu den Bildern der Schweiz äusserte, als «kritischer Intellektueller» einzustufen ist, der inkompetente, aber legitime Kritik übte, liegt der Sachverhalt anders, wenn derselbe Diggelmann als Schriftsteller zur Aufgabe und Funktion von Literatur sprach. Dann war er, so die hier vertretene Auffassung, ein «intellektueller Handwerker» respektive «intellektueller Fachmann». Kenner seines Fachs, der sein Handwerk von der Pike auf erlernt hatte und nun schon ein halbes Leben lang ausübte. Nicht zu verwechseln ist dieser «intellektuelle Handwerker» mit dem «Experten» nach Michel Foucault. Der «Experte», zum Beispiel ein Germanistikprofessor oder ein Literaturkritiker, kennt sich mit Literatur sehr gut aus und kennt auch die Zutaten zu einem guten Buch, selbst schreibt er aber keine Bücher. Der «Handwerker» dagegen ist ein Fachmann im Bücherschreiben, ihm muss, provokativ formuliert, niemand erklären, was ein gutes Buch ausmacht. Der «intellektuelle Handwerker» bleibt aber nur so lange in der intellektuellen Rolle des «Handwerkers», wie er auch über Literatur spricht. Wenn er sich beispielsweise zu den Bildern der Schweiz äussert, dann wechselt er in die Rolle des kritischen Intellektuellen – und spricht von einem anderen Standort aus.

Mit seiner Aussage an der Expo 64, dass die Aufgabe der Literatur darin bestehe, die «erstarrten Institutionen zu zertrümmern», hatte Diggelmann die «Zertrümmerer»-Debatte ausgelöst. Sie hat die späteren Literaturdebatten des gleichen Jahrzehnts vorweggenommen. Wer sie mitverfolgte, für den konnte der Zürcher Literaturstreit und die Abspaltung der Gruppe Olten vom Schweizeri-

23 Heffernan, Valerie 2007: Walter Matthias Diggelmann's *Die Hinterlassenschaft*, S. 269.
24 Schallié, Charlotte 2008: Heimdurchsuchungen, S. 261.

zurück

schen Schriftsteller-Verein Teil nur eine logische Folge sein. Im Kern ging es um die Frage, ob Literatur politisch sein soll, ob Literatur «littérature engagée» zu sein hat. Weiter ging es um die Frage der Sittlichkeit der Literatur, um «gute, schöne» und «böse, hässliche» Literatur. Für Diggelmann war die Antwort klar, Literatur ist immer engagiert, eine «littérature engagée» folglich unausweichlich.

So eindeutig war das aber nicht für alle. Auf die Fragen werden im Zuge der verschiedenen Literaturdebatten sehr unterschiedliche Antworten gegeben, es werden zwar «Normen gesprengt» und teilweise kommt es wie im Falle der Gruppe Olten zur neuen «Kommunikationsgemeinschaft».[25] Die Gruppen bleiben allerdings sehr labile Gebilde, sie drohen jeden Moment in sich zusammenzufallen, denn sie sind im Kern lediglich verbunden über die gemeinsame Ablehnung des anderen Bildes.

In den grossen Literaturdebatten treten unterschiedliche Intellektuelle auf. Hier tritt der «intellektuelle Handwerker» an gegen den «Experten», dort treffen «intellektuelle Handwerker» auf «intellektuelle Handwerker» und manchmal, so im Erlenbacher Buchstreit, trifft der «intellektuelle Handwerker» auf die etablierte (politische) Macht. Dann geht es um Zensur, um «sittenhafte Literatur» und um das, was die «Jugend von heute» lesen soll und darf.

Mit der «Jugend von heute» fühlte sich Diggelmann verbunden, wenn er wieder in ganz anderer Rolle, als «anwaltschaftlicher Intellektueller», in die öffentliche Kampfarena trat. Wenn Diggelmann eine Haltung im Leben konsequent bis zuletzt vertreten hat, dann die, dass sein Engagement, sein Einsatz für die Sache, den Minderheiten gehöre. Und auf seine Worte hat er Taten folgen lassen. Er hat die Anliegen der Dienstverweigerer aufgenommen, ihre Sache zu der seinen gemacht und den Dienstverweigerer Martin Schwander vor Militärgericht «verteidigt». In «Gesprächen an der Limmat» hat er den «Langhaarigen» eine Stimme gegeben, ist im Homosexuellenmagazin «Du & Ich» für die Anliegen der Homosexuellen eingestanden, hat im Namen des italienischen Gastarbeiters gegen James Schwarzenbach gepoltert oder sich für «Heimzöglinge» in Arbeitserziehungsanstalten und für bessere Haftbedingungen von Delinquenten eingesetzt.

Mit seinem Engagement als «anwaltschaftlicher Intellektueller», das dem Engagement des «organischen Intellektuellen» nach Gramsci hin und wieder sehr nahe kam, ist Diggelmann weiter gegangen als seine intellektuellen Mitstreiter. Er wurde für viele Minderheiten zum Gefährten und Partner, zum «Partisan».[26] Besonders weit ist er im Rahmen des Zürcher Manifests gegangen. Er war dort nach den Unruhen von Zürich einer jener Intellektuellen, die ein Fenster geöffnet haben, die mitgeholfen haben, eine Art Gegenöffentlichkeit[27] zu schaffen: über das Vehikel der «Arbeitsgemeinschaft» und mit der Monsterdiskussion «Sechs Tage Zürcher Manifest».

25 Zbinden, Jürg 1994: Der «neue» Zürcher Literaturstreit 1966/1967, S. 214.
26 Bundi, Annetta; Jacomet, Andi 1997: «Das gibt es in der Schweiz!», S. 46.
27 Hickethier, Knut 2003: Protestkultur und alternative Lebensformen, S. 19. / Wernecke, Klaus 2003: Flugblatt und Flugschrift in der Studentenbewegung der sechziger Jahre, S. 165.

Diggelmann hat im Milieu der Nonkonformisten zusammen mit anderen Intellektuellen eine Art Katalysatorfunktion eingenommen. Als «kritische Intellektuelle» waren sie nicht mehr das Alte, aber auch noch nicht das Neue, von dem sie anschliessend links überholt werden sollten. Die Linksintellektuellen übernahmen eine Vermittlungsfunktion zwischen den Generationen, suchten einen gemeinsamen Nenner. Und wenn auch die Vermittlung nicht immer erfolgreich war, waren die Intellektuellen für die Jugendlichen Inspirationsquelle, Wegbegleiter und Rückendecker. Sie haben den kreativen Moment ermöglicht, haben ein Ventil geschaffen auf der jugendlichen Suche nach Gleichgewicht in einer Orientierungskrise.[28] Allerdings haben Untersuchungen gezeigt, dass diese Vermittlung keineswegs von allen Intellektuellen gleich intensiv betrieben wurde, Diggelmann ist diesbezüglich eine Ausnahme. Er hat die Rolle des «anwaltschaftlichen Intellektuellen» radikal gelebt und war in dieser Rolle konsequent auch immer «Sozialkritiker».[29] So gesehen ist Diggelmann in jedem Fall als «involvierter Intellektueller» zu bezeichnen, der hin und wieder eine «Wächterfunktion»[30] übernahm und der nicht davor zurückschreckte, für kurze Zeit zum protestierenden, zum «revolutionären Intellektuellen»[31] zu werden. Es war eine Bewegung vom «Anwalt zum Aktivisten».[32]

Als gescheitert zu betrachten ist Diggelmanns Versuch, als Intellektueller auf die Bühne der Politik zu treten. Nach einem halben Jahr brach er das Experiment im Gemeinderat der Stadt Zürich frustriert ab, die Schuld suchte er allerdings nicht bei sich selbst, sondern im politischen Betrieb, in dem nur Stroh gedroschen werde. Für die Wissenschaft bleibt die Frage somit bestehen, ob der Intellektuelle, der üblicherweise von ausserhalb des Feldes der etablierten Macht wirkt, überhaupt für die Politik geeignet ist.

Sehr gut verbinden liess sich der intellektuelle Auftrag indes mit den Massenmedien. Als «Wanderer in Medienwelten»[33] war Diggelmann einer der ersten multimedialen Intellektuellen seiner Zeit. Er hat die Möglichkeiten von Presse und audiovisuellen Medien maximal auszuschöpfen gewusst und nach anfänglicher Skepsis auch keine Berührungsängste gezeigt; er war sich nie zu schade, Auftragsarbeiten auszuführen für die Multimedien. Die Chancen des «Zeitalters der Ultrapublizität»[34] hat Diggelmann, so darf man behaupten, genutzt. Er hat die Geburtsstunde des «radio engagé» und der «télé engagée» massgeblich mitgeprägt und mitinitiiert.

Das Fallbeispiel Diggelmann zeigt, dass der Linksintellektuelle der 1960er- und 1970er-Jahre unterschiedliche Rollen einnahm, dass er aus verschiedenen Positionen regelmässig als Tabubrecher auftrat und dass ihm eine breite Palette

28 Skenderovic, Damir; Späti, Christina 2012: Die 1968er Jahre in der Schweiz, S. 179.
29 Dejung, Christoph 2007: Widerspruch, S. 137.
30 Blöbaum, Bernd 1994: Journalismus als soziales System, S. 297.
31 Gilcher-Holtey, Ingrid 2007: Eingreifendes Denken, S. 13.
32 Ebd.
33 Färber, Thomas 2010: Walter Matthias Diggelmann, S. 75.
34 Neue Zürcher Zeitung: 14. 10. 1970.

zurück

an Interventionsstrategien zur Verfügung stand. Zu nennen wäre die öffentliche Rede – beispielhaft zum Tragen gekommen in der «Zertrümmerer»-Debatte, im Dienstverweigererprozess und in den «Anti-1.-August-Reden». Auch zu erwähnen ist das kritische, engagierte und anwaltschaftliche Buch – siehe «Die Hinterlassenschaft» und «Ich heisse Thomy». Aber auch Hörspiele wie «S'Urächt vo dr Grächtigkeit» und Fernsehspiele wie die «Telearena» eigneten sich als Interventionsmittel. Daneben griff Diggelmann, einmal abgesehen vom klassischen Manifest, als einer der ersten Intellektuellen konsequent auf die Interventionsform der «Arbeitsgemeinschaft» zurück – das haben die «Splitter» zum Zürcher Manifest und zum Demokratischen Manifest gezeigt. Auch der Reisebericht in Tagebuchform, die Lautsprecherdurchsage an der Demonstration und die politische Kolumne – die «Gespräche an der Limmat» und die Kolumne «Feststellungen» sind Beispiele dafür – wurden von Diggelmann als Interventionsvarianten genutzt. Sie waren alle Mittel des Intellektuellen, über die er an der Konstruktion einer Gegenöffentlichkeit mitzuwirken suchte.

Irreführend wäre es, im Falle der Linksintellektuellen der 1960er- und 1970er-Jahre von belastbaren und gefestigten intellektuellen Netzwerken zu sprechen. Zwar wurden die Linksintellektuellen zeitgenössisch für eine bestimmte Zeitspanne, ungefähr zwischen 1963 und 1968, von ihren politischen Gegnern als «Nonkonformisten» zu einer Gruppe zusammengefasst und auch gab es innerhalb dieses Milieus mit den Nonkonformistentreffen Bestrebungen, die Zusammenarbeit koordiniert zu intensivieren, aber es blieben letztlich lockere intellektuelle Gebilde, innerhalb deren die Intellektuellen sehr lose und häufig nur temporär miteinander verbunden waren. Freundschaften, das haben Diggelmanns «Splitter der Erinnerung» nahegelegt, konnten kommen und gehen, waren häufig direkt an verbindende Themen geknüpft. Punkto Ideologie und Wertvorstellung trennte die Nonkonformisten vermutlich mehr, als sie verband, nur sporadisch «bekämpften» sie denselben politischen Gegner. Einig waren sich die unter dem Label «Nonkonformisten» zusammengefassten Intellektuellen vor allem in ihrem Nonkonformsein. Die Mehrheit wollte keine feste Gruppierung – und so verschwand das Etikett, das nur eine vermeintliche Klammer war, gegen Ende der 1960er-Jahre so schnell, wie es aufgetaucht war. Die Linksintellektuellen aber blieben und intervenierten weiterhin.

Wer die «Splitter der Erinnerung» zu Diggelmann betrachtet, kommt nicht umhin festzustellen, dass Diggelmann seine öffentlichen Debatten an unterschiedlichen Fronten austrug. Die inhaltliche Breite, die er abdeckte, war beeindruckend und eröffnet den Blick auf ein weites Panorama an Themen, die in der Öffentlichkeit der 1960er- und 1970er-Jahre offensichtlich beschäftigt haben. Die Thesen einer «Fundamentalliberalisierung»[35] respektive einer «fundamentalen Liberalität»,[36] die in diesen zwei Jahrzehnten auch in der Schweiz losgestossen wurde,

35 Herbert, Ulrich (Hg.) 2002: Wandlungsprozesse in Westdeutschland, S. 7. Dort zitiert nach Frankfurter Rundschau: 11. 3. 1988.

36 Kreis, Georg 2014: Viel Zukunft – erodierende Gemeinsamkeit, S. 585.

erhärten sich in dieser Arbeit. «Selten war so viel Anfang»[37] titelte die NZZ 2009 und griff damit eine Aussage Peter von Matts auf, der sich an ein Fazit zur Epoche des kulturellen Umbruchs in den 1960er-Jahren gewagt hatte. Treffender könnte man diese «Phase der Gärung»[38] der 1960er- und 1970er-Jahre in der Schweiz nicht auf den Punkt bringen, es war eine Phase der vielen «kleinen Revolutionen».[39] An allen Ecken und Enden war etwas in Bewegung, drohte der Vulkan jeden Moment auszubrechen, die Eiterbeule zu platzen – und mittendrin der Linksintellektuelle Diggelmann, der ebenfalls haltmachte auf dieser komplexen Durchgangsstation der Modernisierungsgeschichte.[40] Ein Intellektueller, der mit seinem Mut zur Verunsicherung «Zeitkritik» betrieb und den «postmodernen Impuls»,[41] wo er konnte, mittrug oder sogar selbst auslöste. Vor Augen hatte er dabei, wie er hundertfach betonte, immer den Menschen, den Menschen, der am Rand stand, der keinen Platz an der Sonne erhalten hatte.

«Was soll ich denn noch sagen zu meinem Leben? Ich bin ein … im Grunde genommen, ein ganz gewöhnlicher Mensch. Das Schlimme ist, dass man aus mir einen ungewöhnlichen Menschen gemacht hat. Das Schlimme ist, dass ich meinem eigenen Erfolg begegnen muss, dass ich in den Zeitungen lesen muss, ständig: ‹Walter Matthias Diggelmann hat gesagt, Walter Matthias Diggelmann hat geschrieben›, und meine Kinder zum Beispiel begreifen das überhaupt nicht, die sagen: ‹Wer ist denn das, der Walter Matthias Diggelmann?› Und meine Frau fragt: ‹Wer ist denn das, der Walter Matthias Diggelmann?› Und ich frage mich: ‹Wer ist denn der Walter Matthias Diggelmann?› und kann nur eines sagen: Das ist einer, der sich selbst zerstört, wie sich die ganze Menschheit zerstört. Prost Menschheit! Auf mich kommts nicht an. Mehr hab ich nicht zu sagen.»[42]

37 Neue Zürcher Zeitung: 23. 9. 2009.
38 Schildt, Axel; Siegfried, Detlef; Lammers, Karl (Hg.) 2000: Dynamische Zeiten, S. 23.
39 Kreis, Georg 2014: Viel Zukunft – erodierende Gemeinsamkeit, S. 585.
40 Luckscheiter, Roman 2007: Der postmoderne Impuls, S. 152, 154.
41 Luckscheiter, Roman 2001: Der postmoderne Impuls, S. 173 f. / Luckscheiter, Roman 2007: Der postmoderne Impuls, S. 151–159.
42 Schweizerisches Literaturarchiv: WMD Nachlass: E-1-D-1-d.

zurück

6 Daten zu Leben und Werk

1927
Walter Matthias Diggelmann kommt am 5. Juli um 9 Uhr als uneheliches Kind der Kellnerin Maria Diggelmann in seiner Heimatgemeinde Mönchaltorf (ZH) zur Welt. Diggelmann ist ihr zweites Kind, erfährt von der Existenz seiner älteren (Halb-)Schwester aber erst Jahrzehnte später.

1929
Zusammen mit seiner Mutter verbringt Diggelmann die ersten eineinhalb Jahre seines Lebens in Basel in einem «Heim für gefallene Mädchen». Maria Diggelmann arbeitet dort in der Waschküche.

1932
Als seine Mutter im Lungensanatorium Walenstadtberg eine Stelle antritt, kann Diggelmann nicht mehr bei ihr wohnen. Er wohnt bei einem kinderlosen Ehepaar in Walenstadt und nennt sie bald seine Pflegeeltern.

1933
Mutter Maria heiratet Alfred Haltiner, einen auf dem Bauerngut des Lungensanatoriums arbeitenden Knecht. Diggelmann akzeptiert ihn nach eigener Aussage rasch als Vater. Die Familie zieht noch im gleichen Jahr nach Rhäzüns (GR). Alfred Haltiner tritt dort eine Stelle als Meisterknecht an, Maria Haltiner findet als Magd eine Anstellung.

1934
Diggelmann besucht für kurze Zeit die Primarschule in Rhäzüns. Als die Mutter schwanger wird, muss Diggelmann zum ältesten Bruder des Stiefvaters Alfred Haltiner ziehen. Dort bleibt er zwei Jahre.

1936
Diggelmann besucht wieder die Primarschule in Rhäzüns, inzwischen die vierte Klasse. Die Mutter wird erneut schwanger, am 15. Dezember 1936 kommt Alfred «Fred» Haltiner zur Welt. Zu seinem Halbbruder wird Diggelmann später ein inniges Verhältnis haben. 1936 allerdings muss er als Folge von dessen Geburt erneut zum Bruder des Stiefvaters ziehen.

1939
Diggelmann erlebt in Rhäzüns Ende August und Anfang September 1939 als Zwölfjähriger die Mobilmachung der Schweizer Armee.

1940
Im Winter besucht Diggelmann fortan die Sekundarschule, im Sommer hütet er während dreier Jahre in Folge im Averstal Kühe auf einer Alp.

1943
Diggelmann besteht im Sommer 1942 die Aufnahmeprüfung für das kantonale Gymnasium in Chur (Oberrealschule) und besucht dieses während rund vier Monaten. Er kann aber nicht an der Schule bleiben und zieht nach Rhäzüns zurück, wo er in einem Sägewerk eine Aushilfsstelle antritt. Noch im gleichen Jahr kann er in Zürich bei seinem Onkel Gottfried Leutert eine Uhrmacherlehre beginnen.

1944
Während der Lehrzeit absolviert Diggelmann einen Einführungskurs beim Fliegerbeobachtungs- und Meldedienst der Luftwaffe. Während dieser Zeit stiehlt er mehrmals aus der Ladenkasse im Uhrmachergeschäft seines Onkels. Nach einem dieser Diebstähle flieht er am 26. September zusammen mit seinem Jugendfreund Arthur Schindler nach Italien. In Como werden die beiden von deutschen Besatzungstruppen der Organisation Todt aufgegriffen und einige Tage später mit einem Gefangenentransport der SS via Mailand nach Dresden gebracht. Die Reise nimmt acht Tage in Anspruch. In Dresden hätten die beiden Burschen ihren Arbeitseinsatz in den Werken der Freya GmbH (Aradowerke) antreten sollen, tatsächlich müssen sie dann für die Firma Hildebrand arbeiten. Nach nur zehn Tagen fliehen sie erneut, bald jedoch folgen die nächste Festnahme und ein vierwöchiger Gefängnisaufenthalt in Ansbach. Danach werden sie in den Werkstätten der Firma Korbacher als Arbeitskräfte eingesetzt. Es kommt noch einmal zur Flucht und wieder zur Festnahme. Es folgen drei Monate Gefängnisaufenthalt in Crailsheim.

1945
Nach der Entlassung aus dem Gefängnis kehren die beiden im Februar in die Schweiz zurück; es folgt ein Verhör durch die Polizei. Für die Diebstähle von 1944 wird Diggelmann angezeigt, erhält von seinem Onkel aber eine zweite Chance. Er darf die Lehre fortführen. Bereits nach vier Wochen taucht Diggelmann erneut ab und beginnt in der Nähe von Zürich als Karrer zu arbeiten, später wird er Ausläufer einer Bäckerei. Parallel dazu beginnt ein Katz-und-Maus-Spiel mit der Vormundschaftsbehörde, die den 18-Jährigen immer wieder ausfindig zu machen sucht. Diggelmann berichtet im Herbst einem entfernt bekannten Chemiestudenten und Kunstmaler von seinen Erlebnissen, ergänzt mit Ausschmückungen und Dazugedichtetem, worauf dieser ihm sagt, er habe das Zeug zum Dichter. Diggelmann lässt auf dem Kreisbüro in seinen Schriftenempfangsschein den Beruf Schriftsteller eintragen.

1946
Im «Volksrecht» wird mit «Matzagitzis erhielt eine Lektion» im Januar 1946 ein erster Text veröffentlicht. Gleichzeitig holt ihn seine Vergangenheit ein. Diggelmann stiehlt erneut und wird durch die Bezirksanwaltschaft Uster in Strafuntersuchung genommen. Zur Persönlichkeitsprüfung wird Diggelmann im März in die Heil- und Pflegeanstalt Rheinau eingewiesen.

Es soll unter anderem untersucht werden, ob Diggelmann geisteskrank ist. Im Schlussbericht wird das verneint, ihm wird aber eine «psychopatische, phantastische Persönlichkeit» zugeschrieben. Im Juni verlässt Diggelmann die Heil- und Pflegeanstalt und wird zu sieben Wochen Gefängnis verurteilt.

1947
Diggelmann übernimmt Gelegenheitsarbeiten als Bauhandlanger, Hotelportier und Casserolier. Im gleichen Jahr absolviert er die Rekrutenschule und unternimmt verschiedene schriftstellerische Versuche. Bis 1953 entstehen nach Aussage von Diggelmann 18 Romane und ein Dutzend Theaterstücke, die er aber allesamt vernichtet.

1949
Diggelmanns Tätigkeit als Regieassistent von Kurt Horwitz am Schauspielhaus Zürich, das zu diesem Zeitpunkt von Kurt Hirschfeld geführt wird, beginnt vermutlich Ende 1948. Diggelmann hat Kontakt mit Friedrich Dürrenmatt, der ihm davon abrät, Theaterstücke zu schreiben. Diggelmann beginnt für die Reklameabteilung der Elite Film AG zu arbeiten und übernimmt die Redaktion des «Elite Magazins», einer Zeitschrift für Film, Theater und Musik. Im Sommer verfasst Diggelmann unter dem Pseudonym Igor Thomas die Erzählung «Werner», daneben entstehen erste Texte fürs Radio-Studio Zürich.

1950
Diggelmann lebt in Bern und ist beim Aare- und Alphaverlag als Lektor tätig, für kurze Zeit übernimmt er die Aufgabe des stellvertretenden Verlagsleiters. Diggelmann wohnt an der Gerechtigkeitsgasse und verkehrt während seines Berner Jahrs im subkulturellen Intellektuellen- und Künstlermilieu. Treffpunkt ist das «Commerce».

1952
Diggelmann ist Zirkusmitarbeiter im von René Simmen neu gegründeten Zirkus Intar.

1953
Diggelmann verfasst Beiträge für das Radio-Studio Zürich und den Schweizerischen Feuilletondienst, gleichzeitig arbeitet er auf der Schreibstube für Stellenlose. Im Sommer tritt er der FDP Kreis 7 der Stadt Zürich bei und heiratet kurz darauf Nelly Gysin, er nennt sie «Tiger». Im September tritt er auf der Direktion des Militärflugplatzes Dübendorf eine neue Stelle an, sein Vorgesetzter und seine Vertrauensperson ist in dieser Zeit Oberst Fritz Gerber.

1954
Geburt von Sohn Daniel Oliver. Diggelmann wird mit dem Hörspielpreis des Radio-Studios Zürich ausgezeichnet. Am 8. Dezember ermöglicht NZZ-Literaturkritiker Werner Weber im Feuilleton den Abdruck von Diggelmanns Erzählung «Valse Musette».

1955
Mit «… mit F 51 überfällig» erscheint im Artemis-Verlag Diggelmanns erster Roman.

1957
Im Artemis-Verlag erscheint ein Sammelband mit dem Titel «Zürcher Windrose», darin Diggelmanns Text «Der Major». Mit dem Sammelband soll dem jungen literarischen Zürich eine Plattform gegeben werden. Im Mai tritt Diggelmann eine Stelle an im Ressort «Hörfolge» bei der SRG; im Radio-Studio Zürich und beim Landessender Beromünster ist er nach wie vor tätig.

1959
Am 25. Februar liest Diggelmann im Rahmen einer Autorenlesung erstmals vor Publikum, er stellt seinen Text «Jeder findet seinen Brutus» vor. Im gleichen Jahr gewinnt er für sein Stück «Drei Väter – zwei Söhne» einen zweiten Preis beim Dramenwettbewerb des Schauspielhauses Zürich. Sein Jugendroman «Die Jungen von Grande Dixence» erscheint im Benziger-Verlag. Im Juli wird Diggelmann Werbetexter und Public-Relations-Redakteur für das Werbe- und PR-Büro von Rudolf Farner.

1960
Geburt der Tochter Sandra Moira. Diggelmanns Roman «Geschichten um Abel» erscheint im Benziger-Verlag.

1961
Nach ersten Erfahrungen bei der «Tat» schreibt Diggelmann mehrere Artikel für die «Weltwoche», sporadisch erscheinen in dieser Zeitung bis 1969 Artikel von ihm.

1962
Im achten und letzten Wiederholungskurs wird Diggelmann in einen Verkehrsunfall verwickelt, seine linke Hand wird zerquetscht. Diggelmann ist danach zu 30 Prozent invalid. Mit seinem Roman «Das Verhör des Harry Wind» (Benziger-Verlag) feiert Diggelmann seinen Durchbruch, er ist danach schweizweit bekannt.

1963
Unter dem Titel «Die Rechnung» erscheint ein Band mit Erzählungen von Diggelmann, in der «National-Zeitung» im Oktober und November zudem eine Artikelserie zur Landesausstellung Expo 64. Diggelmanns Tätigkeit für die «Zürcher Woche» beginnt. Ab dem Frühling schreibt er wöchentlich eine Kolumne zu ganz unterschiedlichen Themen.

1964
Diggelmann muss sich am 13. März 1964 einer Operation an der geschädigten Hand unterziehen. Er schreibt für den Schriftstellertag an der Expo 64 in Lausanne den Einakter «Der Pilot». Am Tag der Aufführung, am 12. September, nimmt er spontan an einer Podiumsdiskussion unter Schriftstellern teil, sein Statement wird zur Initialzündung der «Zertrümme-

zurück

rer»-Debatte. Wie schon nach der Operation unterbricht er im September seine Kolumnentätigkeit bei der «Zürcher Woche». Er überarbeitet seinen Roman «Die Hinterlassenschaft». Am 9. Oktober 1964 erscheint die Kolumne wieder, nun unter dem Titel «Feststellungen». Unter dem Titel «Diggelmann stellt sich» tritt er im November im Untergrundkeller «Junkere 37» in Bern auf.

1965

Diggelmann schreibt Ende April seine letzten regelmässigen Kolumnen für die «Zürcher Woche», bleibt als freier Mitarbeiter aber bis 1967 offiziell Teil der Redaktion. Im Herbst erscheint der Roman «Die Hinterlassenschaft» im Piper-Verlag. Im Oktober wird ein Auftritt in der «Junkere 37» von den Berner Behörden fast verhindert mit dem Hinweis auf ein Gesetz aus dem Jahr 1926. Weil Diggelmann auf ein Honorar verzichtet, muss er dann aber doch kein «Hausiererpatent» lösen.

1966

Im Januar erscheint in den «Basler Nachrichten» Diggelmanns «Offener Brief an mein Vaterland». Wenige Monate später kommt es zur Debatte über die unbewältigte Vergangenheit der Schweiz. Anlässlich des 70. Geburtstags von Lazar Wechsler erscheint in einer Festschrift ein Text von Diggelmann über das Leben des Filmproduzenten. Für Wechsler hat Diggelmann Anfang der 1960er-Jahre diverse Drehbücher geschrieben, die allerdings nicht verfilmt wurden. Am 10. November liest Diggelmann im Zimmertheater von Heddy-Maria Wettstein aus seinem noch in Arbeit befindlichen Roman «Freispruch für Isidor Ruge».

1967

Diggelmanns Roman «Freispruch für Isidor Ruge» wird im Piper-Verlag veröffentlicht. Die Schweizerische Schillerstiftung verleiht ihm dafür einen Preis im Wert von 2000 Franken. An Pfingsten spielt Heddy Maria Wettstein im Zimmertheater ein Monodrama von Diggelmann. In der zweiten Hälfte des Jahres wird eine neue Boulevardzeitung geplant. Um die «Neue Presse» sammelt sich ein Grossteil der Journalistinnen und Journalisten, die in den Monaten zuvor aus Protest die «Zürcher Woche» verlassen haben. Diggelmann ist bei der Neulancierung der «Neuen Presse» mit von der Partie. Er schreibt von November 1967 bis Oktober 1968 für die «Neue Presse», seine Initialen WMD werden schweizweit zum Begriff. Anfang November 1967 tritt Diggelmann im Volkshaus Zürich als Redner an der Kundgebung «Freiheit für Griechenland» auf.

1968

Diggelmann gehört im Nachgang zum Globuskrawall Ende Juni zu den Erstunterzeichnern des «Zürcher Manifests», er wirkt danach aktiv in der Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest mit. Im November 1968 beginnt Diggelmanns Mitarbeit als Kolumnist und Gerichtsberichterstatter beim «Züri-Leu», der ersten Gratiszeitung der Schweiz. Seine Kolumnen laufen unter den Titeln «Zur Sache, Angeklagter», «Feststellungen» und «Gespräche an der Limmat». Diggelmann schreibt bis April 1971 regelmässig für den «Züri-Leu».

1969
Nach der Scheidung von Nelly Gysin heiratet Diggelmann Eliane Schopfer und zieht von Zürich nach Tremona (TI). Das Stück «Der Hexenprozess. Die Teufelaustreiber von Ringwil» und der Roman «Die Vergnügungsfahrt» erscheinen. Diggelmann schreibt zwischen April und August phasenweise für das «ZW-Sonntags-Journal» und ab Oktober (bis Dezember 1970) für «Focus». Auch dort trägt seine Rubrik den Titel «Feststellungen».

1970
Von Diggelmann erscheint bei Radio DRS 1 mit «S'Urächt vo dr Grächtigkeit» ein Mundarthörspiel. Es hat die Jugendunruhen von 1968 zum Thema. Im Mai tritt Diggelmann zusammen mit 21 anderen Schriftstellern aus Protest aus dem Schweizerischen Schriftsteller-Verein aus. Rund eineinhalb Jahre später tritt er dem SSV wieder bei. Im November verteidigt er den Dienstverweigerer Martin Schwander vor dem Divisionsgericht in Thun.

1971
Umzug nach Etagnières (VD). «Der Triumph des Soldaten. Ein Stück in 26 Szenen» wird im Théâtre du Jorat in Mézières bei Lausanne uraufgeführt, das Hörspiel «Sie kennen unsere Methoden nicht» gesendet. Ab März schreibt Diggelmann für die «National-Zeitung» (bis Dezember 1972) regelmässig Beiträge zu verschiedensten Themen. Für die «Neutralität» ist er zwischen November 1971 und Oktober 1972 tätig.

1972
Diggelmanns Buch «Ich und das Dorf» wird vom S.-Fischer-Verlag herausgebracht. In diesem Tagebuch in Geschichten erzählt Diggelmann vom Leben der Menschen im Dorf Tremona. Er lebte dort zwei Jahre. Beiträge für die «Gazette littéraire» zwischen Februar und Juni. Im März beginnt seine Tätigkeit als Kolumnist für das Schwulenmagazin «Du & Ich» (bis August 1973). Ab Dezember schreibt er für «Konzept» (bis Juli 1973, erneut zwischen September 1974 und Dezember 1975).

1973
Es erscheint der Roman «Ich heisse Thomy», der vier Jahre später in Erlenbach zum Skandalbuch gestempelt wird. Das Filmschauspiel «Die Selbstzerstörung des Walter Matthias Diggelmann» wird ausgestrahlt, das Diggelmann selbst einmal als «tiefenpsychologisches Experiment» einstufte. Aufgenommen wurde das von Reni Mertens und Walter Marti produzierte Stück im Théâtre du Jorat in Mézières am 16. Dezember 1972. 1973 trennt sich Diggelmann von Ehefrau Eliane, zieht zurück nach Zürich und lernt im Herbst die NZZ-Feuilletonredakteurin Klara Obermüller kennen. Als Kolumnist findet Diggelmann im September und Oktober 1973 kurz Unterschlupf bei der «Zürcher AZ» (bis 1970 «Volksrecht»). Am 7. Dezember begeht Diggelmanns Halbbruder Fred Haltiner Suizid. Wie in der postum 2019 erschienenen Autobiografie «Dich hat der Esel im Galopp verloren» von Ellen Schwiers bekannt wurde, hatte der Schauspieler, der 1970 im Film «Le Mans» neben Steve McQueen in der zweiten Hauptrolle glänzte, zu dem Zeitpunkt eine Affäre mit Schwiers. Wie Klara Obermüller in einem Gespräch mit «Elle» im Februar 1976 schilderte, soll Dig-

zurück

gelmann kurz nach Fred Haltiners Selbstmord ebenfalls die Absicht gehabt haben, sich umzubringen. Diese Erlebnisse hat Diggelmann im Roman «Aber den Kirschbaum, den gibt es» verarbeitet, der 1975 veröffentlicht wurde.

1974

Das Theaterstück «Menschen glücklich machen oder Das Spiel von Arm und Reich. Eine triviale Kriminalkomödie» wird am 11. Januar unter Chefdramaturg Walter Boris Fischer im Stadttheater Bern uraufgeführt. Mit «Reise durch Transdanubien» erscheint ein weiterer Erzählband von Diggelmann, nun wieder im Benziger-Verlag.

1976

Diggelmann schreibt ein Fernsehspiel zum Thema «Sterbehilfe», es wird am 18. Februar 1976 mit der allerersten «Telearena»-Sendung im Fernsehen ausgestrahlt. Am Schauspielhaus Zürich wird «Die letzte Adresse» uraufgeführt. Im November reisen Obermüller und Diggelmann während knapp eines Monats durch die DDR.

1977

«DDR. Tagebuch einer Erkundungsfahrt» erscheint im Benziger-Verlag. Diggelmann und Obermüller heiraten.

1978

Diggelmann kandidiert als Parteiloser auf der Liste der POCH im Kreis 4 für den Zürcher Gemeinderat und wird Ende Februar gewählt. Bereits im Juli gibt er seinen Rücktritt bekannt. Neben dem Roman «Filippinis Garten» erscheint im Rotpunktverlag «Feststellungen», ein Lesebuch mit politischen Texten und Zeitungsartikeln, die Diggelmann in den 1960er- und 1970er-Jahren geschrieben hat. Am 23. November wird Diggelmann mit Verdacht auf Hirntumor notfallmässig in die Zürcher Universitätsklinik eingeliefert. Die Diagnose lautet Lungenkrebs mit Metastasen im Gehirn. Diggelmann wird am 7. Dezember an der Lunge und am 21. Dezember am Gehirn operiert.

1979

Im Benziger-Verlag erscheint «Schatten. Tagebuch einer Krankheit». Den Rohtext dazu hat Diggelmann im Spital aufs Diktafon gesprochen. Am 29. November stirbt Walter Matthias Diggelmann in seinem Heim in Zürich.

1980

Unter dem Titel «Spaziergänge auf der Margareteninsel» erscheinen im Benziger-Verlag Diggelmanns letzte Erzählungen.

1990

Klara Obermüller übergibt Diggelmanns Nachlass dem neu gegründeten Schweizerischen Literaturarchiv in Bern.

zurück

7 Dank

In der vorliegenden Forschungsarbeit zu Walter Matthias Diggelmann steckt viel Herzblut. Mit der Recherche habe ich im Sommer 2007 begonnen, direkt nach dem Abschluss meines Studiums der Neuesten Schweizer Geschichte an der Universität Bern. Eingereicht habe ich meine Dissertation am 1. Dezember 2016, und im Juni 2017 fand die Disputation statt. Für die Buchvorlage wurde der Text neu strukturiert und überarbeitet.

Zwischen Startpunkt und Zieleinlauf liegen 14 Jahre. In dieser Zeit haben meine Frau und ich geheiratet und sind Eltern geworden von vier Buben, die heute 13, 12, 10 und 8 Jahre alt sind. Im Juni 2009 habe ich eine Vollzeitstelle angetreten bei der Lokalzeitung «Die Botschaft» im Zurzibiet. Nur dank des Entgegenkommens meiner Frau und meines Arbeitgebers war es überhaupt möglich, die Dissertation und das Buchprojekt zu Ende zu bringen. Dafür möchte ich meiner Frau Eva, dem Patron Bernhard Bürli und dem Chefredakteur Thomas Bürli herzlich danken. Immer wenn es Zweifel gab, haben sie mir Mut gemacht, am Ball zu bleiben, «das Ding durchzuziehen» – und haben mir den nötigen Frei- und Spielraum gewährt für die Weiterarbeit. Nicht zuletzt hat die Druckerei Bürli in Döttingen die Druckkosten und den Druck des Buches übernommen und so die Publikation mit ermöglicht.

Der Grosszügigkeit meiner Eltern Sylvia und Martin und meiner Schwiegermutter Barbara Matthäus ist es zu verdanken, dass ich in den 14 Jahren immer ein Studier- und Arbeitszimmer hatte, in das ich mich für meine Arbeit zurückziehen konnte. Meiner Mutter gebührt ein besonderer, sehr herzlicher Dank, denn sie hat alle Kapitel dieser Dissertation mehrfach korrekturgelesen.

Ein nicht weniger grosses Dankeschön möchte ich an Professor Dr. Aram Mattioli richten. Er stand der Dissertation von Beginn weg offen gegenüber und hat mir als Betreuer mit klar verständlichen, immer ehrlichen und mutmachenden Worten den Weg gewiesen. Darüber hinaus hat er in der Entstehungsphase viel Geduld und Verständnis gezeigt. Danken möchte ich auch Professor Dr. Daniel Speich Chassé für die Zweitbegutachtung.

Einen allgemeinen Dank möchte ich an meine ganze Familie richten – alle zusammen haben das Unterfangen von Beginn weg mit grossem Interesse begleitet und mich motiviert, die Arbeit zu einem Abschluss zu bringen. Sehr geholfen haben mir auf dem Weg ins Ziel auch meine Freunde, mit denen ich viel über die Arbeit reden konnte. Dank gebührt allen voran Benjamin Boksberger, aber auch Stephan Bösiger, Alain Künzi, Marcel Burkart und Jennie Chan. Sie haben zu unterschiedlichen Zeitpunkten immer ein offenes Ohr gehabt und mir bisweilen stundenlang zugehört, wenn ich im Detail von meinen Fortschritten berichtet habe.

Klara Obermüller stand mir in zahlreichen Gesprächen Red und Antwort zur Person Diggelmanns und hat ein Echo zur Arbeit abgegeben. Vielen Dank dafür.

Sie hat damit zum Gelingen der Arbeit beigetragen und mir geholfen, den Menschen Diggelmann zu fassen. Das gilt auch für die zahlreichen weiteren Gesprächspartner und Zeitgenossen Diggelmanns.

In der Phase der Recherche und der Sichtung des Quellenmaterials waren mir die Mitarbeitenden des Schweizerischen Literaturarchivs, des Bundesarchivs, des Sozialarchivs, des Archivs für Zeitgeschichte und der Nationalbibliothek eine grosse Hilfe. Speziell hervorheben möchte ich das Team des Schweizerischen Literaturarchivs in Bern, das mich vor allem in der ersten Recherche- und in der Abschlussphase sehr unterstützt hat.

Das Buch, welches Sie nun in der Hand halten, wäre nicht, was es ist, wären da nicht das Team der Druckerei Bürli in Döttingen und dasjenige des Chronos Verlags in Zürich. Beiden spreche ich einen ganz herzlichen Dank aus.

Thomas Färber, September 2021

zurück

8 Abbildungsnachweise

Umschlagbild: Original und Bildrechte bei Klara Obermüller.

Abb. 1: Nebelspalter: 14. 6. 1967. 11
Abb. 2: Original und Bildrechte bei Klara Obermüller. 19
Abb. 3: Bundesarchiv: E 4320 B 1973/17, Band 56. 27
Abb. 4: Schweizerisches Literaturarchiv: WMD-Nachlass: E-4-C-1-a. 33
Abb. 5: Original und Bildrechte bei Klara Obermüller. 37
Abb. 6: Schweizerisches Literaturarchiv: WMD-Nachlass: B-I-FREI. 43
Abb. 7: Anzeiger vom Zürichsee: 27. 2. 1959. 49
Abb. 8: Original und Bildrechte bei Klara Obermüller. 51
Abb. 9a–d: Fotoserie der Comet Photo AG, über die Bildkataloge der ETH Zürich frei zugänglich. 55
Abb. 10: Schweizerisches Literaturarchiv: Nachlass Zeno Zürcher: D-01-a/07. 65
Abb. 11: Original und Bildrechte bei Keystone SDA. 87
Abb. 12: Zürichsee-Zeitung: 18. 5. 1977. 113
Abb. 13: Schweizerisches Literaturarchiv: WMD-Nachlass: D-2-b/04. 116
Abb. 14: Original und Bildrechte bei Keystone SDA. 159
Abb. 15: Tat: 22. 10. 1965. 185
Abb. 16: Nebelspalter: 1. 12. 1965. 191
Abb. 17: Original bei Klara Obermüller, Bildrechte bei Fotostiftung Schweiz. 213
Abb. 18: Original und Bildrechte bei Keystone SDA. 217
Abb. 19: Original und Bildrechte bei Keystone SDA. 229
Abb. 20: Original bei Martin Schwander. 243
Abb. 21: Konzept: 12. 1972 / Du & Ich: 4. 1973. 272
Abb. 22: Original und Bildrechte bei Keystone SDA. 277
Abb. 23: Abgebildet in der Publikation Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest (Hg.) 1968: Wandzeitungen und Plakate. 317
Abb. 24: Nebelspalter: 22. 3. 1972. / Eine Kopie der Karikatur liegt im Nachlass von Hans Ulrich Steger im Archiv für Zeitgeschichte. 337
Abb. 25: Trumpf Buur: 4. 1972. 340
Abb. 26: Abgebildet in Bd. 6 der Diggelmann-Werkausgabe (Edition 8). / Eine Kopie der Karikatur liegt im Nachlass von Hans Ulrich Steger im Archiv für Zeitgeschichte. 359
Abb. 27a–c: Originale bei Klara Obermüller, Bildrechte bei Fotostiftung Schweiz. 361
Abb. 28: Original im Bundesarchiv Berlin, Bestand «BildY 6 Liga für Völkerfreundschaft», Signatur Y6-1335-00. 371
Abb. 29: Original und Bildrechte bei Klara Obermüller. 375
Abb. 30: Original bei Klara Obermüller, Bildrechte bei Karl-Heinz Bagemihl. 379
Abb. 31: Sozialarchiv: POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4. 395
Abb. 32: Original bei Klara Obermüller, Bildrechte unbekannt. 399
Abb. 33: Original bei Klara Obermüller, Bildrechte bei Fotostiftung Schweiz. 417
Abb. 34: Original und Bildrechte bei Klara Obermüller. 433
Abb. 35: Original und Bildrechte bei Keystone SDA. 449
Abb. 36a–b: Schweizerisches Literaturarchiv: WMD-Nachlass: E-1-A-3-a. 460 f.
Abb. 37: Neutralität: 3. 1969. 543
Abb. 38: Original bei Klara Obermüller, Bildrechte bei Fotostiftung Schweiz. 565

zurück

9 Bibliografie Walter Matthias Diggelmann

9.1 Bücher, Theater, Rundfunkbeiträge

Diggelmann, Walter Matthias 1955: … mit F 51 überfällig. Zürich.

Diggelmann, Walter Matthias 1957: Der Major. In: Verwaltungsabteilung des Stadtpräsidenten von Zürich (Hg.) 1957: Zürcher Windrose. Neue Erzählungen. Zürich, S. 81–120.

Diggelmann, Walter Matthias 1958: Drei Väter, zwei Söhne. Schauspiel. 2. Preis ex aequo im Dramen-Wettbewerb des Schauspielhauses Zürich.

Diggelmann, Walter Matthias 1959: Die Jungen von Grande Dixence. Einsiedeln.

Diggelmann, Walter Matthias 1959: Jeder findet seinen Brutus. Schauspiel. Preis im Dramen-Wettbewerb der Stadt Zürich.

Diggelmann, Walter Matthias 1960: Geschichten um Abel. Einsiedeln.

Diggelmann, Walter Matthias 1962: Das Verhör des Harry Wind. Einsiedeln.

Diggelmann, Walter Matthias 1962/64: Sandra. Hörspiel Südwestfunk. Baden-Baden.

Diggelmann, Walter Matthias 1963: Die Rechnung. Einsiedeln.

Diggelmann, Walter Matthias 1963: Ein Hauch von Zweifel. Monodrama. Zürich.

Diggelmann, Walter Matthias 1963: Sie kennen unsere Methode nicht. Hörspiel Südwestfunk. Baden-Baden.

Diggelmann, Walter Matthias 1964: Der Pilot. In: Hilty, Hans Rudolf; Schmid, Max (Hg.) 1964: Modernes Schweizer Theater: Einakter und Szenen. Egnach, S. 21–31.

Diggelmann, Walter Matthias 1964: Crime passionel. Theater.

Diggelmann, Walter Matthias 1964: Tage von süßlicher Wärme. In: Leber Hugo (Hg.) 1964: Texte. Prosa junger Schweizer Autoren. Einsiedeln, S. 175–190.

Diggelmann, Walter Matthias 1965: Die Hinterlassenschaft. München.

Diggelmann, Walter Matthias 1966: Lazar Wechsler. Fragmente eines Lebenslaufes. In: Boveri, Walter; Diggelmann, Walter Matthias et al. 1966: Morgarten kann nicht stattfinden. Lazar Wechsler und der Schweizer Film. Zürich.

Diggelmann, Walter Matthias 1966: Als Zeugin der Verteidigung. Monodrama für Heddy Maria Wettstein.

Diggelmann, Walter Matthias 1966: Der Arzt stellt fest. Filmszenario.

Diggelmann, Walter Matthias 1967: Freispruch für Isidor Ruge. München.

Diggelmann, Walter Matthias 1967: Die Hinterlassenschaft. Berlin.

Diggelmann, Walter Matthias 1967: Machenschaften. Fernsehspiel.

Diggelmann, Walter Matthias 1968: Schweizer sein im Zweiten Weltkrieg. In: Franke, Manfred (Hg.) 1968: Erlebte Zeit. Stuttgart, S. 120–138.

Diggelmann, Walter Matthias 1968: Opposition heisst noch nicht echte Alternative. In: Cortesi, Mario [1968]: Stimmen zur Schweiz. Mario Cortesi sprach mit Peter Bichsel, Kurt Marti, Alfred Rasser, Roman Brodmann, Hans-Rudolf Hilty, Walther Bringolf, Hans Erni, Jörg Steiner, Reynold Tschäppät, Walter M. Diggelmann. Sonderdruck aus der National-Zeitung. Basel, S. 26–28.

Diggelmann, Walter Matthias 1969: Die Vergnügungsfahrt. Frankfurt am Main.

Diggelmann, Walter Matthias 1969: Der Hexenprozess: Die Teufelaustreiber von Ringwil. Bern.

Diggelmann, Walter Matthias 1969: Un vieux riche va mourir. Filmszenario.

Diggelmann, Walter Matthias 1969: Frau Professor Kuhnert. Monodrama. Zürich.

Diggelmann, Walter Matthias [1970]: Das Wunder von Karfreit oder Grossvater, Vater und Sohn. Ein nicht abendfüllendes Stück.

Diggelmann, Walter Matthias 1970: La Succession. Pièce en 11 tableaux. Zürich.

Diggelmann, Walter Matthias 1970: Die eigene Erfahrung. In: Pro Infirmis (Hg.) 1970: Erfahrungen. 14 Autoren zum Thema «Der Behinderte und seine Umwelt». Bern, S. 21–26.
Diggelmann, Walter Matthias 1970: «Um sich innerhalb der Gesellschaft zu äussern.» Gespräch mit Werner Bucher. In: Bucher, Werner; Ammann Georges 1970: Schweizer Schriftsteller im Gespräch. Bd. 2. Basel, S. 47–84.
Diggelmann, Walter Matthias 1970: Oliver. Fernsehspiel.
Diggelmann, Walter Matthias 1970: S'Urächt vo dr Grächtigkeit. Hörspiel. Radio DRS 1. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1971: Die Vergnügungsfahrt. Roman. Mit einer Nachbemerkung von Jean Villain. Berlin.
Diggelmann, Walter Matthias 1971: Im Gespräch mit Synes Ernst. In: Bloch, Peter André (Hg.) 1971: Der Schriftsteller und sein Verhältnis zu Sprache dargestellt am Problem der Tempuswahl. Eine Dokumentation zu Sprache und Literatur der Gegenwart. Bern, S. 41–47.
Diggelmann, Walter Matthias 1971: Der Triumph des Soldaten. Ein Stück in 26 Szenen.
Diggelmann, Walter Matthias 1971: Sie kennen unsere Methode nicht. Hörspiel. Radio DRS 1. Zürich
Diggelmann, Walter Matthias 1972: Kämpfer, Vorbild. In: Zeller, Dieter (Hg.) 1975: Jakob Bührer zu Ehren. Eine Dokumentation. Basel, S. 40 f.
Diggelmann, Walter Matthias 1972: Antwort auf Fragebogen. In: Bloch, Peter; Hubacher, Edwin 1972: Der Schriftsteller in unserer Zeit. Schweizer Autoren bestimmen ihre Rolle in der Gesellschaft. Eine Dokumentation zu Sprache und Literatur der Gegenwart. Bern, S. 100–103.
Diggelmann, Walter Matthias 1972: Ich und das Dorf: Ein Tagebuch in Geschichten. Frankfurt am Main.
Diggelmann, Walter Matthias 1972: Die Fremden. Hörspiel. Radio DRS 1. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1973: Die Selbstzerstörung des Walter Matthias Diggelmann. Ein Film von Walter Marti und Reni Mertens.
Diggelmann, Walter Matthias 1973: Ich heisse Thomy. Frankfurt am Main.
Diggelmann, Walter Matthias 1973: Nicht der einzige … Hörspiel. Radio DRS 2. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1974: Reise durch Transdanubien. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1974: Menschen glücklich machen oder das Spiel von Arm und Reich. Eine triviale Kriminalkomödie. Theater. Uraufführung Stadttheater Bern.
Diggelmann, Walter Matthias 1974: Schweizer Tabus, Schweizer Sünden. In: *Merian*, Heft 1, Jahrgang 28, S. 78–81.
Diggelmann, Walter Matthias 1974: De Rädelsfüerer. Hörspiel. Radio DRS 1. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1975: Pygmalions Tod. Monodrama. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1975: Aber den Kirschbaum, den gibt es. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1975: Kämpfer, Vorbild. In: Zeller, Dieter (Hg.) 1975: Jakob Bührer zu Ehren. Eine Dokumentation. Basel, S. 40 f.
Diggelmann, Walter Matthias 1975: Wenn Träume wahr werden. Hörspiel. Radio DRS 2. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1976: Die letzte Adresse. Theater. Uraufführung Schauspielhaus Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1976: Das Mädchen im Distelwind. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1976: Balladen von süchtigen Kindern. Mit Radierungen von Heinz Treiber. Pfaffenweiler.
Diggelmann, Walter Matthias 1976: Mein Berner Jahr. In: Dickerhof, Urs; Giger, Bernhard 1976: Tatort Bern. Bern, S. 37 f.
Diggelmann, Walter Matthias 1977: Ich heisse Thomy. Mit einem dokumentarischen Anhang. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias; Obermüller, Klara 1977: DDR – Tagebuch einer Erkundungsfahrt. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1977: Der Reiche stirbt. Zürich.

Diggelmann, Walter Matthias 1977: Ein Mann möchte einen Mann kennenlernen. Hörspiel. Radio DRS 1. Zürich
Diggelmann, Walter Matthias 1978: Sieben Ehen. In: Peter Hammer Verlag (Hg.) 1978: Ehe. Erfahrungen – Anfragen – Positionen. Almanach für Literatur und Theologie. Bd. 12. Wuppertal, S. 125–129.
Diggelmann, Walter Matthias 1978: Feststellungen. Ein Lesebuch. Texte 1963 bis 1978. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1978: Zwischenfall auf der Baustelle. Zürich. (Neuauflage von «Die Jungen von Grande Dixence» aus dem Jahr 1959).
Diggelmann, Walter Matthias 1978: Filippinis Garten. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1979: Schatten. Tagebuch einer Krankheit. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias [1980]: Vorbereitungen für das Hochzeitsfest. Einakter. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1980: Spaziergänge auf der Margaretheninsel. Erzählungen. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1980: Spaziergänge auf der Margaretheninsel. In: Diggelmann, Walter Matthias 2000: Der falsche Zug. Erzählungen, Kolumnen, Gedichte. Werkausgabe, Bd. 2. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 197–231.
Diggelmann, Walter Matthias 1980: Einige letzte Worte des grossen Mainardi in der Nacht seines Sterbens. Hörspiel. Radio DRS 2. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1980: Der Star oder Auch Betrüger machen Karrière. Theater. Uraufführung Landestheater Schwaben in Memmingen.
Diggelmann, Walter Matthias 1982: Die Hinterlassenschaft. Mit einem Nachwort von Bernhard Wenger. Unveränderter Neudruck der 1965 erschienen Erstausgabe. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1982: Tage von süsslicher Wärme. Erzählungen. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 1986: 20 Geschichten. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Roland Links. Leipzig.
Diggelmann, Walter Matthias 1992: Der Tag erzählt seine eigene Geschichte. Ein Lesebuch. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Klara Obermüller. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 2000: Geschichten um Abel und ausgewählte frühe Erzählungen. Werkausgabe, Bd. 1. Mit einer Einleitung von Jean Villain und einem Nachwort von Roland Links. Herausgegeben von Klara Obermüller. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 2000: Der falsche Zug. Erzählungen, Kolumnen, Gedichte. Werkausgabe, Bd. 2. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 2002: Das Verhör des Harry Wind. Werkausgabe, Bd. 3. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 2003: Die Hinterlassenschaft. Werkausgabe, Bd. 4. Einführung von Hans Ulrich Jost. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 2004: Filippinis Garten. / Schatten: Tagebuch einer Krankheit. Werkausgabe, Bd. 5. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias [unbekannt]: Diggelmann über Diggelmann. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S.16–18.
Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich.
Diggelmann, Walter Matthias 2020: Die Hinterlassenschaft. Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort von Margit Gigerl. Zürich.

9.2 Zeitungsartikel

Badener Tagblatt: 6. 10. 1979: «Ich habe Angst vor allem».
Basler Nachrichten: 22./23. 1. 1966: Offener Brief an mein Vaterland.
Basler Zeitung: 17. 6. 1978: Ich verlange als Bürger eine sachliche Information.
Bücherpost: 12. 1965: Warum ich keiner politischen Partei angehöre.
Bücherpost: 5./6. 1967: Schriftsteller sein in der heutigen Zeit.
Civitas: 4. 1967: Die Antwort eines Atheisten, S. 663.
COOP/Genossenschaft: 2. 11. 1972: «O mein Vaterland, O mein Heimatland …».
COOP/Genossenschaft: 29. 3. 1973: Heinrichs Illusionen.
COOP/Genossenschaft: 11. 7. 1974: Begegnungen in Budapest.
Das ideale Heim: 1. 1972: Erblich entlastet.
Di Ander Zitig: 17. 4. 1975: Schriftsteller sein.
Di Ander Zitig: 25. 5. 1976: Seid ungehorsam, ihr werdet noch früh genug gehorsam!
Die letzte Adresse: 6. 1976: Notizen zu Erfahrungen.
Drehpunkt: 6. 1978: Filippinis Garten.
Du & Ich: 3. 1972: Die «Gerechten» und die «Selbstgerechten».
Du & Ich: 4. 1972: «Wer wirft den ersten Stein?»
Du & Ich: 5. 1972: Liebe, Sexualität, Kirche und Menschen.
Du & Ich: 6. 1972: Jagdszenen in Bayern.
Du & Ich: 7. 1972: Kaiser von Gottes Gnaden.
Du & Ich: 8. 1972: Haschisch – ein neuer Sündenbock.
Du & Ich: 9. 1972: Die Rechten und die Linken.
Du & Ich: 10. 1972: «Die Morgenlandfahrer».
Du & Ich: 11. 1972: Wir und die Juden.
Du & Ich: 12. 1972: Das Weihnachtskind.
Du & Ich: 1. 1973: Verraten und verloren?
Du & Ich: 2. 1973: Reaktionen.
Du & Ich: 3. 1973: Anarchie oder: Missbrauch eines Wortes.
Du & Ich: 4. 1973: Das Lernen verlernt.
Du & Ich: 5. 1973: Absurditäten.
Du & Ich: 6. 1973: Liebst du mich oder liebst du mich nicht?
Du & Ich: 7. 1973: Wer darf mitbestimmen?
Du & Ich: 8. 1973: Eigentum macht bös.
Du: 11. 1962: Walter M. Diggelmann. 1927.
Femina: […] 1972: Die Kinderstadt von Fót.
Femina: 22. 1. 1975: Lazar Wechsler. Gründer der Praesens-Film.
Focus: 10. 1969: Feststellungen.
Focus: 11. 1969: Feststellungen.
Focus: 12. 1969: Feststellungen.
Focus: 1. 1970: Feststellungen.
Focus: 2. 1970: Feststellungen.
Focus: 3. 1970: Feststellungen.
Focus: 4. 1970: Feststellungen.
Focus: 5. 1970: Feststellungen.
Focus: 6. 1970: Feststellungen.
Focus: 12. 1970: Militärgericht gegen Martin Schwander.
Focus: 12. 1971: Telegram an Berns Stadtpräsident.
Focus: 5. 1973: Journalisten-Disput.
Frau Hofers Storch: 12. 1970: In Sachen Militärgericht gegen Martin Schwander.
Gazette littéraire: 26./27. 2. 1972: L'écrivain producteur de marchandise littéraire.

Gazette littéraire: 18./19. 3. 1972: L'inauguration de la bibliothèque au village.
Gazette littéraire: 19./20. 4. 1972: Impact: les idéalistes de Lausanne.
Gazette littéraire: 20./21. 5. 1972: La maladie d'écrire.
Gazette littéraire: 10./11. 6. 1972: Bâti sur du sable ou la thérapeutique par le cinéma.
Intermed: 4. 1972: Les médecins et l'argent.
Kolibri: 4. 12. 1970: In Sachen Militärgericht gegen Martin Schwander.
Konzept: 12. 1972: Das Lernen verlernt.
Konzept: 1. 1973: Mal was Ketzerisches gegen die Linken.
Konzept: 2. 1973: Bertschi ist der Grösste.
Konzept: 4. 1973: Heinrichs Illusionen.
Konzept: 5. 1973: Eigentum macht bös.
Konzept: 6. 1973: Plädoyer für eine starke Armee.
Konzept: 7. 1973: Wer ist ein Volksfeind?
Konzept: 6. 1974: Alexander Solschenizyns «heiles Innenleben».
Konzept: 9. 1974: Sommerlektüre.
Konzept: 10. 1974: Meine «Altweibersommer»-Lektüre.
Konzept: 11. 1974: Auf den Hund gekommen.
Konzept: 12. 1974: Vom Glück der besten Jahre.
Konzept: 1. 1975: «Nie mehr Steuern zahlen».
Konzept: 2. 1975: «Gueti Manne».
Konzept: 3. 1975: «Die Gewehre der Frau Carrar».
Konzept: 4. 1975: Die Gerechten.
Konzept: 5. 1975: BILD am Sonntag.
Konzept: 6. 1975: Wie recht ist ein Rechtsstaat.
Konzept: 9. 1975: Verregnete Sommerlektüre.
Konzept: 11. 1975: Die Reise begann in Moskau.
Konzept: 12. 1975: Epitaph für Jakob Bührer.
Konzept: 2. 1977: «Wir geben viel, und wir verlangen viel».
Kulturmagazin: Sommer 1977: Günter Netzer zur «Notschlachtung» freigeben.
Kulturmagazin: 10. 1978: Vollzugsbeamter Rittmeyer.
Leserzeitung: 7. 9. 1976: Bundesrat Furglers Vision eines humanen Strafvollzugs. Gespräch von Walter Matthias Diggelmann mit Bundesrat Kurt Furgler.
Leserzeitung: 28. 2. 1978: Bürgerschutz- oder Bürgerkriegstruppe? Gespräch von Walter Matthias Diggelmann und Heinz Däpp mit Bundesrat Kurt Furgler.
Mitgliederinformation der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest: 11. 1977: So einfach ist alles.
National-Zeitung: 17. 12. 1960: Hermann Hiltbrunner.
National-Zeitung: 20. 10. 1963: Von diesem Fest sollen sie …
National-Zeitung: 31. 10. 1963: Die Ideen seien nicht verloren.
National-Zeitung: 4. 11. 1963: Eminent menschlich – eminent schweizerisch.
National-Zeitung: 12. 11. 1963: Lasst Zahlen sprechen.
National-Zeitung: 14. 11. 1963: Verständnis für die Schweiz wecken.
National-Zeitung: 18. 11. 1963: Wettbewerbe bleiben fragwürdig.
National-Zeitung: 10. 1. 1970: Faschismus in der Schweiz.
National-Zeitung: 30. 6. 1971: Nur die Autoren haben sie vergessen.
National-Zeitung: 11. 7. 1971: Schwierige Zeiten.
National-Zeitung: 17. 7. 1971: Nur unter persönlichen Opfern.
National-Zeitung: 18. 7. 1971: Hiroshima: Bomben und Lügen.
National-Zeitung: 31. 7. 1971: «Gruppe Olten» – eine Zwischenbilanz.
National-Zeitung: 1. 8. 1971: Alfredos Klage.
National-Zeitung: 15. 8. 1971: Mein Sohn und die langen Haare.

National-Zeitung: 23. 9. 1971: «Du bist unbelehrbar», sagte er.
National-Zeitung: 5. 12. 1971: Über Urteile und Vorurteile.
National-Zeitung: 9. 1. 1972: Krieg und Frieden.
National-Zeitung: 12. 1. 1972: Krankenversicherung – selber krank.
National-Zeitung: 16. 1. 1972: Kein Lohn – und ins Spital?
National-Zeitung: 19. 1. 1972: Das klassenlose Krankenhaus.
National-Zeitung: 23. 1. 1972: Die Ärzte bitten zur Kasse.
National-Zeitung: 26. 1. 1972.: Wie soll unsere Zukunft aussehen?
National-Zeitung: 27. 2. 1972: Wie frei ist ein freier Schriftsteller?
National-Zeitung: 12. 3. 1972: Brennende Herzen.
National-Zeitung: 23. 4. 1972: Dorfbibliothek.
National-Zeitung: 13. 5. 1972: Töten und getötet werden.
National-Zeitung: 20. 5. 1972: Die «Handwerker» von Etagnières.
National-Zeitung: 17. 6. 1972: Daniel Keel hat ein Lob verdient.
National-Zeitung: 29. 7. 1972: Was lesen Arbeiter?
National-Zeitung: 23. 9. 1972: Zeichen an der Wand entziffert.
National-Zeitung: 28. 10. 1972: Der «Zögling» passt nicht ins Vokabular.
National-Zeitung: 4. 11. 1972: Revolutionäres Vorbild.
National-Zeitung: 11. 11. 1972: Jakob Bührer zu Ehren. Kämpfer, Vorbild.
National-Zeitung: 20. 12. 1972: Nochmals zur Kinderstadt Fot.
National-Zeitung: 30. 6. 1973: Warum ich nicht Korporal wurde.
Nebelspalter: 20. 4. 1966: Antwort eines «Nonkonformisten».
Neue Presse: 1. 11. 1967: Ich trage meine Haut zu Markte.
Neue Presse: 6. 11. 1967: Viel Lärm um Dürrenmatt.
Neue Presse: 6. 11. 1967: WMD.
Neue Presse: 7. 11. 1967: Francos Leidensweg.
Neue Presse: 8. 11. 1967: Sind Neger Menschen?
Neue Presse: 9. 11. 1967: TV-Kritik.
Neue Presse: 10. 11. 1967: WMD.
Neue Presse: 13. 11. 1967: TV-Kritik.
Neue Presse: 15. 11. 1967: «Ehrenrührige Behauptungen».
Neue Presse: 16. 11. 1967: WMD.
Neue Presse: 17. 11. 1967: Langstreckenläufer.
Neue Presse: 23. 11. 1967: TV-Kritik.
Neue Presse: 24. 11. 1967: WMD.
Neue Presse: 30. 11. 1967: Rassers Eid kam per Brief.
Neue Presse: 1. 12. 1967: WMD.
Neue Presse: 4. 12. 1967: WMD.
Neue Presse: 12. 12. 1967: Ich walze von Ort zu Ort.
Neue Presse: 16. 12. 1967: Hilfe für hilflose Kinder.
Neue Presse: 16. 12. 1967: WMD.
Neue Presse: 19. 12. 1967: Das Buch des Jahres.
Neue Presse: 22. 12. 1967: TV-Kritik.
Neue Presse: 27. 12. 1967: WMD.
Neue Presse: 29. 12. 1967: Neuer Direktor ante portas.
Neue Presse: 6. 1. 1968: Benno Besson lässt schön grüssen …
Neue Presse: 9. 1. 1968: Helga ohne Nervenkitzel.
Neue Presse: 9. 1. 1968: WMD.
Neue Presse: 11. 1. 1968: Lieber Werner Wollenberger …
Neue Presse: 11. 1. 1968: WMD.
Neue Presse: 15. 1. 1968: WMD.

zurück

Neue Presse: 17. 1. 1968: Sie suchen ihre Toten.
Neue Presse: 18. 1. 1968: Wozu aufbauen?
Neue Presse: 18. 1. 1968: Epidemie, Plündern, Retten …
Neue Presse: 19. 1. 1968: Sizilien ohne Jesus.
Neue Presse: 24. 1. 1968: Löfflers Team.
Neue Presse: 27. 1. 1968: WMD.
Neue Presse: 7. 2. 1968: Kein Pardon für «pardon».
Neue Presse: 8. 2. 1968: WMD.
Neue Presse: 10. 2. 1968: Durch Sport Kultur verhindern.
Neue Presse: 12. 2. 1968: WMD.
Neue Presse: 15. 2. 1968: WMD.
Neue Presse: 16. 2. 1968: WMD.
Neue Presse: 20. 2. 1968: Theologie in Farben.
Neue Presse: 21. 2. 1968: Aus Protest.
Neue Presse: 21. 2. 1968: WMD.
Neue Presse: 24. 2. 1968: WMD.
Neue Presse: 6. 3. 1968: WMD.
Neue Presse: 11. 3. 1968: WMD.
Neue Presse: 12. 3. 1968: WMD.
Neue Presse: 14. 3. 1968: WMD.
Neue Presse: 16. 3. 1968: Zum Abschied Brecht.
Neue Presse: 18. 3. 1968: WMD.
Neue Presse: 26. 3. 1968: WMD.
Neue Presse: 28. 3. 1968: Pest.
Neue Presse: 28. 3. 1968: WMD.
Neue Presse: 3. 4. 1968: WMD.
Neue Presse: 5. 4. 1968: WMD.
Neue Presse: 9. 4. 1968: WMD.
Neue Presse: 18. 4. 1968: WMD.
Neue Presse: 20. 4. 1968: WMD.
Neue Presse: 23. 4. 1968: WMD.
Neue Presse: 27. 4. 1968: Er konnte den Fuss nicht vom Gaspedal nehmen – und Sie?
Neue Presse: 30. 4. 1968: WMD.
Neue Presse: 1. 5. 1968: Gastarbeiter: Statt 5%-Abbau Ausweisung!
Neue Presse: 1. 5. 1968: WMD.
Neue Presse: 6. 5. 1968: WMD.
Neue Presse: 8. 5. 1968: WMD.
Neue Presse: 9. 5. 1968: Für Sie gelesen.
Neue Presse: 10. 5. 1968: WMD.
Neue Presse: 14. 5. 1968: WMD.
Neue Presse: 16. 5. 1968: WMD.
Neue Presse: 21. 5. 1968: WMD.
Neue Presse: 22. 5. 1968: Gelesen.
Neue Presse: 24. 5. 1968: WMD.
Neue Presse: 29. 5. 1968: WMD.
Neue Presse: 7. 6. 1968: WMD.
Neue Presse: 11. 6. 1968: Teo Otto 1904–1968.
Neue Presse: 15. 6. 1968: Gelesen.
Neue Presse: 18. 6. 1968: Diggelmann und die Tretmänner.
Neue Presse: 20. 6. 1968: WMD.
Neue Presse: 27. 6. 1968: WMD.

Neue Presse: 5. 7. 1968: «Den Konflikt erforschen!»
Neue Presse: 12. 7. 1968: WMD.
Neue Presse. 14. 7. 1968: WMD.
Neue Presse: 16. 7. 1968: WMD.
Neue Presse: 17. 7. 1968: WMD.
Neue Presse: 18. 7. 1968: WMD.
Neue Presse: 19. 7. 1968: WMD.
Neue Presse: 23. 7. 1968: WMD.
Neue Presse: 24. 7. 1968: WMD.
Neue Presse: 25. 7. 1968: WMD.
Neue Presse: 26. 7. 1968: WMD.
Neue Presse: 27. 7. 1968: WMD.
Neue Presse: 29. 7. 1968: WMD.
Neue Presse: 30. 7. 1968: WMD.
Neue Presse: 31. 7. 1968: WMD.
Neue Presse: 1. 8. 1968: WMD.
Neue Presse: 2. 8. 1968: WMD.
Neue Presse: 3. 8. 1968: WMD.
Neue Presse: 4. 8. 1968: WMD.
Neue Presse: 6. 8. 1968: WMD.
Neue Presse: 7. 8. 1968: WMD.
Neue Presse: 8. 8. 1968: WMD.
Neue Presse: 9. 8. 1968: WMD.
Neue Presse: 10. 8. 1968: WMD.
Neue Presse: 15. 8. 1968: WMD.
Neue Presse: 3. 9. 1968: WMD.
Neue Presse: 4. 9. 1968: WMD.
Neue Presse: 5. 9. 1968: WMD.
Neue Presse: 6. 9. 1968: WMD.
Neue Presse: 10. 9. 1968: WMD.
Neue Presse: 11. 9. 1968: WMD.
Neue Presse: 12. 9. 1968: WMD.
Neue Presse: 13. 9. 1968: WMD.
Neue Presse: 14. 9. 1968: WMD.
Neue Presse: 17. 9. 1968: WMD.
Neue Presse: 18. 9. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 19. 9. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 20. 9. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 21. 9. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 24. 9. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 25. 9. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 26. 9. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 27. 9. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 1. 10. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 2. 10. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 4. 10. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 5. 10. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 8. 10. 1968. WMD aus Paris.
Neue Presse: 12. 10. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 13. 10. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 15. 10. 1968: WMD aus Paris.

Neue Presse: 17. 10. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 18. 10. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 21. 10. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 22. 10. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 23. 10. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 24. 10. 1968: WMD aus Paris.
Neue Presse: 25. 10. 1968: WMD aus Paris.
Neue Zürcher Zeitung: 1. 8. 1954: Warum ich schreibe.
Neue Zürcher Zeitung: 8. 12. 1954: Valse musette …
Neue Zürcher Zeitung: 23. 5. 1955: Der Herzog.
Neue Zürcher Zeitung: 30. 8. 1955: In der Vorortbahn.
Neue Zürcher Zeitung: 3. 12. 1975: Zensur aus Devisenmangel?
Neutralität: 12. 1965: Warum ich keiner politischen Partei angehöre.
Neutralität: 9. 1967: Die Ambulanz.
Neutralität: 1. 1968: Aus dem Ungarischen Tagebuch.
Neutralität: 6. 1968: Die Demokratie verwirklichen.
Neutralität: 11. 1968: Bier am Heiligen Abend.
Neutralität: 11. 1971: Alle reden vom Faschismus.
Neutralität: 11. 1971: Die Rechten und die Linken.
Neutralität: 12. 1971: Wir, die Neutralen.
Neutralität: 1. 1972: Militarismus kontra Pazifismus.
Neutralität: 1. 1972: Notwendige Antwort.
Neutralität: 1. 1972: Wir, die Staatsfeinde.
Neutralität: 2. 1972: Das Beispiel Genf.
Neutralität: 2. 1972: Unsere Kommunisten.
Neutralität: 3. 1972: Was ein rechter Schweizer ist …
Neutralität: 5. 1972: «Als der Krieg zu Ende war».
Neutralität: 6. 1972: Soll man dem «Trumpf Buur» schreiben?
Neutralität: 7./8. 1972: Zardini.
Neutralität: 9. 1972: Wir und die Juden.
Neutralität: 10. 1972: Keine Razzien gegen Prominente.
POCH-Zeitung: 9. 6. 1977: Die Ballade von A. B. in E.
POCH-Zeitung: 22. 12. 1977: Ein Brief zu Stammheim.
POCH-Zeitung: […]: Stefan.
POCH-Zeitung: 12. 1. 1978: Diggelmann: Ich kandidiere.
POCH-Zeitung: 17. 8. 1978: Eine persönliche Erklärung zu meinem Rücktritt.
Programmblatt Neue Schauspiel AG: 6. 1976: Die letzte Adresse. Notizen zu Erfahrungen.
Rot Leu: 2. 1978: Geschichte schreiben.
Rot Leu: 5. 1978: Literatur und Politik.
Rot Leu: 6. 1978: Rettet das Theater am Neumarkt.
Schaffhauser Nachrichten: 26. 2. 1972: Diggelmanns Antwort.
Schweizer Illustrierte: […] 1964: Walter Matthias Diggelmann.
Sonntag: 51. 1965: Diggelmann und die «Parteien der Ordnung». Aus einer Rede des Schweizer Schriftstellers in Zürich-Oerlikon Ende Oktober.
Tages-Anzeiger: 13. 3. 1964: Das Abenteuer Hörspiel.
Tages-Anzeiger: 1. 2. 1967: Eine Antwort von Walter M. Diggelmann.
Tages-Anzeiger: 17. 5. 1977: Erlenbacher Lehrerin: Wer hat den Schwarzpeter?
Tages-Anzeiger-Magazin: 18. 3. 1972: Leserbrief.
Tages-Anzeiger-Magazin: 22. 9. 1973: Leserbrief.
Tat: 8. 1. 1959: Terror ist immer stärker.
Tat: 23. 5. 1975: Diggelmanns Wahrheit.

Tat: 19. 9. 1977: Terroristen und ihre Sympathisanten.
Team: 4. 1971: «Liebet und vermehret euch».
Team: 11. 1973: Wie wird man eine Leseratte.
Tell: 7. 12. 1979: Das letzte Kapitel.
TV-Radio Zeitung: 9. 4. 1972: Ich und «Maxli Lehmann».
TV-Radio-Zeitung: 26. 1978: Ganz schlimme Denunziation.
Volksrecht: 4. 1. 1946: Matzagitzis erhielt eine Lektion.
Volksrecht: 29. 5. 1964: Mein Beitrag zur geistigen Landesverteidigung.
Volksrecht: 19. 9. 1964: Die Zukunft ist auch nicht mehr das … was sie einmal war (Paul Valéry).
Volksrecht: 31. 7. 1965: Ich freue mich auf …
Volksrecht: 2. 11. 1965: Ein Gartenzwerg gibt Auskunft: Warum ich keiner politischen Partei angehöre.
Volksrecht: 24. 12. 1965: Matzagitzis erhielt eine Lektion.
Volksrecht: 31. 12. 1965: Das Recht auf Schuldigsein.
Volksstimme: 5. 7. 1957: Jakob und der Wolf.
Vorwärts: 13. 1. 1966: Das Recht auf Schuldigsein.
Vorwärts: 19. 1. 1967: Briefwechsel über «Die Hinterlassenschaft».
Weltwoche: 18. 9. 1959: Auskunft eines jungen Schriftstellers.
Weltwoche: 3. 2. 1961: Tragisches Ende eines grossen Chirurgen.
Weltwoche: 17. 2. 1961: So arbeitete Thomas Mann.
Weltwoche: 23. 6. 1961: Helden und Heilige von Turin.
Weltwoche: 14. 7. 1961: Camogli – die Stadt der Kapitäne.
Weltwoche: 28. 7. 1961: Die Gefahr trägt ein freundliches Gesicht.
Weltwoche: 26. 1. 1962: Requiem auf die Winterfreuden.
Weltwoche: 29. 3. 1963: Kurz vor dem Ende des Krieges.
Weltwoche: [September] 1964: Die Schweiz – provinziell, solange nicht entdeckt.
Weltwoche: 30. 7. 1965: Die Bundesfeier der Schweizer Schriftsteller.
Weltwoche: 31. 12. 1965: Versuch, ein Selbstporträt zu schreiben.
Weltwoche: 22. 4. 1966: Ein Rezept, wie man aus schweizerischer Vergangenheit Bücher, Romane oder gar Kapital schlagen kann?
Weltwoche: 28. 7. 1967: Notizen aus dem Tagebuch.
Weltwoche: 24. 10. 1969: Politische Pornographie.
Weltwoche: 18. 12. 1974: Man müsste hart sein können.
Zeitdienst: 18. 8. 1978: Schriftsteller in unserer Zeit. Diggelmann antwortet …
Zürcher AZ: 3. 6. 1970: Die grosse Weigerung.
Zürcher AZ: 8. 5. 1971: Weltbild des Zürcher Freisinns.
Zürcher AZ: 1./2. 6. 1973: Ohne Titel (75 Jahre Zürcher AZ).
Zürcher AZ: 26. 9. 1973: Sehend geworden.
Zürcher AZ: 2. 10. 1973: Die liberalen Vertreter des reichen Standes.
Zürcher AZ: 12. 10. 1973: Im heiligen Zorn.
Zürcher AZ: 16. 10. 1973: Wie gefährlich ist James Schwarzenbach?
Zürcher AZ: 23. 10. 1973: «Trumpf Buur» verteidigt chilenischen Massenmörder.
Zürcher AZ: 7. 11. 1973: Antwort an Herrn Fred Hirs vom «Tages-Anzeiger».
Zürcher Woche: 19. 8. 1960: Zum «Fall Jaccoud».
Zürcher Woche: 16. 12. 1960: Literarischer Mordversuch in Zürich.
Zürcher Woche: 6. 1. 1961: Nochmals: Rollschuhlärm.
Zürcher Woche: 15. 6. 1962: Auskunft auf dem Steueramt.
Zürcher Woche: [November] 1962: Crime passionnel.
Zürcher Woche: 26. 4. 1963: Ein Urlauber.
Zürcher Woche: 31. 5. 1963: Von der öffentlichen Hand ins Maul.
Zürcher Woche: 7. 6. 1963: Nicht so laut, wir sind in der Schweiz!

Zürcher Woche: 14. 6. 1963: Auch Sie haben unbeschränkte Aufstiegsmöglichkeiten.
Zürcher Woche: 21. 6. 1963: Was tun die Zechpreller?
Zürcher Woche: 28. 6. 1963: Zwischen Güllen und Andorra.
Zürcher Woche: 28. 6. 1963. «Der neue Ton».
Zürcher Woche: 5. 7. 1963: Wer sind denn eigentlich die Schwätzer?
Zürcher Woche: 12. 7. 1963: Das unmenschliche menschliche Versagen.
Zürcher Woche: 19. 7. 1963: «… um uns zu verteidigen, um uns zu ernähren …».
Zürcher Woche: 26. 7. 1963: Wieder winkte ein blutiges Fest.
Zürcher Woche: 2. 8. 1963: Gesucht ein Publikum.
Zürcher Woche: 9. 8. 1963: Im Jahre 18 nach Hiroshima …
Zürcher Woche: 16. 8. 1963: Die Seelenschnüffler.
Zürcher Woche: 23. 8. 1963: Ein Volk von bösen Hirten?
Zürcher Woche: 30. 8. 1963: Die Preisgehörnten.
Zürcher Woche: 6. 9. 1963: Jeder ist gross nach dem Mass der Grösse …
Zürcher Woche: 13. 9. 1963: Offener Brief an einen Ohrfeiger.
Zürcher Woche: 20. 9. 1963: Zitate und mehr …
Zürcher Woche: 27. 9. 1963: Schlagt die Juden …
Zürcher Woche: 4. 10. 1963: Kein Ankerplatz für Seelen.
Zürcher Woche: 11. 10. 1963: Es ist besser, sie nicht brauchen zu müssen.
Zürcher Woche: 18. 10. 1963: Dialog 1963.
Zürcher Woche: 25. 10. 1963: Das Leben ist billig geworden.
Zürcher Woche: 1. 11. 1963: Gesucht: Gespräch.
Zürcher Woche: 8. 11. 1963: Ein Auto verschenkt.
Zürcher Woche: 15. 11. 1963: Blickt nach Schweden.
Zürcher Woche: 22. 11. 1963: Die Loyalisten.
Zürcher Woche: 29. 11. 1963: Dem Tüchtigen gehört die Welt.
Zürcher Woche: 6. 12. 1963: Lasset die Kinder aus dem Spiel.
Zürcher Woche: 6. 12. 1963: Nächte vor Weihnachten.
Zürcher Woche: 13. 12. 1963: Die jungen Autoren-Buben.
Zürcher Woche: 20. 12. 1963: Dialog mit meinem Sohn.
Zürcher Woche: 3. 1. 1964: Darauf müssen wir zurückkommen.
Zürcher Woche: 10. 1. 1964: Von der Bereicherung des Geistes.
Zürcher Woche: 17. 1. 1964: Kein Platz für Italienerkinder …
Zürcher Woche: 31. 1. 1964: Vom Abschiessen.
Zürcher Woche: 7. 2. 1964: Kann man mit Polizisten reden?
Zürcher Woche: 21. 2. 1964: Freiwild?
Zürcher Woche: 28. 2. 1964: Hans im Glück.
Zürcher Woche: 6. 3. 1964: Schreckliches Gesicht …
Zürcher Woche: 22. 5. 1964: Geistige Landesverknechtung.
Zürcher Woche: 29. 5. 1964: Whisky und Weisswandreifen.
Zürcher Woche: 12. 6. 1964: Zu wenig gelesen …
Zürcher Woche: 19. 6. 1964: Geschichten aus dem Bestiarium.
Zürcher Woche: 26. 6. 1964: «Fall Schweiz im Kalten Krieg».
Zürcher Woche: 3. 7. 1964: Ein Volk von was?
Zürcher Woche: 10. 7. 1964: «DM 26 500 000 000».
Zürcher Woche: 24. 7. 1964: Wer zuletzt denkt …
Zürcher Woche: 9. 10. 1964: Feststellungen.
Zürcher Woche: 16. 10. 1964: Feststellungen.
Zürcher Woche: 23. 10. 1964: Feststellungen.
Zürcher Woche: 30. 10. 1964: Feststellungen.
Zürcher Woche: 6. 11. 1964: Feststellungen.

Zürcher Woche: 13. 11. 1964: Feststellungen.
Zürcher Woche: 27. 11. 1964: Feststellungen.
Zürcher Woche: 4. 12. 1964: Feststellungen.
Zürcher Woche: 11. 12. 1964: Feststellungen.
Zürcher Woche: 18. 12. 1964: Wenn schon geschenkt werden muss …
Zürcher Woche: 19. 2. 1965: Feststellungen.
Zürcher Woche: 26. 2. 1965: Feststellungen.
Zürcher Woche: 19. 3. 1965: Aufgewärmtes Réduit?
Zürcher Woche: 26. 3. 1965: Feststellungen.
Zürcher Woche: 2. 4. 1965: In Memoriam: Richard Schweizer.
Zürcher Woche: 9. 4. 1965: Feststellungen.
Zürcher Woche: 16. 4. 1965: Feststellungen.
Zürcher Woche: 23. 4. 1965: Feststellungen.
Zürcher Woche: 30. 4. 1965: Feststellungen.
Zürcher Woche: 3. 9. 1965: Das Grauen von Mattmark.
Zürcher Woche: 29. 7. 1966: Du kennst den Schreiber, such keinen anderen.
Zürichsee-Zeitung: 30. 4. 1977: Erlenbachs «gerechte Welt».
Zürichsee-Zeitung: 24. 5. 1977: Einen «Fall Diggelmann» machen?
Züri-Leu: 1. 8. 1968: Menschen statt Schweizer.
Züri-Leu: 21. 11. 1968: Schmerz-Geld statt Schmerzensgeld.
Züri-Leu: 28. 11. 1968: Auch eine Weihnachtsgeschichte.
Züri-Leu: 5. 12. 1968: «Die Klatschmänner».
Züri-Leu: 19. 12. 1968: Einmal leben – nie mehr leben?
Züri-Leu: 26. 12. 1968: Immer nur Gas!
Züri-Leu: 9. 1. 1969: Streit im Treppenhaus.
Züri-Leu: 9. 1. 1969: Hoffmanns Erzählungen.
Züri-Leu: 9. 1. 1969: «Dimitri, der Clown».
Züri-Leu: 16. 1. 1969: Hoffmanns Erzählungen.
Züri-Leu: 23. 1. 1969: Der alte Mann und das Unglück.
Züri-Leu: 23. 1. 1969: Hoffmanns Erzählungen.
Züri-Leu: 30. 1. 1969: Hoffmanns Erzählungen.
Züri-Leu: 6. 2. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 13. 2. 1969: Karl der Kleine.
Züri-Leu: 20. 2. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 27. 2. 1969: Ada und die Pillen.
Züri-Leu: 6. 3. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 13. 3. 1969: Junger Mann schreibt einen Brief.
Züri-Leu: 13. 3. 1969: «Kein Ankerplatz für Seelen».
Züri-Leu: 20. 3. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 27. 3. 1969: Bekennen Sie sich schuldig, Arbeitgeber?
Züri-Leu: 3. 4. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 17. 4. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 24. 4. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 1. 5. 1969: «Höred mer doch mit dem Seich uf!».
Züri-Leu: 8. 5. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 16. 5. 1969: Wozu sind Knüppel gut?
Züri-Leu: 29. 5. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 29. 5. 1969: Aufweichungserscheinungen.
Züri-Leu: 5. 6. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 12. 6. 1969: Die Rolle seines Lebens.
Züri-Leu: 19. 6. 1969: Gespräche an der Limmat.

zurück

Züri-Leu: 26. 6. 1969: «Ich lehne alle Zeugen ab!».
Züri-Leu: 3. 7. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 10. 7. 1969: Wenn ein Kind fünfmal stiehlt.
Züri-Leu: 17. 7. 1969: Lohn der Angst.
Züri-Leu: 24. 7. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 31. 7. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 7. 8. 1969: Richter in eigener Sache.
Züri-Leu: 14. 8. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 21. 8. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 28. 8. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 4. 9. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 11. 9. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 18. 9. 1969: Der Trick mit dem Hunderter.
Züri-Leu: 25. 9. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 2. 10. 1969: Nicht unbedingt «bedingt».
Züri-Leu: 9. 10. 1969: Neger sind den Bernern dubios!
Züri-Leu: 16. 10. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 23. 10. 1969: Der Strammsteher.
Züri-Leu: 6. 11. 1969: Der alte Mann und die Not.
Züri-Leu: 13. 11. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 20. 11. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 27. 11. 1969: Fast contre cœur …
Züri-Leu: 4. 12. 1969: Ich möchte nicht Geschorener sein.
Züri-Leu: 4. 12. 1969: Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 11. 12. 1969: Hilfe für Triebverbrecher.
Züri-Leu: 18. 12. 1969: Unser Sieg von Marignano. Gespräche an der Limmat.
Züri-Leu: 8. 1. 1970: Was soll aus Zürich werden?
Züri-Leu: 8. 1. 1970: Eine böse Geschichte.
Züri-Leu: 15. 1. 1970: Die müden Väter.
Züri-Leu: 22. 1. 1970: Rote Herzen.
Züri-Leu: 5. 2. 1970: Berliner Geschichten.
Züri-Leu: 12. 2. 1970: Lieben Zürcher Uniformen?
Züri-Leu: 19. 2. 1970: Die Rechten und die Linken.
Züri-Leu: 26. 2. 1970: Demokratie ist nie fertig.
Züri-Leu: 12. 3. 1970: Die Schuldigen und die Unschuldigen.
Züri-Leu: 19. 3. 1970: Flieger haben keine Angst.
Züri-Leu: 26. 3. 1970: Ich erkannte, dass ich ein Trinker war.
Züri-Leu: 2. 4. 1970: Was ist los mit S…?
Züri-Leu: 9. 4. 1970: Die Schwierigen.
Züri-Leu: 16. 4. 1970: Eine Erfahrung.
Züri-Leu: 23. 4. 1970: Fast in eigener Sache.
Züri-Leu: 30. 4. 1970: Im Speisewagen.
Züri-Leu: 7. 5. 1970: Die Frau des Polizisten.
Züri-Leu: 14. 5. 1970: Einer für Alle.
Züri-Leu: 21. 5. 1970: Gruss aus dem Süden.
Züri-Leu: 28. 5. 1970: Die nicht zweifelhafte Gesellschaft.
Züri-Leu: 4. 6. 1970: Eine alltägliche Geschichte?
Züri-Leu: 11. 6. 1970: Alles in einer Woche.
Züri-Leu: 18. 6. 1970: Ein Italiener geht.
Züri-Leu: 25. 6. 1970: Zweifel und Widersprüche.
Züri-Leu: 2. 7. 1970: Diesmal: «Alle für Einen»?

Züri-Leu: 9. 7. 1970: Imres Schwierigkeiten.
Züri-Leu: 16. 7. 1970: Zürchereien.
Züri-Leu: 23. 7. 1970: Dr. theol. Banquier.
Züri-Leu: 30. 7. 1970: Kunst und Brot.
Züri-Leu: 6. 8. 1970: Bitte um etwas Nachdenklichkeit.
Züri-Leu: 13. 8. 1970: Ein ganz normales Ehepaar.
Züri-Leu: 20. 8. 1970: Leben in Uniform.
Züri-Leu: 20. 8. 1970: Scharf auf Einzelheiten.
Züri-Leu: 27. 8. 1970: Tal des Glücks.
Züri-Leu: 3. 9. 1970: Heimat, was ist das?
Züri-Leu: 10. 9. 1970: Gott und das Schwert.
Züri-Leu: 17. 9. 1970: Wieviel Erde braucht der Mensch?
Züri-Leu: 24. 9. 1970: Von Peking bis Sommerhill.
Züri-Leu: 1. 10. 1970: Polizisten wie Du und ich.
Züri-Leu: 8. 10. 1970: Die Weingärtner.
Züri-Leu: 15. 10. 1970: Zürich von oben.
Züri-Leu: 22. 10. 1970: Experiment mit dem «Elektrischen Stuhl».
Züri-Leu: 5. 11. 1970: Wie schwer hat es ein Künstler?
Züri-Leu: 12. 11. 1970: Mit Oscar Wilde zur Urne! Geschrieben von Walter Matthias Diggelmann.
Züri-Leu: 19. 11. 1970: Alt werden in Würde.
Züri-Leu: 19. 11. 1970: Ein Divisionsgericht tagt.
Züri-Leu: 26. 11. 1970: Alt werden in Würde.
Züri-Leu: 26. 11. 1970: Die Linkshaarigen.
Züri-Leu: 3. 12. 1970: Alt werden in Würde.
Züri-Leu: 3. 12. 1970: Aufforderung zum Tanz.
Züri-Leu: 10. 12. 1970: Alt werden in Würde.
Züri-Leu: 10. 12. 1970: Vom Widersinn.
Züri-Leu: 18. 12. 1970: Alt werden in Würde.
Züri-Leu: 18. 12. 1970: Der Richter und der Denker.
Züri-Leu: 7. 1. 1971: Ernte 1970.
Züri-Leu: 14. 1. 1971: Der Schulaufsatz.
Züri-Leu: 21. 1. 1971: Brief an einen Hasch-Raucher.
Züri-Leu: 28. 1. 1971: Eine Cabaret-Szene.
Züri-Leu: 4. 2. 1971: Die schweigende Mehrheit.
Züri-Leu: 11. 2. 1971: «Mein Buch des Jahres».
Züri-Leu: 18. 2. 1971: Die sittliche Ordnung.
Züri-Leu: 25. 2. 1971: Absurditäten.
Züri-Leu: 4. 3. 1971: Lauter trübe Nachrichten.
Züri-Leu: 11. 3. 1971: Die heile unheile Welt.
Züri-Leu: 18. 3. 1971: Was ist ein Jude? Was ist ein Israeli?
Züri-Leu: 25. 3. 1971: Der Krawall 1871.
Züri-Leu: 1. 4. 1971: «Grüezi wohl, Herr Schwarzebach».
ZW-Sonntags-Journal: 26./27. 4. 1969: Make love – not war.
ZW-Sonntags-Journal: 24./25. 5. 1969: Busen haben Ewigkeitswert.
ZW-Sonntags-Journal: 9./10. 8. 1969: Die Konterrevolution der Alten.
ZW-Sonntags-Journal: 23./24. 5. 1970: Schriftsteller zu ihrem Austritt.
ZW-Sonntags-Journal: 31. 7./1. 8. 1971: Mutterland.

zurück

9.3 Briefe von Walter Matthias Diggelmann (Auswahl)

Ammann, Lukas 1. 2. 1950: In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 56–58.

Ammann, Lukas: 20. 3. 1953. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 82–84.

Altorfer, Max: 28. 12. 1951. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 69–71.

Bloch, Peter: 10. 10. 1973. WMD-Nachlass, B-1-BLOCH.

Beidler, Franz: 9. 3. 1952. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 72–74.

Beidler, Franz: 1. 2. 1970. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 207–209.

Benteli Verlag: 22. 6. 1971. WMD-Nachlass, B-1-BENT.

Bieri, Ernst: 13. 12. 1965. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 166.

Bieri, Ernst: 24. 1. 1966. WMD-Nachlass, B-1-NEUZ-1.

Bieri, Ernst: 6. 12. 1970. WMD-Nachlass, B-1-NEUZ-1.

Bretscher, Willy: 29. 11. 1963. WMD-Nachlass, B-1-NEUZ-5.

Bretscher, Willy: 2. 12. 1963. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 142–144.

Bretscher, Willy: 30. 12. 1963. WMD-Nachlass, B-1-NEUZ-5.

Brock-Sulzer, Elisabeth: 30. 10. 1958. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 120–122.

Brodmann, Roman: 21. 5. 1964. WMD-Nachlass, B-1-BROD.

Brodmann, Roman: 14. 10. 1971. WMD-Nachlass, B-1-BROD.

Brodmann, Roman: 30. 10. 1971. WMD-Nachlass, B-1-BROD.

Brodmann, Roman: 28. 9. 1973. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 243.

Buur, Trumpf: 9. 4. 1972. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 225.

Cortesi, Mario: 11. 9. 1968. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 194.

Cortesi, Mario: 13. 2. 1969. WMD-Nachlass: B-1-CORT.

Döhler, Janfried: 5. 5. 1978. WMD-Nachlass: B-1-DOEH.

Dürrenmatt, Friedrich: 22. 12. 1971. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 224.

Dürrenmatt, Peter: 22. 7. 1960. WMD-Nachlass, B-1-BASLERN-2.

Eggert, Heinz: 26. 10. 1975. WMD-Nachlass, B-1-DDRBO-2.

Ehrismann, Albert: 24. 11. 1953. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 89–93.
Eric: 24. 4. 1972. WMD-Nachlass, B-4-04/06.
Farner, Martha: 5. 9. 1963. WMD-Nachlass, B-1-FARNM.
Freisinnig-Demokratische Partei der Stadt Zürich: 19. 8. 1953. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 85.
Frisch, Max: 4. 10. 1971. WMD-Nachlass, B-1-FRISCH.
Frisch, Max: 23. 10. 1971. WMD-Nachlass, B-1-FRISCH.
Früh, Walter: 8. 3. 1953. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 75–77.
Früh, Walter: 21. 11. 1954. WMD-Nachlass: B-1-FRUEH.
Früh, Walter: 16. 2. 1955. WMD Nachlass: B-1-FRUEH.
Früh, Walter: 31. 12. 1955. WMD Nachlass: B-1-FRUEH.
Gerber, Fritz: 17. 6. 1954. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 94–96.
Haas, Eduard: 28. 8. 1953. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 86–88.
Habe, Hans: 8. 5. 1966. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 174 f.
Habe, Hans: 6. 8. 1966. WMD-Nachlass: B-1-HABE.
Habe, Hans: 16. 8. 1966. WMD-Nachlass: B-1-HABE.
Haltiner, Fred: 19. 7. 1951. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 62–67.
Haltiner, Fred: 1. 12. 1965. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 105–107.
Heimann, Erwin: 5. 12. 1950. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 60–62.
Henselmann, Hermann: 27. 4. 1977. WMD-Nachlass: B-1-HENS.
Henselmann, Hermann: 10. 6. 1978. WMD-Nachlass: B-1-HENS.
Henselmann, Hermann und Isi: 24. 3. 1977. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 258 f.
Henselmann, Hermann und Isi: 4. 8. 1977. WMD-Nachlass: B-1-HENSE.
Hirsch, Peter: 4. 8. 1969. WMD-Nachlass: B-1-HIRP.
Hirsch, Peter: 12. 12. 1974. WMD-Nachlass: B-1-HIRP.
Hirsch, Peter und Trudy: 17. 1. 1971. WMD-Nachlass: B-1-HIRPT.
Hirsch, Peter und Trudy: 3. 2. 1971. WMD-Nachlass: B-1-HIRPT.
Hofer, Walther: 20. 5. 1965. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 150 f.
Honegger-Lavater, Warja: 6. 11. 1965. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich.

Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 155–158.
Jäger, Hans: 7. 11. 1972: In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 227–229.
Job, Jakob: 19. 12. 1954. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 99 f.
Keckeis, Peter: 7. 11. 1964. WMD-Nachlass: B-1-BENZ-4.
Leber, Hugo und Rita: 2. 9. 1968. In Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 190 f.
Lendi, Josef: 30. 3. 1946. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 50 f.
Leser: 24. 4. 1972: In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 226 f.
Leser: 2. 6. 1978. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 263–266.
Liedtke, Stefanie: 24. 8. 1978. WMD-Nachlass: B-1-LIED.
Links, Roland: 12. 3. 1967. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 182–184.
Literaturkommission der Stadt Zürich: 1. 11. 1955. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 103 f.
Luchsinger, Fred: 28. 3. 1974. WMD-Nachlass: B-1-NEUZ-6.
Marti, Kurt: 24. 12. 1972. WMD-Nachlass: B-1-MART.
Oehlschläger, Werner: 6. 9. 1959. WMD-Nachlass: B-1-OEHL.
Ramspeck, Jürg: 9. 9. 1968. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 192–194.
Konkret Redaktion: 13. 1. 1973. WMD-Nachlass: B-1-KONK.
Rina: 6. 8. 1950. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 58 f.
Rippmann, Peter: 18. 11. 1963. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 141 f.
Ritter, Hans: 30. 3. 1946. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 49 f.
Rösler, Albert: 13. 9. 1951. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 67–69.
Rothschild, Berthold: 25. 7. 1978: In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 266–269.
Rückert, Günter: 8. 7. 1977. WMD-Nachlass: B-1-AKKD-1.

zurück

Schwander, Martin: 20. 3. 1969. WMD-Nachlass: B-1-SCHWAN.
Schwander, Martin: 8. 10. [1977]. WMD-Nachlass: B-1-SCHWAN.
Schwarzenbach, James: 7. 8. 1960. WMD-Nachlass: B-1-ZUEWO-3.
Schwarzenbach, James: 6. 1. 1961: WMD-Nachlass: B-1-ZUEWO-3.
Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 6. 4. 1951. WMD-Nachlass: B-4-04/01.
Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 30. 7. 1951. WMD-Nachlass: B-4-04/01.
Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 6. 10. 1951. WMD-Nachlass: B-4-04/01.
Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 7. 7. 1953. WMD-Nachlass: B-4-04/02.
Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 28. 1. 1959. WMD-Nachlass: B-4-04/02.
Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 29. 6. 1959. WMD-Nachlass: B-4-04/02.
Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 13. 9. 1963. WMD-Nachlass: B-4-04/03.
Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 5. 4. 1965. WMD-Nachlass: B-4-04/04.
Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 26. 10. 1971. WMD-Nachlass, B-4-04/06.
Schweizerischen Schriftsteller-Verband: 14. 5. 1972. WMD-Nachlass, B-4-04/06.
Seiler, Alexander: 18. 7. 1948. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 53–56.
Tschistiakow, Anatoli (Botschafter der Sowjetunion): 27. 1. 1972. WMD-Nachlass: B-1-SOWJ.
Utz, Hermann: 10. 2. 1959. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 122 f.
Vogel, Paul Ignaz: 14. 2. 1967. WMD-Nachlass, B-1-NEUT.
Vogel, Paul Ignaz: 7. 4. 1967. WMD-Nachlass, B-1-NEUT.
Vogel, Paul Ignaz: 21. 10. 1971. WMD-Nachlass: B-1-NEUT.
Weber, Werner: 15. 3. 1953. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 19. 1. 1954. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 19. 1. 1954. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 17. 2. 1954. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 23. 3. 1954. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 23. 3. 1954. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 3. 8. 1954. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 3. 8. 1954. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 8. 12. 1954. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 19. 12. 1954. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 5. 1. 1955. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 101–103.
Weber, Werner: 5. 1. 1955. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 15. 3. 1955. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 15. 3. 1955. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 21. 5. 1955. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 21. 5. 1955. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 25. 11. 1955. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 14. 12. 1955. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 21. 2. 1956. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 21. 2. 1956. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 8. 4. 1956. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 8. 4. 1956. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 17. 2. 1957. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 2. 12. 1960. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 11. 3. 1966. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse

und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 173 f.
Weber, Werner: 11. 3. 1966. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 4. 6. 1966. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 4. 6. 1966. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 18. 8. 1966. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 18. 8. 1966. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 11. 11. 1966. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 12. 1. 1967. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 12. 1. 1967. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 21. 5. 1967. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 21. 5. 1967. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 25. 5. 1967. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 184 f.
Weber, Werner: 25. 5. 1967. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 27. 8. 1968. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 27. 8. 1968. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 15. 9. 1968. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 15. 9. 1968. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 22. 9. 1968. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 197 f.
Weber, Werner: 22. 9. 1968. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 15. 10. 1968. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 15. 10. 1968. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 6. 1. 1969. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 6. 1. 1969. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 23. 6. 1969. WMD-Nachlass: B-1-WEBW.
Weber, Werner: 23. 6. 1969. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 23. 5. 1970. WMD-Nachlass, B-1-WEBW.
Weber, Werner: 23. 5. 1970. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 30. 5. 1970. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 16. 7. 1970. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 15. 12. 1979. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 12. 1. 1979. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Weber, Werner: 4. 2. 1979. Nachlass Werner Weber: B-2-DIG.
Wehrli, Max: 15. 4. 1957. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 112 f.
Witz, Friedrich: 12. 12. 1954. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 96–98.
Wolf, Konrad: 15. 7. 1977. WMD-Nachlass: B-1-AKKD-2.
Ziegler, Alexander: 15. 12. 1971. WMD-Nachlass: B-1-DUICH.
Ziegler, Alexander: 1. 8. 1972. WMD-Nachlass: B-1-DUICH.
Ziegler, Alexander: 6. 6. 1973. WMD-Nachlass: B-1-DUICH.
Ziegler, Alexander: 28. 8. 1973. WMD-Nachlass: B-1-DUICH.

9.4 Briefe an Walter Matthias Diggelmann (Auswahl)

Bieri, Ernst: 5. 10. 1970. WMD-Nachlass, B-2-NEUEZ-2.
Bieri, Ernst: 4. 12. 1970. WMD-Nachlass, B-2-NEUEZ-2.
Bretscher, Willy: 18. 7. 1960. WMD-Nachlass, B-2-NEUEZ-3.
Bretscher, Willy: 30. 11. 1963. WMD-Nachlass, B-2-NEUEZ-3.
Bretscher, Willy: 23. 12. 1963. WMD-Nachlass, B-2-NEUEZ-3.
Brodmann, Roman: 23. 10. 1971. WMD-Nachlass, B-2-BROD.
Cortesi, Mario: 3. 9. 1968. WMD-Nachlass, B-2-CORT.
Cortesi, Mario: 7. 9. 1968. WMD-Nachlass, B-2-CORT.
Dürrenmatt, Friedrich: 23. 2. 1948. WMD-Nachlass, E-1-B-2-DUER.
Dürrenmatt, Friedrich: 23. 12. 1948. WMD-Nachlass, E-1-B-2-DUER.
Dürrenmatt, Peter: 21. 7. 1960. WMD-Nachlass, B-2-BASLNA-3.
Dürrenmatt, Peter: 26. 7. 1960. WMD-Nachlass, B-2-BASLNA-3.
Freisinnig-Demokratischer Partei: 27. 10. 1953. WMD-Nachlass: B-2-FREIS.
Furgler, Kurt: 2. 6. 1976. WMD-Nachlass, B-2-EJPD-1.
Furgler, Kurt: 23. 6. 1976. WMD-Nachlass, B-2-EJPD-1.
Furgler, Kurt: 1. 9. 1976. WMD-Nachlass, B-2-EJPD-1.
Habe, Hans: 12. 5. 1966. WMD-Nachlass: B-2-HABE.
Habe, Hans: 27. 7. 1966. WMD-Nachlass: B-2-HABE.
Habe, Hans: 26. 9. 1966. WMD-Nachlass: B-2-HABE.
Henselmann, Hermann: 23. 3. 1977. WMD-Nachlass: B-2-HENSH.
Lucas, Gérald: 29. 4. 1972. WMD-Nachlass, B-4-04/06.
Lucas, Gérald: 18. 8. 1972. WMD-Nachlass, B-4-04/07.
Links, Roland: 27. 5. 1967. WMD-Nachlass, B-2-VOLKWE.
Links, Roland: 18. 3. 1974. WMD-Nachlass, B-2-VOLKWE.
Meyer, Frank A.: […] 1968. WMD-Nachlass, B-2-MEYERF.
Rothschild, Berthold: 14. 12. 1977. WMD-Nachlass: B-2-ROTH.
Rothschild, Berthold: 23. 7. 1978. WMD-Nachlass: B-2-ROTH.
Schwander, Martin: 18. 3. 1969. WMD-Nachlass: B-2-SCWAN.
Schwander, Martin: 5. 7. 1970. WMD-Nachlass: B-2-SCWAN.
Schwarzenbach, James: 11. 8. 1960. WMD-Nachlass: B-2-ZUERW-4.
Schwarzenbach, James: 11. 11. 1960. WMD-Nachlass: B-2-ZUERW-4.
Schwarzenbach, James: 23. 11. 1960. WMD-Nachlass: B-2-ZUERW-4.
Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 5. 4. 1951: WMD-Nachlass: B-4-04/01.
Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 20. 4. 1951: WMD-Nachlass: B-4-04/01.
Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 18. 7. 1951: WMD-Nachlass: B-4-04/01.
Schweizerischer Schriftsteller-Verein: Datum unbekannt. WMD-Nachlass: B-4-04/01.
Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 24. 2. 1964. WMD-Nachlass: B-4-04/03.
Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 20. 6. 1964. WMD-Nachlass: B-4-04/03.
Schweizerischer Schriftsteller-Verein: 14. 4. 1965. WMD-Nachlass: B-4-04/04.
Vogel, Paul Ignaz: 11. 2. 1967. WMD-Nachlass: B-2-NEUT-2.
Vogel, Paul Ignaz: 6. 4. 1967. WMD-Nachlass: B-2-NEUT-2.
Weber, Werner: 27. 12. 954. WMD-Nachlass: B-2-WEBER.
Weber, Werner: Undatiert. WMD-Nachlass: B-2-WEBER.
Weber, Werner: 9. 7. 1955. WMD-Nachlass: B-2-WEBER.
Weber, Werner: Undatiert. WMD-Nachlass: B-2-WEBER.
Weber, Werner: 24. 2. 1956. WMD-Nachlass: B-2-WEBER.
Weber, Werner: 23. 3. 1956. WMD-Nachlass: B-2-WEBER.
Weber, Werner: 3. 3. 1966. WMD-Nachlass: B-2-WEBER.
Weber, Werner: 1. 6. 1966. WMD-Nachlass: B-2-WEBER.

Weber, Werner: 23. 5. 1967. WMD-Nachlass: B-2-WEBER.
Weber, Werner: 14. 8. 1968. WMD-Nachlass: B-2-WEBER.
Weber, Werner: 20. 9. 1968. WMD-Nachlass: B-2-WEBER.
Weber, Werner: 14. 12. 1972. WMD-Nachlass: B-2-WEBER.
Weber, Werner: 13. 1. 1979. WMD-Nachlass: B-2-WEBER.
Ziegler, Alexander: 4. 6. 1973. WMD Nachlass: B-2-DUICH.

9.5 Interviews mit Walter Matthias Diggelmann

Abendzeitung: 23. 12. 1965: 2-Minuten-Interview.
Abendzeitung: 27./28. 5. 1967: Ein Schweizer Rebell (Gespräch mit Hans Nöhbauer).
Beobachter: 30. 9. 1969: Heute: Walter Matthias Diggelmann.
Berner Student: 11. 1965: Walter Matthais Diggelman. Die Hinterlassenschaft (Gespräch mit i. s.).
Börsenblatt für den deutschen Buchhandel: 14. 10. 1975: Positiver Egozentriker.
Börsenblatt für den deutschen Buchhandel: 21. 9. 1979: Elementare Angst (Gespräch mit Ruth Binde).
Bücherkarren: (Volk und Welt II) 1978: W. M. Diggelmann über sein Buch «Freispruch für Isidor Ruge».
Bücherpost: 1./2. 1966: Walter Matthias Diggelmann.
Domino: 9. 1975: Es gibt mehr kluge Leser als dumme Kritiker.
Elle: 15. 2. 1976: Ich liebe Dich! (Gespräch mit Ruth Schmid und Max Lüscher).
Femina: 3. 1969: In der Zange: Walter Matthias Diggelmann (Gespräch mit Mix Weiss).
Focus: 3. 1973: Warum schreibe ich Fernsehspiele?
Internationale der Kriegsdienstverweigerer-Blatt: 7. 11. 1971.
Leserzeitung: 31. 1. 1978: Ein Fernseh- oder ein Bankgeheimnis?
National-Zeitung: 5. 11. 1967: Opposition heisst noch nicht echte Alternative (Gespräch mit Mario Cortesi).
Neutralität: 9. 1965: Die Hinterlassenschaft (Gespräch mit Paul Ignaz Vogel).
Schweizer Illustrierte: 7. 8. 1978: Man streut dem Volk Sand in die Augen (Gespräch mit Fred David).
Team: 12. 1973: Mein Engagement gilt den Minderheiten (Gespräch mit Peter Baumann).
TV-Radio-Zeitung: 2. 9. 1973: Ein durchschnittlicher Alkoholiker (Gespräch mit Rudolf Blum).
TV: (nr. 36) 1975: Ist man noch Mann?
POCH-Zeitung: 15. 12. 1977: Warum ich für die POCH kandidiere.
Propaz: 12. 1971: Man könnte mich einen Marxisten nennen.
Propaz: 3. 1972: Der Krieg ist nicht naturbedingt.
Weltwoche: 16. 2. 1972: «Genug des üblen Spiels» (Gespräch mit Hans O. Staub).
Zürcher Woche: 18. 4. 1962: Ihr neuestes Werk. Walter M. Diggelmann (Gespräch mit Fritz Billeter).
ZW-Sonntags-Journal: 12./13. 4. 1969: Geister besuchen mich. (Gespräch mit Christian Wenger).

zurück

10 Quellen und Literatur

10.1 Archive, Nachlässe

Schweizerisches Bundesarchiv, Bern

E 4320 B 1973/17, Bd. 56, AZ C.02-13417, Walter Matthias Diggelmann (1945–1963).
E 4320 C 1995/392, Bd. 244, AZ 960.0/105, Walter Matthias Diggelmann (1964–1979).
E 4320 C 1995/390, Bd. 232, AZ 33/610, Gesellschaft Schweiz – DDR (1974–1989).
J2.225#2004/29#663*, Bd. 52. Fernsehsendung Antenne, 5. 7. 1966: Demonstration Dienstverweigerer (Suche via Memoriav).
J2.225#2007/1#9*, Bd. 9. Fernsehsendung Blickpunkt, 3. 5. 1977: Lehrerwahl in Erlenbach (Suche via Memoriav).
J2.225#2000/22#9416*, Bd. 671. Fernsendung Antenne, 15. 6. 1964: Schweizer Schriftsteller in Sils-Maria (Suche via Memoriav).

Schweizerisches Literaturarchiv, Bern

Nachlass Zeno Zürcher: D-01-a/07
Nachlass Zeno Zürcher: D-02-c-1.
Nonkonformismusarchiv: 1-03. Personendossier von René Simmen.
Nonkonformismusarchiv: 1-03. Personendossier von Walter Matthias Diggelmann.
Nonkonformismusarchiv: D-1-15: Inser Demo, Kassettenaufnahme vom Diskussionsabend zur Dienstverweigerer-Demonstration vom 4. Juli 1966 in der «Junkere 37» am 31. August 1966. Ebenfalls auf der Kassette sind die Reden, die Roman Brodmann und Jörg Steiner am 4. Juli 1966 in Ins gehalten haben.
Nonkonformismusarchiv D-1-17: Walter Matthias Diggelmann stellt sich, Teil 1. Kassettenaufnahmen vom Diskussionsabend in der «Junkere 37» am 27. November 1964.
Nonkonformismusarchiv D-1-18: Walter Matthias Diggelmann stellt sich, Teil 2. Kassettenaufnahmen vom Diskussionsabend in der «Junkere 37» am 27. November 1964.
WMD Nachlass: A-1-1953/01: 1953 (Zürich).
WMD Nachlass: A-1-1968/85: Ohne Titel. 5. 2. 1968.
WMD Nachlass: A-1-1970/13: Was nicht geschrieben werden darf.
WMD Nachlass: A-1-1973/15: Ein offener Brief an Max Frisch. 5. 10. 1973. Nicht publiziert.
WMD Nachlass: A-2-08: Eignet sich die Schweiz als Vorbild, als Leitbild? 8. 12. 1966.
WMD Nachlass: A-2-11: Volksfreund/Volksfeind. POCH-Rede. April 1978.
WMD Nachlass: A-2-15: Müssen es immer Notlösungen sein? Eine nichtmögliche 1. Augustrede von einem hierzu nicht Aufgeforderten aus der Phalanx der jungen Zornigen.
WMD Nachlass: A-6-09: Alle reden vom Frieden. Für Radio Basel, Sendung «Carte Blanche». 27. 10. 1971.
WMD Nachlass: A-9-02/4: Steckbrief.
WMD Nachlass: A-9-03/5: Umfrage des Deutschen Seminars Basel.
WMD Nachlass: B-1-ARTE-1: Curriculum Vitae.
WMD Nachlass: B-4-08-f: Unterlagen zu Diggelmanns Arbeitsverhältnissen.
WMD Nachlass: C-2-c-5/01: Unterlagen zu Diggelmanns Arbeitsverhältnissen.
WMD Nachlass: C-2-c-6/04: Unterlagen zu Diggelmanns Arbeitsverhältnissen.
WMD Nachlass: C-1-1-d: Fiche und Staatsschutzakte von Walter Matthias Diggelmann.
WMD Nachlass: C-2-c-2/03: Verzeichnis der bisher für das Studio Zürich verfassten Sendungen.
WMD Nachlass: C-3-a/02: Rücktrittsschreiben an die Präsidentin des Gemeinderates.

WMD Nachlass: D-1-b/01: Zeitungsnotiz zu einem Vortrag von Werner Weber (NZZ: 15. 11. 1956).
WMD Nachlass: D-2-b/04: Ich heisse Thomy. Pressedokumentation.
WMD Nachlass: E-1-A-3-a: Das Atomkraftwerk.
WMD Nachlass: E-1-A-4-g/01: Werner (Igor Thomas (= Walter Matthias Diggelmann).
WMD Nachlass: E-1-A-4-g/06: Die Befehlsgewalt.
WMD Nachlass: E-1-A-4-g/08: Das «Weihnachtswunder» im Pfarrhaus.
WMD Nachlass: E-1-A-4-g/09: Die Flucht vor der Frau.
WMD Nachlass: E-1-C-1-c/01: Fotografien.
WMD Nachlass: E-1-C-1-c/02: Fotografien.
WMD Nachlass: E-1-C-1-c/03: Fotografien.
WMD Nachlass: E-1-D-1-a: Die Karriere des Maxli Lehmann.
WMD Nachlass: E-1-D-1-d: Text zum Film «Die Selbstzerstörung des Walter Matthias Diggelmann».
WMD Nachlass: E-2-C-a/01: Fotografien.
WMD Nachlass: E-4-C-1-a: Patientendossier Kantonale Heil- und Pflegeanstalt Rheinau (27. 3. 1946 bis 5. 6. 1946).

Schweizerisches Sozialarchiv, Zürich

Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1, Mappe 1. Brief von Max Frisch.
Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1, Mappe 1. Vortrag von Gottfried Honegger.
Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1, Mappe 1. Vortrag von Walter Matthias Diggelmann.
Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1, Mappe 1. Flugblatt des Informationsdienstes des «Zürcher Manifests».
Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1, Mappe 1. Einladung zur Pressekonferenz (Hans Rudolf Hilty.
Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1, Mappe 1. Flugblatt zu «Sechs Tage Zürcher Manifest». Herausgegeben von Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest.
Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1, Mappe 1. Plakat «Sechs Tage Zürcher Manifest».
Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1, Mappe 1. Arbeitsplan für Arbeitsgruppenbildung.
Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest: Ar 201.218.1, Mappe 1. Flugblatt der Fortschrittlichen Studentenschaft Zürich.
Fortschrittliche Studentenschaft Zürich: Ar 201.35.1, Flugblätter.
IdK Gruppe Zürich: Ar 43.20.1, Zirkulare, Flugblätter und Protokolle.
Jugendunruhen – Krawalle in Zürich – Globuskrawall 1968 und seine Folgen: Dossier 36.3 C * 1, Schachtel KS 335/41c, Blatt 17 Mappe 2.
Jugendunruhen – Krawalle in Zürich – Globuskrawall 1968 und seine Folgen. Dossier 36.3 C * 1, Schachtel KS 335/41a, Mappe 6.
Nachlass Keller, Franz: Ar 128.1, Korrespondenz A-G. Keller, Franz an Diggelmann, Walter Matthias: 27. 4. 1969.
Nachlass Keller, Franz: Ar 128.1, Korrespondenz A-G. Politische Relativitätstheorie aus einer Mairede von Dr. Franz Keller am Berner teach-in des «Forum politicum».
Nachlass Keller, Franz: Ar 128.2, Korrespondenz ASMZ-Farner, Konrad. Diggelmann, Walter Matthias an Keller, Franz: 20. 12. 1965.
Nachlass Keller, Franz: Ar 128.2, Korrespondenz ASMZ-Farner, Konrad. Diggelmann, Walter Matthias an Keller, Franz: 11. 1. 1966.
Nachlass Villard, Arthur: Ar 133.60.2, Mappe 1. Ce qui s'est passé a Witzwil, le lundi 13. Juin 1966. Geschrieben und Fotografiert von Marcel Schweizer.

zurück

POCH Zürich: Ar 56.15.10, Mappe 1: Interpellation in Sachen «Theater am Neumarkt» (Walter Matthias Diggelmann.
POCH Zürich: Ar 56.15.10, Mappe 1: Postulat Rothschild und Diggelmann betreffend Förderung therapeutischer Wohngemeinschaften (Max Bryner.
POCH Zürich: Ar 56.15.1, Mappe 4: An die Präsidentin des Gemeinderates (Walter Matthias Diggelmann.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Aktennotizen Kandidatur WMD.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Brief PdA an POCH (René Lechleiter.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Brief von Diggelmann an PdA (Walter Matthias Diggelmann.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Brief von POCH an Diggelmann (Daniel Vischer.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Brief von Diggelmann an POCH (Walter Matthias Diggelmann.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Telefonprotokoll Diggelmann und POCH (Daniel Vischer.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Telefonprotokoll Diggelmann und POCH (Cristina Schiavi.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: PTT Telegramm von Diggelmann an POCH (Walter Matthias Diggelmann.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Brief von POCH an Diggelmann und Obermüller (Daniel Vischer.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Brief von POCH an PdA (Daniel Vischer.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Mitteilung der POCH an alle Mitglieder (Daniel Vischer.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Pressemitteilung (Walter Matthias Diggelmann.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Unterstützungskomitee «Pro Herzog».
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Brief von Diggelmann an PdA (Walter Matthias Diggelmann.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Brief von Diggelmann an Verschiedene (Walter Matthias Diggelmann.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Entretien avec Walter Matthias Diggelmann. Gespräch mit Philipe Mottaz.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Ablauf des Abends «Die Befragung des W. M. D.».
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Brief von Diggelmann an POCH (Walter Matthias Diggelmann.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 4: Brief von POCH an Diggelmann (Daniel Vischer.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 5: Interview mit Walter Matthias Diggelmann. Gespräch mit Daniel Fischer und Niklaus Scherr.
POCH Zürich: Ar 56.16.1, Mappe 5: Plakate zu Diggelmann.

Staatsarchiv des Kantons Zürich

V.E.c.63, Bd. 274, (018.0)913/226 Aktionskomitee Autonomes Jugendhaus 1, Akten 1–37.
V.E.c.63, Bd. 276, (018.0)913/235 Zürcher Manifest, 1, Akten 1–30.
V.E.c.63, Bd. 277, (018.0)913/235 Zürcher Manifest, 2, Akten 31–65.

Privatarchiv Thomas Färber

Stapferhaus 1967: Referat von Paul Ignaz Vogel.
Vogel, Paul Ignaz; Cortesi, Mario et al. 1966: Einladung zum Nonkonformistentreffen.
Vogel, Paul Ignaz; Cortesi, Mario et al. 1966: Bestätigung der Anmeldungen.
Vogel, Paul Ignaz; Cortesi, Mario et al. 1967: Einladung zum Nonkonformistentreffen.
Vogel, Paul Ignaz; Cortesi, Mario et al. 1968: Einladung zum Nonkonformistentreffen.

Privatarchiv Klara Obermüller

Filmdokument zur Sendung «Tatsachen und Meinungen» vom 7. November 1965. Kopie im Besitz von Klara Obermüller.

zurück

Privatarchiv Martin Schwander

Kanzlei des Divisionsgerichts 10B an Schwander, Martin 23. 4. 1971.
Urteil des Divisionsgerichts 10B.
Revolutionäre Sozialistische Bewegung (Hg.) 1970: Zur militärischen Verurteilung eines Genossen. Zusammengestellt durch Martin Schwander.
Schwander, Martin an Diggelmann, Walter Matthias: 20. 11. 1970.

10.2 Zeitungsartikel vor 1980

2 X 2: 3. 2. 1967: Das Diggelmännchen und die tödliche Lachsalve (Oskar Walser).
24 Heures: 15. 8. 1978: Mission Impossible (von unbekannt).
Aargauer Tagblatt: 17. 12. 1976: Manifest-Demokraten (Samuel Sigrist).
Abendzeitung: 4. 11. 1965: Hausierer Diggelmann (von unbekannt).
Agitation: 10. 1969: Exklusiv: der geistigen Landesverteidigung letzter Schrei (von Verschiedenen).
Andelfinger Zeitung: 21. 7. 1978: Rücktritt mit gehässigen Worten von Walter M Diggelmann (SDA).
Anzeiger des Bezirkes Horgen: 24. 7. 1978: Walter Matthias Diggelmann tritt aus dem Zürcher Gemeiderat zurück (SDA).
Anzeiger für den Wahlkreis Thalwil: [11] 1956: An die Männer und Frauen von Thalwil (Aktion «Frei sein»).
Anzeiger vom Zürichsee: 27. 2. 1959: Autorenabend. Inserat.
Anzeiger vom Zürichsee: 27. 2. 1959: Der Autoren-Abend der Lesegesellschaft (sch.).
Anzeiger von Uster: 21. 7. 1978: Salonkommunist Diggelman will die POCH nicht weiter im Zürcher Gemeinderat vertreten (von unbekannt).
Anzeiger von Uster: 26. 7. 1978: Warum ist Walter M. Diggelmann aus dem Zürcher Gemeinderat ausgetreten (Hanspeter Hostettler).
Arbeiter-Zeitung: 21. 3. 1966: Das ist also einer von denen … (a. c. l.).
Arbeiterwort: 1./2. 1966: Unbewältigte Vergangenheiten (R. S.).
AZ Abendzeitung: 29. 8. 1964: Trugbild der Schweiz – Zerrbild eines Urteils (Carl Miville).
AZ/Freier Aargauer: 5. 10. 1977: Tagebuch einer Erkundungsfahrt (Bildungsausschuss der SP Zürich).
Badener Tagblatt: 5. 7. 1966: Nur die Gegendemonstranten störten (upi.).
Badener Tagblatt: 6. 7. 1966: Treffpunkt Ins: Vor dem Hotel «zum Bären» (Arthur Meyer).
Badener Tagblatt: 1. 8. 1966: «Von Hymnen bedroht …» (Hans Rudolf Hilty).
Badener Tagblatt: 23. 4. 1968: Mini-Kulturrevolution in Burgdorf (von unbekannt).
Badener Tagblatt: 20. 2. 1976: Viel geredet, nichts gesagt (D.).
Badener Tagblatt: 21. 7. 1978: Polternder Rücktritt W. M. Diggelmanns (SDA).
Badener Tagblatt: 12. 8. 1978: Die vielgestaltigen Reibungsflächen zwischen Politik und Kultur (Martin Matter).
Basler Nachrichten: 5./6. 2. 1966: Gottfried Keller als Beispiel nehmen (F. T.).
Basler Nachrichten: 5./6. 2. 1966: Mit falscher Munition geschossen (P. R.).
Basler Nachrichten: 5./6. 2. 1966: Wind jammert, Wind heult (F. N.).
Basler Nachrichten: 5./6. 2. 1966: «Zerrbild der Schweiz – masslose Egozentrik» (G. B.).
Basler Nachrichten: 19./20. 2. 1966: Verständnis für den Aussenseiter (E. E.).
Basler Nachrichten: 19./20. 2. 1966: Volltreffer (A. R.).
Basler Nachrichten: 19./20. 2. 1966: Fragwürdige Diagnose (J. S.).
Basler Nachrichten: 5. 7. 1966: Tumultuöse Szenen in Ins (rf.).
Basler Nachrichten: 20. 2. 1976: Mutiger Versuch (Raymond Peugnat).
Basler Zeitung: 20. 12. 1977: Herbstgedanken (Roman Brodmann).
Basler Zeitung: 21. 12. 1977: Erkundungsfahrt durch die DDR (Valentin Herzog).

Basler Zeitung: 21. 7. 1978: Diggelmann hat bereits genug (SDA).
Basler Zeitung: 21. 7. 1978: Diggelmanns Abgang (H. P. G.).
Beobachter: 15. 3. 1967: Die zwei Gesichter des Herrn Diggelmann (von unbekannt).
Berner Nachrichten: 21. 7. 1978: Er hat bereits genug (SDA).
Berner Nachrichten: 22. 7. 1978: …dräck (von unbekannt).
Berner Tagwacht: 16. 2. 1966: Steuern, Wohnungsbau und «Fall Diggelmann». Pressemitteilung zur Sitzung des Großen Rates vom 15. Februar.
Blick: 28. 10. 1965: Sabotierte Redefreiheit (Eduard Wahl).
Blick: 9. 2. 1967: Burgdorf: Hochburg der Spiessbürgerei? Darum wurde Martin Schwander vom Gymnasium ausgeschlossen. Aushang.
Blick: 9. 2. 1967: Meinungsterror in Burgdorf: Schüler vom Gymnasium ausgeschlossen (von unbekannt).
Blick: 3. 10. 1968: Polizei-Aktion gegen «Manifest» scheiterte (Rudolf Rohr).
Blick: 3. 2. 1977: Der Feuerwehrmann der Telearena: Diggelmann (Jürg Haller).
Blick: 26. 5. 1977: «Thomy»-Zitate ab sofort verboten (von unbekannt).
Blick: 8. 6. 1977: Teilerfolg für Diggelmann (F. H.).
Blick: 8. 7. 1977: «Maxli» kam zur rechten Zeit! (Pierre Freimüller).
Blick: 21. 7. 1978: Diggelmann hat genug (Annette Freitag).
Bund: 17. 9. 1964: Die Zertrümmerer (Paul Eggenberg).
Bund: 30. 11. 1964: Zirkus Diggelmann (c. c.).
Bund: 28. 9. 1965: Literarische Demagogie. W. M. Diggelmanns Roman «Die Hinterlassenschaft» (C. C.).
Bund: 11. 11. 1965: Autorenabend der Freistudentenschaft (bs.).
Bund: 5. 7. 1966: Ins war Treffpunkt der Dienstverweigerer (agu.).
Bund: 8. 7. 1966: Nach Witzwil und Ins (Paul Schaffroth).
Bund: 2. 6. 1968: Das merkwürdige Manifest von Burgdorf (Fritz Müller-Guggenbühl).
Bund: 7. 11. 1970: Maos Herr als Vorbild (up.).
Bund: 24. 5. 1977: Aus der Mücke wird ein Elefant (SDA).
Burgdorfer Tagblatt: 3. 11. 1966: Forum für progressive Kunst: die Gruppe 67 (von unbekannt).
Burgdorfer Tagblatt: 10. 2. 1967: Der Burgdorfer Literatur-Skandal (Heinz Däpp).
Burgdorfer Tagblatt: 17. 2. 1967: Der Burgdorfer Justizirrtum findet nicht statt (Heinz Däpp).
Burgdorfer Tagblatt: 17. 2. 1967: Weitere Pressestimmen zur Burgdorfer Affäre (von Verschiedenen).
Burgdorfer Tagblatt: 17. 2. 1967: Briefe an die Redaktion (von Verschiedenen).
Burgdorfer Tagblatt: 1. 8. 1967: Der Schriftsteller und das Engagement (Reinhold de Quervain).
Burgdorfer Tagblatt: 16./17. 2. 1968: Wo jeder alles sagen darf (d.).
Burgdorfer Tagblatt: 18. 11. 1970: Warum gehen sie nicht ins «sozialistische Paradies»? (Willy Gerber).
Burgdorfer Tagblatt: 21. 7. 1978: Walter Matthias Diggelmann tritt aus dem Zürcher Gemeinderat zurück (von unbekannt).
Bücherpost: 5./6. 1967: Schriftsteller sein in der heutigen Zeit. Fotografiert von unbekannt.
Di Ander Zitig: 25. 5. 1976: Der Angriff auf das Konzept ist kein Einzelfall. Demokratisches Manifest (Demokratisches Manifest).
Domaine Publique: 11. 11. 1965: Le conférencier colporteur (von unbekannt).
Drehpunkt: […] 1974: Neues von Diggelmann (Jürg Weibel).
Du & Ich: 9. 1973: Blick hinter die Kulissen der Redaktion. Stellungnahme der Redaktion.
Eidgenoss: 24. 7. 1978: WMD hört auf (M. W.).
Femina: 31. 1. 1964: Wer schreibt was? (von unbekannt).
Feuille d'Avis: 23. 6. 1965: Deut écrivains suisses alémaniques qui font autorité parmi leurs confrères (M. Matthey).
Feuille d'Avis: 16. 12. 1965: Diggelmann n'a jamais été SS (upi.).

Focus: 11. 1969: Weisheit (Friedrich Dürrenmatt).
Focus: 11. 1969: Dichter und Engagement (Christian Rohrbach).
Focus: 12. 1969: Umfrage (von Verschiedenen).
Focus: 3. 1973: «Die Karriere des Maxli Lehmann» (Peter Baumann).
Focus: 5. 1973: Journalisten-Disput (René Bortolani).
Focus: 3. 1977: Einzelkämpfer im Zweifrontenkrieg (von unbekannt).
Focus: 8. 1978: Gezänk um Diggelmann (von unbekannt).
Frankfurter Allgemeine Zeitung: 24. 9. 1977: Hochgemute Perspektiven. Zwei Schweizer erkunden die DDR (Maria Frise).
Frau Hofers Storch 12. 1970: Die Papiertiger zeigen ihre Krallen (Fritz Bürki).
Frau Hofers Storch 12. 1970: Titelblatt.
Freiburger Nachrichten: 31. 7. 1978: Vom Engagement zur Resignation (Joseph Zosso).
Freier Aargauer: 21. 7. 1978: WMD nimmt den Hut (SDA).
Freisinnige: 13. 5. 1949: Elite-Magazin (von unbekannt).
Freisinnige: 17. 6. 1949: Elite-Magazin (lz.).
Fribourgeois: 22. 7. 1978: Législatif Zurichois: Diggelmann claque la porte (von unbekannt).
Gazette de Lausanne: 16./17. 10. 1965: «L'héritage» (Hugo Leber).
Gazette de Lausanne: 16./17. 10. 1965: Lisez le rapport Ludwig (Franck Jotterand).
Gazette de Lausanne: 8./9. 11. 1969: Défense civile: les trois versions du petit livre rouge à la loupe (Franck Jotterand).
Gazette de Lausanne: 27. 11. 1969: «Petit livre rouge» condamné par 78 écrivains romands (Franck Jotterand).
General-Anzeiger: 21. 10. 1977: Erkundungen und Auskunft über sich selbst (Manfred Rieger).
Katholisches Pfarrblatt: 2. 1976: Fiktiver Kampfplatz um Euthanasie (Bruno Holtz).
Kolibri: 4. 12. 1970: An die Herren Richter und Ersatzrichter des Div.Ger.10 B (Martin Schwander).
Kolibri: 4. 12. 1970: Militärjustiz … und kein Ende (von unbekannt).
Konzept: 10. 1978: Exportprodukt «kritische Schweiz» (Stefan Howald und Bernard Waeber).
Kriegsdienstgegner: 8./9. 1966: Witzwil: Schläge, viel Tinte und ein Schritt vorwärts (Marcel Schweizer).
Kriegsdienstgegner: 8./9. 1969: Rocker Chris und die Schweizerarmee (Sergius Golowin).
Kriegsdienstgegner: 8./9. 1969: WMD und Kriegsdienstgegner in der schweizerischen Gesellschaft (Ruedi Leuenberger).
Landbote: 2. 2. 1967: Der konformistische Nonkonformist (os.).
Landbote: 20. 2. 1976: Zum Thema Sterbehilfe (Adrian Roos).
Leserzeitung: 14. 12. 1976: Nach- und Nachtgedanken zu Herrn Cincera (Adolf Muschg).
Leserzeitung: 14. 6. 1977: Erlenbach sieht rot (Mathias Klemm).
Luzerner Neueste Nachrichten: 22. 7. 1978: Salzkorn (C. K.).
Mitgliederinformation der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest: 11. 1976: AG Medien/Kultur (Verschiedene).
Mitgliederinformation der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest: 11. 1976: Der Anti-Zensur-Fonds (Verschiedene).
Mitgliederinformation der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest: 11. 1976: Editorial (Verschiedene).
Mitgliederinformation der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest: 11. 1976: Gegen politische Zensur (Verschiedene).
Mitgliederinformation der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest: 2. 1977: Ein Jahr Demokratisches Manifest (Verschiedene).
Mitgliederinformation der Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest: 2. 1977: Viele Mitglieder warten (Verschiedene).
National-Zeitung: 20. 8. 1964: Expo 64 – Trugbild der Schweiz (Karl Kränzle).
National-Zeitung: 6. 7. 1966: Inser Bauern gaben ein Lektion «Demokratie» (Mario Cortesi).

National-Zeitung: 6. 7. 1966: Die Pöbler von Ins (Rochus).
National-Zeitung: 7. 7. 1966: «… und eine blutige Schlägerei wäre ausgebrochen» (Marcel Schwander).
National-Zeitung: 8. 7. 1966: «Scharf formuliert, aber objektiv berichtet» (Verschiedene).
National-Zeitung: 11. 7. 1966: Fehl am Platz (Manuel Isler).
National-Zeitung: 15. 1. 1967: Grundsätzliche Aspekte einer Literaturfehde (Hans-Heinz Holz). In: Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1967: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 22. Stuttgart, S. 146–150.
National-Zeitung: 31. 1. 1967: Das Verhör des W. M. Diggelmann (upi.).
National-Zeitung: 3. 2. 1967: Ohrfeige verdient! (Hans R. Linder).
National-Zeitung: 2. 6. 1968: Verratene Opposition (Arnold Künzli).
National-Zeitung: 5. 7. 1968: Wenn das so weiter geht … Meinungen zum Zürcher Krawall (Verschiedene).
National-Zeitung: [7. 7. 1968]: Informations-Extrablatt. Sonderdruck der National-Zeitung. Herausgegeben vom Aktionskomitee Autonomes Jugendzentrum.
National-Zeitung: 17. 7. 1968: Das Gespräch kann beginnen (H. G.).
National-Zeitung: 15. 11. 1970: Entlarvend (Aurel Schmidt).
National-Zeitung: 28. 3. 1971: Presseprozess (Frank A. Meyer).
National-Zeitung: 17. 7. 1971: Keineswegs vergessen (Walter Grieder).
National-Zeitung: 9. 4. 1972: Abgesetzt (Peter L. Rothenbühler).
National-Zeitung: 17. 4. 1972: Satisfaktion für Hans Habe (SDA).
National-Zeitung: 27. 4. 1974: Grund zur Zuversicht. Der Geschichtenerzähler Walter Matthias Diggelmann (Aurel Schmidt).
National-Zeitung: 29. 9. 1976: 20.30 Telearena (von unbekannt).
Nebelspalter: [Nummer 9] 1976: Monsterpalaver in der «Telearena» (Telespalter).
Nebelspalter: 1. 1. 1964: Kriegsentscheidende Geschenke. Gezeichnet von Tomei.
Nebelspalter: 1. 12. 1965: Walter M. Diggelmann. Gezeichnet von Nico.
Nebelspalter: 1. 2. 1967: Literadur und Moll (Bruno Knobel).
Nebelspalter: 15. 2. 1967: Links, rechts, links! (Skorpion).
Nebelspalter: 15. 3. 1967: Zurzeit (wieder) im Gespräch (Widder).
Nebelspalter: 14. 6. 1967: Der Nonkonformist am Eidgenössischen Turnfest. Gezeichnet von unbekannt.
Nebelspalter: 22. 3. 1972: Protest! W. M. Diggelmann. Gezeichnet von Hans Ulrich Steger.
Neue Bündner Zeitung: 30. 5. 1949: Elite Magazin (-n.).
Neue Presse: 5. 7. 1968: Greueltaten (H. Lötscher).
Neue Presse: 5. 7. 1968: Super-Polizei (Paul Derron).
Neue Presse: 5. 7. 1968: Taugenichtse (Gottl. Heller).
Neue Presse: 5. 7. 1968: «Den Konflikt erforschen!» (Verschiedene).
Neue Zürcher Zeitung: 1. 8. 1954: Junge Schweizer Autoren antworten [Werner Weber].
Neue Zürcher Zeitung: 8. 12. 1954: Zur Erzählung «Valse Musette» (Sch.).
Neue Zürcher Zeitung: 17. 12. 1960: Horch, Seldwyla läutet jetzt (Werner Weber).
Neue Zürcher Zeitung: 6. 9. 1964: Ein nonkonformistisches Pamphlet (Fred Rihner).
Neue Zürcher Zeitung: 17. 9. 1964: Streit um eine Streitschrift (von unbekannt).
Neue Zürcher Zeitung: 22. 9. 1964: Schlagworte und Aufgaben (Fred Luchsinger).
Neue Zürcher Zeitung: 22. 9. 1964: Tag der Schriftsteller und des Buches an der Expo (Franz Beidler).
Neue Zürcher Zeitung: 10. 1. 1965: Legenden und Fakten – drei Beispiele (von unbekannt).
Neue Zürcher Zeitung: 7. 5. 1965: Zornige junge Männer unter sich (ag.).
Neue Zürcher Zeitung: 4. 11. 1965: Warum gehöre ich keiner politischen Partei an? (von unbekannt).
Neue Zürcher Zeitung: 16. 11. 1965: Geschichte oder Geschichten? (rt.).

Neue Zürcher Zeitung: 17. 11. 1965: «Anpassung oder Widerstand». Zum Buch von Alice Meyer (F. L.).
Neue Zürcher Zeitung: 9. 1. 1966: Problematische Hinterlassenschaft. Eine Kontroverse im «Volksrecht» (von unbekannt).
Neue Zürcher Zeitung: 1. 8. 1966: Bundesfeier (Adolf Guggenbühl).
Neue Zürcher Zeitung: 10. 11. 1966: Literarischer Dienstag im Zimmertheater (nc.).
Neue Zürcher Zeitung: 19. 12. 1966: Literaturpreis der Stadt Zürich (ne.).
Neue Zürcher Zeitung: 20. 12. 1966: Literatur und Öffentlichkeit (Emil Staiger). In: Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1967: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 22. Stuttgart, S. 90–97.
Neue Zürcher Zeitung: 24. 12. 1966: Zum Streitgespräch über eine Rede Emil Staigers (Werner Weber). In: Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1967: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 22. Stuttgart, S. 110–112.
Neue Zürcher Zeitung: 28. 12. 1966: Erwiderung (Emil Staiger). In: Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1967: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 22. Stuttgart, S. 116.
Neue Zürcher Zeitung: 6. 1. 1967: «… wenn ich die Leser der NZZ unterrichten darf …» (Werner Weber). In: Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1967: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 22. Stuttgart, S. 125–129.
Neue Zürcher Zeitung: 6. 1. 1967: «– nicht immer, aber oft» – (Max Frisch). In: Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1967: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 22. Stuttgart, S. 121–125.
Neue Zürcher Zeitung: 3. 4. 1967: Walter Matthias Diggelmann und die Politik (scr.).
Neue Zürcher Zeitung: 13. 5. 1967: Vergegenwärtigung (Werner Weber).
Neue Zürcher Zeitung: 17. 6. 1968: Wehret den Anfängen (Fred Luchsinger).
Neue Zürcher Zeitung: 1. 7. 1968: Steigerung der Aggression. (su.).
Neue Zürcher Zeitung: 1. 7. 1968: 169 Arrestanten und 41 Verletzte (b.).
Neue Zürcher Zeitung: 1. 7. 1968: Appell des Stadtpräsidenten (ag.).
Neue Zürcher Zeitung: 1. 7. 1968: Darstellung der Demonstranten (su., Teil 3).
Neue Zürcher Zeitung: 1. 7. 1968: Der Ausbruch der Gewalttaten (k.).
Neue Zürcher Zeitung: 1. 7. 1968: Die Früchte der Provokation (von unbekannt).
Neue Zürcher Zeitung: 1. 7. 1968: Die Herrschaft des Pöbels auf Zürichs Straßen (Bildseite).
Neue Zürcher Zeitung: 1. 7. 1968: Dreistündige Straßenschlacht (k., Teil 2).
Neue Zürcher Zeitung: 1. 7. 1968: Harter, aber korrekter Einsatz der Polizei (su., Teil 2).
Neue Zürcher Zeitung: 1. 7. 1968: Neue Gewalttätigkeiten in der Nacht zum Montag in Zürich (kwi.).
Neue Zürcher Zeitung: 2. 7. 1968: Demonstrationsverbot in der Stadt Zürich (ag.).
Neue Zürcher Zeitung: 2. 7. 1968: Gewalt gegen Gewalt (Fred Luchsinger).
Neue Zürcher Zeitung: 11. 7. 1968: Die Diskussion um ein Zürcher Jugendhaus (ag.).
Neue Zürcher Zeitung: 14. 7. 1968: Biedermann und die Brandstifter (von unbekannt).
Neue Zürcher Zeitung: 14. 7. 1968: Erklärungen des Zürcher Stadtrates zu den Unruhen (Stadtrat Zürich).
Neue Zürcher Zeitung: 15. 7. 1968: «Vollversammlung» ohne Zwischenfälle (rdk.).
Neue Zürcher Zeitung: 30. 7. 1968: Die «Zürcher Manifestanten» als Anwälte der Unruhestifter (ZFP).
Neue Zürcher Zeitung: 1. 8. 1968: Die Ziele der «Zürcher Manifests». Eine Pressekonferenz der «Manifestanten» (fb.).
Neue Zürcher Zeitung: 23. 9. 1968: Vertreter des «Zürcher Manifests» beim Regierungsrat (ag.).
Neue Zürcher Zeitung: 18. 11. 1968: Das Zürcher Manifest zieht Bilanz (P. B.).
Neue Zürcher Zeitung: 5. 11. 1969: Krieg nach Drehbuch? (ne.).
Neue Zürcher Zeitung: 24. 5. 1970: Schweizerischer Schriftsteller-Verein – Ende oder Anfang? (Werner Weber).

Neue Zürcher Zeitung: 31. 5. 1970: Schriftsteller und Mitbürger (Werner Weber).
Neue Zürcher Zeitung: 14. 10. 1970: Ende oder Anfang? (Franz W. Beidler).
Neue Zürcher Zeitung: 31. 1. 1971: Nicht verteidigungswürdig? (Fred Luchsinger).
Neue Zürcher Zeitung: 5. 2. 1971: «Nicht verteidigungswürdig?» (P. B.).
Neue Zürcher Zeitung: 5. 2. 1971: «Nicht verteidigungswürdig?» (E. G.).
Neue Zürcher Zeitung: 1. 12. 1975: Anfrage aus Jena – oder: Muss das viele Impfen sein? (A. O.)
Neue Zürcher Zeitung: 3. 12. 1975: Zensur aus Devisenmangel? (A. O.).
Neue Zürcher Zeitung: 12. 12. 1975: «Zensur aus Devisenmangel?» (E. Braendle).
Neue Zürcher Zeitung: 12. 12. 1975: «Zensur aus Devisenmangel?» (G. W.).
Neue Zürcher Zeitung: 12. 12. 1975: «Zensur aus Devisenmangel?» (H. K.).
Neue Zürcher Zeitung: 12. 12. 1975: «Zensur aus Devisenmangel?» (Volker Weymann).
Neue Zürcher Zeitung: 18. 2. 1976: Telearena (von unbekannt).
Neue Zürcher Zeitung: 20. 2. 1976: Die Lebenden sprachen lebendig von den Sterbenden (mw.).
Neue Zürcher Zeitung: 1. 10. 1976: Thema Abtreibung – eine offene und persönliche Diskussion (av.).
Neue Zürcher Zeitung: 7. 12. 1976: Manifest-Mentalität (Bü.).
Neue Zürcher Zeitung: 18./19. 12. 1976: Offene Gegensätze, manifeste Absichten (Bü.).
Neue Zürcher Zeitung: 9. 5. 1977: Fragwürdige Schullektüre, umstrittene Lehrerin (bl.).
Neue Zürcher Zeitung: 11. 5. 1977: Schriftsteller und Erlenbacher Schulpolitik (bl.).
Neue Zürcher Zeitung: 21./22. 5. 1977: Zur Lehrerwahl in Erlenbach: Entscheid um ein Buch oder um eine Lehrerin (bl.).
Neue Zürcher Zeitung: 24. 5. 1977: W. M. Diggelmann klagt gegen drei Erlenbacher Parteien (SDA).
Neue Zürcher Zeitung: 13. 6. 1977: Klares Nein der Erlenbacher zu linksextremer Lehrerin (bl.).
Neue Zürcher Zeitung: 8. 7. 1977: Grundriss eines bösen Stücks (mw.).
Neue Zürcher Zeitung: 12. 8. 1977: Nachspiel zur umstrittenen Erlenbacher Lehrerwahl (bl.).
Neue Zürcher Zeitung: 21. 7. 1978: Rücktritt Diggelmanns aus dem Gemeinderat (SDA).
Neue Zürcher Zeitung: 22. 7. 1978: Keine schöne Erzählung (rfr.).
Neutralität: 4./5. 1965: Unbewältigte Schweizerische Vergangenheit? (Peter Rippmann).
Neutralität: 9. 1965: Unbewältigte Schweizerische Vergangenheit? (Max Frisch).
Neutralität: 3. 1966: Das «Soll» der literatur (Otto F. Walter).
Neutralität: 9. 1966: Freiheit für die Schlagstöcke (Theo Krummenacher).
Neutralität: 9. 1966: Wer hat Angst vor Mario Cortesi? (Mario Cortesi).
Neutralität: 11. 1967: Werkberichte (Redaktion).
Neutralität: 4. 1968: Kein Aufstand im Museum (Hans Fleig).
Neutralität: 7. 1968: Roman Brodmann. Gezeichnet von Hans Ulrich Steger.
Neutralität: 9. 1968: Was wollen die «Progressiven Mittelschüler» der Schweiz? Sozusagen ein Manifest (Martin Schwander).
Neutralität: 10. 1968: Was wollen die «Progressiven Mittelschüler» der Schweiz? Sozusagen ein Manifest (Martin Schwander).
Neutralität: 3. 1969: Ach, wie gut, dass niemand weiss, dass ich Rumpelstilzchen heiss! Gezeichnet von Hans Ulrich Steger.
Neutralität: 12. 1971: Linksdrall (Otto Burri).
Neutralität: 1. 1972: Schmierer (E. Sibier).
Neutralität: 1. 1972: Totalschaden (Erasmus Walser).
Neutralität: 2. 1972: Faschismus … (Christian Jordi).
Neutralität: 2. 1972: … und nochmals Faschismus (R. P. Maurer).
Neutralität: 11. 1972: Abschied von vorgestern: Nachruf auf Bundesrat Ludwig von Moos (Paul Ignaz Vogel).
Oltener Tagblatt: 26. 8. 1978: Dynamik wiedererlangen (Paul Lüthy).
POCH-Zeitung: 26. 5. 1977: Lehrerhatz in Erlenbach (POCH-Zürich).

POCH-Zeitung: 9. 2. 1978: Zürich vor den Gemeindewahlen (Andreas Herczog).
POCH-Zeitung: 2. 3. 1978: Sitzgewinn für POCH – Vormarsch der Linken (Niklaus Scherr).
POCH-Zeitung: 3. 8. 1978: Zum Rücktritt von Walter M. Diggelmann aus dem Gemeinderat (Daniel Vischer).
Profil: 3. 1967: Typologie des Nonkonformismus (Franz Keller).
Profil: 11. 1977: Erkundung der DDR (Franz Keller).
Regional-Zeitung Hinterthurgau: 24. 7. 1978: Zürich: Diggelmann nahm den Hut (von unbekannt).
Schaffauser Bock: 27. 7. 1978: Penibles (Heinz Dutli).
Schaffhauser Nachrichten: 9. 2. 1972: Der bestürzte Herr Matthias Diggelmann (Leporello (alias Werner Schmid)).
Schaffhauser Nachrichten: 4. 3. 1972: Antwort an Walter Matthias Diggelmann (Leporello (alias Werner Schmid)).
Schaffhauser Nachrichten: 13. 6. 1977: Schriftsteller kostete Lehrerin die Stelle (SDA).
Schwarzpeter: 9. 1976: Todesstrafe auf Raten (von unbekannt).
Schwarzpeter: 11. 1976: Bachmann soll gehen! (von unbekannt).
Schwarzpeter: 12. 1976: Ernst Cincera. Gezeichnet von unbekannt.
Schwarzpeter: 4. 1977: Die isolierte Justiz (von unbekannt).
Schweizer Illustrierte: 4. 12. 1967: Was sind das für Leute, die Nonkonformisten? Denker, Revoluzzer oder Querulanten? (Peter Wyrsch).
Schweizer Illustrierte: 10. 12. 1979: Von einem, der immer ein Wilder sein wollte (Peter Höltschi).
Schweizer Soldat: 9. 1971: Ergebnisse einer Umfrage. Durchgeführt vom «Verein zur Förderung des Wehrwillens und der Wehrwissenschaft» (Verschiedene).
Schweizer Soldat: 9. 1971: Jugend und Landesverteidigung (der «SAD-Fachgruppe für Wehrpolitik».
Schweizer Soldat: 9. 1971: Liebe Leser (Ernst Herzig).
Schweizerische Bodensee-Zeitung: 27. 7. 1978: Penible Poeten (Ulrich Schenker).
Seeländer Volkszeitung: 1. 8. 1966: Schutz der Minderheit ist Aufgabe und Chance der Demokratie (Mario Cortesi).
Solothurner AZ: 23. 8. 1978: Walter Matthias Diggelmann (Kurt Troxler).
Solothurner Zeitung: 12. 7. 1978: Ehrlich und arrogant (Michael Müller).
Sonntag: Nummer 51, 1965: Die Hinterlassenschaft. Zusammengetragen und geschrieben von Jean Villain.
Sonntag: Nummer 51, 1965: Die Hinrichtung eines helvetischen Mythos. Zu unserer Leseprobe (Jean Villain).
Sonntag: Nummer 5, 1966: Anatomie eines Skandals. Dokumente zur Rufmordkampagne gegen W. M. Diggelmann. Zusammengetragen und geschrieben von Jean Villain.
Sonntag: Nummer 8, 1966: Walter Matthias Diggelmann. Zusammengetragen und geschrieben von Jean Villain.
Spiegel: 17. 11. 1965: Umherziehende Person (von unbekannt).
Spiegel: 19. 6. 1978: Ich heiße Thomy (von unbekannt).
St. Galler Tagblatt: 21. 7. 1978: Nur Stroh gedroschen? (von unbekannt).
Stadtanzeiger von Bern: 21. 10. 1965: W. M. Diggelmann steht Rede und Antwort zu seinem Buch «Die Hinterlassenschaft» («Junkere 37»).
Süddeutsche Zeitung: 13. 10. 1965: Ein anderes Andorra (Hellmuth Karasek).
Tagblatt der Stadt Zürich: 21. 7. 1978: Rücktritt von W. M. Diggelmann (von unbekannt).
Tages-Anzeiger-Magazin: 4. 3. 1972: Faschist (Hugo Leber).
Tages-Anzeiger: 12. 9. 1964: «Expo 64 – Trugbild der Schweiz». Kritische Hinweise auf ein kritisches Buch (Edmond Tondeur).
Tages-Anzeiger: 12. 9. 1964: Wer handelt hier verantwortungslos? (Walter Stutzer).
Tages-Anzeiger: 22. 9. 1965: Die Schweiz und ihre unbewältigte Vergangenheit (Fritz Billeter).
Tages-Anzeiger: 21. 12. 1966: Auf der Suche nach erbaulichen Helden (Hugo Leber). In: Sprache

im technischen Zeitalter: April bis Juni 1967: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 22. Stuttgart, S. 97–100.
Tages-Anzeiger: 7. 1. 1967: Goethes Weimar hat Buchenwald nicht verhindert (August E. Hohler). In: Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1967: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 22. Stuttgart, S. 133–137.
Tages-Anzeiger: 1. 2. 1967: Eine Antwort von Walter M. Diggelmann (upi.).
Tages-Anzeiger: 18. 4. 1969: Auflösung des «Zürcher Manifests»? (ag.).
Tages-Anzeiger: 13. 6. 1969: Wird das «Zürcher Manifest» die Krise überwinden? (Yves Bebié).
Tages-Anzeiger: 3. 3. 1972: «Die Karriere des Maxli Lehmann» (Annette Freitag).
Tages-Anzeiger: 9. 9. 1972: Neuer SSV-Vorstand (SDA).
Tages-Anzeiger: 20. 2. 1976: Sterbehilfe im Gespräch (A. B.).
Tages-Anzeiger: 12. 5. 1977: Zitatenschlägerei (Felix Thurner).
Tages-Anzeiger: 17. 5. 1977: Erlenbacher Lehrerin: Wer hat den Schwarzpeter? (Roger E. Schaerer).
Tages-Anzeiger: 8. 2. 1978: 20.20 Telearena: Sechs Fragen und Antworten (Peter Trösch).
Tages-Anzeiger: 16. 5. 1978: «Für eine demokratische Erneuerung der Schweiz» (vth.).
Tages-Anzeiger: 21. 7. 1978: Diggelmann beendet Gastspiel im Gemeinderat (SDA).
Tages-Anzeiger: 22. 7. 1978: «Das Scheitern des D.» (von unbekannt).
Tages-Anzeiger: 30. 11. 1979: Gedenkblatt für DAG (Otto F. Walter).
Tages-Nachrichten: 5. 11. 1964: «Literarische Gartenzwerge» (Leporello (alias Werner Schmid)).
Tagesspiegel: [Datum unbekannt]: Rotwildjagd an der Goldküste (von unbekannt).
Tat: 22. 10. 1965: Gartenzwerg … mit erfundenen Tatsachen (w. m.).
Tat: 9. 7. 1966: Demarchentumult (w. m.).
Tat: 3. 7. 1970: Welche Aufgabe hat der Schweizerische Schriftsteller-Verein? (Maurice Zermatten).
Tat: 24. 5. 1977: Das lässt sich Diggelmann nicht gefallen (SDA).
Tat: 26. 5. 1977: 1:0 für Diggelmann (von unbekannt).
Tat: 6. 7. 1977: Maxli Lehmann lähmt unsere Fernsehleute (Rita Schwarzer und Stephan Bosch).
Tat: 9. 2. 1978: TV-Krach: Wer ist hier der Torenbub? (Rita Schwarzer).
Tat: 21. 7. 1978: Diggelmann hat vom Gemeinederat genug (Hans Kaspar Schiesser).
Tele: 4. 7. 1977: Wer hat Angst vor Maxli Lehmann? (Urs Brotschi).
Tele: 18. 7. 1977: Anuoilh, Diggelmann, Priestley (Rudolf Blum).
TeleRadio7: 9. 1976: 20.30 Abtreibung (Telearena) (von unbekannt).
Thuner Tagblatt: 17. 3. 1967: Salto mortale der kritischen Vernunft (Adam/spk.).
Thuner Tagblatt: 9. 11. 1970: Dienstverweigerung mit politischem Motiv (von unbekannt).
Tössthaler: 24. 7. 1978: Walter M. Diggelmann, Rücktritt aus dem Gemeinderat (SDA).
Treffpunkt: 24. 10. 1973: Das schiefe Wunder das Walter Matthias Diggelmann (Beat Lustig).
Tribune de Genève: 21. 7. 1978: Le Parlament es tun alibi (SDA).
Trumpf Buur: 5. 1969: Der Altherren-Club der progressiven Jugend (Robert Eibel).
Trumpf Buur: 3. 1970: Mao hat vielerlei Gesichter … (von unbekannt).
Trumpf Buur: 3. 1971: Sind wir eine Nation von Dienstverweigerern? (Trumpf Buur).
Trumpf Buur: 5. 1971: Beruf: Oberstänkerer (Robert Eibel).
Trumpf Buur: 4. 1972: Herr Diggelmann seeehnt den Kommunismus herbei (Trumpf Buur).
Trumpf Buur: 10. 1973: Was geht uns Chile an? (Robert Eibel).
Trumpf Buur: 3. 1976: Was will eigentlich der Trumpf-Buur? (Trumpf Buur).
TV-Radio-Zeitung: 3. 9. 1972: Bin ich ich? (Rudolf Blum).
TV-Radio-Zeitung: 24. 1978: Politischer Bodengewinn (Rosmarie Weibel-Gasser).
[unbekannt]: 20. 2. 1976: Telearena: «Sterbehilfe» (hri.).
[Unveröffentlicht]: 17. 12. 1966: Laudatio auf Emil Staiger (Werner Weber). In: Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1967: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 22. Stuttgart, S. 83–90.
Vaterland: 24. 2. 1967: Links, recht, links! (Skorpion).
Vaterland: 20. 2. 1976: «Telearena»: W. M. Diggelmanns «Sterbehilfe» (Beatrice Leutenegger).

Voix Ouvrière: 17. 10. 1964: Journée de la Paix à L'Expo (von unbekannt).
Volksrecht: 22. 8. 1964: Spiegelbild der Wirklichkeit (Ulrich Kägi).
Volksrecht: 1. 11. 1965: Diggelmann fertigmachen. Gartenzwerg – Hausierer – SS-Mann (Hans Steiger).
Volksrecht: 3. 11. 1965: Wir brauchen die politischen Parteien – und deren Kritiker (Hans Steiger).
Volksrecht: 6. 11. 1965: Vom Obrigkeit-Deutsch und erschrockenen Poeten (Hans Rudolf Hilty).
Volksrecht: 15. 11. 1965: Mehr Grundsätzlichkeit, weniger Rücksicht auf billigen Publikumserfolg (Hans Oppiger).
Volksrecht: 15. 11. 1965: Tatsachen und Meinungen (Hans Rudolf Hilty).
Volksrecht: 15. 11. 1965: Die Kröpfe blieben voll … (Arthur Gassmann).
Volksrecht: 15. 11. 1965: Von «Gartenzwergen», Opposition und Offensive (Hans Adank).
Volksrecht: 24. 11. 1965: Patentgesetz für Schriftsteller (Robert Bauder).
Volksrecht: 24. 11. 1965: Patentgesetz für Schriftsteller (Redaktion des «Volksrechts»).
Volksrecht: 29. 11. 1965: Die Angst als politischer Faktor (Hans Steiger).
Volksrecht: 13. 12. 1965: Polizeidirektor nicht ganz im Bilde (Zeno Zürcher).
Volksrecht: 15. 12. 1965: Ein Widerruf (Alfred Rascher).
Volksrecht: 18. 12. 1965: Gedanken zur «Hinterlassenschaft» (Fritz Platten).
Volksrecht: 24. 12. 1965: Zur «Hinterlassenschaft»: Wie war es denn damals? (Regina Kägi-Fuchsmann).
Volksrecht: 31. 12. 1965: Terror (Ulrich Kägi).
Volksrecht: [Januar] 1966: Farner – Platten (Verschiedene).
Volksrecht: 6. 7. 1966: Demonstration für den Zivildienst in Ins (upi.).
Volksrecht: 8. 7. 1966: Ins wehrt sich (Gemeinderat in Ins).
Volksrecht: 24. 12. 1966: Staigers Literatur-Museum (Hans Rudolf Hilty). In: Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1967: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 22. Stuttgart, S. 112–114.
Volksrecht: 20. 7. 1968: Arbeitssitzung des «Zürcher Manifests» (E. B.).
Volksrecht: 3. 8. 1968: Können Pflastersteine Signal zu einem neuen Aufbruch werden? (F. M.).
Volksrecht: 6. 8. 1968: Zürcher Aspekte einer weltweiten Kulturkrise (Gottfried Honegger).
Volksrecht: 14. 8. 1968: Köpfe des «Zürcher Manifests» (Marc R. Kuhn).
Volksrecht: 1. 11. 1968: Zürcher Manifest plant «Wasserwerferball» (ag.).
Volksrecht: 20. 11. 1968: «Zürcher Manifest» kämpft weiter (Walter Lüthold).
Volksrecht: 20. 4. 1972: Notiert (unbekannt).
Volksrecht: 17. 8. 1978: Von Räten (hs.).
Vorwärts: [Datum unbekannt]: Der Eifer der Konvertiten (Jean Villain).
Vorwärts: [Datum unbekannt 2]: Die Hinrichtung eines helvetischen Mythos (Jean Villain).
Vorwärts: 9. 7. 1964: Schriftsteller für Ostkontakte? (nai.).
Vorwärts: 20. 5. 1965: «NZZ» – «Trugbild der Schweiz» (Presch).
Vorwärts: 16. 12. 1965: Erste Reaktionen der Reaktion (Jean Villain).
Vorwärts: 13. 1. 1966: «Die Hinterlassenschaft» (Karl Odermatt).
Vorwärts: 28. 4. 1966: «Nonkonformisten» über Nonkonformismus (Verschiedene).
Vorwärts: 12. 5. 1966: «Nonkonformisten» über Nonkonformismus (Verschiedene).
Vorwärts: 26. 5. 1966: «Nonkonformisten» über Nonkonformismus (Verschiedene).
Vorwärts: 16. 6. 1966: «Nonkonformisten» über Nonkonformismus (Verschiedene).
Vorwärts: 23. 6. 1966: «Nonkonformisten» über Nonkonformismus (Verschiedene).
Vorwärts: 14. 7. 1966: Zur Dienstverweigerer-Kampagne in Bern (X).
Vorwärts: 19. 1. 1967: Briefwechsel über «Die Hinterlassenschaft» (von unbekannt).
Vorwärts: 6. 4. 1967: Diggelmann und die Linke (ro.).
Vorwärts: 8. 8. 1968: Pressekonferenz der Arbeitsgemeinschaft «Zürcher Manifest» (A. B.).
Vorwärts: 29. 3. 1973: Schweizer Autoren in der DDR beliebt und sehr gefragt (Jean Villain).
Vorwärts: 20. 9. 1973: Solidarität mit Chiles Volk! (Verschiedene).

Vorwärts: 20. 9. 1973: Weißer Terror in Chile (von unbekannt).
Vorwärts: 24. 11. 1977: Mit offenen Augen durch die DDR (von unbekannt).
Walliser Bote: 4. 8. 1974: Schweizer Schriftsteller protestieren (von unbekannt).
Welt: 8. 11. 1961: Sachliche Abrechnung mit unserer Sache (Anneliese de Haas).
Welt: 13. 6. 1974: Im Clinch mit den Eltern (Peter Jokostra).
Weltwoche: 7. 4. 1961: Die Unkonformen (Peter Dürrenmatt).
Weltwoche: 5. 5. 1961: Aspekte und Kentaurensprünge (R. J. Humm).
Weltwoche: 22. 5. 1964: Junge deutsche Dichter für Anfänger (Rudolf Walter Leonhardt).
Weltwoche: 19. 6. 1964: Nonkonformismus im Stechschritt (Hans Habe).
Weltwoche: 26. 6. 1964: Der junge deutsche Dichter Hans Habe (Rudolf Walter Leonhardt).
Weltwoche: 10. 7. 1964: Leonhardt, Habe, Gruppe 47 (Verschiedene).
Weltwoche: 11. 12. 1964: Helvetia – quo vadis? (Rolf R. Bigler).
Weltwoche: 11. 6. 1965: Der Schriftsteller und die öffentliche Meinung (Rolf Bigler).
Weltwoche: 1. 10. 1965: Die unbewältigte Vergangenheit der Schweiz. Zu Walter Matthias Diggelmanns «Die Hinterlassenschaft» (Alice Vollenweider).
Weltwoche: 3. 12. 1965: Schriftsteller raten den Lesern der Weltwoche (Verschiedene).
Weltwoche: 11. 3. 1966: Unbewältigte schweizerische Vergangenheit? (Max Frisch).
Weltwoche: 11. 3. 1966: Das «Soll» der Literatur (Otto F. Walter).
Weltwoche: 25. 3. 1966: Unser Land als Gegenstand der Literatur (Jean Rudolf von Salis).
Weltwoche: 1. 4. 1966: Diskussion um Rezepte (Peter Bichsel).
Weltwoche: 22. 4. 1966: Ein Versuch, sich die Hände zu waschen. (Adolf Muschg).
Weltwoche: 24. 12. 1966: Endlich darf man es wieder sagen (Max Frisch). In: Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1967: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 22. Stuttgart, S. 104–109.
Weltwoche: 6. 1. 1967: Unverbindlichkeiten (Peter Bichsel). In: Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1967: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 22. Stuttgart, S. 131–133.
Weltwoche: 17. 1. 1967: Vorschlag zur Unversöhnlichkeit (Otto F. Walter). In: Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1967: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 22. Stuttgart, S. 157 f.
Weltwoche: 20. 1. 1967: Ein Konzil für Germanisten. In: Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1967: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 22. Stuttgart, S. 159–165.
Weltwoche: 15. 12. 1967: Varlin schweigt. Rede anläßlich der Verleihung des Zürcher Kunstpreises (Friedrich Dürrenmatt). In: Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1968: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 26. Stuttgart, S. 88 f.
Weltwoche: 17. 10. 1969: Jetzt von Ludwig von Moos (Cornelius).
Weltwoche: 17. 10. 1969: «Wir sind abwehrbereit, wir schlagen zu, wir machen den Igel» (von unbekannt).
Weltwoche: 24. 10. 1969: Hausmitteilung (Redaktion).
Weltwoche: 5. 12. 1969: Ausgekocht (W. Siegfried).
Weltwoche: 5. 12. 1969: Belästigung (Angelo Syfrig).
Weltwoche: 5. 12. 1969: Ein Machwerk (Dr. F. v. Tscharner).
Weltwoche: 5. 12. 1969: Gesellschaftshasser (Alfred Rub).
Weltwoche: 5. 12. 1969: In den Schmutz gezogen (R. Reber).
Weltwoche: 5. 12. 1969: Maoist (Johanna Berchtold).
Weltwoche: 5. 12. 1969: Skandalös (J. Stähli).
Weltwoche: 5. 12. 1969: Verunglimpfung (E. von Känel).
Weltwoche: 16. 1. 1970: Umstürzlerisch (Albert Grieder).
Weltwoche: 23. 1. 1970: Ohne Titel (Dr. Oscar Humm).
Weltwoche: 23. 1. 1970: Ohne Titel (H. Kramer).
Weltwoche: 29. 5. 1970: Die ausgestellte Entscheidung (von unbekannt).
Weltwoche: 16. 2. 1972: «Genug des üblen Spiels». Gespräch mit Hans O. Staub.
Weltwoche: 13. 3. 1974: Literatur und Wirklichkeit (Heinz F. Schafroth).

Weltwoche: 25. 2. 1976: Arena-Theater (pr.).
Weltwoche: 12. 10. 1977: Lauter Widersprüche (Rolf Michaelis).
Weltwoche: 26. 7. 1978: Hagelschlag. (Kassandra).
Weltwoche: 16. 8. 1978: Dank an Diggelmann (René Merz).
Woche: 8. 12. 1965: Fleck auf der reinen Weste? Diskussion um Walter M. Diggelmanns Versuch einer Bewältigung schweizerischer Vergangenheit (Vilma Hinn).
Wochen Express: 4. 8. 1978: Leute. Walther M. Diggelmann (von unbekannt).
Wochen Express: 4. 8. 1978: Rücktritt (N. N.).
Wynentaler Blatt: 21. 7. 1978: Angewidert (von unbekannt).
Zeit: 20. 5. 1966: Die Schuld der Neutralen? (Barbara Bondy).
Zeitdienst: 22. 8. 1964: Expo: Trugbild und Museum? (thp.).
Zeitdienst: 23. 10. 1965: Die Hinterlassenschaft I (von unbekannt).
Zeitdienst: 6. 11. 1965: Die Hinterlassenschaft II (von unbekannt).
Zeitdienst: 4. 12. 1965: Die Hinterlassenschaft III (von unbekannt).
Zeitdienst: 25. 2. 1966: Kampf dem Nonkonformismus (Franz Keller).
Zeitdienst: 12. 8. 1966: Friedrich Dürrenmatt mistet (Friedrich Dürrenmatt).
Zeitdienst: 9. 9. 1966: Inser Dokumentation (Franz Keller).
Zeitdienst: 9. 8. 1968: Zürcher Manifest (Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest).
Zeitdienst: 29. 11. 1968: Bilanz und Perspektiven (G. R.).
Zeitdienst: 7. 11. 1969: Offener Brief an das Eidgenössische Militärdepartement (von unbekannt).
Zeitdienst: 14. 11. 1969: Das rote Büchlein bringt es an den Tag (thp.).
Zeitdienst: 10. 5. 1974: Kabale und Liebe in der NZZ (von unbekannt).
Zeitdienst: 9. 7. 1976: Den Kampf führen (von unbekannt).
Zeitdienst: 18. 8. 1978: Diggelmann nicht mehr Gemeinderat (von unbekannt).
Zofinger Tagblatt: 14. 5. 1959: Elite Magazin (-r-).
Zürcher AZ: 27. 5. 1970: Gelingt ein Neubeginn? (Hans Rudolf Hilty).
Zürcher AZ: 3. 6. 1970: Gelingt ein Neubeginn? (Hans Rudolf Hilty).
Zürcher AZ: 3. 5. 1971: «Sie kennen unsere Methode nicht» (Heinz Appenzeller).
Zürcher AZ: 7. 4. 1972: Die Karriere des Maxli Lehmann (von unbekannt).
Zürcher AZ: 19. 4. 1972: Habe gegen Diggelmann und «Focus» (EAL).
Zürcher AZ: 24. 4. 1972: «Trumpf Buur» kontra Diggelmann … (Xaver Basler).
Zürcher AZ: 13. 9. 1972: «Die Fremden» (Heinz Appenzeller).
Zürcher AZ: 5. 9. 1973: «Nicht der einzige …» (Heinz Appenzeller).
Zürcher AZ: 1. 10. 1973: Wir Salongenossen (Adolf Muschg).
Zürcher AZ: 12. 10. 1973: Antwort an W. M. Diggelmann (Franz Keller).
Zürcher AZ: 12. 10. 1973: Die Rückkehr des verlorenen Sohnes (Otto Steiger).
Zürcher AZ: 12. 10. 1973: Ein besserer Weg zur Menschenwürde (Willi Kobe).
Zürcher AZ: 31. 10. 1973: So geht es auch nicht (Ralf Winkler).
Zürcher AZ: [November] 1973: «Wie gefährlich ist James Schwarzenbach?» (Josef Schwegler).
Zürcher Oberländer: 26. 5. 1977: Keine Diggelmann-Zitate mehr? (ddp.).
Zürcher Oberländer: 21. 7. 1978: Walter Matthias Diggelmann tritt aus Zürcher Gemeinderat zurück (SDA).
Zürcher Oberländer: 27. 7. 1978: Diggelmanns Schwanengesang (Nationalrat Rudolf Friedrich).
Zürcher Oberländer: 4. 8. 1978: «Der Fuchs und die sauren Trauben» als Motto von Diggelmanns Rücktritt aus dem Gemeinderat (Gemeinderat E. Walter König).
Zürcher Student: 6. 1965: Unbewältigte schweizerische Vergangenheit? (Peter Rippmann).
Zürcher Student: 5. 1967: Trümpfe des Trumpf Buur, oder: Was ist ein Nonkonformist? (Reinhard Meier).
Zürcher Woche: 5. 8. 1960: Der Fall Jaccoud nicht zu Ende (James Schwarzenbach).
Zürcher Woche: 19. 10. 1962: Italiener hinten einsteigen? (Roman Brodmann).
Zürcher Woche: 1. 2. 1963: Das Schweizer Tabu Nummer 1 (Roman Brodmann).

Zürcher Woche: 1. 2. 1963: Was ist ein Nonkonformist? (Reinhard Meier).
Zürcher Woche: 26. 4. 1963: Durchs Schweizer Haus in Schlosspantoffeln (Roman Brodmann).
Zürcher Woche: 3. 5. 1963: Tante NZZ und die Moral (Werner Wollenberger).
Zürcher Woche: 23. 8. 1963: Wie man Linksintellektueller wird (Roman Brodmann).
Zürcher Woche: 10. 4. 1964: Die fromme Lüge, die «Landi» hiess (Roman Brodmann).
Zürcher Woche: 1. 5. 1964: Alter Wein in neuen Schläuchen (Roman Brodmann).
Zürcher Woche: 1. 5. 1964: Ein Tag an der Expo. Verspielter Schrott (Roman Brodmann).
Zürcher Woche: 1. 5. 1964: Jung, gescheit und couragiert (Werner Wollenberger).
Zürcher Woche: 31. 7. 1964: Selbstgespräch eines schlechten Patrioten. (Roman Brodmann).
Zürcher Woche: 31. 7. 1964: An mein Vaterland (Friedrich Dürrenmatt).
Zürcher Woche: 21. 8. 1964: Attentat auf die Expo (Roman Brodmann).
Zürcher Woche: 19. 2. 1965: Sind Nonkonformisten wertlos? (Peter Höltschi).
Zürcher Woche: 26. 2. 1965: Brugger, Höltschi und der Nonkonformismus (Roman Brodmann).
Zürcher Woche: 5. 3. 1965: Positiv (Paul Ignaz Vogel).
Zürcher Woche: 12. 3. 1965: Bedürfnis (A. Horvat).
Zürcher Woche: 14. 5. 1965: Tragikomödie in drei Akten (Sebastian Speich).
Zürcher Woche: 14. 5. 1965: Glanz und Scharten der «NZZ» (Roman Brodmann).
Zürcher Woche: 16. 7. 1965: Der neue Diggelmann (Jürg Ramspeck).
Zürcher Woche: 23. 7. 1965: Walter Matthias Diggelmann (Jürg Ramspeck).
Zürcher Woche: 30. 7. 1965: Pro und contra Pinscher (von unbekannt).
Zürcher Woche: 20. 8. 1965: Rezept. (A. Schneider).
Zürcher Woche: 3. 9. 1965: Mut (Verschiedene).
Zürcher Woche: 22. 10. 1965: Liebe Leserin, lieber Leser (Werner Wollenberger).
Zürcher Woche: 11. 11. 1965: Wer ist was im Staate Bern (C. F. V.).
Zürcher Woche: 11. 2. 1966: Aufstand der Spinat-Intellektuellen (Hans Habe).
Zürcher Woche: 24. 6. 1966: Die Wut auf Befehl (Peter Höltschi).
Zürcher Woche: 8. 7. 1966: Der zweite Pogrom von Witzwil (Roman Brodmann).
Zürcher Woche: 23. 12. 1966: Professor Staiger versteht die Welt nicht mehr (Werner Wollenberger). In: Sprache im technischen Zeitalter: April bis Juni 1967: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 22. Stuttgart, S. 100–104.
Zürcher Woche: 17. 2. 1967: Aber was ist eigentlich ein Konformist? (Roman Brodmann).
Zürcher Woche: 17. 2. 1967: Die Dichter sind an allem Schuld (Walter Vogt).
Zürcher Woche: 17. 2. 1967: Kultur-Revolution in Güllen (Georg Berner).
Züri-Leu: 1. 8. 1968: «Menschen statt Schweizer» (Willy Linder).
Züri-Leu: 1. 8. 1968: Lieber Leser (Züri-Leu).
Züri-Leu: 13. 2. 1969: Volksbegehren gegen die Überfremdung – warum? (James Schwarzenbach).
Züri-Leu: 29. 1. 1970: Läppli lebt! (Werner Wollenberger).
Zürichsee-Zeitung: 6./7. 4. 1977: Schulpflege Erlenbach. Inserat.
Zürichsee-Zeitung: 9. 4. 1977: Urnenwahl statt stille Wahl einer Sekundarlehrerin in Erlenbach (Schulpflege Erlenbach).
Zürichsee-Zeitung: 26. 4. 1977: Erlenbacher FDP zu einer umstrittenen Lehrerwahl (jew.).
Zürichsee-Zeitung: 28. 4. 1977: Gerechtigkeit für Sekundarlehrerin Klemm (Deborah Hoffmann).
Zürichsee-Zeitung: 30. 4. 1977: Die heile Welt von Erlenbach (Thomas Wyss).
Zürichsee-Zeitung: 3. 5. 1977: Ungeeignete Lektüre (FDP Erlenbach).
Zürichsee-Zeitung: 3. 5. 1977: Maya Klemm: Die Welt von morgen denkt anders (Maya Klemm).
Zürichsee-Zeitung: 4. 5. 1977: Antworten an Walter M. Diggelmann (Andreas Honegger).
Zürichsee-Zeitung: 4. 5. 1977: «Obszöne Pflichtlektüre» (Hans-Jakob Senn).
Zürichsee-Zeitung: 5. 5. 1977: Verdacht der politischen Beeinflussung liegt nahe (Judith Frey).
Zürichsee-Zeitung: 6. 5. 1977: Nicht nur das Schlechte sehen (E. Weber).
Zürichsee-Zeitung: 6. 5. 1977: Fragen an die FDP Erlenbach zur Diskussion um Maya Klemm (Kurt von Fischer).

Zürichsee-Zeitung: 7. 5. 1977: Zur Lehrerwahl in Erlenbach (verschiedene Lehrer).
Zürichsee-Zeitung: 7. 5. 1977: Zum Thema «Fragwürdige Schülerlektüre» (F. Huber).
Zürichsee-Zeitung: 11. 5. 1977: Widerliche Hexenjagd (Anna Zepf).
Zürichsee-Zeitung: 11. 5. 1977: Gerechtigkeit für unsere Lehrerin (Margot Bauert).
Zürichsee-Zeitung: 11. 5. 1977: Schulpolitik dieser Art darf nicht Schule machen (Vorstände der Schweizer Autoren Gruppe Olten und des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes).
Zürichsee-Zeitung: 13. 5. 1977: Falsche Schlüsse in der Diskussion um die Erlenbacher Lehrerwahl (Roger E. Schärer).
Zürichsee-Zeitung: 14. 5. 1977: Bestimmungsrecht des einzelnen und sittliche Erziehung (Thomas Geiges).
Zürichsee-Zeitung: 14. 5. 1977: Das POCH-Experiment in Erlenbach (H. Keller).
Zürichsee-Zeitung: 14. 5. 1977: Erlenbach: Herausforderung an Demokratie und Menschlichkeit (SP).
Zürichsee-Zeitung: 17. 5. 1977: Vertrauen und Kontrollmöglichkeit umgangen (Gottlieb Bürgisser).
Zürichsee-Zeitung: 17. 5. 1977: Schulpflege Erlenbach steht nicht mehr hinter Maya Klemm (Gottlieb Bürgisser).
Zürichsee-Zeitung: 18. 5. 1977: An die Stimmbürger von Erlenbach (verschiedene Parteien).
Zürichsee-Zeitung: 20. 5. 1977: Fall Klemm: Und was meinen wir als Eltern (Annelies Krampf).
Zürichsee-Zeitung: 24. 5. 1977: Politische Züchtigung unter dem Deckmantel eines Sittenmandats (S. Dietrich).
Zürichsee-Zeitung: 24. 5. 1977: Für Wahrheit und Gerechtigkeit (Barbara Heiniger und Viola Rohner).
Zürichsee-Zeitung: 24. 5. 1977: Bestätigung durch den Rechtsvertreter (SDA).
Zürichsee-Zeitung: 25. 5. 1977: Und die Moral von der Geschicht'? (Maya Klemm).
Zürichsee-Zeitung: 27. 5. 1977: Klassenlektüre «Thomy» (Hans Reutimann).
Zürichsee-Zeitung: 28. 5. 1977: Erlenbach: Parteien erheben Einspruch (tp.).
Zürichsee-Zeitung: 28. 5. 1977: Information in der Demokratie und Urheberrecht (verschiedene Parteien).
Zürichsee-Zeitung: 2. 6. 1977: Berufliche Qualität von keiner Seite bestritten (Hans Käser).
Zürichsee-Zeitung: 2. 6. 1977: Zirkulare in Erlenbach (verschiedene Parteien).
Zürichsee-Zeitung: 3. 6. 1977: Solidarisch mit Maya Klemm (Fachschaft Sekundarlehrer, Phil I und Phil II, Universität Zürich).
Zürichsee-Zeitung: 8. 6. 1977: Frau Klemm ohne Existenzsorgen (Gottlieb Bürgisser).
Zürichsee-Zeitung: 8. 6. 1977: Ungereimtes um Maya Klemm (Robert Jörger).
Zürichsee-Zeitung: 8. 6. 1977: Dank an Frau Abel und an Markus Mäder (Ruth Fritschi).
Zürichsee-Zeitung: 9. 6. 1977: Aufruf des Schulpflegepräsidenten an die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger von Erlenbach (Gottlieb Bürgisser).
Zürichsee-Zeitung: 10. 6. 1977: Eine Richtigstellung der Eltern (verschiedene Eltern).
Zürichsee-Zeitung: 10. 6. 1977: Antwort der Sekundarschüler (verschiedene Schüler): Was ist ein Nonkonformist? (Reinhard Meier).
Zürichsee-Zeitung: 13. 6. 1977: Erlenbach: Absage an Maya Klemm (jew.).
ZW-Sonntags-Journal: 12./13. 4. 1969: Walter Matthias Diggelmann. Gezeichnet von Hans Ulrich Steger.
ZW-Sonntags-Journal: 3./4. 5. 1969: Die Selbstauflösung der Neuen Linken (Mario Cortesi).
ZW-Sonntags-Journal: 2./3. 8. 1969: Kurt Marti: Meine 13 Schwierigkeiten mit der Bundesfeier (Kurt Marti).
ZW-Sonntags-Journal: 1./2. 11. 1969: Für eine neue Kulturpolitik (Friedrich Dürrenmatt).
ZW-Sonntags-Journal: 8./9. 11. 1969: Von Phantasten und Flaschen (Sergius Golowin).
ZW-Sonntags-Journal: 15./16. 11. 1969: Erklärung (Verschiedene).
ZW-Sonntags-Journal: 22./23. 11. 1969: Lohn der Angst (Frank A. Meyer).
ZW-Sonntags-Journal: 29./30. 11. 1969: Schwarzenbachs Schweiz (Sebastian Speich).

ZW-Sonntags-Journal: 23./24. 5. 1970: Erklärung der aus dem SSV austretenden Schriftsteller (Verschiedene).
ZW-Sonntags-Journal: 23./24. 5. 1970: Schriftsteller zu ihrem Austritt (Jörg Steiner).
ZW-Sonntags-Journal: 23./24. 5. 1970: Schriftsteller zu ihrem Austritt (Max Frisch).
ZW-Sonntags-Journal: 23./24. 5. 1970: Schriftsteller zu ihrem Austritt (Peter Bichsel).
ZW-Sonntags-Journal: 23./24. 5. 1970: Aufnahmen als wichtigstes Traktandum (Frank A. Meyer).
ZW-Sonntags-Journal: 26./27. 2. 1972: Max bleibt Maxli (René Bortolani).

10.3 Zeitungsartikel nach 1980

Basler Zeitung: 12. 5. 2001: Wie die Nonkonformisten das Establishment schreckten (Heinz Däpp).
Beobachter: 22. 10. 1999: DDR-Schweizer: Freiwillig im Stasi-Staat (Thomas Angeli).
Berner Zeitung: 10. 11. 2010: Walther Hofer: Ein grosser Kämpfer bis ins hohe Alter (Fabian Schäfer).
Biel Bienne: 16./ 17. 9. 2015: 50 Jahre Büro Cortesi (von unbekannt).
Bund: 22. 5. 1993: Cortesi: Irgendeinmal aufgehört, ein Nonkonformist zu sein (Barbara Ritschard).
Bund: 12. 6. 1993: Sie schrieben, um die Schweiz vor dem Ersticken zu retten (Patrick Feuz).
Bund: 27. 6. 2006: Die Suche nach dem eigenen Ich (Charles Linsmayer).
Du: 12. 1994. Treibstoff Alkohol. Die Dichter und die Flasche.
Ensuite Kulturmagazin: 3. 2004: Wiederentdeckung des verstummten Schweizer Autors Walter Matthias Diggelmann (Andea Baumann), www.ensuite.ch/pdfs/ausgaben04/ensuite_3_04.pdf, abgerufen am 26. 10. 2020.
Kleine Bund: 16. 5. 2009: Ein deutsches Märchen (Beat Mazenauer).
Kleine Bund: 10. 10. 2009: Sprengmeister (Peter von Matt).
Konzept: 1. 1980: 4. 12. 79 Diggelmann wird abgedankt (Niklaus Meienberg).
Neue Zürcher Zeitung: 6./7. 9. 1997: Am Ende der Projektionen (Andreas Breitenstein).
Neue Zürcher Zeitung: 6. 11. 2001: Das «Pogrom von Thalwil». Zum Sprachgebrauch bei der Aufarbeitung von Vergangenem (Thomas Maissen).
Neue Zürcher Zeitung: 10. 6. 2008: «In welchen Kreisen verkehren sie?» (Roman Bucheli).
Neue Zürcher Zeitung: 13. 7. 2009: Die seltsame Hinterlassenschaft des helvetischen Staatsschutzes (Roman Bucheli).
Neue Zürcher Zeitung: 23. 9. 2009: Selten war so viel Anfang (Roman Bucheli).
Neue Zürcher Zeitung: 8. 11. 2016: Stalins Jünger und der Pogrom (Lucien Scherrer).
Neue Zürcher Zeitung: 16. 11. 2016: «Wer bin ich, wenn alles wegbricht?» (Martina Läubli).
Neue Zürcher Zeitung: 17. August 2018: Die 68er und die Kunst des Verdrängens (Lucien Scherrer).
Stuttgarter Zeitung: 19. 3. 1983: Ein Bürger seines Landes will er sein (Werner Schulze-Reimpell).
Tages-Anzeiger: 30. 1. 2011: «Solange man sich ärgert, lebt man» (Stefan von Bergen).
Wochenzeitung: 13. 5. 1999: W. M. Diggelmanns Hinterlassenschaft (Fredi Lerch).
Wochenzeitung: 22. 6. 2006: Der letzte Liebesdienst (Fredi Lerch).
Wochenzeitung: 10.02.2011: «Manipulation». Ein windiger Profi in eiskalten Zeiten (Fredi Lerch).

10.4 Forschungsliteratur und Texte zu Walter Matthias Diggelmann

Cavelty, Gieri 2004: Die Kunst der Persuasion. Walter Matthias Diggelmanns Dokumentarroman «Die Hinterlassenschaft» im historischen und literarischen Kontext. Unveröffentlichte Lizenziatsarbeit.
Fleming-Froy, Marion 1996: Switzerlands's «unbewältigte Vergangenheit» with reference to Walter. M. Diggelmann's «Die Hinterlassenschaft». Unveröffentlichte Masterarbeit.

Gigerl, Margit 2017: Der Nachlass Walter Matthias Diggelmann. Klara Obermüller im Gespräch. In: Passim 19, Bulletin des Schweizerischen Literaturarchivs. Bern, S. 8 f.

Gigerl, Margit 2020: Das Land beim Namen nennen oder die Tücken der Erinnerung. In: Diggelmann, Walter Matthias 2020: Die Hinterlassenschaft. Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort von Margit Gigerl. Zürich, S. 267–318.

Heffernan, Valerie 2007: Walter Matthias Diggelmann's *Die Hinterlassenschaft* and the landscape of Swiss «Vergangenheitsbewältigung». In: Studer, Patrick; Egger, Sabine (Hg.) 2007: From the Margins tot he Centre. Irish Perspectives on Swiss Culture and Literature. Bern, S. 265–282.

Heil- und Pflegeanstalt Rheinau 1946: Definitive Diagnose. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 14.

Huber, Walter 1986: Verlorene und wiedergewonnene «Heimat». Von der Bedeutung der West- und Südschweiz in der neueren Deutschschweizer Literatur. Eine Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung von Walter Matthias Diggelmann, Laure Wyss, Werner Bucher, Dres Balmer. Unveröffentlichte Arbeit: Bern.

Inaebit, Susanne [1974]: Problèmes d'échange littéraire entre la suisse alémanique et la suisse romande. Illustrés par le cas particulier de Walter Matthias Diggelmann. Unveröffentlichte Lizenziatsarbeit: Neuchâtel.

Links, Roland 1986: Ein Leben in Geschichten. In: Diggelmann, Walter Matthias 2000: Geschichten um Abel und ausgewählte frühe Erzählungen. Werkausgabe, Bd. 1. Mit einer Einleitung von Jean Villain und einem Nachwort von Roland Links. Herausgegeben von Klara Obermüller. Zürich, S. 261–287.

Müller-Rüegg, Anita 1993: Der Nachlass von Walter Matthias Diggelmann im Schweizerischen Literaturarchiv. Arbeitsbericht. Diplomarbeit: Bern.

Obermüller, Klara 1978: Reiseberichte. In: Diggelmann, Walter Matthias 1978: Feststellungen. Ein Lesebuch. Texte 1963 bis 1978. Zürich, S. 129.

Obermüller, Klara 1992: Der Wahrheit auf die Spur kommen. Gedanken zum Werk von W. M. Diggelmann. In: Diggelmann, Walter Matthias 1992: Der Tag erzählt seine eigene Geschichte. Ein Lesebuch. Zürich, S. 285–296.

Obermüller, Klara 1993: Walter Matthias Diggelmann (1927–1979). «Auch ich bin ein Sohn Gottes, auch ich habe ein Recht, gekreuzigt zu werden». In: Bättig, Joseph; Leimgruber, Stephan (Hg.) 1993: Grenzfall Literatur. Freiburg, S. 363–368.

Obermüller, Klara 2000: Vorwort der Herausgeberin. In: Diggelmann, Walter Matthias 2000: Geschichten um Abel und ausgewählte frühe Erzählungen. Werkausgabe, Bd. 1. Mit einer Einleitung von Jean Villain und einem Nachwort von Roland Links. Herausgegeben von Klara Obermüller. Zürich, S. 7–9.

Obermüller, Klara 2003: Vorwort der Herausgeberin. In: Diggelmann, Walter Matthias 2003: Die Hinterlassenschaft. Werkausgabe, Bd. 4. Einführung von Hans Ulrich Jost. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 7 f.

Obermüller, Klara 2006: Vorwort der Herausgeberin. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 7–11.

Obermüller, Klara 2006: Daten zu Leben und Werk. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 281–283.

Orte – Schweizerische Literaturzeitschrift: Walter Matthias Diggelmann: Geschichtenerfinder – Wahrheitssucher. Nummer 119. Zelg.

Parmiggiani, Liliane 2003: Terra Incognita. Die DDR im Spiegel ausgewählter Schweizer Reiseberichte von Arnold Künzli, August E. Hohler, Walter Matthias Diggelmann und Klara Obermüller. Unveröffentlichte Lizenziatsarbeit: Zürich.

Sanader, Vladimir 1984: Das Prosaschaffen Walter Matthias Diggelmanns. Untersuchung zur Bauform und Struktur, Fiktivität – Realität und Thematik. Unveröffentlichte Dissertation.
Scherrer, Ruth 2005: «1968» – und dann? Die Sicht des Schriftstellers und Journalisten Walter Matthias Diggelmann auf die Jugendunruhen von 1968 in der Schweiz und ihre Auswirkungen. Unveröffentlichte Lizenziatsarbeit: Luzern.
Schmid, H.-J. 2001: Walter Matthias Diggelmann – Die heilende Wirkung des Geschichtenerzählens. In: Praxis. Schweizerische Rundschau für Medizin. Nummer 90. Bern, S. 1148–1150.
Schmitz, Walter […]: Walter Matthias Diggelmann. Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Nachgelesen auf KLGonline (www.nachschlage.net) am 26. 11. 2012.
Schweizer, Willi 1979: Biographisches aus der Jugendzeit im Werk von Walter Matthias Diggelmann. Unveröffentlichte Seminararbeit: Bern.
Szabó, János 1987: Zur literarhistorischen Bedeutung Walter Matthias Diggelmanns. In: Germanistisches Jahrbuch DDR-UVR, S. 146–155.
Traber Barbara 2000: Kurze Begegnung. In: Orte – Schweizerische Literaturzeitschrift: Walter Matthias Diggelmann: Geschichtenerfinder – Wahrheitssucher. Nummer 119. Zelg, S. 40.
Villain, Jean 1971: Bericht aus der pfahlburgischen Puritanei. In: Diggelmann, Walter Matthias 2000: Geschichten um Abel und ausgewählte frühe Erzählungen. Werkausgabe, Bd. 1. Mit einer Einleitung von Jean Villain und einem Nachwort von Roland Links. Herausgegeben von Klara Obermüller. Zürich, S. 11–35.
Waidson, Herbert Morgan 1974: Childhood, Youth, and Autobiography in the Work of Walter Matthias Diggelmann. In: Seminar. A Journal of Germanistic Studies. Bd. 10, S. 213–225.
Wenger, Bernhard 1982: Nachwort. In: Diggelmann, Walter Matthias 1982: Die Hinterlassenschaft. Mit einem Nachwort von Bernhard Wenger. Unveränderter Neudruck der 1965 erschienenen Erstausgabe. Zürich, S. 303–325.

10.5 Forschungsliteratur und Texte vor 1980

Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest (Hg.) 1976³: Dossier Cincera. Dokumente und Materialien. Zürich.
Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest (Hg.) 1977: Dossier DM-Prozess. Materialien zum Thema «Cincera und Staat». Zürich.
Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest (Hg.) 1977: Cincera alias Cäsar. «Wir waren Cinceras Berner Spitzel». Zürich.
Arbeitsgemeinschaft Demokratisches Manifest 1977: … und die Moral von der Geschicht'. In: Diggelmann, Walter Matthias 1977: Ich heiße Thomy. Zürich, S. 4.
Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest (Hg.) 1968: Dokumentation I. Berichte und Aussagen von Augenzeugen über die Ausschreitungen vom 29./30. Juni 1968 in Zürich. Zürich.
Arbeitsgemeinschaft Zürcher Manifest (Hg.) 1968: Wandzeitungen und Plakate die während der Veranstaltung «6-Tage Zürcher Manifest» entstanden sind. Zürich.
Arnold, Heinz Ludwig 1975: Gespräche mit Schriftstellern. Max Frisch, Günter Grass, Wolfgang Koeppen, Max von der Grün, Günter Wallraff. München.
Aron, Raymond 1955: Die Intellektuellen und der Totalitarismus. In: Hunold, Albert (Hg.) 1955: Die Freie Welt im Kalten Krieg. Erlenbach-Zürich, S. 31–53.
Bachmann, Albert; Grosjean, Georges 1969: Zivilverteidigung. Aarau.
Barthes, Roland 1974: Sade Fourier Loyola. Frankfurt am Main.
Benda Julien 1927: La trahison des clercs. Paris.
Benda, Julien 1978: Der Verrat der Intellektuellen. München.
Bichsel, Peter 1968: «Neu überdenken heisst Opposition». In: Cortesi, Mario [1968]: Stimmen

zur Schweiz. Mario Cortesi sprach mit Peter Bichsel, Kurt Marti, Alfred Rasser, Roman Brodmann, Hans-Rudolf Hilty, Walther Bringolf, Hans Erni, Jörg Steiner, Reynold Tschäppät, Walter M. Diggelmann. Sonderdruck aus der National-Zeitung. Basel, S. 3–5.

Bichsel, Peter 1968: Dem Bestehenden Schwierigkeiten machen. In: [Ohne Herausgeber] 1981: Tintenfisch (2). Zehn Jahrbücher zur deutschen Literatur. Bd. 1 (1967–1971). Berlin, S. 13–16.

Bichsel, Peter 1969: Sitzen als Pflicht. In: Bichsel, Peter 1969: Des Schweizers Schweiz. Zürich, S. 31–45.

Bichsel, Peter 1969: Des Schweizers Schweiz. In: Bichsel, Peter 1969: Des Schweizers Schweiz. Zürich, S. 7–30.

Bichsel, Peter 1969: Des Schweizers Schweiz. Zürich.

Bichsel, Peter 1970: «Mich interessiert, was auf dem Papier geschieht.» Gespräch mit Werner Bucher. In: Bucher, Werner; Ammann Georges 1970: Schweizer Schriftsteller im Gespräch. Bd. 1. Basel, S. 13–47.

Bloch, Peter 1972: Vorwort. In: Bloch, Peter; Hubacher, Edwin 1972: Der Schriftsteller in unserer Zeit. Schweizer Autoren bestimmen ihre Rolle in der Gesellschaft. Eine Dokumentation zu Sprache und Literatur der Gegenwart. Bern, S. 7–9.

Bloch, Peter; Hubacher, Edwin 1972: Der Schriftsteller in unserer Zeit. Schweizer Autoren bestimmen ihre Rolle in der Gesellschaft. Eine Dokumentation zu Sprache und Literatur der Gegenwart. Bern.

Bloch, Peter André (Hg.) 1971: Der Schriftsteller und sein Verhältnis zu Sprache dargestellt am Problem der Tempuswahl. Eine Dokumentation zu Sprache und Literatur der Gegenwart. Bern.

Bloch, Peter André (Hg.) 1975: Gegenwartsliteratur. Mittel und Bedingungen ihrer Produktion. Eine Dokumentation über die literarisch-technischen und verlegerisch-ökonomischen Voraussetzungen schriftstellerischer Arbeit. Bern.

Boltanski, Luc 1966: Le bonheur suisse. Paris.

Brodmann, Roman 1968: Wer Ideen produziert, spricht den Leser an. In: Cortesi, Mario [1968]: Stimmen zur Schweiz. Mario Cortesi sprach mit Peter Bichsel, Kurt Marti, Alfred Rasser, Roman Brodmann, Hans-Rudolf Hilty, Walther Bringolf, Hans Erni, Jörg Steiner, Reynold Tschäppät, Walter M. Diggelmann. Sonderdruck aus der National-Zeitung. Basel, S. 10–13.

Bucher, Werner; Ammann Georges 1970: Schweizer Schriftsteller im Gespräch. 2 Bände. Basel.

Burckhardt, Lucius; Kutter, Markus 1953: Wir selber bauen unsere Stadt. Ein Hinweis auf die Möglichkeiten staatlicher Baupolitik. Basel.

Burckhardt, Lucius; Frisch, Max; Kutter, Markus 1955: achtung: die Schweiz. Ein Gespräch über unsere Lage und ein Vorschlag zur Tat. Basel.

Burckhardt, Lucius; Frisch, Max; Kutter, Markus 1956: Die neue Stadt. Beiträge zur Diskussion. Basel.

Cordey, Pierre 1970: La Presse et l'information. In: Gruner, Erich (Hg.) 1971: Die Schweiz seit 1945. Beiträge zur Zeitgeschichte. Bern, S. 229–251.

Cortesi, Mario [1968]: Stimmen zur Schweiz. Mario Cortesi sprach mit Peter Bichsel, Kurt Marti, Alfred Rasser, Roman Brodmann, Hans-Rudolf Hilty, Walther Bringolf, Hans Erni, Jörg Steiner, Reynold Tschäppät, Walter M. Diggelmann. Sonderdruck aus der National-Zeitung. Basel.

Dickerhof, Urs; Giger, Bernhard (Hg.) 1976: Tatort Bern. Bern.

Discordia Concors 1968: Festgabe an Edgar Bonjour zu seinem siebzigsten Geburtstag. Bd. 2. Basel.

Dürrenmatt, Friedrich 1969: Monstervortrag über Gerechtigkeit und Recht nebst einem helvetischen Zwischenspiel (Eine kleine Dramaturgie der Politik). Zürich.

Dürrenmatt, Friedrich 1969: Über Kulturpolitik. In: Dickerhof, Urs; Giger, Bernhard (Hg.) 1976: Tatort Bern. Bern, S. 50–55.

Dürrenmatt, Friedrich 1972: Interview. In: Bloch, Peter; Hubacher, Edwin 1972: Der Schriftsteller

in unserer Zeit. Schweizer Autoren bestimmen ihre Rolle in der Gesellschaft. Eine Dokumentation zu Sprache und Literatur der Gegenwart. Bern, S. 36–50.
Erni, Hans 1968: Der periodische Emigrant. In: Cortesi, Mario [1968]: Stimmen zur Schweiz. Mario Cortesi sprach mit Peter Bichsel, Kurt Marti, Alfred Rasser, Roman Brodmann, Hans-Rudolf Hilty, Walther Bringolf, Hans Erni, Jörg Steiner, Reynold Tschäppät, Walter M. Diggelmann. Sonderdruck aus der National-Zeitung. Basel, S. 18–21.
Farner, Konrad 1945: Hans Erni. Ein Maler unserer Zeit. Basel.
Farner, Konrad; Marti, Kurt 1972: Dialog Christ – Marxist, ein Gespräch. Zürich.
Farner, Martha 1976: «Ich war von mir aus wahnsinnig entsetzt, dass man Schweizer im eigenen Land so verfolgt …» In: Farner, Martha; Dindo, Richard et al. (Hg.) 1976: «Niemals Vergessen!» Betroffene berichten über die Auswirkungen der Ungarn-Ereignisse 1956 in der Schweiz. Zürich, S. 27–53.
Farner, Martha; Dindo, Richard et al. (Hg.) 1976: «Niemals Vergessen!» Betroffene berichten über die Auswirkungen der Ungarn-Ereignisse 1956 in der Schweiz. Zürich.
Fleig, Hans 1968: Über den schweizerischen Nonkonformismus. In: Discordia Concors 1968: Festgabe an Edgar Bonjour zu seinem siebzigsten Geburtstag. Bd. 2. Basel, S. 659–673.
Foucault, Michel 1976: Die politische Funktion des Intellektuellen. In: Foucault, Michel 2003: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. III. 1976–1979. Herausgegeben von Daniel Defert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange. Frankfurt am Main, S. 145–152.
Foucault, Michel 1978: Wahrheit und Macht. Interview von A. Fontana und P. Pasquino. In: Foucault, Michel 1978: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin, S. 21–55.
Foucault, Michel 1978: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin.
Franke, Manfred (Hg.) 1968: Erlebte Zeit. Stuttgart.
Frisch, Max 1953: Vorwort. In: Burckhardt, Lucius; Kutter, Markus 1953: Wir selber bauen unsere Stadt. Ein Hinweis auf die Möglichkeiten staatlicher Baupolitik. Basel, S. 7–9.
Frisch, Max 1954: Stiller. Frankfurt am Main.
Frisch, Max 1957: Festrede zum Nationalfeiertag am 1. August 1957. In: Frisch, Max 1983: Forderungen des Tages. Porträts, Skizzen, Reden 1943–1982. Frankfurt am Main, S. 293–297.
Frisch, Max 1958: Öffentlichkeit als Partner. In: Frisch, Max 1983: Forderungen des Tages. Porträts, Skizzen, Reden 1943–1982. Frankfurt am Main, S. 298–305.
Frisch, Max 1968: Jemand hat sich geirrt. In: Frisch, Max 1983: Forderungen des Tages. Porträts, Skizzen, Reden 1943–1982. Frankfurt am Main, S. 212–214.
Frisch, Max 1968: Demokratie ohne Opposition. In: Frisch, Max 1983: Forderungen des Tages. Porträts, Skizzen, Reden 1943–1982. Frankfurt am Main, S. 215–223.
Frisch, Max 1968: Die grosse Devotion. In: Frisch, Max 1983: Forderungen des Tages. Porträts, Skizzen, Reden 1943–1982. Frankfurt am Main, S. 238–247.
Frisch, Max 1972: Interview. In: Bloch, Peter; Hubacher, Edwin 1972: Der Schriftsteller in unserer Zeit. Schweizer Autoren bestimmen ihre Rolle in der Gesellschaft. Eine Dokumentation zu Sprache und Literatur der Gegenwart. Bern, S. 17–35.
Frisch, Max 1972: Tagebuch 1966–1971. Frankfurt am Main.
Frisch, Max 1975: Interview. In: Arnold, Heinz Ludwig 1975: Gespräche mit Schriftstellern. Max Frisch, Günter Grass, Wolfgang Koeppen, Max von der Grün, Günter Wallraff. München, S. 9–73.
Frischknecht, Jürg; Haffner, Peter et al. (Hg.) 1979: Die unheimlichen Patrioten. Politische Reaktion in der Schweiz. Ein aktuelles Handbuch. Zürich.
Gramsci, Antonio [1930–1932]: Die Intellektuellen. In: Gramsci, Antonio 1992: Gefängnishefte. Bd. 3 (Hefte 4 und 5). Hamburg, S. 513–524.
Geissler, Christian; Hitzer, Friedrich et al. 1966: Kürbiskern. Literatur und Kritik. München.

Giger, Bernhard 1976: Junkere 37. Die letzte Nacht. In: Dickerhof, Urs; Giger, Bernhard 1976: Tatort Bern. Bern, S. 175 f.
Gilg, Peter 1974: Jugendliches Drängen in der schweizerischen Politik. Strukturen, Ziele und Aktionsformen von politischen Gruppen der jungen Generation. Bern.
Gruner, Erich 1969: Regierung und Opposition im schweizerischen Bundesstaat. Alte und neue Opposition in der Schweiz und ihre Funktion in einem modifizierten Regierungssystem. Bern.
Gruner, Erich (Hg.) 1971: Die Schweiz seit 1945. Beiträge zur Zeitgeschichte. Bern.
Gsteiger, Manfred 1964: Das «Positive» und das «Negative». Grundsätzliches anläßlich einer Kontroverse. In: Gsteiger, Manfred 1967: Poesie und Kritik: Betrachtungen über Literatur. Bern, S. 113–118.
Gsteiger, Manfred 1967: Poesie und Kritik: Betrachtungen über Literatur. Bern.
Guggenheim, Kurt 1961: Heimat oder Domizil? In: Dahinden, Martin (Hg.) 1988: Zeitspuren. Essays und Reden. Zürich, S. 108–120.
Häsler Alfred 1976: Das Ende der Revolte. Aufbruch der Jugend 1968 und die Jahre danach. Zürich.
Hiepe, Richard 1966: Pogrome, Eidgenossen und Genossen. In: Geissler, Christian; Hitzer, Friedrich et al. 1966: Kürbiskern. Literatur und Kritik. München, S. 191.
Hilty, Hans Rudolf; Schmid, Max (Hg.) 1964: Modernes Schweizer Theater: Einakter und Szenen. Egnach.
Hunold, Albert (Hg.) 1955: Die freie Welt im Kalten Krieg. Erlenbach-Zürich.
Imboden, Max 1964: Helvetisches Malaise. Zürich.
Jaeckle, Erwin 1968: Der Zürcher Literaturschock. Bericht. München.
Jaeggi, Urs; Steiner, Rudolf; Wyniger, Willy 1966: Der Vietnamkrieg und die Presse. Zürich.
Komitee gegen Isolationshaft (Hg.) 1976: Todesstrafe auf Raten. Isolationshaft in der Schweiz. Zürich.
Künzli, Arnold 1966: Die Neurose des Igels. In: Rippmann, Peter; Meier, Peter et al. 1964: Expo 64 – Trugbild der Schweiz. Basel, S. 36–50.
Landolt, Emil 1957: Vorwort des Stadtpräsidenten. In: Verwaltungsabteilung des Stadtpräsidenten von Zürich (Hg.) 1957: Zürcher Windrose. Neue Erzählungen. Zürich, S. 5 f.
Leber, Hugo (Hg.) 1964: Texte. Prosa junger Schweizer Autoren. Einsiedeln.
Loetscher, Hugo 1970: «Für eine Literatur der Behaftbarkeit.» Gespräch mit Werner Bucher. In: Bucher, Werner; Ammann Georges 1970: Schweizer Schriftsteller im Gespräch. Bd. 1. Basel, S. 73–108.
Ludwig, Carl 1966: Die Flüchtlingspolitik der Schweiz seit 1933 bis zur Gegenwart. Bern.
Lüthy, Herbert 1969: Die Schweiz als Antithese. Zürch.
Mannheim, Karl 1952³: Ideologie und Utopie. Frankfurt am Main.
Marti, Kurt 1966: Die Schweiz und ihre Schriftsteller – die Schriftsteller und ihre Schweiz. Zürich.
Marti, Kurt 1970: «Auf der Suche nach einer ehrlichen Sprache.» Gespräch mit Werner Bucher. In: Bucher, Werner; Ammann Georges 1970: Schweizer Schriftsteller im Gespräch. Bd. 2. Basel, S. 121–145.
Marti, Kurt 1972: Verteidigung der Demokratie – ein Plädoyer. In: Obermüller, Klara (Hg.) 2003: Wir sind eigenartig, ohne Zweifel. Die kritischen Texte von Schweizer Schriftstellern über ihr Land. Zürich, S. 152–164.
Meienberg, Niklaus 1979: Abdankung. In: Meienberg, Niklaus 1981: Die Erweiterung der Pupillen beim Eintritt ins Hochgebirge. Poesie 1966–1981. Zürich, S. 113 f.
Meyer, Frank A. 1968: Vorwort zu einer Bestandesaufnahme. «Nonkonformistisches Establishment». In: Cortesi, Mario [1968]: Stimmen zur Schweiz. Mario Cortesi sprach mit Peter Bichsel, Kurt Marti, Alfred Rasser, Roman Brodmann, Hans-Rudolf Hilty, Walther Bringolf, Hans Erni, Jörg Steiner, Reynold Tschäppät, Walter M. Diggelmann. Sonderdruck aus der National-Zeitung. Basel, S. 1.
Nizon, Paul 1970: Diskurs in der Enge. Aufsätze zur Schweizer Kunst. Bern.
Obermüller, Klara 1974: Das Phänomen NZZ. Bewundert viel und viel gescholten. In: Merian, Heft 1, Jahrgang 28, S. 82, 105.

Obermüller, Klara 1979: Der lange Weg. In: Obermüller, Klara 2009: Weder Tag noch Stunde. Nachdenken über Sterben und Tod. Freiburg im Breisgau, S. 19–36.
Rippmann, Peter 1964: Reaktion in der Schweiz. In: Rippmann, Peter; Meier, Peter et al. 1964: Expo 64 – Trugbild der Schweiz. Basel, S. 11–24.
Rippmann, Peter; Meier, Peter et al. 1964: Expo 64 – Trugbild der Schweiz. Basel.
Sartre, Jean-Paul 1948: Situations II. Qu'est-ce que la littérature? Paris.
Sartre, Jean-Paul 1965: Plädoyer für die Intellektuellen. In: Sartre, Jean-Paul 1995: Plädoyer für die Intellektuellen. Interviews, Artikel, Reden 1950–1973. Reinbek bei Hamburg, S. 90–148.
Sartre, Jean-Paul 1968: Der Intellektuelle und die Revolution. Interview mit Jean-Claude Garot. In: Sartre, Jean-Paul 1995: Plädoyer für die Intellektuellen. Interviews, Artikel, Reden 1950–1973. Reinbek bei Hamburg, S. 157–172.
Schmid, Karl 1963: Unbehagen im Kleinstaat. Untersuchungen über Conrad Ferdinand Meyer, Henri-Frédéric Amiel, Jakob Schaffner, Max Frisch, Jakob Burckhardt. Zürich.
Schmid, Karl 1967: Engagement und Opposition. In: Dahinden, Martin 1988: Zeitspuren. Essays und Reden. Zürich, S. 315–331.
Schmid, Max 1976: Repression in der Schweiz. Demokratie von Fall zu Fall. Zürich.
Schwander, Martin (Hg.) 1966: Warum schreiben Sie? Schriftsteller geben Antwort. Separatdruck aus dem «Burgdorfer Tagblatt» vom 29. 6. 1966.
Schweizerischer Schriftsteller-Verband (Hg.) 1974: Mehr Öffentlichkeit für Schriftsteller. Welt im Wort: Forum der Schriftsteller, Ausgabe 1.
Sprache im technischen Zeitalter: 4. 1967: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 22. Stuttgart.
Sprache im technischen Zeitalter: 4. 1968: Der Zürcher Literaturstreit. Heft 28. Stuttgart.
Staiger, Emil 1933: Dichtung und Nation. Eine Besinnung auf Schiller. In: Neue Schweizer Rundschau, Ausgabe 1, Heft 3. Zürich, S. 157–168.
Staiger, Emil 1964: Vom vergessenen Sinn der Dichtung. In: Staiger, Emil 1969 : Geist und Zeitgeist. Drei Betrachtungen zur kulturellen Lage der Gegenwart. Zürich, S. 57–82.
Staiger, Emil 1969²: Geist und Zeitgeist. Drei Betrachtungen zur kulturellen Lage der Gegenwart. Zürich.
Steger, Hans Ulrich 1956: Meine grossen Tiere. Zehn Jahre Weltwochenschau 1945–1956. 130 politische Karikaturen aus der «Weltwoche». Zürich.
Steger, Hans Ulrich 1968: Diggelmann am Nonkonformistentreffen in Biel. In: Diggelmann, Walter Matthias 2006: Da, das bin ich. Selbstzeugnisse und Briefe. Werkausgabe, Bd. 6. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 12.
Verwaltungsabteilung des Stadtpräsidenten von Zürich (Hg.) 1957: Zürcher Windrose. Neue Erzählungen. Zürich.
Von Salis, Jean Rudolf 1968: Schwierige Schweiz. Beiträge zu einigen Gegenwartsfragen. Zürich.
Walter, Otto F. 1962: Das Positive und die zeitgenössische Literatur. Binsenwahrheiten und Thesen. In: Walter, Otto F. 1989: Gegenwort. Aufsätze, Reden, Begegnungen. Zürich, S. 16–18.
Walter Otto F. 1970: «Lust und Ärger am Schreiben.» Gespräch mit Werner Bucher. In: Bucher, Werner; Ammann Georges 1970: Schweizer Schriftsteller im Gespräch. Bd. 2. Basel, S. 219–240.
Weber, Werner 1979: Begleitwort (Buchrücken). In: Diggelmann, Walter Matthias 1979: Schatten. Tagebuch einer Krankheit. Zürich.
Wehrli, Max; Seelig, Carl; Brock-Sulzer, Elisabeth 1957: Nachwort der Jury. In: Verwaltungsabteilung des Stadtpräsidenten von Zürich (Hg.) 1957: Zürcher Windrose. Neue Erzählungen. Zürich, S. 350–353.
Ziegler, Alexander 1970: Labyrinth. Report eines Aussenseiters. München.

10.6 Forschungsliteratur und Texte nach 1980

Abelshauser, Werner 1987: Die langen Fünfziger Jahre. Wirtschaft und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland 1949–1966. Düsseldorf.

Aeschbacher, Marc 1997: Tendenzen der schweizerischen Gegenwartsliteratur (1964–1994). Exemplarische Untersuchung zur Frage nach dem Tode der Literatur. Bern.

Altermatt, Urs 2002: Die Hochhuth-Debatte in der katholischen Schweiz 1963. In: Käpperli, Silvia 2002: Lesarten des jüdisch-christlichen Dialogs. Festschrift zum 70. Geburtstag von Clemens Thoma. Bern, S. 19–32.

Altermatt, Urs 2012: Wie weit rechts stand der Obwaldner Jungkonservative Ludwig von Moos? In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Bd. 62, S. 320–334.

Amberger, Alexander 2014: Bahro – Harich – Havemann. Marxistische Systemkritik und politische Utopie in der DDR. Paderborn.

Ammann, Max Peter 2003: Ungenutzte Chance. In: Bardet, René (Hg.) 2003: 50 Jahre Schweizer Fernsehen. Zum Fernseh'n drängt, am Fernseh'n hängt doch alles … Baden, S. 188–198.

Ammann, Ruth 2008: Bewegung in der Bewegung: Der Aufbruch der Lesben in Bern, zehn Jahre nach 1968. In: Schär, Bernhard C.; Ammann, Ruth et al. (Hg.) 2008: Bern 68. Lokalgeschichte eines globalen Aufbruchs – Ereignisse und Erinnerungen. Baden, S. 197–206.

Amslinger, Tobias 2019: Eine Debatte in ihrer Zeit. In: Verein Literaturstiftung Bern (Hg.) 2019: Die Schweiz bewältigen. Eine literarische Debatte nach Max Frisch. Mit Beiträgen von Max Frisch, Otto F. Walter, Jean Rudolf von Salis, Peter Bichsel, Adolf Muschg, Walter Matthias Diggelmann, Tobias Amslinger, Ruth Schweikert und Julia Weber. Luzern, S. 9–35.

Arnold, Heinz Ludwig (Hg.) 1998: Literatur in der Schweiz. München.

Bachorski, Hans-Jürgen; Behütuns, Georg; Boden, Petra (Hg.) 2000: Literaturstreit. Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbands. Heft 4. Bielefeld.

Baldes, Ingrid; Ambroz, Alenka et al. 1987: Schweizer Hörspielautoren bei Radio DRS. 20 Jahre praktische Kulturförderung. Zürich.

Barck, Simone; Lokatis, Siegfried (Hg.) 2004: Fenster zur Welt. Eine Geschichte des DDR-Verlages Volk und Welt. Berlin.

Bardet, René 2003: Ein hintergründiges Buch zum Fünfzigsten. In: Bardet, René (Hg.) 2003: 50 Jahre Schweizer Fernsehen. Zum Fernseh'n drängt, am Fernseh'n hängt doch alles … Baden, S. 7–9.

Bardet, René 2003: Jahr-für-Jahr-Chronik in Stichworten. In: Bardet, René (Hg.) 2003: 50 Jahre Schweizer Fernsehen. Zum Fernseh'n drängt, am Fernseh'n hängt doch alles … Baden, S. 424–431.

Bardet, René (Hg.) 2003: 50 Jahre Schweizer Fernsehen. Zum Fernseh'n drängt, am Fernseh'n hängt doch alles … Baden.

Bättig, Joseph; Leimgruber, Stephan (Hg.) 1993: Grenzfall Literatur. Freiburg.

Behrens, Nicola 2008: Zwischen Schnüffelstaat und Staatsschutz. Die Staatsschutzakten im Stadtarchiv Zürich. In: Linke, Angelika; Scharloth, Joachim (Hg.) 2008: Der Zürcher Sommer 1968. Zwischen Krawall, Utopie und Bürgersinn. Zürich, S. 111–118.

Bering, Dietz 2010: Die Epoche der Intellektuellen 1898–2001. Geburt, Begriff, Grabmal. Berlin.

Bering, Dietz 2010: «Intellektueller»: Schimpfwort – Diskursbegriff – Grabmal? In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.) 2010: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung «Das Parlament». Heft 40. Frankfurt am Main, S. 5–12.

Bircher, Urs 1997: Vom langsamen Wachsen eines Zorns. Max Frisch 1911–1955. Zürich.

Bircher, Urs 2000: Mit Ausnahme der Freundschaft. Max Frisch 1956–1991. Zürich.

Birrer, Sibylle 2000: Jean Rudolf von Salis. «Helvetien gebe ich nicht verloren …». In: Birrer, Sibylle; Caluori, Reto et al. 2000: Nachfragen und Vordenken. Intellektuelles Engagement bei Jean Rudolf von Salis, Golo Mann, Arnold Künzli und Niklaus Meienberg. Zürich, S. 35–88.

Birrer, Sibylle; Caluori, Reto et al. 2000: Einleitung. In: Birrer, Sibylle; Caluori, Reto et al. 2000:

Nachfragen und Vordenken. Intellektuelles Engagement bei Jean Rudolf von Salis, Golo Mann, Arnold Künzli und Niklaus Meienberg. Zürich, S. 9–34.
Birrer, Sibylle; Caluori, Reto et al. 2000: Nachfragen und Vordenken. Intellektuelles Engagement bei Jean Rudolf von Salis, Golo Mann, Arnold Künzli und Niklaus Meienberg. Zürich.
Bischof, Erwin 2010: Honeckers Handschlag. Beziehungen Schweiz – DDR 1960–1990. Bern.
Bitterli, Urs 2009: Jean Rudolf von Salis. Historiker in bewegter Zeit. Zürich.
Blanc, Jean-Daniel; Luchsinger, Christine (Hg.) 1994: achtung: die 50er Jahre! Annäherungen an eine widersprüchliche Zeit. Zürich.
Blöbaum, Bernd 1994: Journalismus als soziales System. Geschichte, Ausdifferenzierung und Verselbständigung. Opladen.
Blöbaum, Bernd 2002: Literatur und Journalismus. Zur Struktur und zum Verhältnis von zwei Systemen. In: Blöbaum, Bernd; Neuhaus, Stefan (Hg.) 2002: Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien. Wiesbaden, S. 23–51.
Blöbaum, Bernd; Neuhaus, Stefan 2002: Vorwort. In: Blöbaum, Bernd; Neuhaus, Stefan (Hg.) 2002: Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien. Wiesbaden, S. 7–10.
Blöbaum, Bernd; Neuhaus, Stefan (Hg.) 2002: Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien. Wiesbaden.
Blubacher, Thomas 2005: Fred Haltiner. In: Kotte, Andreas (Hg.) 2005: Theaterlexikon der Schweiz. Bd. 2. Zürich, S. 789 f.
Blum, Roger 1992: Schweizer Medien im Lauf der Geschichte: ein «Bannwald der Demokratie»? In: Haller, Michael; Holzhey, Helmut (Hg.) 1992: Medien-Ethik. Beschreibungen, Analysen, Konzepte für den deutschsprachigen Journalismus. Opladen, S. 87–96.
Böhler, Michael 1986: Der «neue» Zürcher Literaturstreit. Bilanz nach zwanzig Jahren. In: Worstbrock, Franz-Josef (Hg.) 1986: Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit. Tübingen, S. 250–263.
Böhler, Michael 2002: «‹Auch hierzulande reden wir vom Heute, als stünde kein Gestern dahinter›. – Literarischer Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs in der Schweiz». In: Tanner, Jakob; Weigel, Sigrid (Hg.) 2002: Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges. Zürich, S. 145–178.
Böhm, Frauke 2000: Roman Brodmann. Zeitkritischer Dokumentarfilm im Spannungsfeld zwischen Fernsehjournalismus und Autorenfilm. Unveröffentlichte Inaugural-Dissertation an der Philipps-Universität Marburg.
Bojarek Garlinski 1992: Friktionen mit der Fiktion. Die (deutschsprachige) Schweizer Literartur zwischen Mythos und Wirklichkeit. In: Leimgruber, Walter; Christen, Gabriela (Hg.) 1992: Sonderfall? Die Schweiz zwischen Réduit und Europa. Zürich, S. 175–185.
Böni, Otto; Loetscher, Hugo; Niederer, Ueli 1987: 1969–1971. Geschichte einer Sezession. Die Abspaltung der Gruppe Olten. In: Schweizerischer Schriftsteller-Verband (Hg.) 1987: Literatur geht nach Brot. Die Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes. Aarau, S. 153–187.
Borchard, Beatrix 2003: Lücken schreiben. Oder: Montage als biographisches Verfahren. In: Bödeker, Hans (Hg,) 2003: Biographie Schreiben. Göttingen, S. 211–241.
Bosch, Stephan 2007: Max Daetwyler – Der Friedensapostel. Mit der weißen Fahne um die Welt. Zürich.
Bourdieu, Pierre 1985: Sozialer Raum und «Klassen». Leçon sur la leçon: Zwei Vorlesungen. Frankfurt am Main.
Bourdieu, Pierre 1985: Das intellektuelle Feld: Eine Welt für sich. Interview mit dem Norddeutschen Rundfunk. In: Bourdieu, Pierre 1992: Rede und Antwort. Frankfurt am Main, S. 155–166.
Bourdieu, Pierre 1988: Homo academicus. Frankfurt.
Bourdieu, Pierre 1990: Die biographische Illusion. In: Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History. Heft 1, S. 75–81.

Bourdieu, Pierre 1991: Der Korporativismus des Universellen. Die Rolle des Intellektuellen in der modernen Welt. In: Bourdieu, Pierre 1991: Die Intellektuellen und die Macht. Herausgegeben von Irene Dölling. Hamburg, S. 41–66.
Bourdieu, Pierre 1991: Die Intellektuellen und die Macht. Herausgegeben von Irene Dölling. Hamburg.
Bourdieu, Pierre 1992: Rede und Antwort. Frankfurt am Main.
Bourdieu, Pierre 2001: Das politische Feld. Zur Kritik der politischen Vernunft. Konstanz.
Brändli, Sibylle 2000: Der Supermarkt im Kopf. Konsumkultur und Wohlstand in der Schweiz nach 1945. Wien.
Bretscher-Spindler, Katharina 1997: Vom heissen zum Kalten Krieg. Vorgeschichte und Geschichte der Schweiz im Kalten Krieg 1943 bis 1968. Zürich.
Buclin, Hadrien 2013: «Surmonter le passé?» les intellectuels de gauche et le débat des années soixante sur la deuxième guerre mondial. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Bd. 63, S. 233–249.
Buclin, Hadrien 2015: Entre culture du consensus et critique sociale: les intellectuels de gauche dans la Suisse de l'après-guerre (1945–1968). Dissertation an der Université de Lausanne.
Bühler, Rahel 2008: Krawall! Die mediale Inszenierung der Ereignisse vom 29. und 30. Juni in der Deutschschweizer Presse. In: Linke, Angelika; Scharloth, Joachim (Hg.) 2008: Der Zürcher Sommer 1968. Zwischen Krawall, Utopie und Bürgersinn. Zürich, S. 65–76.
Bundi, Annetta; Jacomet, Andi 1997: «Das gibt es in der Schweiz!» Sozialreportagen in der «Nation» 1939–1952. Unveröffentlichte Facharbeit. Bern.
Burgermeister, Nicole; Peter Nicole 2012: Intergenerationelle Erinnerung in der Schweiz. Zweiter Weltkrieg, Holocaust und Nationalsozialismus im Gespräch. Wiesbaden.
Bürgi, Markus 2011: Fritz Platten. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 9. November 2011, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D3676.php.
Büschi, Markus 1998: Fichiert und archiviert. Die Staatsschutz-Akten des Bundes 1960–1990. In: Studien und Quellen. Zeitschrift des Schweizerischen Bundesarchivs, Nr. 24, S. 319–380.
Butler, Michael 1991: Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt. In: Butler, Michael; Pender, Malcolm (Hg.) 1991: Rejection and Emancipation. Writing in German-speaking Switzerland 1945–1991. New York, S. 41–56.
Butler, Michael 1995: The Problem of «Heimat»: Aspects of the «unbewältigte Vergangenheit» in German-Swiss Literature. In: Knapp, Gerhard P.; Labroisse, Gerd (Hg.) 1995: 1945–1995. Fünfzig Jahre deutschsprachige Literatur in Aspekten. Amsterdam, S. 141–159.
Butler, Michael; Pender, Malcolm (Hg.) 1991: Rejection and Emancipation. Writing in German-speaking Switzerland 1945–1991. New York.
Carron, Damien, Clavien, Alain et al. (Hg.) 2010: Intellektuelle in der Schweiz im 20. Jahrhundert. Traverse. Zeitschrift für Geschichte. Bd. 2. Zürich.
Charrier, Landry 2010: Ernest Bovet, la Société des Nations et l'idée d'Europe unie, 1914–1923. In: Carron, Damien, Clavien, Alain et al. (Hg.) 2010: Intellektuelle in der Schweiz im 20. Jahrhundert. Traverse. Zeitschrift für Geschichte. Bd. 2. Zürich, S. 108–118.
Chartier, Roger 2002: New Cultural History. In: Eibach, Joachim; Lottes; Günther (Hg.) 2002: Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch. Göttingen, S. 193–205.
Clavien, Alain 1993: Les Helvétistes. Intellectuels et politique en Suisse romande au début du siècle. Lausanne.
Clavien, Alain; Hauser, Claude 2010: Der Schweizer Intellektuelle zwischen Expertise und Kritik. In: Carron, Damien; Clavien, Alain et al. (Hg.) 2010: Intellektuelle in der Schweiz im 20. Jahrhundert. Traverse. Zeitschrift für Geschichte. Bd. 2. Zürich, S. 16–21.
Dahinden, Martin 1988: Nachwort. In: Dahinden, Martin (Hg.) 1988: Zeitspuren. Essays und Reden. Zürich, S. 351–379.
Dahinden, Martin (Hg.) 1988: Zeitspuren. Essays und Reden. Zürich.

Degen, Bernard 2009: Nonkonformismus. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 17. August 2009, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D48028.php.
Degen, Bernard 2011: Progressive Organisationen (POCH). In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 14. Dezember 2011, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D17404.php.
Dejung, Christoph 1984: Schweizer Geschichte seit 1945. Frauenfeld.
Dejung, Christoph 2007: Widerspruch. Auch eine Schweizer Geschichte seit 1945. Frauenfeld.
Drews, Isabel 2005: «Schweizer erwache». Der Rechtspopulist James Schwarzenbach (1967–1978). Frauenfeld.
Ducrey, Pierre; Jost, Hans Ulrich (Hg.) 2003: Jean Rudolf von Salis, die Intellektuellen und die Schweiz. Zürich.
Echte, Bernhard (Hg.) 1991: Friedrich Glauser. Briefe 2. 1935–1938. Zürich.
Echte, Bernhard 1996: Das Feuilleton als Forschungsgegenstand. Propädeutische Beobachtungen. In: Jost, Hans Ulrich; Utz, Peter; Valloton, François (Hg.) 1996: Literatur «unter dem Strich». Funktionen des Feuilletons in der Gesellschaft des 19. Und 20. Jahrhunderts. Les Annuelles. Nummer 7. Lausanne, S. 133–147.
Egloff, Gregor 2011: Franz Burri. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 22. Dezember 2011, www.hls-dhs-ds.ch/textes/d/ D42154.php.
Eibach, Joachim; Lottes; Günther (Hg.) 2002: Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch. Göttingen.
Eisner, Manuel 1991: «Wer sind wir?». Wandel der politischen Identität in der Schweiz 1840–1987. In: Schweizerisches Sozialarchiv (Hg.) 1991: Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel. Zürich, S. 29–65.
Ernst, Andreas; Gerlach, Thomas et al. (Hg.) 1994: Kontinuität und Krise. Sozialer Wandel als Lernprozess. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Schweiz. Zürich.
Estermann, Monika; Lersch, Edgar (Hg.) 2006: Deutsch-deutscher Literaturaustausch in den 70er Jahren. Wiesbaden.
Fahlenbrach, Kathrin 2007: Protestinszenierungen. Die Studentenbewegung im Spannungsfeld von Kultur-Revolution und Medien-Evolution. In: Klimke, Martin; Scharloth, Joachim (Hg.) 2007: 1968. Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung. Stuttgart, S. 11–21.
Färber, Thomas 2010: Walter Matthias Diggelmann. Ein Linksintellektueller in der öffentlichen Kultur der Schweiz zwischen 1960 und 1980. In: Traverse. Zeitschrift für Geschichte. Bd. 2. Zürich, S. 67–80.
Färber, Thomas 2008: Schreiben und schauen, was passiert: Mario Cortesi. In: Verschiedene Autoren 2008: Bern 68. Lokalgeschichte eines globalen Aufbruchs – Ereignisse und Erinnerungen. Baden, S. 28–30.
Färber, Thomas 2006: Die Schweizer Nonkonformisten der 1960er Jahre. Unveröffentlichte Lizenziatsarbeit. Bern.
Färber, Thomas; Schär, Bernhard 2008: Zwischen bürgerlicher Reform und jugendlicher Revolte: Die Nonkonformisten. In: Verschiedene Autoren 2008: Bern 68. Lokalgeschichte eines globalen Aufbruchs – Ereignisse und Erinnerungen. Baden, S. 15–27.
Faulstich, Werner (Hg.) 2003: Die Kultur der sechziger Jahre. Paderborn.
Faulstich, Werner 2006: Mediengeschichte. Von 1700 bis ins 3. Jahrtausend. Bd. II. Göttingen.
Feitknecht, Thomas 2008: Eine Biographie in Briefen. Streiflichter auf die rund 16 000 Briefe umfassende Korrespondenz von Adolf Muschg. In: Verschiedene Autoren 2008: Adolf Muschg. Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs. Nummer 25. Bern, S. 24–28.
Feitknecht, Thomas (Hg.) 2009: Werner Weber. Briefwechsel des Literaturkritikers aus sechs Jahrzehnten. Zürich.
Fetscher, Justus; Lämmert, Eberhard; Schutte, Jürgen (Hg.) 1991: Die Gruppe 47 in der Geschichte der Bundesrepublik. Würzburg.

Feusi Widmer, Roswitha 2009: Ludwig von Moos. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 17. November 2009, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D4720.php.
Flaschberger, Sabine 2008: «Sechstagerennen» am See – Diskussionshappening des Zürcher Manifests. In: Hebeisen, Erika; Joris, Elisabeth; Zimmermann, Angela (Hg.) 2008: Zürich 68. Kollektive Aufbrüche ins Ungewisse. Baden, S. 74–85.
Foppa, Daniel 2003: Max Frisch und die Neue Zürcher Zeitung. Zürich.
Foucault, Michel 2003: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Bd. III. 1976–1979. Herausgegeben von Daniel Defert und François Ewald unter Mitarbeit von Jacques Lagrange. Frankfurt am Main.
Frei, Guido 2003: Fernsehinformation auf dem Prüfstand – die Turbulenzen der 60er- und frühen 70er-Jahre und der Kampf um den Verfassungsartikel Radio und Fernsehen. In: Bardet, René (Hg.) 2003: 50 Jahre Schweizer Fernsehen. Zum Fernseh'n drängt, am Fernseh'n hängt doch alles … Baden, S. 90–109.
Fried, Johannes 1996: Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte. In: Historische Zeitschrift. Bd. 263. Heft 2. München, S. 291–316.
Frigerio Martina, Marina; Merhar, Susanne 2002: «… und es kamen Menschen». Die Schweiz der Italiener. Dissertation an der Universität Zürich.
Frisch, Max 1983: Forderungen des Tages. Porträts, Skizzen, Reden 1943–1982. Frankfurt am Main.
Gaetano, Romano 1993: Zeitungen und Zeitenwandel. In: Imhof, Kurt; Kleger, Heinz; Romano, Gaetano (Hg.) 1993: Zwischen Konflikt und Konkordanz. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Vor- und Zwischenkriegszeit. Krise und sozialer Wandel, Bd. 1. Zürich, S. 3–10.
Ganz, Martin 1991: Nonkonformes von vorgestern: «achtung: die Schweiz». In: Schweizerisches Sozialarchiv (Hg.) 1991: Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel. Zürich, S. 373–414.
Garovi, Angelo 2012: Bemerkungen zur politischen Haltung von Ludwig von Moos in den 30er Jahren. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Bd. 62, S. 156–163.
Geertz, Clifford 1983: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt am Main.
Gilcher-Holtey, Ingrid 1994: Die Nacht der Barrikaden. Eine Fallstudie zur Dynamik sozialen Protests. In: Neidhardt, Friedhelm (Hg.) 1994: Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Nummer 34, S. 375–392.
Gilcher-Holtey, Ingrid 1998: Mai 68 in Frankreich. In: Gilcher-Holtey, Ingrid (Hg.) 1998: 1968 – vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft. Göttingen, S. 11–34.
Gilcher-Holtey, Ingrid (Hg.) 1998: 1968 – vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft. Göttingen.
Gilcher-Holtey, Ingrid 2005³: Die 68er Bewegung. Deutschland – Westeuropa – USA. München.
Gilcher-Holtey, Ingrid 2007: Eingreifendes Denken. Die Wirkungschancen von Intellektuellen. Göttingen.
Gilg, Peter; Hablützel, Peter 1986: Beschleunigter Wandel und neue Krisen (seit 1945). In: Mesmer, Beatrix (Hg.) 1986: Geschichte der Schweiz und der Schweizer. Basel, S. 821–968.
Goehrke, Carsten; Siegenthaler, Hansjörg; Ulrich, Anita 1991: Vorbemerkungen. In: Schweizerisches Sozialarchiv (Hg.) 1991: Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel. Zürich, S. 7–10.
Goertz, Hans-Jürgen (Hg.) 2001²: Geschichte. Ein Grundkurs. Reinbek bei Hamburg.
Gramsci, Antonio 1992: Gefängnis. Hefte. Bd. 3 (Hefte 4 und 5). Hamburg.
Griesshammer, Marc 2008: Unruhe an der Uni: Studentischer Protest im forum politicum. In: Schär, Bernhard C.; Ammann, Ruth et al. (Hg.) 2008: Bern 68. Lokalgeschichte eines globalen Aufbruchs – Ereignisse und Erinnerungen. Baden, S. 99–115.
Grünewald, Guido 1982: Die Internationale der Kriegsdienstgegner (IdK). Ihre Geschichte 1945–1968. Köln.

Gsteiger, Manfred 1980: Die zeitgenössische Schweiz und ihre Literaturen. Eine Einführung. In: Gsteiger, Manfred (Hg.) 1980: Die zeitgenössischen Literaturen der Schweiz I. Autoren – Werke – Themen – Tendenzen seit 1945. Frankfurt am Main, S. 7–134.
Gsteiger, Manfred (Hg.) 1980: Die zeitgenössischen Literaturen der Schweiz I. Autoren – Werke – Themen – Tendenzen seit 1945. Frankfurt am Main.
Gysin, Nicole 2006: Qualität und Quote – der Kulturauftrag der SRG. In: Mäusli, Theo et al. (Hg.) 2006: Radio und Fernsehen in der Schweiz. Geschichte der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft SRG 1958–1983. Baden, S. 239–292.
Hähner, Olaf 1998: Historische Biographik. Die Entwicklung einer geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main.
Hähner, Olaf 1999: Die Biographie als historiographische Darstellungsform: Abgrenzungen und erste Unterscheidungen. In: Hähner, Olaf (Hg.) 1999: Historische Biographik. Die Entwicklung einer geschichtswissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main, S. 23–33.
Haller, Michael; Holzhey, Helmut (Hg.) 1992: Medien-Ethik. Beschreibungen, Analysen, Konzepte für den deutschsprachigen Journalismus. Opladen.
Hanuschek, Sven; Hörnigk, Therese; Malende, Christine (Hg.) 2000: Schriftsteller als Intellektuelle. Politik und Literatur im Kalten Krieg. Tübingen.
Hauser, Claude 2010: Rassemblement jurassien. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 27. Februar 2010, www.hls-dhs-ds.ch/textes/d/D17414.php.
Hauser, Claude 2012: Intellektuelle. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 24. August 2012, www.hls-dhs-ds.ch/textes/d/D16383.php.
Hebeisen, Erika; Joris, Elisabeth; Zimmermann, Angela (Hg.) 2008: Zürich 68. Kollektive Aufbrüche ins Ungewisse. Baden.
Herbert, Ulrich (Hg.) 2002: Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980. Göttingen.
Hettling, Manfred; König, Mario et al. (Hg.) 1998: Eine kleine Geschichte der Schweiz. Der Bundesstaat und seine Traditionen. Frankfurt am Main.
Hickethier, Knut 2003: Protestkultur und alternative Lebensformen. In: Faulstich, Werner (Hg.) 2003: Die Kultur der sechziger Jahre. Paderborn, S. 11–29.
Hirsch, Peter 1995: Er nannte sich Peter Surava. Stäfa.
Höchner, Francesca 2004: *Zivilverteidigung* – ein Normenbuch für die Schweiz. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Bd. 54. Basel, S. 188–203.
Hodenberg, Christine von 2002: Die Journalisten und der Aufbruch zur kritischen Öffentlichkeit. In: Herbert, Ulrich (Hg.) 2002: Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980. Göttingen, S. 278–311.
Hodenberg, Christine von 2006: Der Kampf um die Redaktionen. «1968» und der Wandel der westdeutschen Massenmedien, in: Von Hodenberg, Christine; Siegfried, Detlef 2006: Wo «1968» liegt. Reform und Revolte in der Geschichte der Bundesrepublik, Göttingen, S. 139–163.
Hodenberg, Christine von 2006: Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit. 1945–1973. Göttingen.
Hodenberg, Christine von; Siegfried, Detlef 2006: Wo «1968» liegt. Reform und Revolte in der Geschichte der Bundesrepublik, Göttingen.
Huber, Martina 2006: 1968. Fortschrittliche Studenten in Zürich. Unveröffentlichte Lizenziatsarbeit: Zürich.
Hucklenbroich, Jörg; Viehoff, Reinhold (Hg.) 2002: Schriftsteller und Rundfunk. Konstanz.
Hudemann, Rainer; Hahn, Marcus et al. (Hg.) 2002: Stätten grenzüberschreitender Erinnerung – Spuren der Vernetzung des Saar-Lor-Lux-Raumes im 19. und 20. Jahrhundert. Saarbrücken.
Hugger, Paul (Hg.) 1992: Handbuch der schweizerischen Volkskultur. Bd. 2. Zürich.
Imhof, Kurt 1993: Vermessene Öffentlichkeit – vermessene Forschung? Vorstellung eines

Projekts. In: Imhof, Kurt; Kleger, Heinz; Romano, Gaetano (Hg.) 1993: Zwischen Konflikt und Konkordanz. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Vor- und Zwischenkriegszeit. Krise und sozialer Wandel, Bd. 1. Zürich, S. 11–60.

Imhof, Kurt 1996: «Öffentlichkeit» als historische Kategorie und als Kategorie der Historie. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Bd. 46. Basel, S. 3–25.

Imhof, Kurt 1996: Wiedergeburt der geistigen Landesverteidigung: Kalter Krieg in der Schweiz. In: Imhof, Kurt; Kleger, Heinz; Romano, Gaetano (Hg.) 1996: Konkordanz und Kalter Krieg. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Zwischen- und Nachkriegszeit. Krise und sozialer Wandel, Bd. 2. Zürich, S. 173–248.

Imhof, Kurt; Romano, Gaetano 1991: Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel. Ein- und Überblicke. In: Schweizerisches Sozialarchiv (Hg.) 1991: Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel. Zürich, S. 11–27.

Imhof, Kurt; Romano, Gaetano 1991: Auf den Spuren sozialen Wandels – Streifzug durch 200 Jahre Schweizer Geschichte. Ein Nachtrag: Anmerkungen zu den Beiträgen in diesem Band. In: Schweizerisches Sozialarchiv (Hg.) 1991: Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel. Zürich, S. 415–432.

Imhof, Kurt; Kleger, Heinz; Romano, Gaetano (Hg.) 1993: Zwischen Konflikt und Konkordanz. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Vor- und Zwischenkriegszeit. Krise und sozialer Wandel, Bd. 1. Zürich.

Imhof, Kurt; Kleger, Heinz; Romano, Gaetano (Hg.) 1996: Konkordanz und Kalter Krieg. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Zwischen- und Nachkriegszeit. Krise und sozialer Wandel, Bd. 2. Zürich.

Imhof, Kurt; Kleger, Heinz; Romano, Gaetano (Hg.) 1999: Vom Kalten Krieg zur Kulturrevolution. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der 50er und 60er Jahre. Krise und sozialer Wandel, Bd. 3. Zürich.

Inderbitzin, Stephan 1984: Die Geschichte der Telearena/Telebühne. Zürich.

Isler, Andrea 1997: «Die Wahrheit der Oberfläche». Jugendkulturen und kultureller Wandel. In: Stapferhaus Lenzburg (Hg.) 1997: A walk on the wild side: Jugendszenen in der Schweiz von den 30er Jahren bis heute. Zürich, S. 8–19.

Jäger, Christian 1996: «Die Wirklichkeit ist eine Konstruktion». Überlegungen zur Bestimmung des feuilletonistischen Diskurses. In: Jost, Hans Ulrich; Utz, Peter; Valloton, François (Hg.) 1996: Literatur «unter dem Strich». Funktionen des Feuilletons in der Gesellschaft des 19. Und 20. Jahrhunderts. Les Annuelles. Nummer 7. Lausanne, S. 149–157.

Jäger, Georg 2000: Der Schriftsteller als Intellektueller. Ein Problemaufriß. In: Hanuschek, Sven; Hörnigk, Therese; Malende, Christine (Hg.) 2000: Schriftsteller als Intellektuelle. Politik und Literatur im Kalten Krieg. Tübingen, S. 1–25.

Jourat, Stéphane 1992: L'affaire Jaccoud. Paris.

Jorio, Marco 2006: Geistige Landesverteidigung. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 23. November 2006, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D17426.php.

Jost, Hans Ulrich 1995: Hinweise zur Theorie und Praxis der Biographie. In: Traverse. Zeitschrift für Geschichte. Bd. 2. Zürich, S. 9–23.

Jost, Hans Ulrich 1996: L'établissement du feuilleton dans le *Bund* et la *Neue Zürcher Zeitung*. In: Jost, Hans Ulrich; Utz, Peter; Valloton, François (Hg.) 1996: Literatur «unter dem Strich». Funktionen des Feuilletons in der Gesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts. Les Annuelles. Nummer 7. Lausanne, S. 47–67.

Jost, Hans Ulrich 2003: Die Schweiz in den Zeiten des Kalten Krieges. In: Diggelmann, Walter Matthias 2003: Die Hinterlassenschaft. Werkausgabe, Bd. 4. Einführung von Hans Ulrich Jost. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klara Obermüller. Zürich, S. 9–19.

Jost, Hans Ulrich; Imhof, Kurt 1998: Geistige Landesverteidigung: helvetischer Totalitarismus oder antitotalitärer Basiskompromiss? In: Schweizerisches Landesmuseum Zürich (Hg.) 1998: Die Erfindung der Schweiz 1848–1998. Bildentwürfe einer Nation. Zürich, S. 364–380.

zurück

Jost, Hans Ulrich; Utz, Peter; Valloton, François (Hg.) 1996: Literatur «unter dem Strich». Funktionen des Feuilletons in der Gesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts. Les Annuelles. Nummer 7. Lausanne.

Jurt, Joseph 1995: Das literarische Feld. Das Konzept Pierre Bourdieus in Theorie und Praxis. Darmstadt.

Kaiser, Gerhard 2000: «… ein männliches, aus tiefer Not gesungenes Kirchenlied …»: Emil Staiger und der Zürcher Literaturstreit. In: Bachorski, Hans-Jürgen; Behütuns, Georg; Boden, Petra (Hg.) 2000: Literaturstreit. Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbands. Heft 4. Bielefeld, S. 382–394.

Kauffmann, Kai 1999: Zur derzeitigen Situation der Feuilleton-Forschung. In: Kauffmann, Kai; Schütz, Erhard (Hg.) 1999: Die lange Geschichte der kleinen Form. Beiträge zur Feuilletonforschung. Berlin, S. 10–24.

Kauffmann, Kai; Schütz, Erhard (Hg.) 1999: Die lange Geschichte der kleinen Form. Beiträge zur Feuilletonforschung. Berlin.

Kiesel, Helmuth 1998: Literatur um 1968. Politischer Protest und postmoderner Impuls. In: Ott, Ulrich; Pfäfflin, Friedrich (Hg.) 1998: Protest! Literatur um 1968. Marbach am Neckar, S. 593–639.

Kleger, Heinz 1994: Orientierungskrise als Selbstfindung einer neuen politischen Gesellschaft. In: Ernst, Andreas; Gerlach, Thomas et al. (Hg.) 1994: Kontinuität und Krise. Sozialer Wandel als Lernprozess. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Schweiz. Zürich, S. 343–357.

Kleger, Heinz 1999: Normalfall und Sonderfall: Unheimliche Stabilität bei rasanten Veränderungen 1956–1963. In: Imhof, Kurt; Kleger, Heinz; Romano, Gaetano (Hg.) 1999: Vom Kalten Krieg zur Kulturrevolution. Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der 50er und 60er Jahre. Krise und sozialer Wandel, Bd. 3. Zürich, S. 191–234.

Klein, Christian 2002: Einleitung: Biographik zwischen Theorie und Praxis. Versuch einer Bestandsaufnahme. In: Klein, Christian (Hg.) 2002: Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens. Stuttgart, S. 1–22.

Klein, Christian (Hg.) 2002: Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens. Stuttgart.

Kley, Andreas 2005: Geschichte als nationale Selbstbehauptung. Die 1. August-Reden der schweizerischen Bundespräsidenten. In: Zeitschrift für schweizerisches Recht. Bd. 124, 1. Halbband. Basel, S. 455–477.

Klimke, Martin; Scharloth, Joachim (Hg.) 2007: 1968. Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung. Stuttgart.

Knapp, Gerhard P.; Labroisse, Gerd (Hg.) 1995: 1945–1995. Fünfzig Jahre deutschsprachige Literatur in Aspekten. Amsterdam.

König, Mario 1998: Politik und Gesellschaft im 20. Jahrhundert. Krisen, Konflikte, Reformen. In: Hettling, Manfred; König, Mario et al. (Hg.) 1998: Eine kleine Geschichte der Schweiz. Der Bundesstaat und seine Traditionen. Frankfurt am Main, S. 21–90.

König, Mario 1999: «Rasanter Stillstand und zähe Bewegung. Schweizerische Innenpolitik im Kalten Krieg – und darüber hinaus». In: Leimgruber, Walter; Fischer, Werner (Hg.) 1999: «Goldene Jahre». Zur Geschichte der Schweiz seit 1945. Zürich, S. 151–172.

König, Mario; Kreis, Georg et al. 1998: Einleitung. In: König, Mario; Kreis, Georg et al. (Hg.) 1998: Dynamisierung und Umbau. Die Schweiz in den 60er und 70er Jahren. Zürich, S. 12–20.

König, Mario; Kreis, Georg et al. (Hg.) 1998: Dynamisierung und Umbau. Die Schweiz in den 60er und 70er Jahren. Zürich.

Komitee Schluss mit dem Schnüffelstaat (Hg.) 1990: Schnüffelstaat Schweiz. Hundert Jahre sind genug. Zürich.

Kotte, Andreas (Hg.) 2005: Theaterlexikon der Schweiz. Bd. 2. Zürich.

Krebs, Gerhild 2002: Organisation Todt. In: Hudemann, Rainer; Hahn, Marcus et al. (Hg.) 2002: Stätten grenzüberschreitender Erinnerung – Spuren der Vernetzung des Saar-Lor-Lux-

Raumes im 19. und 20. Jahrhundert. Saarbrücken. Publiziert als CD-ROM sowie im Internet unter www.memotransfront.uni-saarland.de.
Kreis, Georg 1992: Die Frage der nationalen Identität. In: Hugger, Paul (Hg.) 1992: Handbuch der schweizerischen Volkskultur. Bd. 2. Zürich, S. 781–800.
Kreis, Georg 1993: Die Einschätzung der neuen Gefahr nach 1945. In: Kreis, Georg (Hg.) 1993: Staatsschutz in der Schweiz. Die Entwicklung von 1935–1990. Bern, S. 257–364.
Kreis, Georg (Hg.) 1993: Staatsschutz in der Schweiz. Die Entwicklung von 1935–1990. Bern.
Kreis, Georg 1997: Vier Debatten und wenig Dissens. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Bd. 47. Basel, S. 451–476.
Kreis, Georg 1998: Die Lancierung der Totalrevision der Bundesverfassung in den 1960er Jahren. In: König, Mario; Kreis, Georg et al. (Hg.) 1998: Dynamisierung und Umbau. Die Schweiz in den 60er und 70er Jahren. Zürich, S. 21–38.
Kreis, Georg 1999: Die Schweiz wird zum Einwanderungsland. In: Leimgruber, Walter; Fischer, Werner (Hg.) 1999: «Goldene Jahre». Zur Geschichte der Schweiz seit 1945. Zürich, S. 33–58.
Kreis, Georg 2014: Viel Zukunft – erodierende Gemeinsamkeit. Die Entwicklung nach 1943. In: Kreis, Georg (Hg.) 2014: Die Geschichte der Schweiz. Basel, S. 548–605.
Kreis, Georg (Hg.) 2014: Die Geschichte der Schweiz. Basel.
Lachenmeier, Dominik 2007: Die Achtundsechziger-Bewegung zwischen etablierter und alternativer Öffentlichkeit. In: Klimke, Martin; Scharloth, Joachim (Hg.) 2007: 1968. Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung. Stuttgart, S. 68.
Leimgruber, Walter 1999: «Goldene Jahre» – Einleitung. In: Leimgruber, Walter; Fischer, Werner (Hg.) 1999: «Goldene Jahre». Zur Geschichte der Schweiz seit 1945. Zürich, S. 9–33.
Leimgruber, Walter; Christen, Gabriela (Hg.) 1992: Sonderfall? Die Schweiz zwischen Réduit und Europa. Zürich.
Leimgruber, Walter; Fischer, Werner (Hg.) 1999: «Goldene Jahre». Zur Geschichte der Schweiz seit 1945. Zürich.
Lenschen, Walter (Hg.) 1998: Literatur übersetzen in der DDR. Bern.
Lepenies, Wolf 1992: Aufstieg und Fall der Intellektuellen in Europa. Frankfurt am Main.
Lepsius, Rainer 1990: Interessen, Ideen und Institutionen. Opladen.
Lepsius, Rainer 1990: Kritik als Beruf. Zur Soziologie der Intellektuellen. In: Lepsius, Rainer 1990: Interessen, Ideen und Institutionen. Opladen, S. 270–285.
Lerch, Fredi 1998: Der Nullpunkt ist kein stinkendes Bschüttloch. Der bernische Literaturstreit von 1964. In: Mettauer, Adrian; Pross, Wolfgang; Sorg, Reto (Hg.) 1998: Literatur. Berner Almanach, Bd. 2. Bern, S. 213–222.
Lerch, Fredi 2001: Muellers Weg ins Paradies. Nonkonformismus im Bern der sechziger Jahre. Zürich.
Lerch, Fredi 2003: Das Staunen der Dichter am Ende des Traums. Die jüngste Geschichte der Schweizer Autorinnen und Autoren Gruppe Olten. In: Schmid, Peter A.; Roth-Hunkeler, Theres (Hg.) 2003: Abschied von der Spaltung. Die letzten Jahre der Schweizer Autorinnen und Autoren Gruppe Olten und des Schweizerischen Schriftstellerinnen- und Schriftsteller-Verbandes. Zürich, S. 37–96.
Levi-Strauss, Claude 1991: Das wilde Denken. Frankfurt am Main.
Linke, Angelika; Scharloth, Joachim (Hg.) 2008: Der Zürcher Sommer 1968. Zwischen Krawall, Utopie und Bürgersinn. Zürich.
Linke, Angelika; Tanner, Jakob 2008: Zürich 1968. Die Stadt als Protestraum. In: Linke, Angelika; Scharloth, Joachim (Hg.) 2008: Der Zürcher Sommer 1968. Zwischen Krawall, Utopie und Bürgersinn. Zürich, S. 11–22.
Links, Roland 1998: Kurzes Nachdenken über anregendes Fremdsein. In: Lenschen, Walter (Hg.) 1998: Literatur übersetzen in der DDR. Bern, S. 119–124.
Links, Roland 2004: Der Umgang mit deutschsprachiger Literatur von 1954 bis in die siebziger

Jahre. In: Barck, Simone; Lokatis, Siegfried (Hg.) 2004: Fenster zur Welt. Eine Geschichte des DDR-Verlages Volk und Welt. Berlin, S. 97–102.
Linsmayer, Andrea; Linsmayer, Charles (Hg.) 1990: Frühling der Gegenwart. Schweizer Erzählungen 1890–1950. Bd. 3. Frankfurt am Main.
Linsmayer, Charles 1990: Die Krise der Demokratie als Krise ihrer Literatur. Die Literatur der deutschen Schweiz im Zeitalter der geistigen Landesverteidigung. In: Linsmayer Andrea; Linsmayer Charles (Hg.) 1990: Frühling der Gegenwart. Schweizer Erzählungen 1890–1950. Bd. 3. Frankfurt am Main, S. 436–493.
Linsmayer, Charles 1999: Phantasie als Disqualifikation? Die schwierige Partnerschaft zwischen Schweizer Literatur und Schweizer Presse zwischen 1899 und heute. In: Linsmayer, Charles (Hg.) 1999: Für den Tag schreiben. Journalismus und Literatur im Zeitungsland Schweiz. Zürich, S. 275–304.
Linsmayer, Charles (Hg.) 1999: Für den Tag schreiben. Journalismus und Literatur im Zeitungsland Schweiz. Zürich.
Loetscher, Hugo 1999: Literatur und Journalismus. Ein (helvetischer) Überblick – mit (nicht-helvetischem) Seitenblick. In: Linsmayer, Charles (Hg.) 1999: Für den Tag schreiben. Journalismus und Literatur im Zeitungsland Schweiz. Zürich, S. 11–23.
Löffler, Rolf 2004: «Zivilverteidigung» – die Entstehungsgeschichte des roten Büchleins. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Bd. 54. Basel, S. 173–187.
Lokatis, Siegfried 2006: «DDR-Literatur» aus der Schweiz, aus Österreich und der Bundesrepublik. In: Estermann, Monika; Lersch, Edgar (Hg.) 2006: Deutsch-deutscher Literaturaustausch in den 70er Jahren. Wiesbaden, S. 42–70.
Lokatis, Siegfried [ohne Jahr]: Schweizer Literatur im DDR-Verlag Volk und Welt. Zugänglich über www.europa.clio-online.de/site/lang_de/ItemID_684/mid_12210/40208773/Default.aspx (21. Juli 2016).
Luck, Rätus (Hg.) 1998: Geehrter Herr – lieber Freund. Schweizer Autoren und ihre deutschen Verleger. Mit einer Umkehrung und drei Exkursionen. Basel.
Luckscheiter, Roman 2001: Der postmoderne Impuls. Die Krise der Literatur um 1968 und ihre Überwindung. Berlin.
Luckscheiter, Roman 2007: Der postmoderne Impuls. «1968» als literaturgeschichtlicher Katalysator. In: Klimke, Martin; Scharloth, Joachim (Hg.) 2007: 1968. Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung. Stuttgart, S. 151–159.
Lüdkte, Alf 2001²: Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, historische Anthropologie. In: Goertz, Hans-Jürgen (Hg.) 2001²: Geschichte. Ein Grundkurs. Reinbek bei Hamburg, S. 557–578.
Maass, Angelika 1989: Vergegenwärtigung. Zum Geleit. In: Maass, Angelika; Heinser, Bernhard (Hg.) 1989: Verlust und Ursprung. Festschrift für Werner Weber. Mit Beiträgen zum Thema «Et in Arcadia ego». Zürich, S. 5–11.
Maass, Angelika; Heinser, Bernhard (Hg.) 1989: Verlust und Ursprung. Festschrift für Werner Weber. Mit Beiträgen zum Thema «Et in Arcadia ego». Zürich.
Mäder, Philipp 2002: Zweierlei rot. Schweizer Kommunisten in der DDR. Unveröffentlichte Lizenziatsarbeit. Zürich.
[Maissen, Thomas] 2005: Gegen den roten Totalitarismus, 1945–1967. In: Maissen, Thomas 2005: Die Geschichte der NZZ, 1780 – 2005. Zürich, S. 144–184.
[Maissen, Thomas] 2005: Systemgegensätze innen wie aussen: die Ära Luchsinger, 1968–1984. In: Maissen, Thomas 2005: Die Geschichte der NZZ, 1780–2005. Zürich, S. 185–235.
Maissen, Thomas 2005: Die Geschichte der NZZ, 1780–2005. Zürich.
Maissen, Thomas 2012: Geschichte der Schweiz. vierte, korrigierte Auflage. Baden.
Maissen, Thomas 2012: Zur Geisteswelt des Ludwig von Moos. Eine Replik auf Angelo Garovis «Bemerkungen». In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Bd. 62, S. 311–319.
Marchal, Guy; Mattioli, Aram 1992: Nationale Identität – allzu Bekanntes in neuem Licht. In:

Marchal, Guy; Mattioli, Aram (Hg.) 1992: Erfundene Schweiz. Konstruktion nationaler Identität. Zürich, S. 11–20.
Marchal, Guy 1992: Das «Schweizeralpenland»: eine imagologische Bastelei. In: Marchal, Guy; Mattioli, Aram (Hg.) 1992: Erfundene Schweiz. Konstruktion nationaler Identität. Zürich, S. 37–49.
Marchal, Guy; Mattioli, Aram (Hg.) 1992: Erfundene Schweiz. Konstruktion nationaler Identität. Zürich.
Marti, Erwin 1996: Carl Albert Loosli 1877–1959. Zwischen Jugendgefängnis und Pariser Bohème 1877–1907. Bd. 1. Zürich.
Marti, Erwin 1999: Carl Albert Loosli 1877–1959. Eulenspiegel in helvetischen Landen 1904–1914. Bd. 2. Zürich.
Marti, Erwin 2009: Carl Albert Loosli 1877–1959. Im eignen Land verbannt 1914–1959. Bd. 3, Erster Teil. Zürich.
Martig, Peter (Hg.) 2011: Berns moderne Zeit. Das 19. und 20. Jahrhundert neu entdeckt. Bern.
Marwick, Arthur 2000: Die 68er Revolution. In: Wende, Peter (Hg.) 2000: Grosse Revolutionen der Geschichte. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart. München, S. 312–332.
Matt, Beatrice von 2001: Wb. – Eine Ära der Literaturkritik. Werner Weber an der NZZ. In: Verschiedene Autoren 2001: Literaturkritik. Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs. Nummer 15/16. Bern, S. 159–162.
Matt, Peter von 1991: Der Zwiespalt der Wortmächtigen. Essays zur Literatur. Zürich.
Matt, Peter von 2001: Die Tintenblauen Eidgenossen. Über die literarische und politische Schweiz. München.
Mattioli, Aram 1994: A propos des intellectuels en Suisse romande … In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Bd. 44. Basel, S. 413–415.
Mattioli, Aram 1994: Zwischen Demokratie und totalitärer Diktatur. Gonzague de Reynold und die Tradition der autoritären Rechten in der Schweiz. Zürich.
Mattioli, Aram 1995: Die intellektuelle Rechte und die Krise der demokratischen Schweiz. Überlegungen zu einem zeitgeschichtlichen Niemandsland. In: Mattioli, Aram (Hg.) 1995: Intellektuelle von Rechts. Ideologie und Politik in der Schweiz 1918–1939. Zürich, S. 1–27.
Mattioli, Aram (Hg.) 1995: Intellektuelle von Rechts. Ideologie und Politik in der Schweiz 1918–1939. Zürich.
Mäusli, Theo et al. (Hg.) 2006: Radio und Fernsehen in der Schweiz. Geschichte der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft SRG 1958–1983. Baden.
Mäusli, Theo; Steigmeier, Andreas 2006: Radio und Fernsehen im gesellschaftlichen Wandel. In: Mäusli, Theo et al. (Hg.) 2006: Radio und Fernsehen in der Schweiz. Geschichte der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft SRG 1958–1983. Baden, S. 11–19.
Meienberg, Niklaus 1981: Die Erweiterung der Pupillen beim Eintritt ins Hochgebirge. Poesie 1966–1981. Zürich.
Meier, Bruno (Hg.) 2007: Das Unbehagen im Kleinstaat Schweiz. Der Germanist und politische Denker Karl Schmid (1907–1974). Zürich.
Merki, Christoph 1995: Und wieder lodern die Höhenfeuer. Die Schweizerische Bundesfeier als Hoch-Zeit der nationalen Ideologie. 1.-August-Artikel in der Parteipresse 1891–1935. Zürich.
Mesmer, Beatrix (Hg.) 1986: Geschichte der Schweiz und der Schweizer. Basel.
Mettauer, Adrian; Pross, Wolfgang; Sorg, Reto (Hg.) 1998: Literatur. Berner Almanach, Bd. 2. Bern.
Montmollin, Benoît de 2011: Dienstverweigerung. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 13. Januar 2011, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8678.php.
Mooser, Josef 1997: Die «Geistige Landesverteidigung» in den 1930er Jahren. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Bd. 47. Basel, S. 685–708.
Morat, Daniel 2011: Intellektuelle und Intellektuellengeschichte. Zugängig über folgenden Link: https://docupedia.de/zg/Intellektuelle_und_Intellektuellengeschichte.

Mühlethaler, Hans 1989: Die Gruppe Olten. Das Erbe einer rebellierenden Schriftstellergeneration. Aarau.
Müller Farguell, Roger W. 1998: Literarischer Journalismus. Hugo Loetscher und Niklaus Meienberg. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.) 1998: Literatur in der Schweiz. Zeitschrift für Literatur. Bd. 9. München, S. 157–169.
Neidhardt, Friedhelm (Hg.) 1994: Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Nummer 34.
Neuhaus, Stefan 2002: Von Texten, Menschen und Medien. Die Literaturwissenschaft und ihr Gegenstand. In: Blöbaum, Bernd; Neuhaus, Stefan (Hg.) 2002: Literatur und Journalismus. Theorie, Kontexte, Fallstudien. Wiesbaden, S. 11–21.
Niederer, Ulrich 1987: 75 Jahre Schweizerischer Schriftsteller-Verband. In: Schweizerischer Schriftsteller-Verband (Hg.) 1987: Literatur geht nach Brot. Die Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes. Aarau, S. 7–120.
Niederer, Ulrich 1994: Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes. Kulturpolitik und individuelle Förderung. Jakob Bührer als Beispiel. Basel.
Nussberger, Ulrich 1984: Das Pressewesen zwischen Geist und Kommerz. Konstanz.
Obermüller, Klara 1999: «Und das Heldentum blieb uns erspart». Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg: Stationen der literarischen Auseinandersetzung. In: Leimgruber, Walter; Fischer, Werner (Hg.) 1999: «Goldene Jahre». Zur Geschichte der Schweiz seit 1945. Zürich, S. 15–32.
Obermüller, Klara 2003: Kultur zwischen Bildung und Boulevard – Geschichte einer schwierigen Beziehung. In: Bardet, René (Hg.) 2003: 50 Jahre Schweizer Fernsehen. Zum Fernseh'n drängt, am Fernseh'n hängt doch alles … Baden, S. 172–187.
Obermüller, Klara (Hg.) 2003: Wir sind eigenartig, ohne Zweifel. Die kritischen Texte von Schweizer Schriftstellern über ihr Land. Zürich.
Obermüller, Klara 2009: Weder Tag noch Stunde. Nachdenken über Sterben und Tod. Freiburg im Breisgau.
Obermüller, Klara 2016: Spurensuche. Ein Lebensrückblick in zwölf Bildern. Zürich.
[Ohne Herausgeber] 1981: Tintenfisch (2). Zehn Jahrbücher zur deutschen Literatur. Bd. 1: 1967–1971. Berlin.
Øhrgaard, Per 2000: «ich bin nicht zu herrn willy brandt gefahren» – Zum politischen Engagement der Schriftsteller in der Bundesrepublik am Beginn der 60er Jahre. In: Schildt, Axel; Siegfried, Detlef; Lammers, Karl (Hg.) 2000: Dynamische Zeiten: die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften. Göttingen, S. 719–733.
Ostertag, Ernst 2005: 170 Jahre bewegte Schweizer Schwule, www.yumpu.com/de/document/view/4554229/170-jahre-bewegte-schweizer-schwule-network (20. 9. 2016).
Ostertag, Ernst; Rapp, Röbi 2009: Es geht um Liebe. Schwule in der Schweiz und ihre Geschichte. Frauenfeld.
Ott, Ulrich; Pfäfflin, Friedrich (Hg.) 1998: Protest! Literatur um 1968. Marbach am Neckar.
Pender, Malcolm 2020: Geschichte als Tabubrüche. Walter Matthias Diggelmann und sein Roman «Die Hinterlassenschaft». In: Sośicka, Dorota (Hg.) 2020: Tabuzonen und Tabubrüche in der Deutschschweizer Literatur. Göttingen, S. 125–139.
Peter, Nicole 2008: Halbstarke, Kellerpoeten, Studentinnen und Lehrlinge. «1968» in der Schweiz. In: Linke, Angelika; Scharloth, Joachim (Hg.) 2008: Der Zürcher Sommer 1968. Zwischen Krawall, Utopie und Bürgersinn. Zürich, S. 23–32.
Peter-Kubli, Susanne 2012: James Schwarzenbach. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 24. Oktober 2012, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D6678.php.
Pezold, Klaus 1991: Die Jahrzehnte des Aufschwungs. Literatur und literarisches Leben vom Anfang der sechziger bis Ende der achtziger Jahre. In: Pezold, Klaus (Hg.) 1991: Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert. Berlin, S. 167–289.
Pezold, Klaus (Hg.) 1991: Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert. Berlin.

Pfister, Christian (Hg.) 1995: Das 1950er Syndrom. Der Weg in die Konsumgesellschaft. Bern.
Pfister, Christian; Kaufmann-Hayoz, Ruth et al. 1995: «Das 1950er Syndrom»: Zusammenfassung und Synthese. In: Pfister, Christian (Hg.) 1995: Das 1950er Syndrom. Der Weg in die Konsumgesellschaft. Bern, S. 21–47.
Planta, Anna von; Weber, Ulrich et al. (Hg.) 2011: Friedrich Dürrenmatt. Sein Leben in Bildern. Zürich.
Pulver, Elsbeth 1980: Die deutschsprachige Literatur der Schweiz seit 1945. In: Gsteiger, Manfred (Hg.) 1980: Die zeitgenössischen Literaturen der Schweiz I. Autoren – Werke – Themen – Tendenzen seit 1945. Frankfurt am Main, S. 135–484.
Pulver, Elsbeth 1998: «Plättchenleger im Bodenlosen». Literaturkritik in der deutschen Schweiz. Ein Exkurs zwischen den Zeiten. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.) 1998: Literatur in der Schweiz. München, S. 214–226.
Pulver, Elsbeth 2007: Von der Protest- zur Eventkultur (1970–2000). In: Rusterholz, Peter; Solbach, Andreas (Hg.) 2007: Schweizer Literaturgeschichte. Stuttgart, S. 345–399.
Quaas, Ingeborg 2004: Auf Schweizer Erkundungen. In: Barck, Simone; Lokatis, Siegfried (Hg.) 2004: Fenster zur Welt. Eine Geschichte des DDR-Verlages Volk und Welt. Berlin, S. 114–116.
Raulff, Ulrich 1995: Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch. Frankfurt am Main.
Raulff, Ulrich 1999: Der unsichtbare Augenblick. Zeitkonzepte in der Geschichte. Göttingen.
Raulff, Ulrich 2002: Das Leben – buchstäblich. Über neuere Biographik und Geschichtswissenschaft. In: Klein, Christian (Hg.) 2002: Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens. Stuttgart, S. 55–68.
Rehrmann, Norbert 2009: Simón Bolívar. Die Lebensgeschichte des Mannes, der Lateinamerika befreite. Berlin.
Reinhardt, Volker 2006: Geschichte der Schweiz. München.
Riklin, Alois 2010: Neutralität. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 9. November 2010, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16572.php.
Ritzer, Nadine 2015: Der Kalte Krieg in den Schweizer Schulen. Eine kulturgeschichtliche Analyse. Bern.
Rohner, Viola 2002: Unkraut. Zürich.
Romano, Gaetano 1998: Die Überfremdungsbewegung als «Neue soziale Bewegung». Zur Kommerzialisierung, Oralisierung und Personalisierung massenmedialer Kommunikation in den 1960er Jahren. In: König, Mario; Kreis, Georg et al. (Hg.) 1998: Dynamisierung und Umbau. Die Schweiz in den 60er und 70er Jahren. Zürich, S. 143–160.
Rotpunktverlag (Hg.) 2007: 30 Jahre Rotpunktverlag. Engagierte Bücher für engagierte Leserinnen und Leser. Zürich.
Rüedi, Peter (Hg.) 2001: Max Frisch – Friedrich Dürrenmatt. Briefwechsel. Zürich.
Rüedi, Peter 2011: Dürrenmatt oder Die Ahnung vom Ganzen. Zürich.
Rüegg, Sonja 1998: «Ich hasse nicht die Schweiz, sondern die Verlogenheit». Das Schweiz-Bild in Max Frischs Werken «Graf Öderland», «Stiller» und «achtung: die Schweiz» und ihre zeitgenössische Kritik. Zürich.
Rusterholz, Peter 2007: Nachkrieg – Frisch – Dürrenmatt – Zürcher Literaturstreit – Eine neue Generation (1945–1970). In: Rusterholz, Peter; Solbach, Andreas (Hg.) 2007: Schweizer Literaturgeschichte. Stuttgart, S. 241–344.
Rusterholz, Peter; Solbach, Andreas (Hg.) 2007: Schweizer Literaturgeschichte. Stuttgart.
Said, Edward W. 1997: Götter, die keine sind. Der Ort des Intellektuellen. Berlin.
Sarasin, Philipp 2003: Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse. Frankfurt am Main.
Sarasin, Philipp, 13. 3. 2005: Kultur der Bedrohung. Vortrag im Schiffbau, Schauspielhaus Zürich. Reihe «Implosionen».
Sartre, Jean-Paul 1995: Plädoyer für die Intellektuellen. Interviews, Artikel, Reden 1950–1973. Reinbek bei Hamburg.
Saurma, Adalbert 1991: Das Bild der Schweiz in den Bundesfeierbetrachtungen seit 1945. Basel.

Saxer, Ulrich 1987: Vorwort. In: Baldes, Ingrid; Ambroz, Alenka et al. 1987: Schweizer Hörspielautoren bei Radio DRS. 20 Jahre praktische Kulturförderung. Zürich, S. 1–5.
Schallié, Charlotte 2008: Heimdurchsuchungen. Deutschschweizer Literatur, Geschichtspolitik und Erinnerungskultur seit 1965. Zürich.
Schär, Benz H. R. 2009: Kurt Marti. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 8. Dezember 2009, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D10749.php.
Schär, Bernhard C.; Ammann, Ruth et al. (Hg.) 2008: Bern 68. Lokalgeschichte eines globalen Aufbruchs – Ereignisse und Erinnerungen. Baden.
Schär, Bernhard C.; Sperisen, Vera 2011: 1968 in Bern: kultureller Wandel abseits der Metropolen. In: Martig, Peter (Hg.) 2011: Berns moderne Zeit. Das 19. und 20. Jahrhundert neu entdeckt. Bern, S. 223–230.
Schär, Renate 2008: «Das Gefängnis tötet – Tod dem Gefängnis!» Die Schweizer Knastbewegung Astra. In: Schär, Bernhard C.; Ammann, Ruth et al. (Hg.) 2008: Bern 68. Lokalgeschichte eines globalen Aufbruchs – Ereignisse und Erinnerungen. Baden, S. 163–173.
Schär, Renate 2008: «Die Winden sind ein Graus: macht Kollektive draus!» – die Kampagne gegen Erziehungsheime. In: Hebeisen, Erika; Joris, Elisabeth; Zimmermann, Angela (Hg.) 2008: Zürich 68. Kollektive Aufbrüche ins Ungewisse. Baden, S. 86–97.
Scheffler, Ingrid 1986: Albin Zollinger, Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt als Publizisten und ihr Verhältnis zu den Medien. Frankfurt am Main.
Schildt, Axel 2001²: Zeitgeschichte. In: Goertz, Hans-Jürgen (Hg.) 2001²: Geschichte. Ein Grundkurs. Reinbek bei Hamburg, S. 318–330.
Schildt, Axel; Siegfried, Detlef; Lammers, Karl (Hg.) 2000: Dynamische Zeiten: die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften. Göttingen.
Schmid, Erich 2012: Peter Surava. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 24. Juli 2012, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D41626.php.
Schmid, Peter A.; Roth-Hunkeler, Theres (Hg.) 2003: Abschied von der Spaltung. Die letzten Jahre der Schweizer Autorinnen und Autoren Gruppe Olten und des Schweizerischen Schriftstellerinnen- und Schriftsteller-Verbandes. Zürich.
Schneider, Irmela 1991: «Fast alle haben vom Rundfunk gelebt». Hörspiele der 50er Jahre als literarische Form. In: Fetscher, Justus; Lämmert, Eberhard; Schutte, Jürgen (Hg.) 1991: Die Gruppe 47 in der Geschichte der Bundesrepublik. Würzburg, S. 203–217.
Schnoz, Monika 2008: Ein Hauch von Kulturrevolution. Die Wandzeitungen der Marathondiskussion «Sechs Tage Zürcher Manifest». In: Linke, Angelika; Scharloth, Joachim (Hg.) 2008: Der Zürcher Sommer 1968. Zwischen Krawall, Utopie und Bürgersinn. Zürich, S. 118–128.
Schwander, Marcel 1998: Schweizer Literaten: vom Diskurs in der Enge zur Schweiz als Gefängnis. In: Schweizerisches Landesmuseum Zürich (Hg.) 1998: Die Erfindung der Schweiz 1848–1998. Bildentwürfe einer Nation. Zürich, S. 486–494.
Schwarzenberger, Sandra 2020: «Die Selbstzerstörung des Walter Matthias Diggelmann». Eine Untersuchung der Mythen und Wahrheiten dieses Filmexperiments. Unveröffentlichte Seminararbeit an der Universität Freiburg.
Schweizerischer Schriftsteller-Verband (Hg.) 1987: Literatur geht nach Brot. Die Geschichte des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes. Aarau.
Schweizerisches Landesmuseum Zürich (Hg.) 1998: Die Erfindung der Schweiz 1848–1998. Bildentwürfe einer Nation. Zürich.
Schweizerisches Sozialarchiv (Hg.) 1991: Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel. Zürich.
Schwok, René 2015: Europäische Union. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 17. März 2015, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D13813.php.
Seidler, Franz W. 1987: Die Organisation Todt. Bauen für Staat und Wehrmacht 1938–1945. Koblenz.

Sidler, Roger 1996: «Croire et Créer». Das Selbstbildnis der Schweiz an der Expo 64. Unveröffentlichte Lizenziatsarbeit.
Sidler, Roger 1998: «Pour la Suisse de demain: croire et créer». Das Selbstbildnis der Schweiz an der Expo 64. In: König, Mario; Kreis, Georg et al. (Hg.) 1998: Dynamisierung und Umbau. Die Schweiz in den 60er und 70er Jahren. Zürich, S. 39–50.
Sidler, Roger 2000: Arnold Künzli. «Tastenklopfend zu denken» – «ein Verlustgeschäft». In: Birrer, Sibylle; Caluori, Reto et al. 2000: Nachfragen und Vordenken. Intellektuelles Engagement bei Jean Rudolf von Salis, Golo Mann, Arnold Künzli und Niklaus Meienberg. Zürich, S. 139–185.
Sidler, Roger 2001: Das Ende des Linksintellektuellen? Das Fallbeispiel Arnold Künzli. In Zeitschrift für Kultur, Politik, Kirche, Heft 2, S. 106–112.
Sidler, Roger 2006: Arnold Künzli. Kalter Krieg und «geistige Landesverteidigung» – eine Fallstudie. Zürich.
Siegenthaler, Hansjörg 1992: Hirtenfolklore in der Industriegesellschaft. Nationale Identität als Gegenstand von Mentalitäts- und Sozialgeschichte. In: Marchal, Guy; Mattioli, Aram (Hg.) 1992: Erfundene Schweiz. Konstruktion nationaler Identität. Zürich, S. 23–35.
Siegfried, Detlef 2006: Time is on my side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre. Göttingen.
Sirinelli, Jean-François 1986: Le hasard ou la nécessité? Une histoire en chantier: L'histoire des intellectuels. In: Vingtième Siècle. Revue d'histoire. Nummer 9, Januar bis März, S. 97–108.
Sirinelli, Jean-François 1988: Les intellectuels. In: Rémond, René (Hg.) 1988: Pour une histoire politique. Paris, S. 199–231.
Sirinelli, Jean-François; Ory, Pascal 2002³: L'intellectuel: une definition. In: Sirinelli, Jean-François; Ory, Pascal (Hg.) 2002³: Les intellectuels en France. De l'affaire Dreyfus à nos jours. Paris, S. 5–12.
Sirinelli, Jean-François; Ory, Pascal (Hg.) 2002³: Les intellectuels en France. De l'affaire Dreyfus à nos jours. Paris.
Skenderovic, Damir; Späti, Christina 2012: Die 1968er Jahre in der Schweiz. Aufbruch in Politik und Kultur. Baden.
Sperisen, Vera 2008: Burgdorf 1968: Kulturrevolution in der Kleinstadt? In: Schär, Bernhard C.; Ammann, Ruth et al. (Hg.) 2008: Bern 68. Lokalgeschichte eines globalen Aufbruchs – Ereignisse und Erinnerungen. Baden, S. 79–88.
Sperisen, Vera 2008: Ausbruch aus dem Elfenbeinturm: Martin Schwander. In: Schär, Bernhard C.; Ammann, Ruth et al. (Hg.) 2008: Bern 68. Lokalgeschichte eines globalen Aufbruchs – Ereignisse und Erinnerungen. Baden, S. 90–97.
Sprecher, Thomas 2007: Karl Schmids Leben: eine biografische Skizze. In: Meier, Bruno (Hg.) 2007: Das Unbehagen im Kleinstaat Schweiz. Der Germanist und politische Denker Karl Schmid (1907–1974). Zürich, S. 8–34.
Stapferhaus Lenzburg (Hg.) 1997: A walk on the wild side: Jugendszenen in der Schweiz von den 30er Jahren bis heute. Zürich.
Staub Steiner, Carole 1994: «Alt» und «neu»: Zur Grundlage von Werner Webers Literaturkritik; mit einer Bibliographie (1941 bis 1992). Bern.
Steck, Cornelia 2011: Die Gesellschaft Schweiz – DDR 1976–1990. Öffentlichkeitsarbeit des SED-Staates in der Schweiz. Unveröffentlichte Masterarbeit. Bern.
Steger, Hans Ulrich 1999: Zahn um Zahn. 50 Jahre Weltgeschichte in Bildern. Zürich.
Steinbach, Peter 1999: Zeitgeschichte und Massenmedien aus Sicht der Geschichtswissenschaft. In: Wilke, Jürgen (Hg.) 1999: Massenmedien und Zeitgeschichte. Konstanz, S. 32–53.
Stettler, Peter 2010: Walther Hofer. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 23. Juni 2010, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D6380.php.
Strassner, Erich 1999: Zeitung. Grundlagen der Medienkommunikation, Bd. 2. Zweite, veränderte Auflage. Tübingen.

Studer, Brigitte 2009: Antikommunismus. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 23. März 2009, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D27836.php.
Studer, Patrick; Egger, Sabine (Hg.) 2007: From the Margins to the Centre. Irish Perspectives on Swiss Culture and Literature. Bern.
Stutz, Ursula 2008: Der Zürcher Sommer 1968: die Chronologie der Ereignisse. In: Linke, Angelika; Scharloth, Joachim (Hg.) 2008: Der Zürcher Sommer 1968. Zwischen Krawall, Utopie und Bürgersinn. Zürich, S. 39–56.
Suter, Anja; Bernasconi, Sara 2008: Aus der Sponti-Aktion wird ein Virus – die Frauenbefreiungsbewegung FBB. In: Hebeisen, Erika; Joris, Elisabeth; Zimmermann, Angela (Hg.) 2008: Zürich 68. Kollektive Aufbrüche ins Ungewisse. Baden, S. 182–193.
Szabó, János 1989: Erzieher und Verweigerer. Zur deutschsprachigen Gegenwartsprosa der Schweiz. Würzburg.
Tanner, Jakob 1992: Zwischen «American Way of Life» und «Geistiger Landesverteidigung». In: Unsere Kulturdenkmäler 3, S. 351–363.
Tanner, Jakob 1994: Die Schweiz in den 1950er Jahren. Prozesse, Brüche, Widersprüche, Ungleichzeitigkeiten. In: Blanc, Jean-Daniel; Luchsinger, Christine (Hg.) 1994: achtung: die 50er Jahre! Annäherungen an eine widersprüchliche Zeit. Zürich, S. 19–50.
Tanner, Jakob 1999: Lebensstandard, Konsumkultur und American Way of Life seit 1945. In: Leimgruber, Walter; Fischer, Werner (Hg.) 1999: «Goldene Jahre». Zur Geschichte der Schweiz seit 1945. Zürich, S. 101–132.
Tanner, Jakob; Weigel, Sigrid (Hg.) 2002: Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges. Zürich.
Treichler, Hans Peter 2003: 50 Jahre Schweizer Fernsehen. In: Bardet, René (Hg.) 2003: 50 Jahre Schweizer Fernsehen. Zum Fernseh'n drängt, am Fernseh'n hängt doch alles … Baden, S. 10–42.
Valär, Rico Franc 2013: Weder Italiener noch Deutsche! Die rätoromanische Heimatbewegung, 1863–1938. Baden.
Vallotton, François 2006: Anastasie ou cassandre? Le rôle de la radio-télévision dans la société helvétique. In: Mäusli, Theo et al. (Hg.) 2006: Radio und Fernsehen in der Schweiz. Geschichte der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft SRG 1958–1983. Baden, S. 37–82.
Verein Literaturstiftung Bern (Hg.) 2019: Die Schweiz bewältigen. Eine literarische Debatte nach Max Frisch. Mit Beiträgen von Max Frisch, Otto F. Walter, Jean Rudolf von Salis, Peter Bichsel, Adolf Muschg, Walter Matthias Diggelmann, Tobias Amslinger, Ruth Schweikert und Julia Weber. Luzern.
Verschiedene Autoren 2001: Literaturkritik. Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs. Nummer 15/16. Bern.
Verschiedene Autoren 2008: Adolf Muschg. Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs. Nummer 25. Bern.
Verschiedene Autoren 2009: Carl Albert Loosli. Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs. Nummer 28. Bern.
Viehoff, Reinhold 2002: Schriftsteller und Rundfunk – einige systematische Überlegungen und ein Beispiel. Siegen.
Viehoff, Reinhold; Hucklenbroich, Jörg 2002: Schriftsteller und Rundfunk. In: Hucklenbroich, Jörg; Viehoff, Reinhold (Hg.) 2002: Schriftsteller und Rundfunk. Konstanz, S. 8–12.
Walser, Erasmus 2013: Homosexualität. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 4. Dezember 2013, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D16560.php.
Walter, Otto F. 1989: Gegenwort. Aufsätze, Reden, Begegnungen. Zürich.
Walther, Michael 2004: Mediengeschichte des Kantons St. Gallen. Eine quantitative Erhebung. St. Gallen.
Weber, Georg 2017: «Ein Funke springt über»: Der Diskussionskeller «Junkere 37». In: Weber,

Georg (Hg.) 2017: Rebellion unter Laubenbögen. Die Berner 1968er Bewegung. Bern, S. 26–65.
Weber, Georg (Hg.) 2017: Rebellion unter Laubenbögen. Die Berner 1968er Bewegung. Bern.
Weber, Paul 1995: Das Deutschschweizer Hörspiel. Geschichte – Dramaturgie – Typologie. Bern.
Weck, Hervé de 2009: Schlacht von Marignano. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 27. Oktober 2009, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D8896.php.
Weigel, Sigrid 2002: Korrespondenzen und Konstellationen. Zum postalischen Prinzip biographischer Darstellungen. In: Klein, Christian (Hg.) 2002: Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens. Stuttgart, S. 41–54.
Wende, Peter (Hg.) 2000: Grosse Revolutionen der Geschichte. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart. München.
Weninger, Robert 2004: Einleitung. In: Weninger, Robert 2004: Streitbare Literaten. Kontroversen und Eklats in der deutschen Literatur von Adorno bis Walser. München, S. 68.
Weninger, Robert 2004: Streitbare Literaten. Kontroversen und Eklats in der deutschen Literatur von Adorno bis Walser. München.
Wernecke, Klaus 2003: Flugblatt und Flugschrift in der Studentenbewegung der sechziger Jahre. In: Faulstich, Werner (Hg.) 2003: Die Kultur der sechziger Jahre. Paderborn, S. 165–177.
Wilke, Jürgen 1999: Massenmedien und Zeitgeschichte aus der Sicht der Publizistikwissenschaft. In: Wilke, Jürgen (Hg.) 1999: Massenmedien und Zeitgeschichte. Konstanz, S. 19–31.
Wilke, Jürgen (Hg.) 1999: Massenmedien und Zeitgeschichte. Konstanz.
Wirth, Michael 1998: Jahrhundert der Ungleichzeitigkeiten. Zur Rezeption von Werken der deutschschweizer Literatur in Deutschland. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.) 1998: Literatur in der Schweiz. München, S. 235–249.
Worstbrock, Franz-Josef (Hg.) 1986: Formen und Formgeschichte des Streitens. Der Literaturstreit. Tübingen.
Wüthrich, Sascha 2010: Zivilverteidigungsbuch 1969: Vorstellungen und Verhaltung zur Zeit des Kalten Krieges in der Schweiz. Bern.
Zala, Sacha 1998: Gebändigte Geschichte. Amtliche Historiographie und ihr Malaise mit der Geschichte der Neutralität. 1945–1961. Dossier des Schweizerischen Bundesarchivs, Nummer 7. Bern.
Zbinden, Jürg 1994: Der «neue» Zürcher Literaturstreit 1966/1967: Phänomen einer beginnenden gesellschaftlichen Krise? In: Ernst, Andreas; Gerlach, Thomas et al. (Hg.) 1994: Kontinuität und Krise. Sozialer Wandel als Lernprozess. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Schweiz. Zürich, S. 207–224.